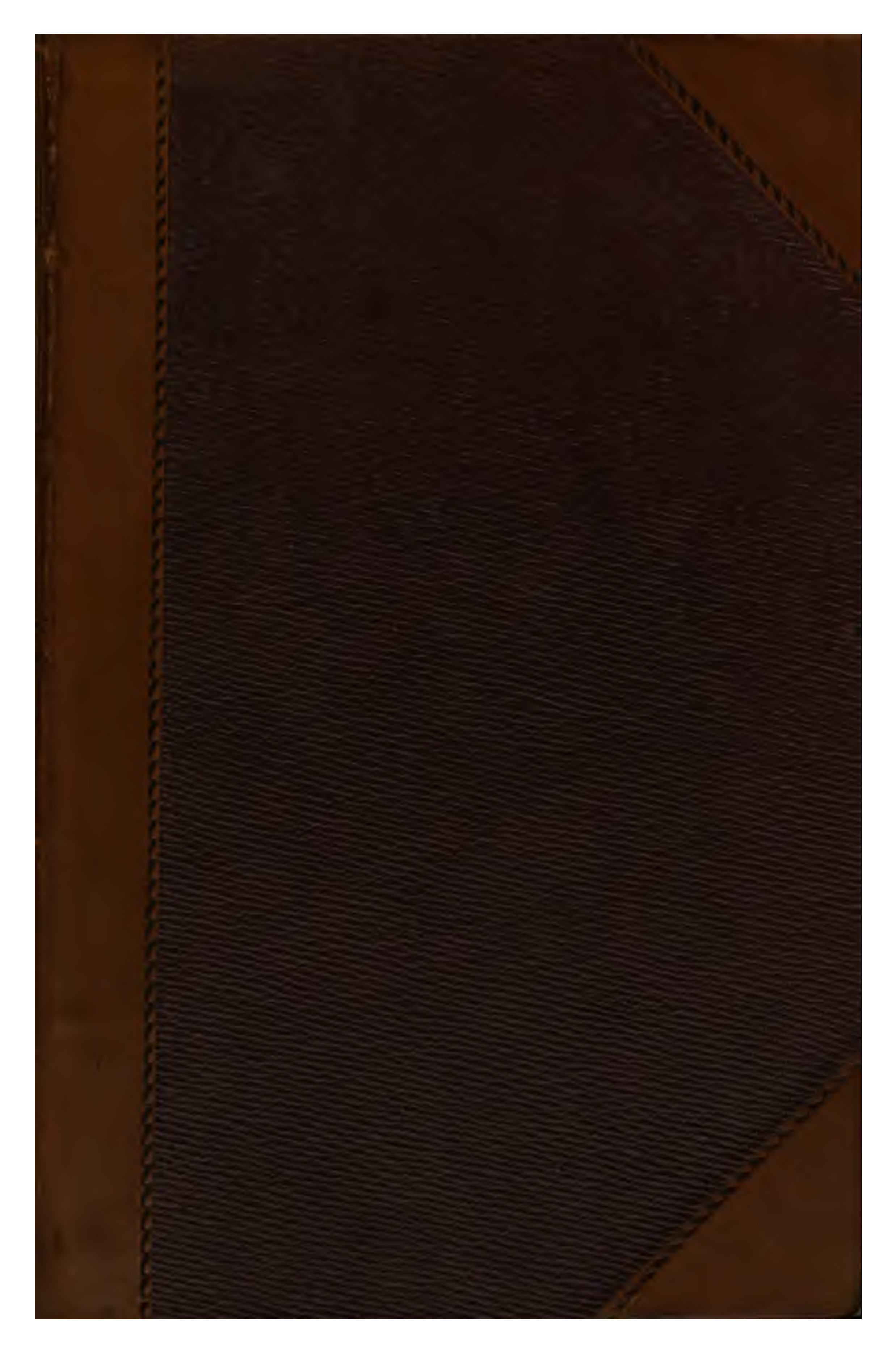


Geschichte

der deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Geschichte

der

Deutschen Literatur

seit Lessing's Tod.

Von

Julian Schmidt.

Vierte, durchweg umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Leipzig.

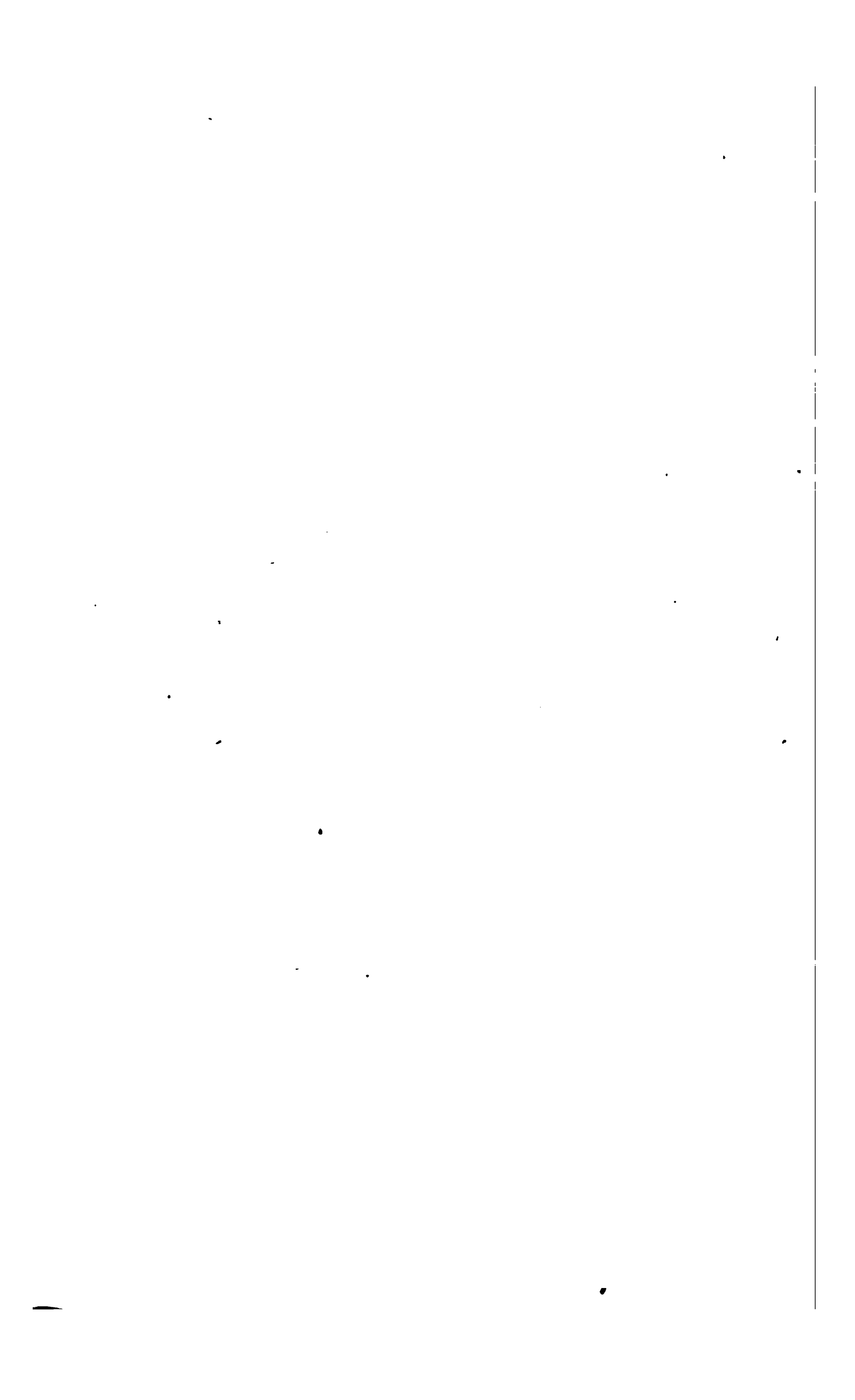
Friedrich Ludwig Herbig.

1858.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.

Otto Jahn

gewidmet.



Die wunderbare Blüte unsrer Kunst konnte sich weder organisch weiter entwickeln, noch überhaupt fortdauern, weil sie in dem Boden der sittlichen Gesinnung keine Wurzeln schlug; und so sehn wir sie in dem Augenblick, wo sie in das höchste Stadium ihrer Entwickelung tritt, plötzlich umschlagen, und aus griechischer Harmonie in eine Verwilderung übergehn, die uns in den Ruf eines Volks von Träumern und Phantasten gebracht hat. Dieser Proceß ist nicht blos innerhalb der Literatur vorgegangen, er muß durch die Mitwirkung der großen öffentlichen Begebenheiten erklärt werden. Die Voraussetzungen, unter denen Göthe und Schiller die neue Periode der Literatur begannen, waren ganz andere als diejenigen, die nach Schiller's Tod unsre Dichter und Philosophen beengten. Damals galt es, Deutschland aus der spießbürgerlichen Verkümmerung seines Denkens und Empfindens herauszureißen und ihm eine gebildete, für schöne Formen geeignete Sprache zu schaffen, durch die es mit den übrigen Nationen wetteifern konnte. Diese Aufgabe haben Göthe und Schiller gelöst. Jetzt aber kam es darauf an, das Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit zu erwecken, und dieser Aufgabe war die classische Richtung nicht gewachsen. In ihrer schönsten Blüte hatte die deutsche Poesie etwas jugendlich Unfertiges, und der höchste Kunstbegriff der Schönheit war ohne bestimmten Inhalt. Wir finden in Göthe's Sinnsprüchen, die stets den Kern der Sache treffen, die köstlichsten Ausfälle auf die forcirten Talente, deren Unvermögen nur durch fremdes Schaffen angeregt wurde, auf die problematischen Naturen, denen keine Lage genügte, weil sie keiner gewachsen waren, und die sich unglücklich fühlten, ohne ein Recht dazu zu haben. Aber eigentlich durfte er es der Jugend nicht verargen, wenn auch sie dem Ideal, das er verkündet hatte, jener Kunst des Lebens, deren nur der Künstler mächtig sein sollte, auf ihre Weise nachstrebte. Seine Lieblingsgestalten sind Virtuosen mit vielseitiger Empfänglichkeit, ohne ideellen Inhalt und ohne Ehrfurcht vor der realen Welt: auch Faust, denn sein Bund mit dem Teufel beruhte

wesentlich auf der Abneigung gegen Einseitigkeit der Bildung und Beschäftigung. In der Gesellschaft und in den Dichtungen der spätern Romantiker wird dieser Dilettantismus ins Große getrieben. Die Poesie ist ihr eigner Gegenstand, die Kunst beschäftigt sich nur mit sich selbst. Diese mit Ironie zersetzte Empfindsamkeit, welche die Annehmlichkeiten des Ideals kosten wollte, ohne sich in den Ernst desselben zu vertiefen, diese Weltanschauung aus der Vogelperspective, die endlich keinen andern Gegenstand hatte als den leeren Aether, mußte eine Gleichgültigkeit gegen die Unterschiede hervorrufen, die das Unsinnige zuletzt am liebsten hegte, weil es der kräftigste Ausdruck der individuellen Willkür war. Zuletzt kam die Philosophie der Kunst zu Hülfe und gab der übermüthigen Jugend eine neue ars magna, durch die sie spielend der Geister Herr wurde. Nichts war fein, nichts bedeutend, nichts unglaublich genug, und die überreizte Phantastik endete in der schalsten Verstandesspielerei. Sobald man der Individualität unbedingten Spielraum läßt, geht alles Bedürfniß der Schule und des Studiums verloren und damit aller Stile. Dieser Stillosigkeit der Kunst entspricht die Stillosigkeit im Leben der sogenannten Künstler: jenes von der Wirklichkeit getrennte Literatenthum, welches zwar reich an Coterien ist, aber von einer trostlosen Armuth an allen wirklichen Interessen, heimatlos in den Gedanken und Empfindungen, wie in der Wirklichkeit, zwischen Uebermuth und Selbstverachtung wechselnd, dem elendesten Geschäftsbetrieb preisgegeben. Die Künstler und Schriftsteller der goldnen Zeit von Weimar waren fast durchgängig edle und schöne Naturen, die ein Recht zur Freiheit hatten, weil sie sich selbst ein Maß zu geben wußten; aber sie sind doch die Väter dieses Dilettantismus, denn sie haben die Künstler daran gewöhnt, das Leben zu verachten und sich ihm zu entfremden. Diese Entfremdung hängt bei ihnen selbst mit der falschen Stellung zusammen, die sie in ihrem Asyl zu Weimar gegen die Nation einnahmen. Dort stand ihnen kein energisches, mit einer festen sittlichen Meinung ausgestattetes Volk gegenüber, sondern nur eine schönheitsdurstige Aristokratie ohne Traditionen und ohne festen Boden. Als später das deutsche Volk sich wirklich erhob, war die Weltstadt Weimar ein zurückgebliebener Ort. Die Poesie hatte sich von dem geschichtlichen Leben gelöst, sie hatte den bürgerlichen und politischen Interessen einen vornehm ablehnenden Idealismus entgegengesetzt: dafür warf sich die Reaction in ein lärmendes Deutschthum und griff zu den scheinbar überwundenen Vorurtheilen des mittelalterlichen Ritterthums, der Kirche, des Ständewesens, um einen Halt zu haben. Die Idee der individuellen Freiheit hatte den „schönen Egoismus“ entwickelt, der das Maß des Guten im Instinct suchte: daraus ging eine traurige Unsicherheit in den sittlichen Begriffen, ein Spiel mit den Empfindungen hervor, das wir

endlich in unserm geschichtlichen Leben büßen mußten. Die Fähigkeit, sich im Dienst der Ideen zu großen Parteien zusammenzuschließen, war verloren gegangen; die Religion hatte man sich nach ästhetischen Grundsätzen zurecht gemacht: als nun diese Grundsätze wankend wurden, fing man an, aus ästhetischen Gründen das Absurde und Abscheuliche zu rechtfertigen. So war die Romantik zunächst eine höchst unerfreuliche Erscheinung; allein sie hat auch große Verdienste. Sie hat dem Patriotismus zu einem kühnen Selbstgefühl und zu einer bestimmtern Physiognomie verholfen. Sie hat in die Geschichte, das Rechtswesen, die Religion eine tiefere Begründung eingeführt, und wir werden lange vergessen haben, daß Savigny unsrer Zeit den Beruf zur Rechtsschöpfung absprach, wenn seine Ideen über Geschichte und Recht befruchtend fortleben. Die dilettantischen Sympathien der Romantik haben sich allmählich zu zwei neuen Wissenschaften des größten Stils abgeklärt, der deutschen Philologie und der vergleichenden Sprachforschung. Freilich sind diese Perspectiven nur aus der Ferne wahrnehmbar: wir müssen uns erst durch einen widerwärtigen Schlamm durcharbeiten, um eine freie Aussicht auf das Ziel zu gewinnen. — Bis zur französischen Revolution hatten zwar in den Interessen sehr erhebliche Conflicte stattgefunden, aber in dem, was die Gebildeten aller Nationen vom idealen Gesichtspunkt für begehrenswerth hielten, hatte eine allgemeine Uebereinstimmung geherrscht. Nach dem trüben Ausgang der Revolution begann man an diesen Idealen zu zweifeln; man ging entweder so weit, sie als die Quelle alles des Unheils anzusehn, welches Europa betroffen, oder man wurde wenigstens rathlos und wußte nicht, woran man glauben sollte. Mit Entsetzen schaute man den bloßgelegten Kern einer Bildung, der man sich bis dahin willenlos überlassen hatte. Die Idee der Volkssouveränetät führte zur Massenherrschaft, d. h. zum Despotismus frecher Demagogen; die Idee der Gleichheit zum Sansculottismus, die Idee des Weltbürgerthums zum Krieg aller gegen alle. In dem Kampf gegen die Anomalien der Gesellschaft zeigte das System nur eine zerstörende Kraft, bis zuletzt nichts übrig zu bleiben schien als eine chaotisch durcheinander wogende Masse, die, in die Hand eines gewaltigen Mannes gegeben, das Werk der Zerstörung über ganz Europa verbreiten sollte. Die gewaltige Veränderung, welche infolge dieser äußern Umwälzungen in der Literatur und Kunst vor sich gehn mußte, schreibt man gewöhnlich der romantischen Schule zu, aber nur mit halbem Recht. Ursprünglich war die romantische Schule weiter nichts als die Consequenz des bisherigen Idealismus in der Philosophie, Kunst, Wissenschaft und Religion. Der Umschlag, der in der Schule stattfand, erfolgte gleichzeitig auch im öffentlichen Leben; sie nahm ihn an, aber sie brachte ihn nicht hervor. — Die Erinnerung an die Zeit, welche den Stürmen der Revo-

lution unmittelbar voranging, macht einen beinahe wehmüthig wohlthuenden Eindruck. Der ganze Reichthum einer weltumfassenden Verstandescultur concentrirte sich in einzelnen hellen Punkten; in diesen gaben die edeln und heitern Verhältnisse, die ruhigen Formen des Lebens der Gesellschaft einen eignen Reiz. Das Persönliche der hervorragenden Individuen hatte den Anschein einer harmonischen Geschlossenheit; es war noch nicht untergegangen in der Masse, in der Flut der alles mit sich fortschwemmenden Begebenheiten, Meinungen und Parteien. Eine gewisse Weichheit der Gesinnung und Denkart gab jener Zeit und ihren Charakteren etwas Anziehendes. Wenn man im Parteigewühl der Systeme, die sich durchkreuzen und sich einander nicht verstehn, plötzlich ein Document jener Zeit in die Hand nimmt, Briefe oder sonst Schriften, in denen sich das Persönliche ausspricht, so macht die Ruhe und Heiterkeit in den Formen einen wunderbar beruhigenden Eindruck; und doch versteckt die schöne Außenseite jener Zeit eine immer mehr um sich greifende moralische Auflösung aller Bande und Verhältnisse, eine Freiwerdung des Egoismus, der in dem Streben nach schönem Genuß alle sittliche Bestimmtheit zersetzte. An einigen Persönlichkeiten, die mit dem Anfang ihrer Entwickelung noch in die classische Zeit reichen, zeigt sich dies am deutlichsten.

Zu den seltsamsten Erscheinungen unsrer Literatur gehört Clemens Brentano, geb. zu Frankfurt 1777. In allen seinen Dichtungen entfaltet er eine hohle, sieche, unkräftige und doch übermüthige Individualität. Von der frühsten Jugend an war sein eignes Innere der ausschließliche Gegenstand seiner Dichtung. Er bemerkt einmal, er sei mit seiner Poesie zurückhaltend gewesen, weil alles, was er dichten mochte, zu sehr die heiligere Geschichte seines Innern gewesen wäre, als daß er es ohne Frechheit in das laue, untheilnehmende Tagewerk der Welt hätte einfügen dürfen. „Mein Selbstgefühl glich der abgelösten Farbendecke eines im Wasser versunkenen Pastellgemäldes, welche noch kurze Zeit oben schwimmt. Ich hätte es vielleicht behutsam wieder auffassen können, aber ich sah so lange lächelnd hinein, bis heftig stürzende Thränen es verwirrten, und der widerliche Gedanke, daß durch das Auffassen solcher schwimmenden Farben marmorirtes Papier gemacht wird, machten, daß ich dem geliebten Bilde noch einen ernsten Scheideblick schenkte, und mich dann muthig den Wellen übergebend, es an meiner Brust scheitern ließ. Nach der Zeit empfand ich stets in mir eine bestimmte Neigung zu gewissen Bildern und Zusammenstellungen. Die bittersten Arzneien, z. B. Quassia, schmeckte ich mit einer ganz eignen Lust; die menschliche Schönheit, die mich so angelacht und vor mir in Staub zerfallen mein Herz so tief betrübt hatte, erschien mir wie freudig lachendes Gift, und mich zu trösten, ergötzte ich mich stundenlang ein reinfarbiges Stück Grünspan anzusehn, die wun-

derbaren Blüten der Belladonna und andrer Giftpflanzen machten mir eigne Lust, zugleich aber auch die Granatblüte und die Lilie." — Wie er hier sein eignes Selbstgefühl charakterisirt, so gestalten sich unter seinen Händen alle seine Charaktere; sie sind sich selber ein Räthsel. Der Aengstlichkeit seines Selbstgefühls entspricht das Hastige, Unvermittelte seiner Darstellung, die studirte Einfachheit, die dann plötzlich ins Ueberschwengliche sich verliert, die gezierte Kindlichkeit, die mit greisenhaften Reflexionen zersetzt ist, die beständigen Sprünge aus Hitze in Frost. Wie Brentano mit den Herzen derer, die ihn liebten, grausam umging, so kostet es ihn nichts, seine poetischen Gestalten, die er zuerst mit einer gewissen Zärtlichkeit behandelt, plötzlich über Seite zu werfen. Seine Dichtung hat keinen Glauben an die Erde, ebenso wenig an den geträumten Himmel; sie ist kleinmüthig, gespalten, selbstsüchtig und voller Wankelmuth. Das Unendliche und Uebersinnliche wird ihr nur durch den Aberglauben vermittelt, weil ihr alles vereinzelt und zusammenhanglos erscheint. Der Zufall ist ihr die Seele der Welt und die Symbolik des Zufalls ihre Religion. Sie ist ein unheimliches Wesen, spröde und in sich geschlossen, in einsame dunkle Grübeleien versunken und von ihren eignen Ideen nicht erwärmt. Wie das mit seiner Lebensentwickelung zusammenhängt, können wir nicht errathen; es hat im ganzen auch wenig Interesse. Er ist ganz ohne Geschichte, ein willenloser Spielball der Phantasie, und sein Leben wie seine Dichtungen sind gestaltlose Erzeugnisse der Laune. Ohne eigentliche Schulbildung, aber voll von Phantasien und unbestimmten Aussichten, gerieth Brentano 1799 als ein der freien Künste Beflissener mitten in die Gährungen von Jena, wo er sich mit besonderm Enthusiasmus an Tieck und Fr. Schlegel anschloß. Seine wunderliche, regellose, reiche Phantasie, erzählt Steffens, die etwas durchaus Eigenthümliches und Seltsames hatte, zog mich auf eine unheimliche Weise an. Es war mir, als erwarte ich hinter den fremdartigen Aeußerungen des seltsamen, damals noch sehr jungen Mannes unerwartete Aufschlüsse, obgleich immer von neuem meine Erwartung völlig getäuscht ward. Brentano griff mit dem buntesten Wechsel mannichfaltiger Witzeleien das Philisterthum an; aber er war der Einzige, der mit Bestimmtheit zu wissen schien, daß er nichts wollte. Es war in ihm eine spielende Dialektik, durch welche die spätere Bestimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr diese vernichtete. Er ward durch seine Persönlichkeit, die jedem verfliegenden Moment eine Bedeutung zu geben schien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, namentlich Frauen sehr gefährlich. Bei näherer Erfahrung sah man, daß er weder so einfach noch so unbefangen war, als es schien. Er pflegte sonderbare Geschichten zu erzählen, die er erlebt haben wollte: im Anfang glaubte man ihm, dann

stiegen Bedenken auf, endlich kam man dahinter, er habe seinen Zuhörern Märchen aufgebunden. Am liebsten suchte er durch solche Lügen die Frauen zu rühren. Er begann mit Selbstanklagen, er schilderte seine Seelenzustände: viele Vorwürfe habe er sich zu machen, und vieles zu bereuen, er sei ein schlechter Mensch. Aber noch sei es nicht zu spät; er werde sich bessern, wenn es edle Frauen übernähmen, ihn auf den rechten Weg zu leiten. War es endlich zur Rührung gekommen, so brach er ab und ging seines Erfolgs froh von dannen. Es war ein gefährliches Talent, denn oft spann er sich so in seine Erfindungen ein, daß er selbst daran glaubte. Dämonisches Wesen, Phantasie, Reizbarkeit des Gefühls, Selbsttäuschung und Lust an der Täuschung gingen ineinander über; es war schwer, seinen Seelenzustand klar zu erkennen. Diese Gemüthsanlage bekam später eine andre Richtung, er war in einem Zustand dauernder Selbstpeinigung und suchte endlich Ruhe in streng kirchlicher Frömmigkeit und katholischer Ascetik. — Brentano diente der Schule selbst als Stichblatt des Witzes. Tieck's „Poetisches Journal“ (1800) enthält unter dem Titel: der neue Hercules am Scheidewege einen dramatischen Scherz, wo dem romantischen Ich in der unnahbaren Höhe des Selbstbewußtseins die lästigen Eindrücke der Welt verschwinden. Es empfindet nichts übler, als wenn ihm die Prätension eines Verständnisses begegnet, welches Miene macht, in bewundernder Nachahmung sich mit seinem Gegenstand zu verwechseln. Der „Bewunderer“ (Brentano), der mit Lobpreisung der Lucinde und mit der Erklärung: „Ich verachte gottlob die Sittlichkeit!“ beginnt, wird als ein lästiger Aufdringling abgewehrt. — Brentano schrieb damals „Gustav Wasa, Satiren und poetische Spiele von Maria“: eine Nachbildung von Tieck's literarischen Possen, an die das Wechselspiel zwischen Publicum und Bühne erinnert. Die Farce besteht in einem Gewimmel unverständlicher Anspielungen, und die satirische Beziehung auf das Kotzebue'sche Drama würde kaum einigen Anhalt gewähren, wenn nicht hie und da die bekannten Stichworte der Schule, die „Morgenröthe im Aufgang“ und die „Lucinde“ aus dem Wust hervorschimmerten. — Brentano hat in seinen spätern Satiren die romantische Selbstironie auf die Spitze getrieben: er ironisirt die Schule, die Fouqué'sche Eisenfresserei, die Geisterseher, die das Nachtgebiet der Natur durchreisen, die gelehrten Gesellschaften zur Wiederherstellung des Aberglaubens, die mystischen Naturphilosophen, die im Märchen eine höhere Wahrheit finden als in der Geschichte, die Antiquare, die auf Naturwuchs Jagd machen — und trotzdem treibt er alle diese Thorheiten ärger als irgendeiner seiner Glaubensgenossen. — In Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman von Maria (1801) besteht der größte Theil aus Tagebuchblättern, in denen die

Helden ihre wechselnden Stimmungen aufzeichnen. Godwi selbst, ein Abbild des Dichters, empfindet alles, „was ein Mensch leidet, dem das Leben durch innere Fülle und äußern Ueberfluß lange so leicht als Tugend und Laster war, und der mit wenigem geretteten Selbstgefühl in die Geschichte einfacher liebender Menschen tritt, ohne doch von ihnen eigentlich als ein Wesen anerkannt zu werden, das wirklich Theil an ihnen hat". — Seine Tagebuchblätter zeigen „Bitterkeit und Selbstverachtung, mitunter eine Art von Muthfassen, die einer gewohnten Frivolität sehr ähnlich ist; dabei doch guten Willen, aber selbst für diesen guten Willen Verachtung, und jene fatale Ruhe der Selbstverachtung, um die sich schöner Schmerz bewegt". — „Vor allen Dingen soll man Ehrfurcht haben, man soll sie ehren, und nirgends möchte ich so gerne laut sprechen oder pfeifen als in der Kirche, nicht um gehört zu werden, sondern um es zu hören; ich möchte auch wol gern in einem liederlichen Hause beten, und über eben diese Gelüste kann ich sehr traurig werden. — Ich habe immer eine große Anlage gehabt, Weibern, die sich mit ihrer Tugend breit machten, etwas die Ehre abzuschneiden und ihre Tugend zu schmälern, damit die andern sich nicht so ängstlich drücken müßten, die ihre Tugend selbst schmälerten, und das that ich vielleicht des Wortspiels wegen." — Das Lustspiel Ponce de Leon (1803) fängt mit der Erklärung an, unsre Zeit sei unfähig, sich am Komischen der Kunst zu erfreuen, da sie selber komisch, d. h. albern geworden sei. Der Dichter zwingt sich zu einer ausgelassenen Lustigkeit, aber nur die Muskeln seines Mundes sind in Bewegung, seine Augen werden nicht heiter. Er häuft eine wunderbare Fülle komischer Stoffe zusammen, aber so widersprechend, daß sie einander aufheben. Die grotesken Einfälle des italienischen Ballets werden beibehalten und noch übertrieben*), aber diese Natursprünge werden durch psychologisches Raffinement motivirt. Aus Calderon werden die schablonenhaft angelegten Figuren, die Intriguen und Zufälle entlehnt; aber die ersten verlieren durch gelegentliche Einmischung deutsch-phantastischer Sentimentalität ihren Charakter, und das Interesse an den Intriguen erlahmt, da sie keinen Zweck haben. Ein junger Cavalier liebt eine junge Dame, sie liebt ihn wieder, die Aeltern sind einverstanden, trotzdem verführt ihn sein eigner Vater, sie zu entführen: und dieser närrische Einfall wird auf drei verschiedene Liebesintriguen ausgedehnt. Außerdem läuft jede der betheiligten Personen entweder aus eigner Willkür oder durch irgendeinen andern veranlaßt, ohne irgendeinen Grund bald nach links, bald nach rechts und stößt mit einer andern Per-

*) So duelliren sich einmal zwei Helden, von denen wenigstens einer in einer sehr ernsten desperaten Stimmung ist, und um ihn noch mehr zu reizen, bläst der andere während des Fechtens auf einer Flöte die schauderhaftesten Dissonanzen.

son, die dasselbe thut, zusammen. Dergleichen belustigt im Ballet, wenn die zusammenstoßenden Personen wirklich umfallen und bei dieser Gelegenheit närrische Purzelbäume schlagen; aber wenn sie zur Abwechselung in die Mystik gerathen, so ist das unerträglich. Der Held ist ein phlegmatischer junger Mann, in den sich alle Mädchen verlieben, ohne daß er diese Liebe erwidert, bis er endlich durch die Beschreibung einer Dame, daß sie im Bett „auf der linken Seite ausgestreckt liegt und auf Gespräche mit ihrem zukünftigen Gatten sinnt", zur Liebe angeregt wird. Dieser große Moment wird durch folgende feierliche Parenthese eingeleitet: (Ponce ergreift ein Glas und spricht schläfrig, doch bestimmt und mit ruhiger, launiger Wärme. Diese Rede muß der Schauspieler gut verstehn, wenn er sie nicht verderben will. Sie ist nicht Wortspiel, sie ist der Charakter des Ponce, der um wenige Punkte ein größeres Leben dreht, bis ihn die Liebe verwandelt.) — „O, gern will ich des Schlafes Ehre trinken; doch lieber Mohn als Wein, dann schlief die Ehre ein, und auf der Ehre Schlaf läßt sich gut trinken .... Aus Liebe wacht die Liebe wieder auf, und endlich macht die Ehre sich eine Ehre daraus, einzuschlafen. Sie drückt ein Auge zu; nun kann die Liebe recht erwachen, und nun ist es gefährlich, die Ehre der Ehre steht auf dem Spiel. — Darum trinke ich auf der Ehre Schlaf; der Schlaf wäre wahrlich nicht zu ehren, er wäre blos zu schlafen, wenn die Ehre nicht mit ihm einschliefe, daß die Liebe wachen könne. O pfui des Schlafes, Schlaf — eiapopeia, Ehre."*) — — Wie bei Tieck, sind in die größern Werke Brentano's eine Reihe kleiner zum Theil sehr zarter **Lieder** verwebt, die aber in keinem innern Zusammenhang zu dem Ganzen stehn. Die Sammlung derselben macht den Eindruck einer reichen, aber in sich selbst wenig übereinstimmenden Empfindungsweise. Das lyrische Talent Brentano's ist außerordentlich, aber nur nach einer Seite ausgebildet. Brentano ist in hohem Grade Herr über die Stimmung, aber unfähig, plastisch zu gestalten und seine Figuren in ein lebendiges Bild zu gruppiren. Bei kleinen, im Volkston gehaltenen Liedern reicht das aus, und einzelne derselben lassen sich den besten unsrer Dichter an die Seite stellen; bei größern Ausführungen dagegen werden wir durch das Verwaschene der Zeichnung verwirrt. Wenn bei Novalis der Gedanke sich in phantastische Formen kleidet, so liegt doch immer ein wirklicher Gedanke und ein menschlich starkes Gefühl zu Grunde: unserm Dichter dagegen klingt zuerst eine dunkle, gebrochene, aber seelenvolle Melodie ins Ohr; die Bilder, Empfindungen und Gedanken fügen sich allmählich in sie ein. Diese

*) 1804 heirathete Brentano die von ihrem Mann geschiedene **Sophie Mereau**, geb. Schubert, die bereits dreiundvierzig Jahr alt war, Verfasserin von Gedichten und Novellen. Sie starb 1806.

Weise seines Schaffens drückt am meisten seine Verwandtschaft mit dem deutschen Volkslied aus, dessen Ton er zuweilen sehr glücklich nachgebildet hat. Nur haben wir bei seinen volksthümlichen Liedern meistens die Empfindung, daß in der Naivetät etwas Angekünsteltes liegt, daß es nur Laune ist, wenn der Dichter aus dem Kreise seiner Bildung heraustritt. Was bei dem wirklichen Volkslied naturwüchsige Ideenassociation ist, entspringt bei ihm aus Laune und Ungeduld. Es gelingt ihm selten, ein Bild klar und anschaulich auszumalen, weil seine Unruhe ihn beständig aus einer Vorstellung in die andre treibt. Wenn er sich einmal in ein Bild vertieft, so findet er kein Ende. Der Gegenstand verschwindet ihm ganz aus dem Gedächtniß, seine Phantasie schillert in den ungewöhnlichsten Farben, alle Vorstellungen gerathen in eine zitternde Bewegung und es bleibt nur ein träumerischer Nachklang von Melodie und Stimmung. Dann scheint sich der Dichter zuweilen ermannen zu wollen und strebt ängstlich einem Gedanken nach, aber dieser verwandelt sich unter seinen Händen in eine frostige Allegorie. Es fehlt ihm jene poetische Glut, die bei Novalis Allegorie und Realität so ineinander verschmilzt, daß wir uns auch in dem Jenseits zu Hause zu finden glauben, und jene Tiefe der Sehnsucht, die uns anzieht, auch wo wir den Grund nicht sehn. Bei Brentano liegt die ideale Welt außerhalb der realen, die eine hemmt und verwirrt die andre, und wir hören nur Dissonanzen heraus. Zum Theil liegt diese Unklarheit in der Beziehung auf Dinge, die uns unbekannt sind. Die Zahl der Gelegenheitsgedichte ist groß, und auch in den übrigen finden sich beständige Anspielungen, theils auf Familienspäße und Stichwörter, theils auf wirkliche Erlebnisse, die uns aber nicht mitgetheilt werden und die also keine rechtfertigende Stimmung in uns erwecken. Selten ist ein Ausspruch Göthe's so misverstanden worden als die Behauptung, jedes echte Gedicht müsse ein Gelegenheitsgedicht sein. Göthe hat damit nur gemeint, daß jeder poetischen Schöpfung eine unmittelbar drängende Empfindung zu Grunde liegen müsse; aber nur eine Natur, die normal angelegt ist, und deren Empfindungen daher von jedem echten Menschen verstanden werden, hat die Fähigkeit, aus der Empfindung ein wirkliches Gedicht zu machen. Wenn uns die Gegenstände, auf die sich Göthe's Empfindungen beziehn, unbekannt bleiben, so können wir die Stimmung ganz von denselben ablösen, sie ist an sich klar und verständlich. Bei Brentano dagegen sind wir rathlos, wir verstehn ebenso wenig die tiefe Traurigkeit, z. B. wenn er sich in endlosen Strophen über die beste Art des Selbstmordes ausspricht, oder wenn er in allen Liebchen, die er anbetet, eine tiefe Verworfenheit entdeckt, als den forcirten Humor, der sich vergeblich abquält, durch kindische Reimereien oder durch ausschweifende Lustigkeit die trübe Grundstimmung zu verdecken. Wir haben den Eindruck, als könne sich ein wahres Gefühl dahinter verbergen,

und werden verstimmt, wenn wir uns die Motive desselben nicht enträthseln können. Es geht uns wie seinem Vater, der nur den Kopf zu schütteln wußte, wenn der Knabe ihm von seiner Sehnsucht zu einem Marmorbilde sprach, über dessen traurige Züge er sich Gedanken machte. Das ist zwar sehr romantisch, aber es ist wider die Natur, und so kommt uns auch die Verzweiflung eines Kindes unnatürlich vor. In einem Gedicht sagt er: „Oft war mir schon als Knabe alles Leben ein trübes, träges Einerlei. Kein liebres Spielwerk hatt' ich, als ein Glas, in dem mir alles umgekehrt erschien. Der Ekel und die Mühe drückten mich, ich blickte rückwärts, sah ein schweres Leben und dachte mir das Nichtsein gar viel leichter .... ein ewiger Streit von Wehmuth und von Kühnheit, der oft zu einer innern Wuth sich hob; ein innerliches, wunderbares Treiben u. s. w.“ — In einem andern Gedicht klagt er zuerst, daß alle Leute, mit denen er umgegangen, ihm wie todt vorgekommen wären, daß die Kränze, die er gepflückt, nur in seinem Innern gewachsen seien; da habe er sich endlich, um seine Tiefe zu ergründen, in sein eignes Herz versenkt; aber auch von da habe es ihn wieder in die Außenwelt getrieben; dann sei ihm das Leben wie ein Traum erschienen, und er habe von eiskalten Stimmen die Worte gehört: „Das Herz will vor Wonne verzagen.“ So kommt ihm noch jetzt das Leben schal vor: „Wohl muß ich es gestehn, daß Dinge mich umscheinen, Menschen gleich; zu hören sie, ja leibhaft sie zu sehn kann ich nicht leugnen; doch bleibt mir dies Reich der Welt so fremd und hohl, daß all ihr Wesen so viel nicht schafft, daß mir der Zweifel weich', ob Sein, ob Nichtsein seinen Spuk hier treibe, ob solcher Welt auch Seele wohn' im Leibe.“ — In dieser vollständigen Abwesenheit alles Idealismus liegt doch ein Mangel an Ernst, der von Unwahrheit nicht sehr unterschieden ist. Der Dichter muß das Gefühl, das er darstellen will, in individueller Lebendigkeit erlebt haben; sein Herz muß von der Nothwendigkeit getrieben werden, sich auszuströmen, und auf der andern Seite müssen die Ideen, die jedem Gefühl zu Grunde liegen, nicht blos eine subjective Grille enthalten, sondern eine allgemeine Wahrheit prophetisch verkündigen. Von beidem ist bei Brentano keine Rede, wir empfinden nie einen ernsten, tiefen Schmerz heraus, sondern nur eine allgemeine Unbehaglichkeit, nie die Siegesgewißheit eines beseelenden Gedankens, sondern ein kokettes Getändel mit Hoffnungen, die darum zu keinem Abschluß kommen, weil sie nicht den Muth haben, in die Tiefe zu gehn. Am widerwärtigsten ist die pietistische Spielerei in manchen der geistlichen Lieder. — Denken wir uns diese Reizbarkeit und Unsicherheit der Phantasie, die ihrem innern Wesen nach schon an Frivolität streift, zum Uebermuth gesteigert, so haben wir Heine. Manche von den bessern Gedichten Brentano's könnten von Heine herrühren. Wir sehn in beiden das dä-

monische Gelüst nach dem Verkehrten, Widersinnigen und Häßlichen, das dennoch ein tiefes Gefühl für das Schöne und Große keineswegs ausschließt; jenen Uebermuth, der sich nicht scheut, das Schlechte und Unwürdige der eignen Persönlichkeit der Welt zu offenbaren, und der doch nicht verhindert, daß zuweilen eine geheime Melodie der Seele sich in rührenden Accorden ausspricht, freilich nur, um mit einem grellen Mislaut zu enden. Der Unterschied lag nur darin, daß Heine mit seinen Launen, mit seinem ewigen Wechsel von Pathos und Ironie wirklich frei war, während Brentano von seinen Launen geknechtet wurde.

Ernst Wagner, der Sohn eines meiningenschen Landgeistlichen, geb. 1769, hatte eine praktisch juristische Laufbahn eingeschlagen, die ihn jedoch in Dürftigkeit und Mangel ließ. Jean Paul lernte ihn 1803 kennen und machte den Herzog von Meiningen auf ihn aufmerksam, der ihm 1804 eine Pension gab und ihm dadurch Muße verschaffte, sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Sein erster Roman: Wilibald's Ansichten des Lebens (1804) schließt sich an Wilhelm Meister. „Im Roman, sagt der Dichter in der Vorrede, muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgensten Verhältnissen ausgebreitet daliegen; er soll mitten in unserm eignen Leben ein andres, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsre Wirklichkeit zu vertilgen. Man mache ihn ohne Bedenken zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst, das Leben zu idealisiren.“ Wie Göthe und Jean Paul strebt Wagner sich über das Verhältniß der bürgerlichen Gesellschaft zur vornehmen Welt ins Klare zu setzen, und auch hier sind es vorzugsweise Künstler, Musiker, Maler und Dichter, welche zwischen beiden Ständen die Brücke schlagen. Die Verhältnisse, die daraus hervorgehn, sind noch unwahrer als im Meister, denn der Dichter erfindet für den Adel, den er nur aus der Phantasie kennt, Sitten und Unterhaltungen von einer übermäßigen Fratzenhaftigkeit. Auch das kindliche Gemüth wird lebhaft hervorgesucht, nur freilich bei ältern Männern und in einer Uebertreibung, die etwas Beleidigendes hat, z. B. bei der romantischen Schilderung der Weihnachtsfreuden. Was aber das Buch wesentlich von Göthe und Jean Paul unterscheidet, ist die fieberhafte Sinnlichkeit.*) Die weib-

*) „Ihre Lippen leben in jenem Lächeln, welches die Orgien der heiligsten Poesie in der jungen Brust ahnen läßt Das ganze Bild existirt in einem Rosengewölk, in einem Aether der zartesten Liebe, der sie selbst bei den häuslichen Geschäften umfließt. Ihre Farbe ist nicht eigentlich roth, aber es schimmert ein glühendes Roth durch die zarte Haut; sie gehört zu den Weibern, aus deren ganzer Form ein mildes Rosenfarb sieht; dies gibt ihnen einen ewigen Schimmer, der,

lichen Gestalten, die der Dichter zeichnet und bei denen ihm in der Regel ein bestimmtes Modell aus Wilhelm Meister vorschwebt, nehmen unvermerkt die Physiognomie Mignon's oder Philinens an, oder vielmehr eine krankhafte Mischung aus beiden. Nebenbei überläßt sich der Dichter nicht unbefangen dem Taumel seiner Lust, er analysirt fortwährend und treibt mit den moralischen Gefühlen ein ebenso kunstreiches Spiel als mit den sinnlichen Regungen. Hier erkennt man Rousseau und Jacobi heraus. Die Composition ist ohne Energie und führt zu einem resignirten Schluß. Dennoch erlebte der Roman drei Auflagen. — Die reisenden Maler, 1806, bemühn sich wieder, die Stände gesellig zu nähern durch Vermittelung der Kunst; die angewandten Mittel, Verkleidungen, Namensverwechselungen sehn raffinirt und gezwungen aus. Diesmal erstreckt sich die Emancipation bis auf die Prinzessinnen. Uebrigens wird bei diesem Versuch, die Stände zu vermischen, in der Ehe doch immer zuletzt den Verhältnissen Rechnung getragen, die einzelnen Stände bleiben beieinander. Jene Liebesverhältnisse haben zuweilen einen durchaus lüsternen Anstrich. Göthe wagt sich an die bedenklichsten Stoffe, allein er behandelt sie stets edel und vornehm, und zwar liegt das vorzugsweise darin, daß die Sinnlichkeit bei ihm stets ein Organ des Geistes und Gemüths bleibt, während sie hier in losgebundner Freiheit sich bewegt. Darum ist Göthe anmuthig selbst in der Leidenschaft; die andern Dichter dagegen verlieren mit der

---

besonders bei Blondinen, mit der leisesten Bewegung sogleich als hohe Farbe vordringt und sie den geschminkten Frauen gegenüber so sehr hebt. Das Weiß der sammtenen Haut glüht überall, und ist doch, außer den Wangen, nicht roth zu nennen — das Götterblut funkelt unter der reinsten menschlichen Blässe hervor" u. s. w. — „Eine Umarmung weckte „„unsern Freund"". Von glänzendem Weiß umflossen, schwebte eine süße weibliche Gestalt, die Arme sehnend nach ihm gewandt, hinter den Rosen hervor und schmiegte sich, wie ein Traum der Liebe, zu ihm nieder. Ihr Gewand war nur ein zarter Nebel und glich den warmen Wogen der Mailüfte. Vor den heißen Schlägen ihres Busens war schnell aus dem seinigen das frostige Staunen geflohen. Willig in ihren Armen ruhend, fühlte er die Wange von einem leisen, zitternden Athem angehaucht, von heißen Thränen genetzt. Bald erschlossen ihre Lippen, brennend und in unaussprechlichem Geflüster, die seinigen. Trunken von Lieblichkeit, dunkelte ihm schon das Auge unter diesen feuchten Schlangenküssen. Sie entzündeten eine neu aufglühende Glut in ihm. Sein Blick erlosch in der Fülle unbekannter Thränen, und seine ganze Seele verlor sich endlich in nie empfundenen Träumen, aus welchen ihn nur die zärtlich bittenden Klagen der verwundeten Göttin weckten, um ihn von neuem einzuwiegen. „„O, ihr seligen Himmel, schonet!"" schluchzte sie zuletzt gebrochen, wie im Innersten des Lebens an seligem Morde verblutend — und eben trat der sichelförmige Mond aus einer Wolke und erleuchtete die blühende Welt, als sie sich in wildem Entzücken seinen Armen entwand und mit abgewandtem Antlitz entfloh."

Ruhe des Gemüths auch das Maß der Schönheit. — Der Roman verfolgt daneben noch eine andre Tendenz. Es war gewissermassen eine Monomanie Wagner's, mit Beihülfe der deutschen Fürsten eine Kunstanstalt zu gründen, aus der eine neue Blüte der Kunst hervorgehn sollte. Zur Empfehlung dieser Idee sollte der vorliegende Roman dienen. Einmal wandte sich deshalb Wagner auch an den Philosophen Fichte, mit einer so inbrünstigen Leidenschaftlichkeit, daß dieser Mann, dem die Kunst ziemlich fern lag, bestürzt wurde und alle möglichen Hebel in Bewegung zu setzen versprach. Ueberhaupt zeigt sich in den Briefen an Fichte und Jean Paul eine Krankhaftigkeit, die wir in dem Grade aus seinen Romanen nicht herauslesen. Der Versuch, einen phantastischen romantischen Rahmen für das Gemälde zu finden, ist eben nur ganz äußerlich geblieben; man verliert die Zigeunerbande, mit der er eröffnet wird, bald aus den Augen, und auch die zuweilen recht ansprechenden landschaftlichen Schilderungen nehmen keinen großen Raum ein.*) —

Zacharias Werner (geb. 1768 zu Königsberg) war bei dem frühen Tode seines Vaters ganz der Leitung seiner Mutter anheimgegeben, die zuletzt in den Wahn verfiel, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland. Er führte ein wüstes Leben, nur unterbrochen, wie in der Regel bei weichen Gemüthern, durch einen Ansatz zur Reue und zur Frömmelei; 1795 — 1805 hielt er sich mit geringen Unterbrechungen als preußischer Beamter in Warschau auf, wo er mit Hitzig, seinem spätern Biographen, genauer bekannt wurde. In dieser Zeit verheirathete er sich dreimal, mit einem Leichtsinn, der jedesmal zu einer schnellen Lösung der Ehe führte. Die eigne Sittlichkeit überließ er der gedankenlosen Empirie, seinen Idealismus warf er mit krankhafter Hast auf die großen Verhältnisse der Welt, von denen er keine bestimmte Vorstellung hatte. In diesem Sinn trat er in den Freimaurerorden; in diesem Sinn vertiefte er sich in die kunstreligiösen Ideen der romantischen Schule. Aber sie waren ihm zu wenig praktisch: es käme nicht darauf an, Winke und Andeutungen zu geben, sondern Hand ans Werk zu legen, Apostel der neuen Religion in die Welt zu versenden, sie in einer geschloßnen Gemeinde zu verwirklichen. Die Aufgabe der Zeit sei der Sieg des geläuterten Katholicismus mittels der Maurerei über den prosaischen Drang eines durch keine Phantasie begrenzten Kriticismus: denn der Katholicismus sei nicht nur poetisch das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern, auf seine Urform zurückgeführt, allen übrigen christlichen und

*) Die Reisen aus der Fremde in die Heimat 1808 und Isidora 1812 geben nichts Neues. Ernst Wagner starb 1812, nachdem er jahrelang an einer unheilbaren Krankheit gelitten.

unchristlichen Religionsformen für eine Zeit, welche den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren habe, vorzuziehn. (1802.) — Auf Werner's Jugendbildung übte Christian Mayr einen großen Einfluß, eine Zeit lang Geheimsecretär bei Wöllner, schon in seiner Erscheinung der excentrische Sonderling, noch mehr in seinen Einfällen. Um ein Gesicht aus der Apokalypse zu verwirklichen, verschlang er den größten Theil eines Bibelexemplars, schoß mit Pistolen von der Kanzel u. s. w. Alles erfaßte er materiell: beim Abendmahl wollte er wirkliches Fleisch und Blut hervorbringen, und das Geheimniß der göttlichen Zeugung erläuterte er in der Weise der spätern Schönherr'schen Sekte. Alle Religionsformen mischte er, hörte oft an einem Tage des Morgens Messe, auf seinem Angesicht liegend, predigte dann in seiner Kirche, ertheilte die Communion, und endete den Tag mit dem Besuch der Mennonitengemeinde, der Synagoge und der Freimaurerloge. Dieser Mann wollte Werner dem Bund der „Kreuzesbrüder im Orient" zuführen, mit denen er „über Bukarest" in Verbindung stand; der glaubensbedürftige Zacharias gab sich ihm in blinder Inbrunst hin, in einem Brief „küßte er ihm seine heiligen Hände". Werner's Freunde sollten eine Pflanzschule bilden, aus welcher dann Werner die Herangereiften seinem Meister in die höhern Grade der Rosenkreuzerei zuzuführen gedachte. Von Warschau aus, 1803, wurde die Correspondenz am lebhaftesten betrieben. Auch Iffland war bestimmt, unbewußt für das Thal zu wirken, und dem berliner Nordsternbund machte Werner höchst abenteuerliche Mittheilungen, die aber mit Spott erwidert wurden, wie denn überhaupt in dem leichtfertigen Berlin mit Werner's Hexen- und Gespensterglauben viel Mystification getrieben wurde. In der Folge wurde er mistrauisch gegen seinen Meister, und dies Mistrauen gehörte zu den Beweggründen seines Uebertritts zum Katholicismus. Das Ansehn, welches die mystische Poesie damals in den höhern Kreisen gewann, verschaffte ihm 1805 eine einträgliche Sinecur in Berlin. Dort lernte er die Apostel seines neuen Glaubens, die Fichte, Schlegel, Schütz u. s. w. persönlich kennen, außerdem wurde er in die Praxis des Theaters eingeweiht. Er trieb sich zwischen argen Ausschweifungen und unfruchtbaren Gewissensbissen herum: man muß seine sehr ausführlichen Tagebücher aufschlagen. Es ist spaßhaft, wie dicht neben dem gemeinsten Cynismus die überschwenglichste Tugend sich brüstet, und wie mit der nämlichen Andacht der Act des Rasirens und anderes, was wir hier nicht erwähnen wollen,, aufgezeichnet ist, wie das Gebet und die Meditation: gerade wie in den casuistischen Instructionen für die katholische Geistlichkeit, wo die Phantasie sich bald in dem Schmuz des raffinirtesten Empirismus ergeht, bald in verzückten Visionen zum Himmel auffliegt. — In seiner Poesie zeigt sich dieselbe unklare Gährung, dasselbe ängstliche Ringen

nach Charakter, Gestalt und sittlicher Ueberzeugung, die der Charakterlosigkeit sich stets entzieht; es zeigt sich zugleich, mehr als bei einem andern Dichter, der verderbliche Einfluß Calderon's. Von ihm lernte man durch den Wechsel des Versmaßes und den Blütenreichthum der Sprache der jedesmaligen Stimmung einen sinnlichen Ausdruck geben; man lernte den sittlichen Eindruck des Ganzen an einzelne Operneffecte zu verzetteln. Shakspeare schrieb seine Stücke von innen heraus; er nahm den sittlichen Inhalt seines Zeitalters und sein eignes Gewissen, gestaltete ihn zu concreten, mit Sinn und Geist angeschauten Individualitäten und ließ die herkömmliche Kunstform frei gewähren. Die Romantiker gingen vom Aeußern aufs Innere; sie bildeten sich zuerst eine ideale Kunstform, für die sie die angemessene Sprache, den angemessenen Rhythmus, die angemessene Maschinerie erdachten, und für diese Form suchten sie nun die passenden Charaktere und sittlichen Vorstellungen. Das Gewissen, der sittliche Inhalt und der Charakter waren ihnen nur ein unentbehrliches Theaterrequisit. Wenn sie wirkliche Menschen für ihre Maschinerie nicht brauchen konnten, so nahmen sie Gespenster, Heilige, Automaten. Die innere Motivirung und die Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Gefühl war ihnen gleichgültig. Bei diesem Mangel an sittlicher Integrität mußten sie endlich in die Mystik des Zufalls, in das Virtuosenthum und die Effecthascherei verfallen; ihre besten Köpfe haben sich schließlich mit Abscheu von diesen Misgeburten abgewendet, die sie selber heraufbeschworen. — Werner hat keine wirklichen Charaktere dargestellt, sondern nur jene weichen, mit dem Uebermuth der Schwäche nach einem subjectiven Halt strebenden Phantasiebilder, wie wir sie bei Kotzebue antreffen, wenn auch mit einem starken Mysticismus zersetzt und gedankenreicher. In der Fähigkeit, starke Wirkungen hervorzurufen und die Aeußerlichkeiten geschichtlicher Zustände gegenwärtig zu machen, gibt er Schiller wenig nach; aber ihm fehlt jene Richtung auf das Allgemeinmenschliche und jener Adel der Bildung, der Schiller's Phantasien auch in ihrem Uebermaß verklärt. — Sein Erstlingswerk, die Söhne des Thals (concipirt 1800: der erste Theil erschien 1803, der zweite 1804), bezweckte die Verklärung maurerischer Symbole durch religionsphilosophische Ideen, und es war ganz ernst gemeint, wenn er Hitzig auffordete, ihn nicht durch ästhetische Lobsprüche zu kränken, sondern lediglich auf die praktische Bedeutung seines Werks einzugehn. — Es ist zu bezweifeln, ob der Untergang des Templerordens überhaupt eine dramatische Bearbeitung erträgt. Daß ein Institut, welches auf romantische, der Gegenwart nicht mehr angehörige Vorstellungen begründet ist, endlich der nüchternen Wirklichkeit weichen muß, läßt sich historisch wol versinnlichen, aber es spielt zu viel Vergangenheit, zu viel Beziehung auf allgemeine Culturverhältnisse hinein, um es zur verständ-

lichen Gegenwart zu erhellen. Es kommen noch andere Uebelstände hinzu, die locale Breite der Geschichte und die Verwickelung derselben in die Conflicte der allgemeinen Kirche, die prosaische Form des Processes, die Massenhaftigkeit der Schlachtopfer, vor allem der leidende Charakter des Haupthelden. Wir weiden uns wol im Trauerspiel an den Leiden des Menschen, der tapfer gegen sein Verhängniß kämpft, und seine Kraft versöhnt uns mit seinem Schicksal; aber das willenlose Leiden drückt uns herab, und daß die Sünde der Väter an den unschuldigen Enkeln heimgesucht wird, kann uns wol lyrisch erregen, aber nicht dramatisch. Werner hat sich die Sache noch dadurch erschwert, daß er die beiden Momente der Handlung, die wesentlich zusammengehören, den Zustand des Ordens, der seinen Untergang provocirt, und die Intrigue, die ihn vollzieht, in zwei Stücke sondert. Der erste Theil enthält eine episodische Handlung, die Verweisung eines Ritters, der gegen die Disciplin fehlt, weil er das unmittelbare Gefühl höher achtet als Sitte und Gesetz, und der sich, wie der Johanniter im „Kampf mit dem Drachen", zuletzt von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugt. Nun wird aus den Gebräuchen des Ordens vieles berichtet, was uns zeigt, daß die Form vom Geist verlassen ist; aber das haben wir im zweiten Theile bereits vergessen. Ein ungerechter Proceß wird gegen die Templer geführt, wir sehen sie leiden und sterben und können ihnen nur jenes kränkende Mitleid schenken, welches alle diejenigen trifft, die mit Unrecht untergehn, für deren Dasein sich aber auch kein erheblicher Grund anführen läßt. Um uns aus diesem unschönen Gefühl des gemeinen Mitleids zu erheben, hat Werner ein Mittel gebraucht, das, im höchsten Grade unpoetisch, dennoch die Richtung der Zeit charakterisirt. Der Untergang der Templer ist ihm nicht ein nothwendiger, durch die willenlose Naturkraft der Geschichte vollzogener Act, sondern wird durch eine geheime Gesellschaft veranlaßt, das Thal, welche die Vorsehung auf Erden vertritt, und der die weltlichen Leidenschaften, Intriguen und selbstsüchtigen Absichten der Großen als Werkzeug dienen. Durch diese Erfindung zerfällt das an sich schon unförmliche Stück in zwei Massen, die in der Stimmung wie in der historischen Farbe einen schreienden Contrast bilden. Im historischen Theil steht man zwischen Schiller und Kotzebue, wie denn auch beide Dichter an diesem Drama großes Gefallen fanden. Die Effecte sind stark und durch äußerliches Beiwerk sehr geschickt hervorgehoben; die Charaktere sind von der einfachsten Anlage und sehr leicht zu unterscheiden, denn sie sind durch die dicksten Farben charakterisirt; Tugend und Laster tragen ein leicht wahrnehmbares Gepräge an der Stirn. Uebrigens empfinden diese historischen Personen ganz wie unsereins, in ihrer Art zu denken liegt nichts Supranaturalistisches, und am

glücklichsten ist Werner in der Zeichnung jener polternden Alten, die im deutschen Theater einen so großen Raum einnehmen, jener Männer, die hinter einer borstigen Außenseite ein feines, ja zartfühlendes Innere verbergen. Der Comthur Hugo nimmt unter dieser Classe eine respectable Stelle ein. Dagegen sind die Bösewichter nach dem Vorbild des Hofs in Don Carlos zu plump und ungeschickt, um ein Interesse zu erregen. — Nun sind die ehrlichen und treuherzigen Leute, aus denen die Masse des ersten Theils besteht, in der wunderlichen Lage, einem mystischen Orden anzugehören, dessen geheimnißvolle oder vielmehr lächerliche Ceremonien uns nach Anleitung der Proceßacten in großer Breite vorgeführt werden. In diesem Opernspuk tritt nur ein Punkt deutlich hervor: daß die Recipienden genöthigt werden, das Kreuz mit Füßen zu treten und dem Abgott, dem sie bisher gedient, zu entsagen; möglicherweise kann es der Fürst dieser Welt sein, möglicherweise auch der Gott, den die Kirche lehrt; die „Wissenden" scheinen darüber selbst nicht recht im Klaren zu sein. Uebrigens sind die Ceremonien so abgeschmackt, daß sich die Eingeweihten einer gewissen Ironie nicht erwehren können; doch nach der Absicht des Dichters nur darum, weil sie den geheimsten Sinn derselben nicht mehr verstehn. Sie wissen, daß sie nur das Geschöpf und Werkzeug eines höhern Ordens sind, des Thals, der ihnen selbst unbekannt ist, von dem sie aber Instructionen erhalten. Es ist nun die Frage, von wem die Verderbniß des Ordens ausgeht, von den Gründern oder von dem jungen Geschlecht. Das letztere enthält zwar einige unreine Elemente, aber im ganzen scheint es untadelhaft, und der kreuzbrave und treuherzige Großmeister Molay kritisirt mit seinem ganz richtigen Gefühl, daß das Cölibat eine unnatürliche Einrichtung sei, nicht sowol den jetzigen Zustand des Ordens als vielmehr dessen Gründer, das Thal. — Nun spielt aber in diese historische Welt ein Spuk hinein, der mit ihr in keinem verständlichen Zusammenhang steht. Das gesetzlose Spiel mystischer Schattenbilder, die wie gestaltlose Nebelwolken vorüberschweben, versetzt uns in eine ohnmächtige Leere, die uns schwindeln macht. Man ist froh, wenn man hie und da einigermaßen eine Anschauung von dem sich bilden kann, was der Dichter mit seinen abenteuerlichen Ausgeburten zu wollen scheint; aber es verdrießt, wenn man zuletzt inne wird, wie wenig sich die Anstrengung belohnt. Was aber diese Mystik vollends aller Wirkung beraubt, ist das Misverhältniß zum Ganzen: sie ist dem Werke nur als Ausschmückung beigemengt; die Stellen, die sie einnimmt, sind nicht motivirt und greifen nicht ein. Dargestellt wird das Mystische gar nicht, sondern blos verkündigt durch abgeschiedne Geister oder gar durch Personificationen von allgemeinen Begriffen, bald in Prophezeiungen und Gebeten, bald in Warnungen, in lyrischen Eksta-

sen und Träumen; überdies verlieren sich diese Verkündigungen und Ergüsse meistens in leere Klänge, in farb- und gestaltlose Bilderspiele nach dem Costüm der römisch-katholischen Kirche. Da klingen denn die fünf Wunden mit den sieben Sacramenten, das Lamm und der Seelenbräutigam, die Dornenkron' und Gottessohn auf das wunderlichste durcheinander. Die Kunst gilt nur als Mittel höherer Weihe; daher die unerschütterliche Zuversicht, womit der Dichter seine Visionen und Ekstasen als göttliche Eingebungen offenbart, ob er gleich es sich nicht verhehlt, daß allgemeine Anerkennung ihnen in dem heidnisch gesinnten Zeitalter nicht zu Theil werden möchten; dafür muß ihn der Beifall einiger auserwählten Frommen trösten, denen auch die zweite Ausgabe der Söhne des Thals gewidmet ist: „Die Thränen gehn herauf zu Gottes Throne, die wir am fünfgeröhrten Quell vergießen; was Gott gesendet, strebt zu ihm zurücke. Aus sieben Sternen läßt Er Strahlen fließen, auf daß der Mensch im Dunkel nimmer wohne und bei der Lampen Glanz den Torus schmücke. Doch wenn der Menschen Blicke geschauet das, was nur für Ihn vorhanden, so hat er den, der alles ist, gefunden; die Thränen sind, die Sterne sind verschwunden, dann ist er Sein und macht den Schein zu Schanden. Jetzt mögen Thränen noch und Sterne blinken, bis jene trocknen und bis diese sinken: wir wollen beten und der Herr wird winken." Selbst dieses wenige Licht verdämmert in den mystischen Nebelstreifen, die sich durch das Ganze hinziehn. Im ersten Theil ist das Geisterwesen unter zwei Personen vertheilt, die bei bedenklichen Auftritten als Propheten oder Gewissensräthe unversehens erscheinen in mancherlei Gestalten und zuweilen blos ihre Stimmen bald hier, bald da hören lassen, sodaß sie wirklich nach Molay's Bemerkung Versteckens spielen. Diese Geistermanier ist weiter nicht originell; sie wird es erst, wenn beide ganz häuslich unter sich sind, denn sie haben am Meere ein eignes Hüttchen und ihre eigne Wirthschaft. Eudo, der Geist eines bereits vor hundert Jahren gestorbnen Herzogs von Aquitanien, ruft die junge Pilgerin Astralis aus dieser Hütte, bricht ein Brot und „gibt ihr ihre Hälfte, die sie mit Freudigkeit genießt; als er die andre Hälfte an seinen Mund bringt, wird solche fließend, und reinigt, indem sie tropfenweise zum Theil auf sein Gewand herabträuft, einige Flecken an demselben. Nachdem er des Uebrige genossen, legt er sich hin und schlummert so lange, als die Oekonomie des Stücks es irgend erlaubt. Während daß er schläft, macht Astralis sich ganz munter allerlei zu thun, pflanzt Blütenkeime, und als diese aufgegangen, mischt sie sich in deren Gespräch mit den sie lockenden Meereswogen, begießt die Blumen, pflückt sie, bekränzt mit ihnen das im Hüttchen befindliche Isis- oder Marienbild; dann erwacht Eudo wieder. — Hast du geopfert? — Nein, gestaltet nur. — Hast du gebetet? — Ja, geglüht für Robert. — Ein schön

Gebet!" U. s. w. — Jene Combination der Isis und der Jungfrau Maria verräth schon deutlich, daß von dem eigentlichen Christenthum nicht die Rede sein kann, und in der That werden wir fortwährend daran erinnert, daß diese Söhne des Thals sich überall nur den klimatischen und nationalen Vorurtheilen accommodiren, daß sie sich auf ihren Weltreisen der Formeln jeder einzelnen Religion bedienen. Astralis, die ihrer Jugend wegen weniger Uebung hat, verspricht sich alle Augenblicke und redet von Horus, wo sie Christus nennen sollte. Das folgende Gebet würde schwerlich den Beifall der Kirche haben. „Isis, du gottbegnadete Mutter, die du tränkest alle Wesen mit göttlichem Licht, die du die Zarte, die Ewige, als Jungfrau dich nahend dem sündigen Menschen, verkläret, gewältigt durch ewige Kraft, den Meister, den Heiland gebarst! O Horus, mein Meister, wenn du mir flammtest im Blute des Frühroths, wenn du, o Isis, mir strahltest im Spiegel der Meerflut! Stärkt zum gewaltigen Werk mich die Zarte; genug zu thun für ihn der mein ist, zu glühn mit ihm in dem der All ist — durch Schönheit zu sühnen den Sohn der Kraft!" — Was Eudo und Astralis im übrigen durch sehr lange mystische Lieder, durch wilde Interjectionen, durch seltsame Maskeraden über die Absichten des Thals enthüllen, gibt uns kein näheres Verständniß.*) — Im Anfang des zweiten Theils werden wir dem Wirken der Gesellschaft näher geführt. Der zweite Sohn des Thals, dem wir begegnen, ist der Erzbischof Wilhelm, der als Vertrauter des König Philipp die Inquisition gegen den Orden leitet. Er ist von der Ungerechtigkeit der Verfolgung überzeugt, er verachtet seine Helfershelfer, er liebt und ehrt die Ritter, die er opfern muß, und doch ist er in der Verfolgung der Ausdauerndste und Hartnäckigste. Schon von Schiller war es gewagt, in Marquis Posa einen Idealisten darzustellen, der um der Ausführung seiner Ideen willen das unmittelbare Gefühl und zum Theil selbst das Gewissen verleugnet. Aber was Posa will, ist uns verständlich, und wir müssen seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen; sodann ist sein Idealismus doch nur ein andrer Ausdruck seiner eignen Natur. Seine Liebe zur Freiheit hat etwas Despotisches und Gewaltthätiges, und wenn er während des Stücks selber nicht fühlt, daß in dieser Form des Ideals eine geheime Schuld liegt, so hat der Dichter nachträglich dies Bewußtsein in den bekannten Briefen über Don Carlos ergänzt. Aber der Sohn des Thals, der hier mit Gefühl

*) Zum Schluß erscheint Astralis (die mitunter auch als blauer Page auftritt) im gelben härenen Gewand einer Büßerin, mit einem Strick umgürtet und barfuß; ihre Haare flattern wild um ihren Nacken; sie trägt ein glühendes Crucifix in Form eines Richtschwerts in der Hand, und kreischt, indem sie begeistert von heiligem Wahnsinn hereinstürzt, mit zerschmetterndem Ton — was sie kreischt, ist gleichgültig.

und Gewissen ein frevelhaftes Spiel treibt, ist im Grunde eine weiche Natur, seine Pflicht und seine Empfindung sind außer Verhältniß, und wir müssen ihn als eine willenlose Maschine betrachten, die, wenn ein Recht zur Existenz überhaupt, gewiß kein Recht zur dramatischen Existenz hat. Indeß werden wir doch diesmal nicht mehr durch mystische Lieder und wahnsinnige Orakelsprüche, sondern durch eine scheinbare Dialektik über die Absichten des Thals unterrichtet. Ein würdiger menschlich fühlender Cardinal stellt dem Erzbischof Wilhelm die Greuel vor, die auf sein Anstiften mit den unschuldigen Templern vorgenommen sind, und fragt ihn, ob sie nicht sein Gewissen drücken. Wilhelm verneint und beginnt seine Rechtfertigung als gebildeter Dialektiker mit der Frage: „Wenn etwas ist, kann es zugleich auch nicht sein?" — Hegel hatte damals seine Logik noch nicht geschrieben, sonst würde der Sohn des Thals mit seiner einfältigen Frage nicht durchkommen. Genug, er zeigt dem Freund, daß die Templer ursprünglich zum Dienst der Kirche bestimmt waren, daß sie jetzt aber nicht mehr an Christus glauben. „Sie sagen's — und darin liegt es! ihren Bübchen ohne Bart, daß der nicht Gott ist, der's für uns sein soll. Das ist doch dumm — nicht wahr?" — „Ein schwer Verbrechen, wenn es erwiesen ist!" „Sonst nichts als dumm, doch leider zu erwiesen." Deshalb muß die Kirche sie ausrotten. „Die Kirche geht ihren festen Schritt, wie jedes Riesenkind des ew'gen Schicksals. Sie lechzt nach Blute nicht; doch sie zertritt, was ihr im Wege steht, und das Zertretne verdichtet wieder sich zu kräft'germ Leben." — „Du sprichst als Priester! ist das Schreckbild, das der Fanatiker die Kirche tauft, der Opfer werth, die wir ihm schlachten?" — „Wo ist ein bessrer Glaube für die Menschheit? Wir tödteten das Leben kühner Vorzeit; womit bevölkern wir den öden Raum, wenn wir ihn nicht mit Wärme neu beseelen? Dem heitern Griechen lebte seine Welt; wir raubten ihr des Lebens hellen Firniß. Der Weltkreis ist für uns ein Todtenhaus; vernichtet ist der Mensch, wenn nicht zum Leben mit Adlerflug das Ideal ihn reißt. Hier strahlt der Kirche volle Glorie" u. s. w. — „Sollten aber die Templer, was ihnen Wahrheit ist, nicht auch verbreiten?" — „Haben sie's vermocht? verläßt das Volk die Tempel unsrer Götzen? Freund, hier ist der Erfolg der Prüfungsstein: das wirklich Große, niemals kann's mislingen; was nicht gelingen konnte, war nicht groß.... Glaubst du im Ernst, daß ich die Ketzereien vertilgen will, wenn ich die Ketzer opfre? Ist Verfolgung nicht die Kelter, in die das Schicksal alles Kühne preßt? Was Wahrheit sei, wir können's nicht entscheiden; doch wenn im Elend sie die Probe hält, dann zeigt sie erst sich in verklärtem Glanze." Die Masse der Menschen besteht aus Pöbel, diesem darf auch die Wahrheit nicht gezeigt werden, da die Gefahr des Misbrauchs in rohen Händen nahe liegt. „Die Kirche ist das große Gleichgewicht,

vom Schicksal hingestellt zur ew'gen Brustwehr, daß nie der Herrscher sich vermesse das Heiligste der Menschheit anzutasten. Solange der Koloß noch aufrecht steht, bleibt auch der Menschheit Kleinod unverloren... Die Kirche ist ewig wie der Geist, der sie zu seinem Tempel auserkor; denn ewig bleibt der Cirkel der Geweihten, der nichts gemein hat mit der niedern Welt. Sein sichtbar Haupt — und wär' es schlechter noch, als der Tiaren-Jude Clemens schlecht ist — doch bleibt es Schlußglied jener starken Kette... Wenn einmal — was der Menschheit Engel wehre! diese Kette dennoch zerrissen würde: ja dann sind wir arm. Doch dafür soll das Thal — —" — Also ein Ungläubiger, wie Schiller's Großinquisitor, schürt die Scheiterhaufen, zerreißt alle Bande der Menschlichkeit, für ein Ideal des bloßen Verstandes! Wenn so die Gemüther gestimmt sind, bleibt der Jesuitismus noch immer eine Macht, auch wenn er sich hinter Rosenkreuzer oder Illuminaten versteckt. — Erzbischof Wilhelm ist übrigens nur Schüler; im Innersten der Thalgrotte, die unter dem Karmeliterkloster zu Paris liegt, setzt ein „Aeltester des Thals" diese Belehrungen fort. Er beweist zuerst die Nothwendigkeit einer Association der Guten gegen das Böse; die Nothwendigkeit, im Kampf gegen das Schlimme die Waffen der Schlangen zu gebrauchen. Das Schlimmste aber ist, wenn man dem Menschen den Glauben an das Göttliche raubt. „Was dir dein Glaube an dein Ideal, das ist dem Volk sein Heiland und sein Fetisch. Man kann ihm alles nehmen, nur nicht das, am wenigsten, wenn man's ihm nicht vergütet. Man soll es ihm nicht nehmen; denn der Glaube an etwas Göttliches ist ja der edelste Krystall der Schöpfung. Wie die Natur im Phantasienspiel übt sich der Geist in regellosen Launen; doch immer bleibt's Krystall, in welchen Formen er anschießt, das ist einerlei; und besser der Formen abenteuerlichste dulden, als den Krystall gestaltend zu zerbröckeln. Das ist der Grund, warum wir jedes Volkes Glauben ehren, warum wir Klosterbrüder hier, am Ganges Braminen sind; und da der Mensch es einmal nicht vermag, die Gottheit ohne Mittler anzuschauen, warum wir, durch Messias und Prometheus, durch Horus, Wischnu, Eros, Thor und Christus, dem staubbedeckten Geiste Flügel leihn, um sich zu seinem Urquell aufzuschwingen." — Den Glauben des Pöbels angetastet zu haben, ist also das eine Vergehn der Templer; schwerer fällt ein zweites ins Gewicht. Sie haben den gemeinen Interessen des Pöbels, der Politik u. s. w. zu Liebe die höhern Zwecke der Geweihten geopfert; der höchste Zweck ist aber — — die Stoffe zu verwandeln und dadurch die Menschheit allmächtig zu machen!! „Der Mensch kann alles, wenn er nur sich selbst vergißt und sich der Sinnenwelt entäußert: die erste Handlung dieser Selbstentäußerung ist Reinigung, die letzte ist der Tod; und das, was uns dem Ganzen wiedergibt, die herrliche Verwesung ist die Krone.

Um diese zu erlernen, sind wir hier. Die Wissenschaft der Größen, und die Kunst, ins Unermeßliche sie zu zerflößen, das ist die Weisheit eines Thalsgenossen. Des Stoffs Zerlegung lehrt uns unsre Allmacht, die Auflösung gibt uns Allgegenwart. Doch wie der Geist nur in sich selbst versinkt, und durch Vernichtung dessen, was nicht er ist, des Denkgesetzes ew'ge Regel formt, so mußt du auch, willst du den Stoff beherrschen, vom Eignen dich durch Selbstertödtung scheiden. Nur wenn dir Geist und Stoff Erscheinung sind, gespiegelt im Unendlichen, nur dann kannst du ihr launenhaftes Wechselspiel mit regelrechtem Willen umgestalten." Diese Lehren regen den Schüler — eben jenen Robert, der zu Anfang des Stücks gegen die Regel des Ordens gefrevelt — zu einem neuen Gedanken an: „Der Tod, so dämmert's mir, er soll vielleicht, er, der von uns so gar nichts übrig läßt, vielleicht Symbol sein dieser Selbstverleugnung — vielleicht noch mehr — ich hab' es! — Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? — die unser eignes jämmerliches Ich mit allem Unrath fortspinnt ins Unendliche — auch sie muß sterben; unser schales Selbst, wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt, wir können es, wir müssen es verlieren, um einst in aller Kraft zu schwelgen!" — „Triumph! ertönt der Chor des Thals, er hat es selbst gefunden! Preis dem Licht!" Und Robert wird zum Großmeister des neuen Ordens der Kreuzesbrüder ernannt, der die Principien des Thals in Schottland verjüngt wiederherstellen soll. — Jetzt gewinnt der Untergang der Templer eine andre Beleuchtung, es ist nicht eine Strafe, es ist eine Verklärung; sie werden gefoltert, gepreßt, zerrissen, verbrannt, um als Heilige in das All aufzugehn; Molay's Name strahlt neben Christus, und mit den scheußlichsten Farben wird das Entzücken der weiß und grünen Verwesung gefeiert. Zuletzt unterscheiden wir in diesem Leichenduft nichts mehr, da uns vor Thränen, Gebeten, begeisterten Reden, Blicken gen Himmel, feierlichen Kleidern, Gott, Ewigkeit und andern schönen Dingen so himmelangst wird, daß alle Gedanken schwinden. Solange die unsichtbare Kirche nur von Zeit zu Zeit geheimnißvoll in den Lauf der Begebenheiten eintritt, solange man ihre Tendenzen nur dunkel ahnt, übt sie einen gewissen Reiz aus. Sobald wir aber in den Mittelpunkt des Mysteriums eingeführt werden, zeigt sich die Poesie unfähig, das Ueberschwengliche darzustellen. Der Unsinn, der uns im Thal entgegentritt, ist grenzenlos. Bengalische Flammen, unter- und überirdische Stimmen, Hoboen und Flöten, lebende Geister und fühlende Statuen, redende Sphinxe und musicirende Memnonssäulen, der Vogel Phönix und der in der Luft schwebende jugendliche Großmeister, kurz die vollständige Zauberflöte in einer überschwenglichern und schwülstigern Sprache, als diese mystische Posse Schikaneder's, aber nicht mit einem Gran mehr Verstand. Vergebens würden

wir uns in diesen schreienden Dithyramben nach der Spur eines Gedankens, nach der Spur eines wahren Gefühls umsehn. Die Tragödie hat sich in den gemeinsten Opern- oder eigentlich Balletspuk verwandelt. — Die Tragik des Stücks ist eine durchaus äußerliche, sie liegt weder in den Personen noch in den Zuständen, und die Handlung beschäftigt sich nur mit kleinen Gemüthsconflicten. Alle Menschen, die uns Werner schildert, mit Ausnahme der nöthigen Bösewichter, sind von jener nachlässigen Gutmüthigkeit, die nur für idyllische Scenen paßt. Harte eiserne Menschen zu schildern, ist er ebenso unfähig wie Kotzebue. Wo er es unternimmt, wird unter seinen Händen daraus ein Renommist. Man muß lange alles natürliche Gefühl für Wahrheit untergraben haben, um solche weichmüthige Menschenfresser zu erfinden wie den Erzbischof Wilhelm und den spätern Attila. Werner that sich am meisten auf die empfindsamen Stellen zugute; namentlich vor einer Scene, wo ein Vater seinen Sohn wiederfindet und im Hintergrund der Harfenspieler dazu die Cither schlägt, hegte er eine wahrhaft rührende Begeisterung. Er begriff gar nicht, wie er so etwas hätte schreiben können, und doch hätte er dergleichen melodramatische Scenen bei Kotzebue auf jeder dritten Seite antreffen können.*) — Das Kreuz an der Ostsee dichtete Werner 1804 in Warschau, wo er mit E. Hitzig und seinem Landsmann T. A. Hoffmann zusammenlebte. Er hat nur den ersten Theil, die Brautnacht, ausgeführt: die Ankunft der Deutschritter in Preußen und der Ueberfall des polnischen Schlosses Plock durch die preußischen Heiden. Die Schilderung der heidnischen Sitten, die einen ziemlich opernhaften Anstrich hat, nimmt den ganzen ersten Act ein. Der dunkle Theil der heidnischen Mysterien bleibt uns noch verschlossen, nach Hoffmann's Mittheilung sollte der Mittelpunkt der Priesterkönig Waidewut sein, der die alte Naturreligion aufgehoben und aus politischen Gründen

*) Auch ich kenne die Lage, schreibt Z. Werner an Chamisso, 14. Februar 1806, wo der Mensch, wenn der Boden unter ihm zu sinken scheint, sich nach einem Anhalt umsieht. Aber es steht in der Bibel: verflucht, wer sich auf Menschen verläßt. Alles, was wir uns gegenseitig thun können, ist etwa, daß einer dem andern die Einwirkungen mittheilt, deren ihn Gott gewürdigt hat. Dies wenige Göttliche abgerechnet, wovon man in dem, was ich geschrieben habe, und zwar in den trivialen Stellen besonders, hin und wieder schwache Spuren entdecken kann, so bin ich ein erbärmlicher Mensch, der sich selbst so wenig als andern zu rathen weiß. Ich versuchte es in den Thals-Söhnen, die Leute zum Heiligen mit Schellen zusammenzuklingeln, und diesen Klingklang hat man gelobt; sollte es Gottes Wille sein, so werde ich künftig vielleicht einmal die Schellen ablegen, und das wird man dann ebenso albernerweise tadeln. Indessen man muß auch das Alberne zu guten Zwecken benutzen, und also klingle ich, solange die Leute noch darauf hören. —

einen neuen Gottesdienst eingeführt hatte: eine von jenen dämonischen Gestalten, die zu Gunsten einer idealistischen Abstraction alle natürliche Bestimmtheit des Lebens mit Füßen treten. Im ersten Theil ist der höhere Plan noch nicht sehr durchsichtig. Wir sehn zwei halbbarbarische Völker miteinander im Streit, von denen das eine nicht viel mehr werth ist als das andre, sodaß unser Interesse durch einen Strohhalm bestimmt wird. Diesmal ist es der zufällige Umstand, daß die Polen äußerlich Christen sind und daß also das Christenthum in Frage kommt. Da es sich aber in seinen natürlichen Vertretern nicht auf eine correcte Weise ausspricht, muß eine überirdische Macht ins Spiel treten. Die Hauptperson des Stücks ist der Geist des heiligen Adalbert: eine Operafigur wie in den Söhnen des Thals. Wenn man einmal einen Geist auf die Bühne bringt, so muß es ein ehrliches Gespenst sein, wie sie Shakspeare so meisterhaft aus dem Dunkel der Nacht hervorzubannen weiß; wir müssen das Wehen einer unbekannten Macht empfinden, aber sie muß uns nicht so nahe gerückt werden, daß wir sie als einen Gegenstand betrachten und befühlen können. Sobald man ein Gespenst betastet, hört es auf Gespenst zu sein. Zwar geschehn mit dem heiligen Adalbert unerhörte Wunder: so oft er redet, strahlt ein Flämmchen aus seinem Kopfe, wenn die Mitternachtsstunde schlägt, spricht er mit ernster, dröhnender Stimme und geht mit starken nachhallenden Tritten ab. Die Heiden macht sein Anblick wahnsinnig. Seelenvolle Gemüther haben schon in der Kindheit von ihm geträumt: „Ist's nicht, wenn du ihm so ins Auge blickst, als schautest du auf eine grüne Wiese?“ „Ein überirdisch' Wesen ist uns nahe“, sagt Bischof Christian, „ich fühle wohl sein Wehn in meinem Innern, doch weiß ich nicht, von wannen und woher.“ Aber was hilft dies Costüm, was helfen die Sprüche, mit denen er den übrigen Personen imponirt und die uns gerade so unverständlich sind wie diesen, wenn der gute Geist in der Verkleidung eines Citherspielers umherzieht und lange Gedichte declamirt oder singt: für einen Geist eine sehr unzweckmäßige Beschäftigung. „Vom Staube die Kindlein im rosigen Schimmer des Maien, Männlein und Fräulein sich sonnen und herzen und freuen; Flöt' und Schalmeien lallen zu Strahlen-Choralen — es streuen Engel die Blüten und hüten der Treuen; hüten der Treuen, wenn Gluten die Seele entzünden, Sonne und Maien und Klänge und Blüten entschwinden, Augen erblinden, Lippen sich schließen, zerfließen die Leben, brechen die Herzen, mit Schmerzen zum Lichte entschweben. Lichte entschweben die Sterne, dem Lichte zu fröhnen, ahnend erheben sich Geister aus glühenden Tönen, Marter zu krönen, nahet in Pracht die Brautnacht — zu söhnen ewige Minne, entbrinne das Opfer des Schönen!“ — In solchen klingenden Combinationen von Worten, die durch das Gefunkel der Vorstellungen, die sie erregen, sowie durch den schläf-

rigen Tonfall unsre Aufmerksamkeit von dem Sinn ablenken, zeigt sich so recht der schlimme Einfluß der romantischen Schule. Und dies Lied sollte den geheimsten Sinn der Tragödie ausdrücken! — Warmio, der Sohn des Waidewut, wird von den Polen gefangen und durch die Liebe zu einer polnischen Prinzessin zum Christenthum bekehrt. Sein Bruder Samo sucht ihn mit seinen heidnischen Haufen auf, wird aber vor Plock zurückgeschlagen, vorzüglich durch den heiligen Adalbert, der die Braut auf seiner Schulter mitten durch die Feinde entführt und dieselben durch den Glanz, der von ihm ausstrahlt, in die Flucht treibt. Warmio und seine Braut befinden sich einsam auf einer Insel und sollen wie Huon und Rezia im Oberon geprüft werden, ob sie der Sinnlichkeit unterliegen. Fast wären sie gefallen, aber eine Monstranz, die zur rechten Zeit zwischen sie kommt, vermittelt durch das brünstige Gebet des heiligen Adalbert, hält sie im kritischen Moment zurück und so bestehn sie die Prüfung und sind des Märtyrertodes würdig. Der heilige Adalbert gibt ihnen noch einige Aufklärungen über die christlichen Mysterien, z. B. „Nur einer ist Vater, nur eine ist Mutter, verhörst du die Stimme der heiligen Minne? Der Mutter vom Staube entreißt sie die Männin und führt sie im Manne zum Vater, dem Licht." Dann kommt Samo mit seinen Heiden dazu, tritt die hülfreiche Hostie mit Füßen, mit welcher das Mädchen sich selbst decken will, und wird deshalb von seinem entrüsteten Bruder erschlagen. Diesen schleppen die Heiden mit sich fort, um ihn sammt seinem Vater Waidewut, dessen Religion ihnen unbequem geworden ist, zu opfern. Bengalische Flammen erleuchten die Scene, und der heilige Adalbert erklärt den Zuschauern unter Harfenklängen, daß er jetzt ins Thal zu seiner Klause zurückkehrt. Das Auffallendste ist die fortwährende Verwechselung der Operneffecte mit dramatischen Motiven. Schon der rein sinnliche onomatopoetische Gebrauch wechselnder Versmaße, dann die gehäufte Maschinerie zeigen, daß Werner überall sich bemühte, unmittelbar auf die Phantasie zu wirken, nicht durch die Vermittelung des Gemüths und Verstandes. Als er sein Stück in Berlin aufs Theater bringen wollte, machte Iffland die Einwendung, daß sich die Flämmchen auf dem Haupte des heiligen Adalbert durch die gewöhnliche Theatermaschinerie nicht herstellen ließen. In einer desto glänzendern Ausstattung wurde Juni 1806 Werner's drittes Stück Martin Luther oder die Weihe der Kraft aufgeführt, durch eine von Birey im trefflichsten Kirchenstil gesetzte Musik begleitet. Die bedeutendsten Bühnen folgten diesem Vorgang und das Stück machte Epoche. Die wirklich historischen Scenen, namentlich die bekannte vor dem Reichstag zu Worms, sind nach dem Vorbild Schiller's mit ungewöhnlichem Verstand für die Bühne eingerichtet, wenn auch hin und wieder die Genremalerei zu stark aufgetragen ist und wenn auch Werner in seinen

alten Fehler verfällt, die Charakterstärke durch renommirendes Selbstlob zu ersetzen: es ist bewundernswerth, wie fein er zu unterscheiden weiß, was von dem Gegebenen auf dem Theater seine Wirkung macht und was nicht. Ein Drama im strengen Sinn läßt sich aus Luther's Geschichte nicht machen. Die wunderbare Entwickelung dieser mächtigen, echt deutschen Natur knüpft sich an eine so verwickelte Reihe bedeutender und folgenreicher Gemüthsbewegungen, daß es unmöglich ist, von dem geschlossnen Kreise einer bestimmten Handlung aus auf sie zurückzublicken und dadurch wie in einem Proceß die Einheit der künstlerischen Idee nachträglich herzustellen. In seinem Schicksal liegen wol geschichtlich reich bewegte Abschnitte, aber keine dramatischen Verknüpfungen, und in Schiller'scher Weise zu idealisiren, wäre unstatthaft, da die Geschichte bis in ihre kleinsten Züge noch wie in unmittelbarer Gegenwart im Volke lebt. Eine andre Frage wäre es, ob nicht eine kühne Shakspeare'sche Hand aus der ganzen Breite seiner Laufbahn die hervorstechenden Charakterzüge auswählen und mit gänzlicher Hintansetzung der Zeitbestimmung zu einem anschaulichen Charaktergemälde vereinigen könnte. Aber der Dichter müßte die Geschichte treu auffassen; nicht etwa das Bewußtsein des 19. Jahrhunderts über Luther's Mission in Luther's Seele hineinverlegen. Trotz der schwärmerischen Glut, die Luther's Jugend auszeichnet, die ihn auch in seinem spätern Leben nicht verlassen hat und die jenes Dämonische in seinem Charakter ausmacht, welches das Jahrhundert gewaltsam mit sich fortriß, muß der Dramatiker wie der Historiker vor allem die realistische Grundlage seiner Natur hervorheben, er muß einen Mann darstellen, dessen starker Geist in einem starken Körper erscheint. Diese gesunde Auffassung lag Werner's Romantik fern. Er hat den nachtwandlerischen Instinct des Genius in seine Elemente aufgelöst, in kindliche Unbefangenheit und in das prophetische Vorausnehmen der Zukunft. Beides hat aber nur Leben und Realität, wenn es fest ineinander verwachsen ist; die chemische Trennung der beiden Elemente hebt ihre Wahrheit auf. Auf diese mystische Weise mag man Heilige schildern, aber keine Reformatoren. Was ist aus dem schönen Verhältniß zwischen Luther und Katharina von Bora geworden? Dies visionäre Ahnen und Sehnen der Jungfrau, die dem Propheten ebenbürtig entgegentreten soll, diese fieberhaften Ekstasen und Verzückungen sind gerade das Gegentheil von dem, was das neuerweckte Christenthum über Liebe und Ehe fühlte und lehrte. Es spielt schon hier der nachmalige Katholicismus hinein, die Verehrung Loyola's, den Werner, wenn er ihn wirklich studirt, viel besser verstanden hätte als Luther. Das Stück wird in einem Bergwerk eröffnet, wo die Bergknappen des jungen Predigers, der aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, in lebendiger Theilnahme gedenken und zugleich in einem allegorischen, aber nicht unpoetischen Gesang in dem Bergmanns-

leben, welches das Gold aus der Nacht zum Tageslicht emporführt, das Symbol der neuen Lehre andeuten. Der Einfall ist artig, aber er ist doch eine fremdartige Zuthat, eine romantische Beleuchtung, die dem Charakter der Handlung nicht entspricht. Viel schlimmer ist eine andre spiritualistische Zuthat. Zwei Kinder, Theobald und Therese, die eigentlich verkleidete Seraphe sind, bewegen sich das ganze Stück hindurch höchst zudringlich zwischen den realen Erscheinungen des Lebens umher. Der eine spricht und singt beständig von der Hyacinthe, der andre vom Karfunkel, und sämmtliche Personen, die mit ihnen in Berührung kommen, stimmen in diese Karfunkelpoesie so lebhaft ein, daß zuletzt eine mystische Atmosphäre das Gemälde überschleiert. Ihre Inspirationen erinnern an das Lied des heiligen Adalbert von den Strahlen-Choralen, aber ebenso an die altklugen und naseweisen Jungen Kotzebue's.

Dies war die neue Nachkommenschaft der Romantik, die Erbin des Alarkos, der Genoveva und der Jungfrau von Orleans, die erst bei Schiller, dann auch bei Göthe lebhaften Anklang fand, während sie bei den ältern Romantikern Abscheu erregte. Sie hatten die böse Saat gestreut und wunderten sich nun, daß Unkraut aufwuchs. — Von Paris aus, wohin er sich mit Dorothee, die ihm nun angetraut war, 1802 begeben hatte, redigirte Fr. Schlegel die Europa, eine Zeitschrift*), welche (1803) die Tendenzen des Athenäums mit einer neuen Wendung wieder aufnahm. Es war eine sonderbare Ironie, daß die Romantiker in Paris sich jenes deutsche Nationalgefühl aneigneten, von dem sich bisher in ihren weltbürgerlichen Ideen keine Spur gezeigt hatte. Die Europa wird durch einen Bericht Fr. Schlegel's über seine Reise nach Paris eröffnet, untermischt mit Gedichten von einem neuen Stil und Inhalt. Die Burgen am Rhein begeistern ihn zu Dithyramben, in denen das romantische Leben des Mittelalters geschildert wird, freilich auf eine Weise, die mit keiner Periode der wirklichen Geschichte die entfernteste Aehnlichkeit hat. Dann geht Schlegel auf das Schicksal des deutschen Volks ein, das „der Größe seiner Bestimmung unterliegt“. Seine Ansichten und Wünsche sind noch ghibellinisch. Er findet den Höhepunkt der deutschen Geschichte in Kaiser Friedrich 2., der gewiß kein Held der Kirche war; er wünscht, daß der Mittelpunkt der Kirche nach Deutschland wäre verlegt worden; einverstanden mit Karl 5. in seinem Streben nach einer deutschen Universalmonarchie, wäre er auch zufrieden, wenn Gustav Adolf „den vortrefflichen Gedanken eines schwedisch-deutschen Kaiserthums ausgeführt und die natürliche Einheit der nordischen Nationen wiederhergestellt hätte“. — Allein

*) Zu den Mitarbeitern gehörten außer den beiden Schlegel: Dorothee, A. von Arnim, die Naturphilosophen Ast, Oken, Hülsen u. s. w.

bald geht er wieder zu einem ganz überschwenglichen Weltbürgerthum über: er erklärt es für eine Ungerechtigkeit der gesammten modernen Literatur, daß sie sich einseitig auf den Standpunkt der abendländischen Bildung gestellt habe. Das Abendland habe schon in der classischen Zeit der Griechen jenes Princip der Sonderung und Individualisirung verfolgt, das endlich zur Zersplitterung aller geistigen Kräfte führte; nur der Orient habe die ursprüngliche Fülle des Lebens in ungesonderter Kraft bewahrt. „Die geistigste Selbstvernichtung der Christen und der üppigste wildeste Materialismus in der Religion der Griechen, beide finden ihr höheres Urbild im gemeinschaftlichen Vaterland, in Indien. Denkt man nach über die erhabne Sinnesart, welche dieser wahrhaft universellen Bildung zu Grunde liegt und selber göttlich alles Göttliche ohne Unterschied in ihrer Unendlichkeit zu umfassen weiß, so wird uns, was man in Europa Religion nennt oder auch ehedem genannt hat, kaum noch diesen Namen zu verdienen scheinen, und man möchte demjenigen, der Religion sehn will, rathen, er solle, wie man nach Italien geht, um die Kunst zu lernen, nach Indien reisen, wo er gewiß sein darf, wenigstens noch Bruchstücke von dem zu finden, wonach er sich in Europa vergeblich umsehn würde. — Es ist der katholischen Religion bis auf einen gewissen Grad gelungen, die poetische Mannichfaltigkeit und Schönheit der griechischen Mythologie und Gebräuche sich zu eigen zu machen, soweit dies bei der gänzlichen Verschiedenheit der Principien möglich war; aber auch das wenige Gute, was dadurch erreicht war, mußte theils nur Anlage bleiben, theils bald wieder verschwinden oder entarten und verderben wegen der durchaus fehlerhaften politischen Constitution und noch mehr durch die ursprüngliche *klimatische Unfähigkeit Europas zur Religion*. — Der Charakter Europas ist ganz zum Vorschein gekommen und vollendet, und eben das ist es, was das Wesen unsers Zeitalters ausmacht. Daher die gänzliche Unfähigkeit zur Religion, die absolute Erstorbenheit der höhern Organe. *Tiefer kann der Mensch nicht sinken*. — Sollte es wirklich Ernst sein mit einer Revolution, so müßte sie aus Asien kommen. Eine wahre Revolution kann nur aus dem Mittelpunkt der vereinigten Kraft hervorgehn, sonach ist das Organ für dieselbe in Europa gar nicht vorhanden; im Orient aber kann die Möglichkeit des Enthusiasmus nie so bis auf die letzte Spur vertilgt werden, weil die Natur selbst eine ursprüngliche und nie ganz versiegende Quelle desselben dorthin gelegt hat. — Was ehedem Großes und Schönes war, ist so ganz zerstört, daß ich nicht weiß, wie man in diesem Sinne auch nur behaupten könne, daß Europa als ein Ganzes noch vorhanden sei; es sind vielmehr nur noch die zurückgebliebenen Resultate, wohin jene Tendenz der Trennung endlich nothwendig führen mußte. Sie kann als vollendet angesehn werden, da

sie bis zur Selbstvernichtung gekommen ist. So wäre wenigstens Raum für etwas Neues, weil alles zertrümmert ist, findet man Stoff und Mittel zu allem, und an dem Muth, eine neue Welt aus der Zerstörung aufzubauen und zu gründen, kann es uns auch nicht fehlen, wenn wir erwägen, daß zufolge der organischen Ordnung der tellurischen Kräfte gerade hier der eigentliche Sitz des Streits ist, daß hier das Gute der Erde mit dem Bösen am heftigsten ringt und hier also die Sache der Menschheit endlich entschieden werden muß." — Nach der herkömmlichen Lobrede auf die Freunde und Genossen spricht sich dann Fr. Schlegel mit einer Mischung von Begeisterung und Ironie, die an die Lucinde erinnert, über die esoterische Poesie aus, die Poesie der blauen Blume. — „Esoterisch nennen wir diejenige Poesie, die über den Menschen hinausgeht und zugleich die Welt und die Natur zu umfassen strebt. Zu dieser Gattung werden wir nicht nur umfassende didaktische Gedichte rechnen, deren Zweck doch kein andrer sein kann, als die unnatürliche und verwerfliche Trennung der Poesie und Wissenschaft wieder aufzuheben; oder solche Gedichte, deren eigentlicher Zweck es wäre, die Poesie auf ihre Quellen zurückzuführen, die Mythologie herzustellen und den alten Fabeln ihre Naturbedeutung wiederzugeben; sondern auch diejenige Poesie, welche davon ausgeht, das der Poesie entgegengesetzte Element des gemeinen Lebens zu poetisiren und sein Entgegenstreben zu besiegen, bei welchem Geschäfte sie nicht selten die Form und das Costüm desselben annehmen zu wollen scheinen kann: den Roman." — Eifriger als das Athenäum beschäftigt sich die Europa mit der bildenden Kunst: fast zwei Drittel des Raums werden von Besprechungen und Reflexionen über Gemälde ausgefüllt. Fr. Schlegel referirt über die pariser Kunstausstellung, mit ziemlich schüchterner Polemik gegen die Schule David's; dann über alte Gemälde in Brüssel. In seinen Urtheilen ist eine große Vielseitigkeit, aber der Mangel aller technischen Kenntniß ist doch zu störend. In einem Aufsatz über Rafael stellt er die ältere vorrafaelische Periode mit der neuern in Parallele. „Von dieser neuern Schule, die durch Rafael, Tizian, Correggio, Giulio Romano, Michel Angelo vorzüglich bezeichnet wird, ist unstreitig das Verderben der Kunst ursprünglich abzuleiten." Dieser Satz wird als so ausgemacht betrachtet, daß Schlegel gar nicht nöthig findet, ihn zu begründen, und man wird nicht wenig überrascht, als er zwei Seiten darauf gesteht, er kenne den Michel Angelo gar nicht aus eigner Anschauung. Das ist also der erste Grund jener sinnlosen Urtheile, die seit der Zeit von Künstlern und Kunstfreunden andächtig nachgesprochen werden. — „Es ist zu beklagen, daß ein übler Genius die Künstler der jetzigen Zeit von dem Ideenkreis und den Gegenständen der ältern Maler entfernt hat. Die Bildung kann sich nur an das Gebil-

bete anschließen. Wie natürlich wäre es also, wenn die Maler auf dem alten Wege fortgingen und sich in die Ideen und Denkart der alten Maler von neuem versetzten. Wie unsicher schwankt der Künstler umher und greift in der Fülle des Unbestimmten bald nach diesem, bald nach jenem immer noch unschicklichern Gegenstand, meist nach einem sogenannten historischen, der die tiefere Natur, Allegorie und damit den eigentlichen Zweck der Malerei unmöglich macht; oder wenn es hoch kommt, nach einem Gegenstand aus der alten Mythologie, deren innerstes Wesen so ganz mit der Plastik übereinstimmt, daß er in der Malerei durchaus nicht ausgedrückt werden kann." — Das sind rein artistische, keineswegs religiöse Motive. Bald darauf wird die symbolische Kunst nicht blos als die höchste, sondern als die einzige bezeichnet und alle übrigen Gattungen der Malerei verworfen. „Der Maler soll ein Dichter sein. Die Poesie der alten Maler war theils die Religion, theils Philosophie, wie beim tiefsinnigen Leonardo, oder beides, wie in dem unergründlichen Dürer. Aber seitdem sich die Philosophie aus den mathematischen und physikalischen Wissenschaften in das Gebiet der Worte und der Abstraction zurückgezogen, wohin dem Künstler ganz zu folgen keineswegs angemessen ist, und seitdem Religion wenigstens aus dem, was äußerlich so heißt, völlig verschwunden ist, dürfte für den Maler, dessen Kunst doch auch eine umfassende, universelle, nicht so beschränkte Kunst ist, als Plastik und Musik, kein andrer Rath bleiben, als sich an die universelle Kunst aller Künste anzuschließen, an die Poesie, wo er, wenn er sie gründlich studirt, beides vereinigt finden wird, sowol die Religion als die Philosophie der alten Zeit." — Für die Anschauung war Paris damals ein günstiger Ort; von allen Gegenden der Welt, namentlich von Italien und Spanien hatten die Eroberer eine unermeßliche Fülle von Kunstschätzen zusammengeplündert, und Schlegel fand für seinen Kampf gegen den akademischen Stil den reichhaltigsten Stoff in dem Wetteifer der verschiedenen Nationalitäten. Die Idee, daß jede Kunst einen nationalen Boden haben müsse, und daß jede Nachahmung einer fremden Kunstform nicht blos für die Eigenthümlichkeit, sondern auch für die Idealität schädlich sei, findet sich schon in der Europa ausgesprochen, freilich nur wie ein verlorner Einfall in einer Reihe ganz entgegengesetzter Ansichten. Die Christlichkeit, die in der ältern Malerei bei jeder Nation geherrscht hatte, mußte das nationale Moment gleichsam legitimiren. — Gleichzeitig mit Fr. Schlegel hielten sich in Paris zwei junge Männer aus Köln auf, Sulpiz Boisserée (geb. 1783) und sein Bruder Melchior (geb. 1786). Schlegel hielt ihnen Privatvorlesungen über Philosophie und Literatur, und die altdeutschen Malerwerke im Louvre erinnerten sie an einige alte Gemälde in ihrer Vaterstadt, die durch den herrschenden akademischen Geschmack in Vergessen-

heit gebracht waren. Sie bewogen Schlegel, sie im Frühjahr 1804 mit seiner Frau nach dem Rhein zu begleiten. Dort gelang es ihnen, eine ziemliche Zahl bedeutender Kunstschätze, die bei der Räumung von Kirchen und Klöstern in unrechte Hände gekommen waren, zu retten, und bereits 1808 war daraus eine sehr bedeutende Sammlung hervorgegangen, welche der Kunstgeschichte eine neue Wendung gab. — Fr. Schlegel fing in Köln mit Vorlesungen an, indem er sich gleichzeitig nach allen Seiten hin um eine sichere Anstellung bewarb, in Köln, Paris, Würzburg, München u. s. w. „Unter recht tüchtigen Bedingungen, schreibt er 19. Juni 1804 an seine alte Freundin Karoline Paulus, wäre ich selbst nach Moskau und Dorpat gegangen." Doch würde er den Rhein vorziehn. „Der Lachs ist hier unvergleichlich, so auch die Krebse, wie nicht minder der Wein." Um die Literatur bekümmerte er sich wenig; nicht blos gegen die alten Feinde der Romantik, sondern auch gegen Göthe wegen der „Natürlichen Tochter" und „Winckelmann"*), gegen Schelling wegen seines Pantheismus, gegen Schleiermacher und Fichte, weil sie sich „verpreußen", spricht er eine grenzenlose Verachtung aus. Er haßt die Franzosen, findet sie aber ziemlich amusant. „Paris hat den einzigen Fehler, daß ziemlich viel Franzosen da sind; doch werden diese im ganzen dort schlecht behandelt und sind allgemein verachtet, nämlich von sich selbst, sodaß sich ein ehrlicher Mann gar nicht einmal mehr die Mühe zu nehmen braucht, es noch außerdem zu thun. Ich war niemals halsstarriger und stupider deutsch als jetzt, aber mit Unterschied. Die alten Deutschen, als Alemannier, Vandalen, Cherusker, Gothen und dergleichen, liebe ich mehr als alles, weiß mir nichts Besseres und lebe nur darin. Was aber unsre jetzigen Deutschen betrifft, so sehe ich nicht ein, was ich an diesen besonderes hätte, die, wenn sie nur den hundertsten Theil so deutsch wären als ich, wol ganz anders handeln würden. Nicht einmal der kleine Kurfürst von Aschaffenburg bekümmert sich um mich. Daß ich bitter werde, ist eben keine Gefahr; wohl aber ist mir Leben und Welt und vorzüglich ich selbst meistens so gleichgültig geworden, daß es mich einen Entschluß kostet, an, etwas Antheil zu nehmen." — September 1804 reiste Schlegel auf sechs Wochen zu Frau von Staël, wo er mit seinem Bruder zusammentraf. Im December ging er nach Paris; seine Frau blieb in Köln zurück in drückenden Nahrungssorgen, obgleich Veit, ihr geschiedner Mann,

*) „Einen so bittern, tückischen Haß gegen das Christenthum, schreibt Gentz an Ad. Müller Juli 1805, hätte ich Göthe nie zugetraut, ob ich gleich von dieser Seite längst viel Böses von ihm ahnte. Welche unanständige, cynische, faunenartige Freude er bei der glorwürdigen Entdeckung, daß Winckelmann eigentlich ein Heide sei, empfunden zu haben scheint!"

sie heimlich unterstützte. Ihre schwärmerische Liebe zu Friedrich entschädigte sie für alles. Dieser kehrte im März 1805 nach Köln zurück. Dorothee schreibt, 13. Juli 1805: „Was Plato und Spinoza und Jakob Böhme und die Apostel gelehrt haben, das können sie jetzt umbacken und kneten und in andre Formen gießen, aber etwas Neues lehren sie nimmermehr . . . . Ist Schelling nicht in aller Eile wieder zum Hegelthum bekehrt? Nach unsrer Berechnung predigt er jetzt den Mahomed. Wir werden noch neue Kreuzzüge erleben und gegen die Hegelingen fechten. Wäre Friedrich nur zwei Jahre lang Herr seiner Zeit und ohne Sorgen, er sollte ihnen das Verständniß eröffnen! . . . . Wenn du die hiesigen Geistlichen sehn würdest, so würdest du doch eine ganz andere Ansicht vom Katholicismus erhalten!" (Weihnachten 1805.) — „Ich hasse die Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes von ihr hergekommen. Schon, weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier die Religion, oder besser die Confession noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert, wir halten uns also nicht für befugt eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. Ungeachtet aber, daß wir für Protestanten gelten, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Sie haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mäßigung und Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeigt." (23. Februar 1806.) — „Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muß ich nur gestehn, daß dies zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische, theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt." (Fr. Schlegel, 23. Februar 1806.) — Ende 1806 begab sich Friedrich wieder zur Frau von Staël, wo er sich sechs Monate aufhielt. Während dieser Zeit versäumte er nicht, durch kleine unschuldige Versuche die öffentliche Meinung zu sondiren. Das poetische Taschenbuch für 1806 enthält eine Bearbeitung der Rolandsage nach Turpin von Dorothee, Gedichte symbolischen Inhalts von Fr. Schlegel, Hardenberg-Rostorf, Sylvester rc., Reiseberichte mit Empfehlung der gothischen Baukunst; was aber für einen berliner Kalender das Charakteristische ist, die Gedichte von Spee, unter denen Schlegel gerade die erzkatholischen hervorgesucht hat, und die er nicht, wie Herder die Ge-

dichte des Jesuiten Balde, mit einem erläuternden Commentar zu versehn für nöthig erachtet. Was man hier als unschuldige Spielerei gelten ließ, durfte dann, wenn man Ernst machte, auch nicht weiter befremden. — Am unmittelbarsten zeigte sich der Einfluß dieser Doctrinen auf die Kunst; die sogenannte rheinisch-byzantinische Malerschule wurde zur Modesache.*) Wie es in Deutschland immer geschieht, trat nun ein Wetteifer des Sammeltriebs in allen Gegenden und unter allen Ständen ein. Für die deutsche Culturgeschichte ist durch diese Sammlungen unendlich viel gewonnen. Die Bilder Hemling's oder des Meister Stephan beschämen die altkluge Geringschätzung gegen das Mittelalter; wir erkennen, daß unser Volk auch in der Kunst auf seinen eignen Füßen stand. Aber für die Praxis haben diese Entdeckungen nicht den geringsten Gewinn gebracht. Daß christliche Stoffe der einzig würdige Gegenstand der Kunst seien, diese Ansicht, die noch dazu sich mehr aus den großen Italienern des 16. Jahrhunderts, als aus den Deutschen des Mittelalters herschrieb, war an sich auf die Richtung der Kunst ohne erheblichen Einfluß. Man brachte auch hier wieder das Ideal in eine falsche Stellung zum Leben. Kirchliche Gemälde für Privatzimmer und Luxusbauten anzuwenden, war nicht statthaft, und die protestantische Kirche schloß die schönsten Gegenstände der Malerei aus. Daher stellten die jungen excentrischen Maler die Sache auf den Kopf; sie verlangten, Deutschland solle katholisch werden, damit man wieder Madonnenbilder verkaufen könne. Der Einfall ist charakteristisch für die Frivolität der Zeit. Man ging weiter, indem man jede Anwendung der antiken Form auf die Darstellung der christlichen Mythe als Ketzerei brandmarkte. Die schönsten Gemälde Rafael's und Michel Angelo's wurden verworfen, weil sie das Studium der Griechen verriethen, und die einfältigste Kleckserei des deutschen Mittelalters wurde als ein erhabenes Gemälde gefeiert, wenn sie nur dünne spiritualistische Beine, steife altfränkische Gesichter und falsche Perspectiven zeigte. Diese nazarenische Richtung sieht einem Greise ähnlich, der kindisch geworden ist und zu lispeln anfängt, um wieder jung zu erscheinen. Noch verwerflicher ist, die gräßlichen Metzeleien der alten Martyrien wieder in die neue Kunst einbürgern zu wollen. — Das Studium der mittelalterlichen Kunst führte dazu, daß man die Reste der alten Kunstdenkmäler erhielt, die der Vandalismus des Polizeistaats in seinem Nützlichkeitstrieb zu zerstören drohte. — Es gab eine Zeit, wo man sich die Kunst als etwas vom Leben durchaus Geschiedenes vorstellte und sich den ärgsten Invectiven aussetzte, wenn

*) Die Gebrüder Boisserée begaben sich 1810 nach Heidelberg; ihre Sammlung altdeutscher Gemälde wurde zuerst nach Stuttgart übertragen, dann nach München.

man den freien Künstler mit dem Handwerker zu vergleichen wagte; man stellte sich das Reich der Kunst als ein der Erde entrücktes vor, dem nur der Geweihte in feierlichen Stunden nahen dürfe, während die übrige Welt verdammt sei, im Staube des Gemeinen träge und verdrossen einherzuschleichen. In diesem Jammerthal der Erde fühlte sich jeder Künstler als ein geborner Märtyrer, der in Noth und Elend leben müsse, um in entzückenden Momenten sich dem Antlitz der Gottheit zu nahen, während das Handwerk, das nach dem Sprichwort einen goldnen Boden hat, seine günstige Stellung nur der blinden Unterwerfung unter die Tagesbedürfnisse des Pöbels verdanke; ja zuletzt steigerte sich das abstracte Kunstgefühl so, daß der Künstler sich schon herabzuwürdigen glaubte, wenn er wirklich Hand ans Werk legte. Allein wo irgend die Kunst geblüht hat, nicht sporadisch in einem einzelnen Gemüth, sondern in lebendiger Fülle, da hat sie dem Bedürfniß gedient, den Sinn des wirklichen Lebens ausgesprochen. So war es in der Zeit des Perikles, der Mediceer, der Königin Elisabeth; so war es, wenn auch in geringerm Maß, im Mittelalter, wo der Künstler sich nicht herabzuwürdigen glaubte, wenn er zugleich Handwerker war, und so muß es wieder werden, wenn sich die Kunst noch einmal einer gesunden, aus dem Leben der Nation hervorquellenden Blüte erfreuen soll. Das Handwerk muß die Kunst ernähren, die Kunst muß das Handwerk adeln. Der Genius zeigt sich nicht blos in einzelnen inspirirten Gemüthern, er durchgeistigt ganze Völker, und diese allgemeine Idealisirung des wirklichen Lebens ist der wahre Sinn der Kunst. Wie häufig hat man die Kantische Erklärung misverstanden: schön sei, was ohne Interesse gefällt. Kant meinte das gemeine Interesse, den Egoismus des Besitzes; aber es war nicht seine Ansicht, was die spätern Nachbeter gelehrt haben, daß die Kunst sich nur an Gegenständen ausüben solle, die an der Realität des Lebens keinen Theil haben. Nicht blos das Spiel kann schön sein; es gibt in der Wirklichkeit nichts, was sich den bildenden Händen der Grazien entzöge. Die Bildung lehrt uns, mit bescheidnen Mitteln Großes zu wirken, denn nur der Wilde jagt dem rohen Stoff nach, der Gebildete erfreut sich an der Form. Als man über die Roheit des gemeinen Nützlichkeitstriebes heraustrat, war der nächstliegende Irrthum, daß man das Schöne gewissermaßen äußerlich an das Nützliche anklebte, das Letzte hinter dem Ersten versteckte, wie die Wilden es lieben, einer häßlichen Tracht einen recht unpassenden und sinnwidrigen Putz hinzuzufügen. Die echte Kunst aber geht überall auf Wahrheit aus; sie versteckt nichts, weder den Zweck, noch das Material, noch die Arbeit, und sie verschmäht die Lüge in der festen Ueberzeugung, daß alles Gute sich auch schön darstellen läßt. Den Irrthum der Romantik wird man am leichtesten gewahr, wenn man ihre Anwendung

auf die Baukunst, und was sich unmittelbar daran anschließt, z. B. die Parkanlagen, ins Auge faßt. Man fand, daß die mittelalterlichen Kirchen, Schlösser, Burgen u. s. w. selbst in ihren Ruinen einen künstlerischen Eindruck machten. Um das nun für die moderne Kunst zu verwerthen, legte man neue Ruinen an, man baute gothische Burgen mit Zugbrücken, wo doch kein Feind erwartet werden konnte; man stellte ein Schloß, das auf große Naturverhältnisse berechnet war, in die Mitte von Kasernen, man baute Häuser in Kirchenform, was ebenso unpassend war, als wenn man früher christliche Kirchen mit korinthischen Säulen versehen hatte. Durch das Einmischen eines fremden Stils wurde die Stillosigkeit nur noch vermehrt. Man glaubte sich an der Natur nicht erfreuen zu können, wenn man sie nicht übersteigerte. Während in dem frühern Stil alles ein symmetrisches, rein decoratives Ansehn annahm, mußte jetzt aller Zweck versteckt werden. Man wollte einen mysteriösen Eindruck machen. Es schien nothwendig, sowenig als möglich vor Augen zu sehn und nur durch seltene Perspectiven einen Blick auf das Ganze möglich zu machen. In einer Ebene, wo man durch unsägliche Arbeit nur einen Chimborasso von 30—40 Fuß Höhe hervorbringen konnte, erzeugte man Abgründe und Niagarafälle; man schlug hohe Brücken, wo kein Wasser vorhanden war, und wo man auf der einen Seite heraufklettern mußte, um auf der andern wieder herunterzuklettern; man legte künstlich gewundene Gänge an, die in einen Sack endigten, kurz man war auf das peinlichste bemüht, so zwecklos als möglich zu arbeiten. Es ist das ein Bild der romantischen Poesie. — Die Einkehr ins deutsche Leben auch in der Kunst war nothwendig, und ihre modernen Vertreter haben im wesentlichen Recht, auch wenn sie in der Anwendung irren. Sie haben Recht, wenn sie in der Kunst einen innern organischen Zusammenhang, einen Fortbau auf dem Boden der nationalen Bedürfnisse und Traditionen für wünschenswerth erachten und den Classicismus als einen Abweg von der natürlichen Entwickelung bezeichnen; sie haben Recht, wenn sie den Grundsatz der classischen Schule, daß die Kunst um der Kunst willen dasei, durchaus und unbedingt, in dem Grundgedanken wie in den Folgerungen verwerfen; sie haben Recht, wenn sie es beklagen, daß in der deutschen Kunst und Literatur ein gewaltsamer Bruch mit der Vergangenheit stattgefunden, daß die Kunst durch ihre Trennung von dem Inhalt des wirklichen Lebens das Volk seinen eignen Idealen entfrembet hat. Ja wir nehmen ebenso wenig Anstand, als Eichendorff und Reichensperger, die beiden geistvollsten Vertreter der christlich-germanischen Schule, an die größten Erscheinungen unsrer Kunst und unsrer Literatur dieses Gefühl des Bedauerns anzuknüpfen. Allein es ist nicht möglich, eine einzelne historische Entwickelung von der Gesammtentwickelung der Menschheit so zu isoliren, daß sie sich ohne allen

fremden Einfluß rein aus sich selbst organisch fortbilden könnte. Die Barbarei der ersten sieben Jahrhunderte des Mittelalters hatte die Cultur des Alterthums unter einem tiefen Schutt begraben, aber sie hatte sie nicht vernichtet. Nun gelang es zwar dem gesunden Leben der Germanen, entzündet durch den Geist des Christenthums, eine neue Cultur hervorzubringen. Aber diese anscheinend harmonische Bildung konnte doch den Trieb des Menschen nach der Kenntniß des Fremden nicht ersticken; man grub in dem alten Schutt nach und entdeckte das classische Alterthum. Daß die fremde Erscheinung im Stande war, die ganze Cultur des Mittelalters, wenn auch nur im allmählichen Gährungsproceß, in Verwirrung zu setzen und aus den Fugen zu reißen, das zeigt unzweifelhaft, daß diese scheinbar so harmonische Cultur des Mittelalters im Innern von den tiefsten Widersprüchen zerrissen war, und daß ihr die Renaissance ebenso nothwendig war als dem heidnischen Alterthum die christliche Offenbarung. Zwar hat das Mittelalter den Humanismus ebenso wenig aus sich heraus hervorzubringen vermocht als Rom das Christenthum, aber daß in beiden Fällen die alte Bildung der neuen unterlag, war ein deutliches Zeichen, daß sie dieselbe bedurfte. Petrarca, Boccaccio, Machiavell, Leo 10., Rafael, Michel Angelo, Ludwig 11., Luther und wie die Begründer der neuen Zeit sonst heißen mögen, welche die christlich-germanische Doctrin mit dem gleichen Bannfluch belegt, sie waren alle keine willkürlichen Neuerer, sondern ihre Erscheinung war ein Zeugniß, daß die Stunde gekommen war, wo die alte Bildung in sich selbst zusammenstürzen müsse. Diese gewaltige Revolution in dem Bewußtsein der germanischen Völker ist nicht ein Zeichen von der Schwäche der Germanen, sondern von ihrer historischen Bildungsfähigkeit; Völker ohne innere Revolution gehören nicht in die Geschichte. Eine wahrhaft classische Kunst wird nur dann entstehn, wenn sie dem innern Leben des Volks einen Ausdruck gibt, wenn sie seinen Bedürfnissen und Idealen entspricht. Aber wenn ein volksthümlicher Inhalt des Bewußtseins, eine sittliche Tradition, eine feste Form des Cultus und der Ideale nicht vorhanden ist, dann muß der Genius, der schöpferische Kraft in sich fühlt, seine Ideale selbst hervorbringen, indem er sich an die reifste Bildungsform anlehnt, die er findet. Schiller und Göthe wandten sich zu der heidnischen Kunst, weil aus den nationalen Formen die Bildung und das Ideal gewichen war. Da erhielt die Kunst jenen Beruf, der ihr keineswegs angeboren und immanent ist, aus eignem Vermögen die Welt mit neuen Idealen zu erfüllen. Der Deutsche des 19. Jahrhunderts ist allerdings durch „das Morgenthor des Schönen“ in der Erkenntniß Land eingegangen; die Kunst hat nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Religion zu neuem Leben geweckt. Erst mußten wir am Heidenthum lernen, was überhaupt schön ist, um auch die Schönheit des

Christenthums wieder zu entdecken, und erst die Schönheit dieser Erscheinung machte uns auf die menschlichen Wahrheiten aufmerksam, die in den Mysterien der Religion verborgen liegen. Die gerade Linie unsrer geschichtlichen Entwickelung führt durch die classische Bildung. Sie bei unserm weitern Streben nicht in Anschlag bringen, wäre eine revolutionäre Auflehnung gegen die Macht der Geschichte. Um unser deutsches Leben wiederzufinden, dürfen wir nicht zu der Barbarei der alten Zeiten zurückkehren; geläutert und verklärt, hat doch die deutsche Nation bei allem Wechsel die Grundelemente ihres Wesens beibehalten, und wir werden unsre Individualität nur dann zur richtigen Geltung bringen, wenn wir sie in die Form der allgemeinen europäischen Bildung aufnehmen, die, in den Hauptsachen einig, doch jedem berechtigten Moment die freie Entfaltung verstattet. Im Roman mögen uns Charaktere erfreuen, die bewußtlos dem Zuge ihrer Natur folgen; die geschichtliche Individualität findet ihren Charakter erst dann, wenn sie diesen Naturzustand überwindet und mit Bestimmtheit weiß, was sie will.

Die Kunst der Griechen und die Renaissance zu studiren, hatte man früher Pilgerfahrten nach Rom unternommen; diese gewannen jetzt eine neue Färbung, seit man auf den Zusammenhang der Kirche mit den Künsten aufmerksam geworden war. Das Asyl der jungen Wallfahrer war das Haus eines alten Classikers. — Seit 1798 hielt sich W. von Humboldt mit seinem Bruder in Paris auf, mit Physiognomik und ähnlichen Versuchen einer Vermittelung zwischen Geist und Natur beschäftigt. Eine Reise nach Spanien veranlaßte ihn 1799 zuerst zum Studium des Baskischen, und schon damals fühlte er dunkel, daß sein eigentlicher Beruf die philosophische Sprachwissenschaft sei. Endlich fand sich für ihn eine Stellung, in welcher er den Staatsdienst zu einem Mittel seiner eignen Ausbildung machen konnte: er wurde 1802—9 preußischer Resident in Rom und benutzte diesen Aufenthalt wie Göthe zu einer Vervollständigung seiner idealen Selbstbildung. Sowenig wie Göthe entging er der Romantik des subjectiven Ideals. — „Unsre neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillosesten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn nur in Rom.“ (An Wolf.) — „Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist als dies ganze Geschlecht.“ (An Göthe.) — In Rom begann damals eine neue Blüte der Kunst, Thorvaldsen und Canova begannen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn, alle diese Künstler sammelten sich in Humboldt's Haus, bei dem sich auch sein Bruder eine Zeit lang aufhielt. — Anfang

1805 begab sich Frau von Staël, begleitet von A. W. Schlegel, nach Rom, wo sie sich sieben Monate aufhielten; die Frucht dieses Aufenthalts war Corinna.*) — Seinen alten Freund L. Tieck verfehlte er. Dieser hatte seine Schwester Sophie nach ihrer Scheidung von Bernhardi nach München geführt, wo sie im Herbst 1804 schwer erkrankte. Dort wurde er mit dem Bischof Sailer und dem Theosophen Baader bekannt, der ihn in seiner Mystik bestärkte. Im Frühjahr 1805 kam Herr von Rumohr nach München, ein Enthusiast für die neuen Kunsttheorien, der seine Heimat verlassen hatte, um katholisch zu werden und in ein Kloster zu gehn. Sein sanguinisches Wesen ließ sich aber durch Tieck leicht bestimmen, den Plan aufzugeben. Mit großem Enthusiasmus faßte er die Idee einer gemeinsamen Reise nach Italien auf. Da Tieck gefährlich erkrankte, reiste seine Schwester voraus, im Sommer 1805 folgte Ludwig mit seinem Bruder, Rumohr und dem Maler Riepenhausen. In Rom fand er seine Schwester schon heimisch; sie führte ihn bei der Schwester des Kaisers von Oestreich ein, auch mit mehreren Cardinälen wurde er bekannt. Den Maler Müller, dessen Genoveva ihm zu seinem eignen Stück Veranlassung gegeben, fand er wieder, ebenso Frau Elisa von der Recke.**) Mit Rumohr kehrte er im Sommer 1806 zurück und wählte wieder Dresden zu seinem Aufenthalt. — Ueberall hatte sich das Gerücht verbreitet, Tieck sei mit seiner Frau und Schwester zur katholischen Kirche übergetreten.***) Als er auf seiner Rückreise in Heidelberg den alten Voß besuchte, sagte er diesem: „Mein Hauptzweck war Forschung der römisch-katholischen Religion; sie schien mir ein fast erstorbner Baum, aus dessen Wurzel jedoch, wenn sie gepflegt würde, ein neuer Baum steigen könnte, mit ursprünglicher Kraft; ich habe geforscht, und faul war die Wurzel bis zu den

---

*) A. W. Schlegel berichtete über dies Werk seiner Freundin, oder wie er sich zu Rahel's Verdruß ausdrückte, seiner Beschützerin, in der Jenaischen Literaturzeitung, für die er auch fortlaufende Kunstberichte schrieb. Mit jener Anzeige vergleiche man Jean Paul's Kritik, Heidelberger Jahrbücher 1808, ein satirisches Meisterstück. Schlegel selbst dichtete die große Elegie „Rom".

**) „Tagebuch einer Reise durch Italien 1804—6." Vgl. Fernow's „Sitten- und Culturgemälde von Rom" 1802.

***) Daß Tieck katholisch geworden sei, haben wir auch durch das Gerücht erfahren, officiell aber noch nichts. Die öffentliche Handlung, dünkt mich, wäre hier nicht nöthig: im ganzen war er es schon längst, und viele andre mit ihm. Sophiens Katholicismus wird nicht weit her sein: sie gehört zu den Zugvögeln und muß hin, wo der Wind hingeht. (Dorothee an C. Paulus, 1. December 1805.) — Wenn er katholisch werden will, so habe ich nichts dagegen. Wenn man einmal ein Christ sein will, so denke ich, muß man auch Katholik sein können. (Gries an seinen Bruder, Februar 1805.)

äußersten Fäserchen.“ Diese Aeußerung konnte den alten Rationalisten nicht abhalten, ihn des Kryptokatholicismus zu beschuldigen. Bedenkliche Umstände waren vorhanden: Tieck's Frau war mit ihrer jungen Tochter Dorothee allerdings übergetreten; Tieck fuhr fort, den jungen Künstlern den Katholicismus vom ästhetischen Standpunkt zu empfehlen. Eine öffentliche Erklärung — und diese war wol nöthig — hat er nicht abgegeben. Erst in einer weit spätern Zeit, in der Novelle „die Sommerreise“ 1834 geht er indirect darauf ein. Er wendet sich an einen Künstler, der im Begriff ist, katholisch zu werden, verweist ihn an das Beispiel des Ritters von der traurigen Gestalt, und warnt ihn, der aufgeregten Phantasie zu trauen. „Don Quixote, so treu, edel und herzhaft er ist, nimmt sich etwas vor, das, obgleich es schön und herrlich ist, er auszuführen keine Mittel besitzt. Die Phantasie des ebenso braven als poetischen Manchaners ist durch jene Bücher verschoben, die schon längst der Poesie ebenso sehr wie der Wahrheit abgesagt hatten. Was noch in ihnen poetisch war, durfte der ehrsame Herr Don Quixote wol in einem feinen Sinne bewahren, ja sich zu jener adelichen Tugend seines eingebildeten Ritters hinanerziehn, wenn er nicht darauf ausgegangen wäre, diese Fabelwelt in der wirklichen aufzusuchen und in diesem von Mond und Sonne zugleich beschienenen Gemälde den Mittelpunkt und die Hauptfigur selbst zu formiren. Er war aber im Recht, wenn er, manchen seiner Zeitgenossen entgegen, die Lichtseite und die Poesie jener entschwundnen Zeit und Sitte würdigte, wenn er sich selbst als Dichterfreund an dem ganz Thörichten und Phantastischen seiner Bücher ergötzte. Nun aber zog er aus, alles das, was ihm begeisternd vorschwebte, selbst zu erleben: jenes unsichtbare Wunder, welches ihn reizte, wollte er mit seinen körperlichen Händen erfassen und als einen Besitz sich aneignen. Seit kurzem ist ein religiöser Sinn bei jungen Gemüthern in Deutschland wieder erwacht; aber diese Anerkennung, diese süße Poesie des stillen Gemüths in der Wirklichkeit suchen oder erschaffen wollen, scheint mir ganz derselbe Misverstand zu sein. In einem Gebirgsrand verirrt sich ein Jüngling, der in der Aufgeklärtheit seiner Zeit erzogen, aber dabei schwärmerisch verliebt ist, in der Einsamkeit des Waldgebirgs. Unvermuthet trifft er auf einen Einsiedler. Ueber den Beruf der Einsiedler, über die Wunder der Kirche, über die Legende und alles, was sich in diesem Kreise bewegt, verwundert sich der Jüngling und kann es nicht unterlassen, auf seine Weise zu spotten. Wie? ruft der Greis, du bist in Liebe entzündet und kannst doch kein Wunder fassen? Ist die Blume, welche dein Mädchen berührt, die Locke, die sie dir geschenkt hat, nicht Reliquie? empfindest, siehst du an ihnen nicht Licht und Weihe, die kein andrer Gegenstand dir bietet? und doch verkennst du in der Geschichte der Vorzeit den Ausdruck dieser Liebe, in den seltsamen Entzückun-

gen begeisterter Gemüther, blos weil sie diese Sehnsucht und Herzenstrunkenheit nicht auf ein Weib hingelenkt haben? — Der Jüngling wird nachdenkend und besucht den Alten, so oft er die Stunde erübrigen kann. In diesen Zeiträumen erzählt ihm der Greis jene wundersamen Legenden von Einsiedlern, Jungfrauen, Männern und Kirchenältesten, die ihr ganzes Gemüth der Beschauung des Himmlischen, der Entfaltung jener geheimnißvollen Liebe widmeten. Nach einigen Monaten erklärt der Jüngling, er sei entschlossen, in den Schoos der alten Kirche zurückzukehren. „Nein, ruft der Greis, verwechsele nicht diese unsichtbare Liebe mit den Zufällen der Wirklichkeit. Du würdest, anstatt des Göttlichen, nur die Schwachheit unsrer Priester kennen lernen. Wozu, daß du deine innern Entzückungen, die im Geheimniß deiner Brust Wahrheit und Bedeutung haben, in die kalte Wirklichkeit verpflanzen willst, an welcher sie erstarren und verwelken müssen? Das erste Wahrnehmen, der Blick der Begeisterung, die Aufregung der Liebe findet immer und trinkt den reinen Brunnquell des Lebens; aber nun will der Mensch im Schauen das Wahre noch wahrer machen, der Eigensinn der Consequenz bemächtigt sich des Gefühls und spinnt aus dem Wahren eine Fabel heraus, die dann oft mit den Wahngeburten der Irrenhäusler in ziemlich naher Verbindung steht." — Nun klingt das sehr aufgeklärt und der Dichter kann nach Herzenslust in dem Gebiet der Poesie seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen, ohne fürchten zu müssen, mit der Bildung seiner Zeit in Conflict zu gerathen. Aber das Princip ist falsch, ja das πρῶτον ψεῦδος der Romantik. Die poetischen Ideale und die sittlichen Ideale der Wirklichkeit dürfen nicht voneinander getrennt werden. Man ist in der romantischen und in der jungdeutschen Zeit nicht müde geworden, gegen die Idee von der moralischen Bedeutung der Poesie zu Felde zu ziehn, als ob man darunter ein einseitiges Moralisiren und Predigen zu verstehn habe. Es heißt aber nichts Anderes, als daß man in der Poesie dasselbe lieben und bewundern soll, was man in der Wirklichkeit liebt und bewundert. Daß Tieck und A. W. Schlegel sich durch ihre artistische Vorliebe für den Katholicismus nicht verleiten ließen, dem Beispiel Fr. Schlegel's zu folgen und im Schoos der alleinseligmachenden Kirche ebenso das Heil für ihr Gemüth zu suchen, wie in den Lobliedern auf die Jungfrau Maria die Befriedigung ihrer Phantasie, macht ihrem Verstand mehr Ehre als ihrem Gemüth. Eine Poesie, die sich für Gegenstände erwärmt und begeistert, von denen sie bei ruhiger Ueberlegung sagen muß, daß sie diese Wärme und Begeisterung nicht verdienen, ist verwerflich; sie verwirrt die Begriffe und Empfindungen des Volks und hat in sich selbst nur ein scheinbares Leben, da die bewußte Illusion nie im Stande ist, lebendige Götter- und Helden-

gestalten, ergreifende Leidenschaften und ein erschütterndes Schicksal schöpferisch zu erzeugen.

Anfang 1806 kehrte A. W. Schlegel nach Coppet zurück. Aus dieser Zeit haben wir einen Brief an Fouqué, der die Umwandlung in seinen Gesinnungen ausspricht. „Wie Göthe und seine Zeitgenossen ihre ganze Zuversicht auf Darstellung der Leidenschaften setzten, und zwar mehr ihres äußern Ungestüms als ihrer innern Tiefe, so haben die Dichter der letzten Epoche die Phantasie, und zwar die blos spielende, müßige, träumerische Phantasie, allzu sehr zum herrschenden Bestandtheil ihrer Dichtungen gemacht. Anfangs mochte dies heilsam sein, wegen der vorhergegangenen Nüchternheit und Erstorbenheit dieser Seelenkraft. Am Ende aber fordert das Herz seine Rechte wieder, und in der Kunst wie im Leben ist doch das Einfältigste und Nächste wieder das Höchste. Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Allein wollen wir sie blos zum Festtagsschmuck des Geistes? oder bedürfen wir ihrer nicht weit mehr als einer erhabnen Trösterin in den innerlichen Drangsalen eines unschlüssigen, zagenden, bekümmerten Gemüths, folglich als der Religion verwandt? Darum ist das Mitleid die höchste und heiligste Muse. Mitleid nenne ich das tiefe Gefühl des menschlichen Schicksals, von jeder selbstischen Regung geläutert und dadurch in die religiöse Sphäre erhoben. Unsre Zeit krankt an Schlaffheit, Unbestimmtheit, Gleichgültigkeit, Zerstückelung des Lebens in kleinliche Zerstreuungen und an Unfähigkeit zu großen Bedürfnissen. Wir bedürfen also einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie. Dies ist eine hart prüfende, entweder aus unsäglichem Unglück eine neue Gestaltung der Dinge hervorzurufen, oder auch die ganze europäische Bildung unter einem einförmigen Joch zu vernichten bestimmte Zeit. Vielleicht sollte, solange unsre nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie ganz der Beredsamkeit weichen." — Schlegel erklärt unumwunden, er habe eigentlich immer so gefühlt, aber weil er aus Grundsatz parteiisch für seine Freunde sei, habe er sich anders darüber ausgesprochen; für einen Kritiker ein seltsames, ja vernichtendes Geständniß! Von diesem Standpunkt aus erklärt Schlegel die Bewunderung Schiller's namentlich im Tell, und verdammt die neuen Werke Göthe's. Bald sollte er Gelegenheit finden, sein Princip für die Kritik anzuwenden. Zum Jahr 1807 gab Hardenberg-Rostorf, Novalis' Bruder, zu Würzburg einen Dichtergarten heraus. A. W. Schlegel zeigte denselben in der Literaturzeitung an (19. September 1807). „Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie anmaßt, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder

in ihr einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel nehmen und sie zum trägen Element herunterziehn: dann entsteht ein Bedürfniß, das Dichten wiederum als eine freie Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalt unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden die größten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur in ihrem eignen Dienst, und mit keinem andern Zweck, als sich ihrer grenzenlos spielenden Willkür bewußt zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man ging den kühnsten und verlorensten Ahndungen nach; oft wurde mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfesseln, während man künstliche Gedichtformen und Silbenmaße aus andern Sprachen einführte, oder neue ersann; man gefiel sich in den zarten, oft eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. Die Ausartungen in eine leere, mühselige Gaukelei sind nicht ausgeblieben. Andre Umstände schaffen andre Bedürfnisse: denn der Sinn der Menschen wechselt mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wußte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes luftige Streben, das wol der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht sein. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Ergötzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt."*) — Der Inhalt jenes

*) Auf die Bedeutung des Stofflichen macht auch L. A. von Arnim bei seiner Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 aufmerksam, die eine überschwengliche Freude darüber ausspricht, daß „die Poesie nicht mehr das Eigenthum weniger Menschen ist, sondern mit Freude und Erhebung aus tausend Kehlen klingt". „Nachdem wir die Laufbahn vieler junger Dichter übersehn haben, die bei mancher Fassungsgabe, Sprachfertigkeit und Fleiß doch auf einer Stufe wie von einem bösen Zauber festgehalten schienen, so schien es uns besonders in dem durch fremdartige Wissenschaftlichkeit geweckten Bewußtsein des individuell Lyrischen im Gemüth zu liegen, das von jedem kleinen Gefühl in sich mehr ergriffen wurde als von den größten Begebenheiten in der Mitwelt oder Vergangenheit; die ganze Geschichte diente ihnen nur zum Rahmen, um ihre Individualität darin auszuspannen. Dieser Gemüthsfehler stört uns auch hin und wieder in diesem Garten, und ohne strenge Buße wurzelt und wuchert er sehr schnell. Wie viele Bände

Dichtergartens ist nicht durchaus von der Art, wie wir nach dieser Anzeige erwarten sollten. Die Gedichte von Rostorf, der sich früher durch die Pilgrimschaft nach Eleusis bekannt gemacht, sind im alten romantischen Tonfall, nicht weniger das romantische Trauerspiel Egidio und Isabella von Sophie Bernhardi.*) Dagegen unterscheiden sich die Gedichte Fr. Schlegel's wesentlich von dem Musenalmanach von 1802: deutsche Sprüche in der Manier des Freidank und Hans Sachs; vaterländische Sagen, z. B. Frankenberg bei Aachen, und das versunkene Schloß (bei Andernach). In beiden ist der Tonfall poetisch, namentlich in dem letztern, desto unklarer ist der Inhalt, weil auch bei dieser neuen Wendung die Kunstform das Erste ist, was dem Dichter vorschwebte. Dasselbe gilt von den feierlichen Declamationen, „am Spessart", „Gebet", „Friede", „Mahomed's Flucht" u. s. w. Fr. Schlegel hat die beste Absicht, vaterländische Gefühle auszudrücken und vaterländische Geschichte zu erzählen; allein ihm fehlt die Kenntniß, die man sich nicht durch das Studium einiger Tage aneignet, sondern in die man sich hineingelebt haben muß. Fr. Schlegel hat sich theils in das griechische Alterthum, theils in die romantische Dichtung eingelebt; vom deutschen Leben aber hat er keinen Begriff, und die dürftige Bekanntschaft mit einigen mystischen und ritterlichen Gedichten des Mittelalters konnte ihm diesen Begriff nicht ersetzen. Darum phantasirt er über das Ritterthum und die Kirche ganz ins Blaue hinein; es ist trotz des veränderten Gegenstandes wiederum die spielende Mystik der Lucinde und des Alarkos.

Der Widerspruch zwischen den alten Kunstbegriffen und dem dunkeln Gefühl, daß die Noth der Zeit etwas Anderes verlange, ist der leitende Faden dieser Uebergangsperiode; er macht sich auch in einer neuen Gruppe der Romantik bemerklich. — Noch warm von der Lectüre des Don Carlos, hatte Gentz die Revolution mit leidenschaftlichem Interesse begrüßt: sie riß ihn aus dem Einerlei alltäglicher Beschäftigungen und concentrirte seinen Geist auf einen großen Gegenstand. „Das Scheitern der Revolution, schreibt er Ende 1790 an Garve, würde ich für einen der härtesten Un-

leerer lyrischer Ergießungen sind entstanden von Menschen, die ihr ganzes Wesen in ein paar Liedern erschöpft hätten." — Fr. Schlegel selbst sagt im Dichtergarten: „Weil so schnöde sich zu Spott gemacht jene Weisheit, die ihr selbst erdacht, so vergeßt der Zahlen Worte Schwall, nehmt zu Herzen alten Liedes Schall" u. s. w.

*) Es war, wie auch das Epos Florio und Blancheflur (in Ottaven) in Rom gedichtet, eine süßliche Mischung aus Calderon und Genoveva. Sophie heirathete 1810 einen Herrn von Knorring; ihren Roman St. Evremont gab ihr Bruder heraus, ihre „Reliquien" 1847 ihr Sohn W. Bernhardi.

fälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Principien und auf ein zusammenhängendes, consequentes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehn, so würden alle diese Uebel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung der Vernunft zum Trotz eingestehn würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle große und kleine Tyrannen dieses furchtbare Geständniß nutzen würden, um sich für den Schreck zu rächen, den ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte." — 1791 trat er in dem Aufsatz über den Ursprung und die obersten Principien des Rechts für die neuen Ideen in die Schranken. Bald aber empörten die Greuelthaten der Revolution seine Einbildungskraft, er durchschaute die Unhaltbarkeit der neuen politischen Bildung, und fühlte, daß der sittliche Boden, auf welchem er sich bewegte, derselbe Boden einer überreizten und frivolen Cultur sei, aus welchem jene französischen Ereignisse hervorgewachsen waren. Wie Schiller, bedurfte er für sein Ideal, um es vor der Gemeinheit des Tages zu retten, eines entsprechenden Bildes in der Wirklichkeit. Er fand es in der englischen Staatsverfassung. Burke's Beredsamkeit riß ihn um so mehr fort, da sie ebenso seine ästhetischen Neigungen befriedigte als sein politisches Urtheil; er führte die Reden 1792 und 1793 in die deutsche Literatur ein. Dann suchte er, begeistert für die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts, Schiller's Methode auf das Gebiet der Geschichte und Politik anzuwenden. Seit 1799 gehörte er ausschließlich der Politik an. Die ästhetischen Neigungen traten zurück, und sein Ehrgeiz ging dahin, den Kampf gegen die Revolution durch Darstellung des conservativen Fortschritts systematisch fortzuführen. Zwei Jahre hindurch löste er in seinem historischen Journal diese Aufgabe; dann wurde er, bei dem energischen und folgerichtigen Kampf, den das englische Ministerium gegen Frankreich führte, der unbedingte Vertreter der englischen Politik und ließ sich glänzend dafür bezahlen. Sein wildes, leichtsinniges, der unsinnigsten Ausschweifung ergebenes Leben dauerte fort. Sein Talent hatte ihn in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, aber lieber noch verweilte er hinter den Coulissen und am Spieltisch. Trotz der glänzendsten Einnahme lebte er fortwährend in Sorgen und Verlegenheiten. Zudem wurde der Kreis seines Lebens für seinen Ehrgeiz zu enge; er trat 1802 in östreichische Dienste. Seine Schrift über den Ursprung und Charakter des Kriegs gegen die französische Revolution (1801) zeigt, daß Frank-

reich seine Erfolge durch revolutionären Enthusiasmus, durch das System einer revolutionären Propaganda, durch ein revolutionäres Kriegssystem erlangt habe, und daß man es nur durch das Aufgebot ähnlicher Kräfte besiegen könne. Die Bekämpfer der Revolution mußten von den Mitteln und Werkzeugen ihres Feindes so viel in ihre eignen Armeen und auf ihren eignen Boden verpflanzen, als nur irgend mit der Fortdauer einer geordneten Verfassung vereinbar war; sie mußten der Revolution durch den geläuterten Geist der Revolution begegnen: statt dessen unternahm und führte man den Kampf im kleinlichsten Sinn ohne Muth, ohne Entschlossenheit, ohne Princip und ohne Gedanken. — Während nun Gentz in diesem Sinn den Kampf gegen das revolutionäre Princip auch von Wien aus seit 1803 mit leidenschaftlicher Energie fortsetzte, nahm er zugleich an den poetischen Bewegungen der Zeit regen Antheil. Sein Ideal war ein junger Mann, den er als den ersten Kopf Deutschlands öffentlich begrüßte. — Adam Müller, 1779 in Berlin geboren, hatte zuerst protestantische Theologie studirt, dann seit 1798 zu Göttingen die Rechte, bis ihn das Interesse an den Naturwissenschaften abzog. Gentz hatte ihn 1800 in Berlin kennen gelernt, von da an waren sie in beständigem Briefwechsel. Dieser Briefwechsel gibt über jene moralischen Krankheiten, aus denen die politischen Wirren hauptsächlich hervorgegangen sind, bedeutenden Aufschluß. Nirgend zeichnet sich Gentz so unbefangen, mit so vollständiger Naturtreue ab; denn Johannes von Müller oder Rahel gegenüber spielt er immer eine gewisse Rolle: er lügt nicht etwa — so sonderbar es klingen mag, es hat selten einen wahrheitsliebendern Menschen gegeben —, aber er steigert seine Empfindungen zu einer Höhe, die an die äußerste Grenze seiner Fähigkeit geht, und wir lernen nur die Ausnahmezustände seiner Seele kennen. Gegen Adam Müller hatte er das nicht nöthig. An Alter, Bildung und Geist ihm bedeutend überlegen, von dem jüngern Mann angeschwärmt, konnte er sich in seiner vollen Natur ihm preisgeben. Je zahlreicher die Widersprüche in diesen Briefen sind, desto sicherer können wir uns auf ihre innere Wahrheit verlassen. Auf den ersten Anblick erscheint es freilich sonderbar, wie dieser helle Kopf, der die wüsten Phantasiebilder des Freundes zuweilen mit unbarmherziger Analyse zerlegt, dennoch soviel Interesse, ja soviel Begeisterung zeigt. Aber abgesehn davon, daß auch für den ruhigsten Verstand ein Anbeter immer eine interessante Erscheinung ist, daß Gentz bei der Heftigkeit seines Temperaments sich stets in Superlativen ausdrückt, liegt darin die Romantik seiner Natur. Der nüchterne Rationalismus verlangte nach einer Ergänzung, und er blickte auf Adam Müller, auf Görres und ähnliche Figuren, wenn sie ihn auch im gewöhnlichen Leben zur Verzweiflung brachten, wenn er auch seine Ironie ihnen gegenüber fast

nie unterdrücken konnte, doch mit einem gewissen Neid. Die Gabe der Weissagung wäre ihm gar nicht unbequem gewesen, und wenn er mehrmals versichert, er habe aufs eifrigste nach dem Glauben gerungen, so ist das ganz ernsthaft gemeint, nur daß er freilich immer so ehrlich war, einzugestehn, sein Ringen sei vergebens gewesen. „Ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll." Der eingefleischte Realist und Weltmann hat eine geheime Kammer seines Herzens, die sich nach Idealismus sehnt; da er aber nicht stark genug ist, Ideale zu finden, lehnt er sich an Phantasten, so wenig das Schwankende einer solchen Stütze seinem Scharfblick entgeht. — Schon in Rahel's Briefwechsel wird man mitunter außer Fassung gesetzt, wenn die Herren und Damen jeden Brief mit einer Schilderung des Wetters eröffnen, und von dieser Schilderung gar nicht wieder loskommen, wenn das Wetter ihre Stimmung so vollständig determinirt, daß ihr Seele alle Freiheit verliert, daß sie sich lediglich als ein krankhaftes Phänomen der physischen Mächte darstellt. Diese Wetterbeobachtungen nehmen in dem genannten Briefwechsel etwa den vierten Theil des Raums ein. Wenn irgendwo ein Gewitter ausbricht, gerathen die beiden sofort in Todesangst, sie fürchten den Ausbruch eines Erdbebens, den Untergang der Welt, sie sehn zitternd nach allen Seiten, ob das Gewitter im Abzug ist oder wiederkommen wird, und die höchste Aufgabe der Philosophie und der Wissenschaft im allgemeinen scheint ihnen dann zu sein, das Wetter vorauszuverkündigen, um die Seele von dieser fortwährenden Angst zu befreien. Diese Nervenschwäche ist bei beiden; charakteristisch für Müller aber ist die Einmischung dieser Stimmungen in seine Religiosität.*) — Seit dem Frühling 1803 hatte sich Müller in Berlin an Wiesel angeschlossen,

---

*) Am 7. September 1805 schildert er zuerst seine Stimmungen während einer Woche, wo fast jeden Tag ein Gewitter war. „Von 12 bis 1 Uhr war ich in mehr als in Todesangst, auf jeden Stoß des Windes, auf jeden Fußtritt achtend, in jedem Augenblick Bewegungen der Erde erwartend. Endlich gegen 2 Uhr ermannte sich das Gemüth und der Gedanke der Dauer in seiner ganzen religiösen Majestät erhob sich aus dem Chaos, worin sich die Welt schon aufgelöst hatte. Endlich Sonntags den 1. September mit dem ersten Viertel des Mondes wurde die Luft wieder ruhiger. Unter allen diesen Schmerzen gedeiht in mir der Glaube an Christum, und besonders an die Strafgerichte Gottes, auch meine Ideen über die Astrologie und den Umgang der Planeten miteinander. Hiervon verstehe ich mehr als einer." Das waren im Jahre des Herrn 1805 die Propheten der neuen Weltreligion! Gerade vier Monate vorher hatte Müller seinen Glauben abgeschworen und war feierlich in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt.

und dieser dämonische Schalk hatte in ihm Ideen angeregt, die ihn zur Conception einer neuen Philosophie, der Lehre vom Gegensatz, veranlaßten; einer Philosophie, die nun seine fixe Idee wurde, und aus der er alle Erscheinungen der Geschichte erklärte. Der Grundzug der Lehre war, daß die Vorsehung sich in Contrasten offenbart, und daß die äußersten Extreme in Bezug auf die Entwickelung der Menschheit gleiche Berechtigung haben. Den Einfall des pantheistischen Schalks trug Müller mit theologischer Salbung vor und kritisirte nun von der Höhe dieses Standpunkts aus die neuesten Erscheinungen der Philosophie mit souveräner Verachtung. „Alle diese Erscheinungen, hinter denen sich das Hinneigen nach der Armuth und dem Tode versteckt, werden weichen, und sicher weichen. Aber die Lehre des Gegensatzes steht so unerschütterlich fest, daß die Irrthümer, die sie aus Gegenwart und Zukunft verscheucht, die aber doch einst da und wirksam waren, ruhig am Himmel der Geschichte der Erinnerung, wie Punkt und Antipunkt wieder heraufsteigen. Einseitig, absolut traten sie auf, der Idealismus, die romantische Wuth, die Sentimentalität, die Aufklärung, als Verirrungen des Einzelnen werden sie verfolgt und vernichtet; aber im Universum gibt es keine Verirrungen, im ganzen betrachtet lösen sich die einzelnen Dissonanzen in harmonische Accorde auf. Hier zeigt es sich, daß die Verirrung selbst wieder nicht absolut, nicht isolirt, nicht ohne entgegengesetzte, wahre Antiverwirrung dastehen kann; sobald aus falscher Ansicht des Wissens sich die Aufklärung im Zeitalter erhebt, sobald und zu derselben Zeit und nothwendig steigt ein entsprechender Irrthum der Phantasie, wenn ich so sagen darf, die süßliche, friedliebende, humane, Hussiten-, Rumfordssentimentalität herauf. Beide Erscheinungen mußten nebeneinander gehn, eine wurde nur durch die andre möglich, nur durch ihr Gegengewicht konnten sie bestehn. So stolz der Idealismus auf die Aufklärung, die neue Romantik auf die Sentimentalität herabsieht, so ist vor Gott und dem Gegensatz der Idealismus doch nichts als Quintessenz, als höchster Gipfel der Aufklärung, wie die Tieck'sche Romantik nichts als Gipfel der Sentimentalität. Auch diese Erscheinungen mußten nothwendig nebeneinander gehn; aber es ist auch nichts gewisser, als daß eine immer nur durch die andre begreiflich wird; um Fichte zu kennen, muß man Tieck und seine Schule betrachten, und umgekehrt." — Die Lehre vom Gegensatz erschien Anfang 1804; sie stützte sich auf Kant's Versuch, den Begriff der negativen Größe festzustellen. Die bisherige Philosophie verfalle durchweg in den Fehler, das Absolute, die Identität zu suchen, wo ihr die Gegensätze des Subjectiven und Objectiven, des Positiven und Negativen, des Ideellen und Reellen begegneten; aber nur in dem Gegensatz haben diese Begriffe Sinn und Bedeutung, der Gegensatz sei das Einzige, was sich von selbst ver-

stehe. — Gentz wurde durch das Buch nicht bekehrt, da ihm aber daran lag, in die Mysterien des Gegensatzes eingeweiht zu werden, veranlaßte er seinen Freund, im Februar 1805 nach Wien zu kommen. Die Unterredungen hatten keine Frucht; der alte Kantianer wurde empört darüber, daß auch in den sittlichen Ideen alles ins Fluctuiren gerathen, daß alles Absolute aufhören sollte. „Ich, zwar keiner Schule unbedingt zugethan, aber doch lebend und webend in einigen göttlichen absoluten Ideen, ich soll eine durchaus neue, alles zerstörende Ansicht der Welt annehmen und mich in einen Strudel stürzen, von dem ich kaum begreifen kann, wie Sie, funfzehn Jahr jünger, mit ganz andern Kräften ausgestattet, nicht jeden Augenblick darin zu Grunde gehn!" „Wenn Sie mir sagen: das Sopha liebt mich, insofern ich es liebe, oder ähnliche Blumen, so höre ich es mit Ruhe und Heiterkeit an; wenn Sie aber Liebe, Moral und Gott, in dem Sinn, in dem ich sie mir denke, und ewig denken werde und muß, solange ich mich nicht in den Gegensatz stürze (welches nicht denkbar ist), — wenn Sie diese ewigen Ruhepunkte meiner Seele als Chimären behandeln, und so darüber sprechen, als wären sie längst abgethan, — was kann ich thun, als entweder ein Stillschweigen beobachten, welches dem der Wegwerfung nur allzu ähnlich sein würde, oder in lebhafte Worte ausbrechen, um mich gegen einen Angriff zu retten, der mich mit dem Schrecklichsten bedroht! So viel weiß ich, daß — dem Geist wahrer Analyse ganz zuwider, unsre Unterredungen immer mit deutlichen oder doch ziemlich deutlichen Begriffen anfingen, vom Dunkeln ins Dunklere fielen und zuletzt mit solchen Worten endigten, die ich, nach meiner Art zu sehn, Gewäsch nennen muß. Insofern also Ihr hiesiger Aufenthalt an der Hoffnung, sich mit mir über den Gegensatz zu verständigen, hängt, spreche ich Sie von heute an los." — Der Brief ist vom 22. März. Am 30. April wurde Müller katholisch, worauf er augenblicklich abreiste: der Uebertritt erfolgte in einer Stimmung und aus einer Philosophie heraus, die man pantheistisch nennen muß, die in ihrem eigentlichsten Sinn den Unterschied des Guten und Bösen aufhebt. — Gentz war kein Metaphysiker, und die geschichtsphilosophische Construction des Gegensatzes würde ihn gewiß nicht so heftig afficirt haben, wenn nicht eine sehr bedenkliche Nutzanwendung nahe gelegen hätte. In dem Misfallen gegen die Revolution und gegen das wüste bonapartistische Eroberungssystem waren damals alle Gutgesinnten einig, aber während die Entschlossenen in einem rücksichtslosen, alle Mittel aufbietenden Widerstand die einzige Rettung Deutschlands sahen, tauchten schon damals Weltweise auf, die in der Zertrümmerung der alten Welt durch Napoleon den Keim einer neuen großen Zukunft sahen. Die katholische Kirche war bereit, in dem neuen Cäsar ihren Wiederhersteller zu begrüßen, und Adam Müller neigte sich nach seiner Philosophie, daß

jede Sünde bis zum Aeußersten durchgeführt werden muß, um als Contrast das Bessere hervorzubringen, dem Frieden mit dem Kaiser zu. Eine solche Sophistik mußte Gentz empören, der in dem Haß gegen Napoleon keinen Augenblick geschwankt. Als daher nach der Schlacht bei Austerlitz die beiden Freunde sich im Januar 1806 in Dresden mit Wiesel wieder zusammenfanden, brach der Krieg zwischen ihnen mit verstärkter Heftigkeit aus. „Zwischen die Niederträchtigkeit der gemeinen activen Welt und die phantastischen Ansichten und Constructionen der wenigen Bessern eingeklemmt“, gerieth Gentz in Verzweiflung. Müller belehrte ihn, daß sich der Glaube in seiner ganzen Reinheit conserviren lasse, „auch selbst wenn man Belial lange und ruhig ins Gesicht sieht, und daß Wachsen in der Erkenntniß des Teufels auch Gott dienen hieß“. „Daß ein Interregnum von Universalmonarchie, das sich nun einmal nicht vermeiden läßt, der heiligsten Sache des Christenthums kein Hinderniß in den Weg legen kann, vielmehr sie indirect befördern muß, ist meine innerste Meinung, ob ich gleich jedes andre Mittel, was mir gezeigt würde, vorziehn würde. Ferner, daß es keine absolute Epoche oder Grenze gibt, wo die Herrschaft des Bösen als vollständig triumphirend betrachtet werden kann, ich also einen Krieg gegen das bonapartische Princip nur insofern statuire, als er erst recht angeht, erst recht gründlich und eines großen Herzens würdig wird, wenn die Nominalherrschaft uns alle umfängt; daß es kein catonisches Heraustreten aus einer solchen Sache gibt, für Christen nämlich, daß jene Herrschaft uns deshalb immer näher auf den Leib treten muß, damit wir sie noch besser kennen und aus andern als persönlichen Gründen hassen lernen, damit wir den Bonaparte, den wir in uns tragen, überwinden lernen: dies alles ist meine ganz individuelle Ueberzeugung, das wehmüthige Resultat meiner Betrachtungen.“ (Juli 1806.) Gentz nahm keinen Anstand, gegen diese Lehren seinen tiefsten Abscheu auszusprechen. „Im Denken mag es immerhin kein Absolutes geben, und in jedem Fall mag das Bestreben, das Absolute in ein System zu bringen, eitel und thöricht sein. Aber es gibt ein Absolutes, ein ewig Ruhendes und ewig Beruhigendes im Gemüth des Menschen. Im Gegensatz mit dem Fortschreitenden, welches freilich den Begriff von Leben charakterisirt, mögen Sie es Tod nennen; aber dieser Tod ist des Lebens Leben; und ohne diesen Tod ist das Leben nur eine grenzenlose Qual. Jetzt habe ich es gefaßt, was sie unter dem Flüssigen verstehn: über dies höllische Wort ist mir endlich das Licht aufgegangen. In diesem Flüssigen und in dem Frieden der Geschichte gehn alle meine Heiligthümer unter. Aber ich will sie mir nicht rauben lassen. Ich bleibe bei der wahren Liebe, die nicht ohne Ausschließung, bei der wahren Sittlichkeit, die nicht ohne Reue besteht, bei dem wahren Gott, der etwas ganz Anderes, als ein Antigegen-

satz — horresco referens! — sein muß, stehn." — Man wundre sich nicht über diese pathetische Moral bei einem eingefleischten Epikureer. Einmal stand seine kantische Erziehung doch zu fest, durch den mystischen Pantheismus wurde nicht nur sein Rechtsgefühl, sondern auch sein gesunder Menschenverstand verletzt; sodann hatte er jetzt in dem Kampf gegen Napoleon den hohen Werth eines sittlichen Wollens kennen gelernt und sein Selbstgefühl war gewachsen.*) — Nach den Principien des „Gegensatzes" hielt Müller 1806 in Dresden die seltsamen „Vorlesungen über deutsche Wissenschaft und Literatur", für die ihm Gentz ein glänzendes Auditorium verschaffte. „Auf dem höchsten Standpunkt steht man nicht über dem Leben, sondern in der Mitte des Lebens, sodaß alle Erscheinungen des Lebens — Wissenschaft, Kunst oder was es sein mag, nur Straßen sind, die von dieser Mitte als ihrem gemeinschaftlichen Brennpunkt ausgehn und wiederum in ihn zurückfallen." Unter allen Nationen habe die deutsche, weil in ihr die Anarchie des Individualismus am schärfsten ausgeprägt sei, hauptsächlich die Bestimmung, zwischen allen Weltgegensätzen zu vermitteln: jeder deutsche Dichter sehne sich gleichsam nach einer Ergänzung. „Die hervorragenden Autoren der Deutschen scheinen mehr zu sein, als sie haben, ihre Werke mehr zu bedeuten, als sie geben. Fragment, Torso scheint alles, was sie hervorgebracht: wer sie außer Beziehung auf das Ganze betrachtet, findet an ihnen wenig zu brauchen." Wilhelm Meister ist ein unvergängliches Bild der großen Hauptdifferenz unsrer Zeit zwischen den Ansprüchen des innern und des äußern Lebens. Darin und in dem Kampf gegen die

*) Trotz der fortwährenden, zuweilen sehr leidenschaftlichen Zwistigkeiten fühlten sie sich doch immer wieder zueinander hingezogen. So schreibt Gentz am 11. Mai 1808: „Ihre schwankenden, zweideutigen, unbefriedigenden, dabei doch so harten, schneidenden Aeußerungen über die Moral hatten mich aufs tiefste verwundet; der Spott, den Sie mit allen alten Ideen über diesen Gegenstand trieben, brachte mich fast zur Verzweiflung. Die Schadenfreude, mit welcher Sie die heutige Zerrüttung der Welt betrachten, die stolzen Hoffnungen, die sie darauf bauen, der absolute Mangel aller Schonung gegen mich und einige andere meinesgleichen, die Sie doch noch lieben — alles das hatte den Sturm aufs höchste in mir erregt." Trotzdem überwältigt ihn der Stil. „Die Bestimmung des menschlichen Geschlechts in die Schönheit zu setzen, ist ein Resultat, eine Auflösung, ein Spruch, vor dem zuletzt alle Einwürfe verstummen müssen. Manches Harte erschien mir jetzt milder, manches Zweideutige klarer, manches Anstößige erträglicher. Oft schien es mir sogar, Sie hätten in allem Recht, und es sperrte sich nur mein schwaches Gemüth gegen Wahrheiten, die mich zu Boden drücken." Das sind zwar nur Einfälle, die zum Theil wieder zurückgenommen werden, aber es zeigt doch, daß der kategorische Imperativ nur dann über Gentz mächtig war, wenn seine Seele von einer mächtigen Erregung ergriffen wurde.

alte ästhetische Autorität liegt auch die Bedeutung der Romantiker; nur bleiben sie bei einem neuen Dogmatismus stehn. „Ich gebe euch die französische Literatur mit allen ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesänger, Shakspeare, Cervantes und Calderon, so wie ihr sie mir gezeigt habt, hin. Sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene für absolut und ewig einzige Dichter halten; sobald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt, und mich in diese verbannen wollt, so seid ihr mir um nichts weniger lästig als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im ganzen zu schauen strebe, den größern Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte; wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir damit wenig gedient.“ Die bestimmten Versuche, die Gegensätze (z. B. die Fichte'sche und Schelling'sche Philosophie) zu vermitteln, sind fast durchweg mislungen; am besten ist die Charakteristik Göthe's, obgleich in der Anklage, daß er den Verehrern des Christenthums den Zugang erschwert habe, und daß ihm die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie verborgen geblieben sei, der Katholik über den Philosophen des Gegensatzes triumphirt. Ueberall sucht er die „Einseitigkeiten“ seiner Vorgänger, Lessing und Fr. Schlegel, durch eine „vermittelnde“ Kritik zu ergänzen. Diesen versöhnenden Charakter der höhern Kritik nimmt er in einem ganz allgemeinen, beinahe mystischen Sinn. Wohl vermag die Poesie in einen Zustand zu versetzen, wo aller Streit verschwindet, die Aufgabe der Kritik ist das Sondern. Die historische Auseinandersetzung, warum alles so gekommen ist, kann das moralische Urtheil nicht aufheben; in der alles versöhnenden Kritik liegt etwas von Pantheismus. Es ist bequem, den Frieden zu genießen, wenn der Kampf zuvor von andern abgethan worden. Müller scherzt mit vielem Anstand über Kotzebue, und ob er gleich nicht ermangelt, die ganze Fülle von Geringschätzung durchschimmern zu lassen, hütet er sich, ein Wort zu sagen, das durch Härte die gebildete Gesellschaft aus der milden vermittelnden Stimmung aufschrecken könnte. Dieser feine Spott wäre gar nicht verstanden, wenn nicht andere erst die freilich nicht so angenehme Arbeit übernommen hätten, sich dem Strom der Mode entgegenzusetzen. — Mit dieser Kritik ist eine eigne pantheistische Moral verbunden. „Noch lebt in der Philosophie der unglückliche Wahn, daß eine bessre Welt erzeugt werden könne durch eine Vernichtung des eignen Selbst, durch ein Erheben zur Idee, daß die Lebenskunst im Wegwerfen des sogenannten Häßlichen und Schlechten bestehe. Wie in der Aesthetik das Schöne, so wird in der Moral das Ideal durch eine unerhörte Abstraction gefordert und

der Wirklichkeit als despotische Macht gegenübergestellt. Nach dieser spröden Pflichtenlehre müßte das Herz erst aufhören zu schlagen, es müßte seinen ursprünglichen Takt erst ganz verleugnen und vergessen, um sich in diesen unmusikalischen und unrhythmischen Zustand zu finden. Selbst in der Dichtung bluten diesem eiskalten Götzen zahllose Hekatomben: Delphine, Corinna, Ottilie, Mignon, Werther müssen einem Pflichtgefühl sterben: die kalte Sitte, der finstre Wille einer transscendenten Macht herrscht über das warme Leben, nur die Abstraction oder ein leerer Seufzer bleibt dem armen Herzen übrig, und die sentimentale Klage über die Unerreichbarkeit des Ideals, über die Schranken der Wirklichkeit, über das unbefriedigte Sehnen nach dem Vollkommenen. Aber es kommt eine Revolution, die der feigen Moral ein Ende macht, und aus dem moralischen Bankrott geht ein verklärtes Dasein hervor. Die Moral soll nichts Anderes sein als eine schöne Kunst. Wäre das Ideal der ewig wirkende Theil des Schönen im Menschen, so würde er auch beständig sich bildend äußern, alles was sich in der Wirklichkeit ihm darstellte, würde er mit Schönheit zu ergreifen wissen. Falsch ist's, eine andere Bestimmung der Menschheit anzunehmen als die Schönheit: ihr dürft das schönste Vorrecht des Menschen, um seiner selbst willen zu leben, nicht aufgeben. Die Schönheit ist überall oder nirgends. Die Trennung zwischen dem Schönen und Häßlichen geht aus einem mangelhaften Verständniß der Natur hervor. Alles was lebt, ist insofern es lebt auch schön. Häßlich ist das Leben, das wir nicht begreifen, häßlich der Tod, weil wir in ihm das Leben nicht begreifen, häßlich jeder neue Zustand, der herannaht. Leben wie Schönheit ist da vorhanden, wo Harmonie ist zwischen Bewegung und Ruhe. Nun vermindert sich der Umfang des Häßlichen wie des Todten zusehends. Bisher wurden die einzelnen Naturerscheinungen für sich hingenommen; da aber der Totalaccord fehlte, so kam bei der Naturforschung nichts heraus als die Erkenntniß eines durchaus sinnlosen Kampfes todter Kräfte. Jetzt macht sich in der Naturphilosophie das Leben überall geltend." Wie dieser Pantheismus in den alten Cultus der schönen Seele ausmündet, zeigt noch deutlicher als A. Müller ein andrer Prophet.

„Von innen kam die hohe Offenbarung der Freiheit, durch sie ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt: daß jeder Mensch eine eigne Art der Menschheit darstellen soll, eine eigne Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und alles wirklich werde in Raum und Zeit, was irgend aus ihrem Schooß hervorgehn kann. Ich fühle mich ein einzeln gewolltes Werk der Gottheit, das besondrer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll. Allein nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, ja zweifelt oft, ob ihm gebühre, sich als eignes Wesen loszureißen von der Gemeinschaft.

So schwer wird dem Menschen die Freiheit. — Jeder halte sein Instrument des Wohllauts fest, jeder bilde seine Sprache sich zum Eigenthum, dann gibt's in der gemeinen noch eine heilige und geheime Sprache, die der Ungeweihte nicht vermag zu deuten. — Nur Eine Aeußerung des innern Wesens, die sie nicht misverstehn können, kostet es mich, nur einmal geradehin sie auf das geführt, was ich im Gemüth als das Köstlichste bewahre, so bin ich ledig der Qual, daß sie mich lieben, die sich von mir wenden sollten. Es ist der schrecklichste Frevel am Heiligsten, zur Qual werden zu lassen, was des Herzens schönste Lust sein sollte. Frei sollte jeder jeden gewähren lassen, wozu der Geist ihn treibt, nicht seinem Gedanken die eignen unterschieben. Aber in der Freundschaft ist nur Feindschaft gegen die innere Natur: absondern wollen sie des Freundes Fehler von seinem Wesen, und was in ihnen Fehler wäre, scheint's auch in ihm. So muß in der Freundschaft wie in der Ehe, dem Staat, jeder von seiner Eigenheit dem andern opfern. Es seufzt, wer zur bessern Welt gehört, ein düstrer Sklave; was vorhanden ist von geistiger Gemeinschaft, ist herabgewürdigt zum Dienst des Irdischen. Beuge dich denn o Seele, dem herben Schicksal, in dieser schlechten und finstern Zeit das Licht gesehn zu haben, für dein inneres Thun ist wenig von einer solchen Welt zu hoffen! nicht als Erhebung, immer nur als Beschränkung deiner Kraft wirst du die Gemeinschaft mit ihr empfinden." So singt Schleiermacher in den „Monologen" vor sich hin; aber das weibliche Gemüth, das sich in diesen Stimmungen ausspricht, wurde bei ihm durch ein scharfes dialektisches Talent ergänzt, und seine Kritik der bisherigen Sittenlehre (1803) zeigt, daß wenn er das Allgemeine zunächst als unbequem empfindet, er auch Kraft genug besitzt, es zu beseitigen. Das Resultat ist niederschlagend; einige Sätze Plato's und Spinoza's abgerechnet, bleibt von allen bisherigen Systemen nichts bestehn. Der Grund ist die zersplitternde, die genetische Entwickelung der Sittlichkeit vernachlässigende Methode, die jedes Princip, ohne Rücksicht auf seine Voraussetzung, für sich prüft, und leicht die Widersprüche nachweist. Im einzelnen finden sich manche Ungerechtigkeiten, namentlich gegen Kant. Man freut sich über die leichte Beweglichkeit des Geistes, den Spürsinn in der Auffindung der Analogien, die Virtuosität in der Dialektik; aber es fehlt der feste Punkt des Urtheils. Schleiermacher will reine, formale Kritik geben, und jedes individuelle Princip nur aus seinem innern Kern beurtheilen: aber dieser Individualismus führt ihn so weit, das, worin alle Systeme übereinstimmen, deshalb als gemacht zu verwerfen, weil nur im Individuellen Wahrheit sei. — Seine positiven Neigungen fanden ihren Spielraum in der Uebersetzung des Plato (1. Bd. 1804, 2. Bd. 1805), die er, nachdem Fr. Schlegel ihn im Stich gelassen, allein übernahm. Er bemühte

sich zunächst, die Künstlernatur des attischen Philosophen auch in der Form nachzubilden, sodann die einzelnen Werke nach ihrem natürlichen Zusammenhang zu gruppiren, und was in denselben nicht passe, als unecht auszuscheiden. Diese historisch dialektische Construction war durchaus neu und verrieth ein außerordentliches kritisches Talent, wenn sie auch in den Voraussetzungen nicht ganz von Willkür freizusprechen ist. Die feine und zugleich umfassende Bildung, die sich in dieser Arbeit aussprach, die durch Besonnenheit sanft gezügelte Einbildungskraft und das Vornehme des Tons machen einen sehr guten Eindruck. — October 1804 kam Schleiermacher als Professor und Prediger nach Halle; dort nahm er seine Stiefschwester Nanni zu sich, die in seinem Hause blieb, bis sie 1817 Arndt's Frau wurde. Mit dem großen Philologen Wolf und dem geistvollen Mediciner Reil entspann sich sofort ein lebhafter Ideenaustausch; am engsten schloß er sich an Steffens an, der in derselben Zeit in Halle eintraf.*) Bei seiner Rückkehr nach Kopenhagen war dieser schon als germanisirter Däne scheel angesehn worden, die Gelehrten hielten ihn für einen Dilettanten und im Volk verbreitete sich das Gerücht, er arbeite im stillen für die katholische Kirche. Den Ruf nach Halle (1804) begrüßte er um so mehr als Erlösung, da er sich eben mit der Tochter des halleschen Kapellmeister Reichard verheirathet hatte. In Halle beginnt jetzt eine Zeit, die an die weimarische erinnert. Eine Wissenschaft griff der andern unter die Arme, weil sie alle geistvoll, nicht in trocknem Mechanismus behandelt wurden. Unter den jüngern Professoren gehörten Schelver und Kayßler der Schelling'schen Schule an; die alten Kantianer kamen dagegen nicht auf. Unter den jungen strebsamen Studenten traten namentlich Karl von Raumer, der spätre Geolog, und Alexander von der Marwitz (geb. 1787) dem Kreise näher.**) Göthe erfreute sie von

---

*) „Ich bin ebenso wenig hochmüthig als bescheiden, aber nie habe ich einen Mann so aus vollem Herzen und in jeder Hinsicht über mich gestellt als diesen, den ich anbeten möchte, wenn es Mann gegen Mann geziemte. Zuerst, seine Ehe ist eine rechte Ehe im ganzen Sinn u. s. w. Und dann, der ganze Mensch ist über alle Beschreibung herrlich, so tief, so frei, so witzig, als Fr. Schlegel nur immer sein kann. Im Philosophiren mit einer viel größern Lebendigkeit noch, mit einer glühenden Beredsamkeit in unsrer ihm eigentlich fremden Sprache, ist er nicht nur durchaus rechtlich und von aller Parteisucht entfernt, sondern durch und durch heilig und in dem Sinn, in welchem ich es ehren und lieben muß, milde."

**) Die Reste des berliner Nordsternbundes tauchen hier wieder auf. April 1806 begaben sich Varnhagen und Neumann, die mittlerweile ernste philosophische Studien gemacht, nach Halle, wo sie durch Bernhardi's Empfehlung bei Wolf, Schleiermacher, Steffens, Reichard u. s. w. gewissermaßen als Ebenbür-

Zeit zu Zeit mit seinem Besuch, namentlich als Gall seine Vorlesungen über Schädellehre hielt und Reil seine neuen Forschungen über das Gehirn und das Nervensystem auseinandersetzte. Bei einem Besuch in Berlin, im Frühling 1806, trat Steffens in nähere Berührung mit Alexander von Humboldt und mit Johannes von Müller; ferner mit dem Kreise der Herz. Durch Reichard und seine Tochter Luise wurde er mit Arnim, Brentano und Grimm bekannt. Das Resultat dieser Phase waren die Grundzüge der Naturphilosophie in Aphorismen. — In der Natur die Totalität des Lebens nachzuweisen, wandte Steffens zwei Mittel an: er löste alle scheinbar isolirte Individualität in jenen gewaltigen Proceß auf, der wie ein Pulsschlag durch das ganze Naturleben geht, sodann suchte er diesen Zersetzungsproceß überall zu neuen Individualitäten zu krystallisiren. Mit seiner reichen Phantasie faßte er überall die Aehnlichkeiten der Erscheinungen auf und warf in einem sinnigen Spiel die Erscheinungen der verschiednen Naturgebiete wie in einem Kaleidoskop durcheinander. Aber es fehlte ihm an Scharfsinn, die Unterschiede festzustellen, und an jenem natürlichen Verstand, der zunächst für jede Erscheinung das Gesetz in ihr selbst findet. Wie das Gesammtleben der Erde sich bei ihm gestaltet, davon gibt folgende Inhaltsanzeige seiner Anthropologie einen Beleg: „Beweis, daß der Kern der Erde metallisch sei — Bildungsformen — die Schieferformation — die Kalkformation — die Porphyrformation — Bildungs- und Zerstörungszeiten — die verlorne Unschuld oder wiedererneuter Naturkampf nach der Schöpfung des ersten Menschen — Zukunft der Erde — das Leben — die Vegetation — animalische Vegetation (Insektenwelt) — die Sinne — die menschlichen Sinne — das menschliche Geschlecht.“ — Wie es Historiker gibt, die nicht eine einfache Schlacht berichten können, ohne wenigstens mit der Sündflut anzufangen, so greift Steffens bei der Analyse jeder einzelnen Erscheinung in das allgemeine Weltleben hinein und ist niemals im Stande, abzuschließen. Dazu kommt die poetisirende, höchst unwissenschaftliche und zum Theil schwülstige Sprache.*) Den tiefsten Ausdruck des Geistes verhtige aufgenommen wurden. Sie arbeiteten, gemeinschaftlich mit Fouqué, an dem satirischen Roman „Karl's Versuche und Hindernisse“, der später (1808) wirklich erschien. Chamisso, der sich mit seinem Regiment November 1806 kriegsgefangen ergeben mußte, blieb im lebhaftesten Briefwechsel; in Halle schloß sich Arnim an, der sich bei Reichard in Giebichenstein aufhielt, und der schüchterne Neander (geb. 1789), der eben zum Christenthum übergetreten, sich mit der schwärmerischen Innigkeit seines Gemüths in die neue Religion vertiefte.

*) „Das Wasserleben ist der gemeinschaftliche Ursprung aller lebendigen Bildung, der gemeinsame Stamm aller thierischen und vegetativen Formen. Als vermittelndes Glied schwebt es gleichgültig zwischen der Ruhe der Erde und der nie

legt er in das Schlaf- und Traumleben, und der Somnambulismus erscheint ihm als der höchste Ausdruck des allgemeinen Weltlebens. Die Verwandtschaft dieser Naturphilosophie mit dem Système de la nature ist augenscheinlich.*) Der Gegensatz liegt darin, daß Steffens sein Gesammt-

ruhenden Beweglichkeit der Luft. Beide entspringen aus dieser schwebenden Mitte und verlieren sich in ihr ... Die ersten Anfänge der Bildung sind da, wo die thierische und Pflanzenbildung in unentschiedner Form schweben, in den geringsten Gebilden im Wasser. Heranströmend aus jenem hemmenden Wasserleben bemächtigt die Pflanze sich des Thieres und bildet sich immer herrlicher aus. Die Pflanze ist die aufgeschlossene Erde, die Versöhnung des Lebens und der Masse, der stille stumme Blick der Liebe, der ewigen, nicht-zeitlichen Erzeugerin, die die irdische Verhärtung der Stoffe überwand und ewig fortquillt in stets erneuter Zeugung. Die Pflanze ist die aufgeschlossene Sehnsucht der Erde; mit der Masse vertraut, wendet sie sich gegen das Licht, als ihre Außenwelt; sie schließt in sich ein verborgnes Thier, welches immer mehr überwältigt wird, je herrlicher die Sehnsucht gedeiht. Die Wurzel ist die chaotische Zeit der Pflanze, im Schoos der Erde verborgen: wie die Erde in der Urzeit im Schoos des Universums. Die Blume enthüllt das innere Leben der Pflanze, in der Farbe offenbart sich das gefesselte Licht; in der aufgeschlossenen Unendlichkeit des Blumendufts gibt sie wieder, was sie still empfing. Das Thier in der Pflanze zieht sich selbst hinein in den unscheinbaren Keim und entsagt der äußern Offenbarung, um die innere festzuhalten, in scheinbarem Tode das höchste Leben der Gattung ergreifend. — Das Insekt stellt das Luftleben dar, welches einen festen Punkt der sichern Offenbarung gefunden hat. Hat durch die Pflanze sich die Sehnsucht der Erde aufgeschlossen, so stellt das Insekt die Begierde dar. Der Duft, das Heiligste der Pflanze, dem Herrn ein Wohlgeruch, wird bei den Insekten von der zehrenden Begierde innerlich verschlungen u. s. w. — Die Töne der Vögel sind der lebendig gewordene Blumenduft, daher verstehn sich die Vögel und die stillen Pflanzen. Die niedere Sehnsucht der Blumen spricht sich auf stumme Weise aus als Wohlgeruch; die höhere Sehnsucht der Vögel quillt als Gesang aus der gefesselten Seele. — Der Mensch ist in einer seligen Einheit mit der Natur geboren und diese soll er nie aufheben. Alle Sagen der uralten Vorwelt haben dieses bezeugen wollen. Da aber in dieser Welt die Befreiung der Persönlichkeit nie rein hervortritt, so keimt mit dem Gefühl der erwachten Befreiung ein tiefes Entsetzen, ein verborgnes Grauen als Vorbote der Seligkeit, welches im Leben nie ganz aufhören kann, als vollkommenster Gegensatz der Selbstsucht, die in irdischer Sicherheit verhärtet. Der Mensch ist aus den innersten Tiefen der uralten Vergangenheit des Planeten erzeugt und trägt das Schicksal des Planeten, mit diesem das Schicksal des unendlichen Universums als sein eignes. Die Welt, wie sie da ist, fand sich in ihm, die Außenwelt selber ist ein Aeußeres seines Innern, er erkennt sich in ihr, sie in ihm. Dieses große Gespräch des Ganzen mit sich selber in einem jeden auf bestimmte eigenthümliche Weise ist das wahre Mysterium." —

*) In Görres' „Aphorismen über die Organonomie" 1803 heißt es: „Der expansible Dunst, von der Vernunft zersetzt, wirkt beim Denken auf die markige Sub-

leben nicht auf die repulsive Eigenliebe, sondern auf die alles durchdringende Gesammtliebe der Natur gründete. Der Grundfehler dieser Studien lag darin, daß das Ideale und das Stoffliche derselben nicht Hand in Hand gingen. Der unklare Trieb nach einem geistigen Schauen war ein Resultat der Ueberhebung und der Trägheit. Man riß einzelne Töne, einzelne Farben heraus und verband sie zu Harmonien, zu Bildern, die nicht, wie die wahre Erkenntniß, beruhigten, sondern wie Gespenstergeschichten das Gemüth beängstigten.*) Seitdem Jakob Böhme, Paracelsus und die andern Theosophen des 16. und 17. Jahrhunderts wieder als große Dichter und Philosophen aufgefaßt waren, seitdem man in den Kirchenvätern Physik und in den Sagen und Märchen Philosophie zu studiren anfing, standen jedem einzelnen Forscher die Wege zur geheimen Erkenntniß offen, und er konnte leicht von den Freimaurern und Rosenkreuzern bis zu den Pythagoreern und weiter bis zu den ägyptischen Zauberern zurückbringen. — Damals hatte auch Schleiermacher an diesen Speculationen kein Arg. Er schrieb in jener Zeit das Gespräch: die Weihnachtsfeier (1805), in der Form dem Symposion nachgebildet. — Der heilige Abend versammelt eine Familie von Verwandten und Freunden, Kindern und Erwachsenen. An alle werden von allen, der Sitte des Festes gemäß, Geschenke ausgetheilt, welche der „verständigen Ernestine" übergeben werden, die sie zu einem freundlich symbolischen Eindruck zusammenordnet und dann die Pforte des Saals öffnet. Die kleine Sophie hat Musikalien bekommen, religiöse Compositionen im alten großen Kirchenstil; denn nur diese liebt und übt das wunderbare Kind, und stimmt auch gleich die ersten Töne zu einer höhern Feier des geselligen Abends an; wie auch über sie und die fromme Richtung ihres Wesens das Gespräch beginnt. Der ungläubige Leonhard

stanz der Wände, die markige Substanz wirkt auf den expansibeln Dunst, und sie selbst wird durch die graue Substanz von der äußern Natur geregt, die äußere tritt durch das Sinnesorgan in Berührung mit der Seele" u. s. w.

*) Die Sagen von jenem wahnsinnigen magischen Streben, dem das Tiefste und Wesentlichste im menschlichen Geist zum zeitlichen Genuß wurde, bewähren sich vor unsern Augen. Von einzelnen Regionen unsers Innern wird die Decke weggerissen, man zeigt die pulsirenden Organe, und der stumpfe Sinn, des wahren Schauens ungewohnt, glaubt in ihren krankhaft zuckenden Bewegungen die Lust des höchsten Lebens wahrzunehmen. So wird den Ungeweihten ein verwirrender Blick in die Zustände, wo der Wahnsinn an das Bewußtsein, wo der Schlaf an das Wachen grenzt, eröffnet, welche um so mehr gleichsam durch einen geistigen Schwindel die Gemüther in sich hineinlocken, je weniger sie verstanden werden; und alle diese Sophistereien erhalten den schwärmerischen Beifall der Menge, weil sie in ihrer verderblichen Absonderung nur allzu leicht aufzufassen sind und die Mühe des Denkens nicht allein unnütz, sondern fast unmöglich machen. (Solger.)

ahndet dabei Unnatur und Gefahren, fürchtet für sie ein Kloster oder herrnhutisches Schwesternhaus; die Eingeweihtern aber erkennen nur den reinen, aus der Tiefe hervorgehenden Trieb, der jetzt Sophien nicht hindert, ein unbefangenes Kind zu sein, und späterhin ihrer natürlichen Bestimmung keinen Eintrag thun, sondern ihr Leben nur mit seinen heiligen Grundtönen begleiten wird. Dann schlingt sich das Gespräch anmuthig weiter durch den Kranz der Verbündeten hin, berührt zart mancherlei Verhältnisse des Lebens und der religiösen Gesinnung, am liebsten bei dem Gegensatz der Männlichkeit und Weiblichkeit verweilend, und das Symbol des Christenthums verherrlichend, welches ja die Mutter mit dem Kinde ist, in unerschöpflicher Lieblichkeit der Wendung. Dann und wann wird es von musikalischen Accorden unterbrochen und bildet sich endlich aus zu drei Erzählungen, nicht sowol von Begebenheiten, als Situationen vergangner Weihnachtsfeste, im Munde der Frauen, und drei Reden von seiten der Männer, welche den Zweck haben, die verschiednen Auffassungsformen des Christenthums zu einer friedlichen Betrachtung nebeneinander zu stellen. Schleiermacher hat hier die verschiednen Momente seines eignen religiösen Denkens und Empfindens auseinander gelegt. Leonhard der Kritiker will das Christenthum zwar als eine kräftige Gegenwart gelten lassen, aber die irdische persönliche Thätigkeit Christi scheint ihm weit weniger damit zusammenzuhängen, als von den meisten mehr angenommen als geglaubt werde. Von den Lehren und Einrichtungen des Christenthums sei das Meiste spätern Ursprungs, die evangelischen Erzählungen sehr schwankend und so beschaffen, daß sie theilweise eine die andere aufheben. Die Auferstehung macht die Wirklichkeit seines Todes, die Himmelfahrt, sogar die seines ganzen menschlichen Lebens zweifelhaft. Bei diesem unsichern Charakter der Nachrichten ist die Erhaltung des Glaubens hauptsächlich den Festen zuzuschreiben, deren Wirkung auch innerhalb des Christenthums mitunter nahe daran streife, daß sie, statt aus einer Geschichte hervorgegangen zu sein, vielmehr diese selbst erst gemacht haben. Mehr ergänzend als berichtigend setzt Ernst hinzu: mögen die historischen Spuren seines Lebens, wenn man die Sache in einem niedrigern Sinne kritisch betrachtet, noch so unzureichend sein: das Fest, wie das Christenthum überhaupt, hängt nicht daran, sondern, wie an der Nothwendigkeit eines Erlösers, so an der Erfahrung eines gesteigerten Daseins, welches auf keinen andern Anfang als auf diesen zurückzuführen ist. — Eduard, der sich ausschließlich an den Johannes hält, begründet die Fleischwerdung des Worts philosophisch. „Was ist der Mensch an sich (Gottmensch) Anderes als der Erdgeist selbst, das Erkennen der Erde in seinem ewigen Sein und in seinem immer wechselnden Werden? So ist auch kein Verderben in ihm und kein Abfall, und kein Bedürfniß einer

Erlösung. Der Einzelne aber ist im Abfall und Verderben, und findet seine Erlösung nur in dem Menschen an sich: darin nämlich, daß jene Einheit des ewigen Seins und Werdens des Geistes, wie er sich auf diesem Weltkörper offenbaren kann, in jedem selbst aufgeht. Darum findet sich zwar in der Menschheit jene Einerleiheit des Seins und Werdens ewig, im Einzelnen aber muß sie, wie sie in ihm ist, auch werden als sein Gedanke, und als der Gedanke eines gemeinschaftlichen Thuns und Lebens. Die Gemeinschaft, durch welche so der Mensch an sich dargestellt wird oder wiederhergestellt, ist die Kirche, und jener, der als der Anfangspunkt der Kirche angesehn wird, muß als der Mensch an sich, als der Gottmensch, schon geboren sein." — Ein vierter Redner, Joseph, lehnt das Reden ab, weil ihm an einem solchen Tage alle Formen zu steif, alles Reden zu langweilig und kalt ist, und der sprachlose Gegenstand eine sprachlose Freude in ihm erzeugt, die, wie ein Kind, nur lächeln und jauchzen, oder höchstens im Gesang einen angemessenen Ausdruck finden kann. — „Mit Lob, sagt ein damaliger Kritiker zu den Theilnehmern dieses Festes, erkenne ich, wie ihr den Saal so magisch mit Lichtern und Blumen geschmückt, Herz und Augen mit einem ungewöhnlich harmonischen Anblick entzückt habt, wie ihr so elegant und so geistig zugleich, von erfreulichem Wohlstand umgeben und doch so häuslich waret; wie eure Munterkeit sich so besonnen und eure Besonnenheit wieder mit so auserlesener Leichtigkeit ausdrückte; wie es an Musik nicht fehlte, und ihr so richtig anerkanntet, daß sie das Beste bei der Sache und das eigentliche Element der Andacht sei: allein verzeiht, ihr Trefflichen, wenn ich, diesen Ruhm ungeschmälert euch lassend, doch nicht dem Christenthum Glück wünschen kann, daß es auf diese Weise soll wiedergeboren werden. Eben dadurch nämlich, daß ihr euer durchaus besondres und ausgezeichnetes Wesen mit dem an sich allgemeinen und der ganzen Menschheit angehörigen Fest in Verbindung setzt, entsteht ein ganz eigenthümlich Particulares, dessen besondrer Mischung ich jedes für sich, das Fest in seiner alten Einfalt, eure Bildung aber auch bei weitem vorzöge. Daß ihr alte Formen gebraucht, an denen ihr den Reichthum eures Geistes zeigt, wie Umgebungen von antiker Form nur die Gemächer der Reichen zieren, dieses, verzeiht meiner Empfindung, kommt mir nicht anders vor, als wenn ihr den ersten und natürlichen Gaben, des Weins und des Brotes, euer spätgebornes subjectives Getränk, den Thee (dessen ihr euch auch bedient habt) substituirend, die frohe, freie, allgemeine Bundesfeier begangen haben wolltet. Nicht durch Erweckung des Todten wird Lebendiges geschaffen, sondern das wahrhaft Lebendige ist, was nie todt sein kann. Wo aber die Glut in Asche zusammengefallen, da blaset die Funken mit noch so viel schönem Willen an, es wird immer nur sein, wie die Belebung des

alten Schnitzwerks und die künstliche Beleuchtung des Hauses zu Bethlehem, welches die kleine Sophie veranstaltete. Ihr legt gar sehr an den Tag, daß alles Männliche nicht nur, sondern das allgemein Menschliche darin unter euch ins Weibliche übergegangen. Ihr erscheint, wenn es erlaubt ist zu sagen, nicht mehr unsrer lieben Frauen allein dienend, sondern den Frauen, welches sich nicht sowol darin kund thut, daß ihr ihnen liebevoll, wie Christus, begegnet, sondern daß ihr ihrer Fassungskraft, ihrem Verständniß und ihrer Neigung vor allem huldigt." — Trotz dieser weiblichen Stimmung entwickelte Schleiermacher schon in seiner nächsten Schrift eine wesentlich männliche Seite seiner Natur. Das Sendschreiben über den ersten Brief an Timotheus (1807) eröffnet seine kritische Thätigkeit: nicht blos die alten theologischen Kritiker, wie Semler, sondern hauptsächlich Wolf in seinen Studien über Homer hat die Anregung gegeben. Mit allem Apparat der Gelehrsamkeit verbindet sich eine scharfsinnige Untersuchung des innern Zusammenhangs, nicht die kleinste Ritze im Context entgeht ihm, die auf eine Zusammensetzung deuten könnte. Außerdem malt er sich mit lebhafter Phantasie das Geschehene als wirklich aus, um die Probe der innern Wahrscheinlichkeit anzustellen, wobei er sich freilich zuweilen ins Kleinliche verliert, wie es denn auch an Widersprüchen in dieser scharfen, aber etwas leidenschaftlichen Kritik nicht fehlt. — Während so die höchsten Interessen des Lebens und des Glaubens in den verschiedenen Seitengruppen der Romantik verhandelt wurden, traten an den Mittelpunkten der Speculation die bisher verborgnen Widersprüche des Idealismus ans Licht.

Lichtenberg hatte einmal geäußert: „unsre Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben als heutzutage Gespenster." — Und dann wieder über eine Weile, setzt Jacobi hinzu, wird die Welt noch feiner werden, und es wird fortgehn, mit Eile nun, die höchste Stufe der Verfeinerung hinan. Den Gipfel erreichend wird noch einmal sich wenden das Urtheil der Weisen: dann werden wir nur noch an Gespenster glauben. Wir selbst werden sein wie Gott, und alles Sein ein Wesenloses. Zu dieser Zeit wird des Ernstes saurer Schweiß von jeder Stirn abgetrocknet werden, weggewischt aus jedem Auge die Thräne der Sehnsucht: es wird lauter Lachen sein unter den Menschen. Denn jetzt hat die Vernunft ihr Werk an sich vollendet, die Menschheit ist am Ziel, einerlei Krone schmückt jedes Mitverklärten Haupt. Schein und Schatten umgeben uns. Nicht einmal das Wesen unsers eignen Daseins erkennen wir. Alles prägen wir mit unserm Bild, und dieses Bild ist eine wechselnde Gestalt. Vertieft in diese Gesichte gleicht der stumme Forscher jenem Beherrscher Assyriens, der nur wußte: es lag ein Traum in meiner Seele. Ein Traum, den er nicht

auszubilden, viel weniger zu deuten im Stande war. Der Mensch muß seicht und schaal geworden sein, wenn er zu sich selbst sagen und dabei guter Dinge bleiben kann: ich bin nichts, ich weiß nichts, ich glaube nichts. Nur so viel ist Gutes am Menschen, als er Fähigkeit zu ahnen und zu glauben hat, als er für das unsichtbar Wirkliche, Lebendige und Wahre fühlt. Ausschließlich gerichtet auf das Uebersinnliche und Uebernatürliche ist das alleinige Gebiet der Vernunft das Gebiet unbegreiflicher Wirkungen und Wesen, das Gebiet der Wunder: verliert sie dieses, so hat sie keine Stätte mehr. — Die Natur verbirgt Gott, weil sie überall nur Schicksal, eine ununterbrochene Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbart. Ein freies ursprüngliches Wesen ist in ihr unmöglich. Sie schafft nicht, sondern verwandelt bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbst, mit derselben Rastlosigkeit den Tod fördernd wie das Leben. Der Mensch offenbart Gott, indem er mit dem Geist sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige Macht entgegenstellt, sie bekämpft und überwältigt. Wie der Mensch an diese ihm innewohnende, über ihm stehende Macht lebendig glaubt, so glaubt er an Gott; er fühlt, er erfährt ihn. Christenthum in dieser Reinheit aufgefaßt, ist allein Religion; außer ihm ist nur Atheismus oder Götzendienst. — Das Gegentheil zu erweisen, hatte sich Schelling zur Aufgabe gestellt. In den beiden Schriften: Bruno, oder über das göttliche und natürliche Princip der Dinge (1802) und: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (1803) ist die leitende Idee, daß die bisherige Philosophie an einer Krankheit leide, die sie mit der modernen Cultur überhaupt theilt, ja die im Grunde schon im Christenthum angebahnt ist: an der Sehnsucht, das Absolute außer sich zu haben, an dem gänzlichen Herausrücken des Göttlichen über die durch Zurückziehung ihres Lebensprincips erstarrte Welt. Als die Aufgabe der neuen Philosophie begriff daher Schelling, das Absolute in das Reich der Erscheinung zu vertiefen; er gab ihr durch den Reichthum seiner Anschauungen im Gebiet der Natur, Geschichte und Religion einen neuen Inhalt. Unter seinen Händen verwandelten sich die dunklern Partien der Geschichte in ein Gedicht, einen Mythus, eine Allegorie. Eine Unendlichkeit von Ahnungen und Aussichten eröffneten sich dem erstaunten Blick, und die Räthsel des Lebens, die den Geist bisher gequält, verflüchtigten sich in ein sinniges Spiel, das ihn anregte und angenehm beschäftigte. Wenn bisher die Philosophie nur mit strengen Geboten und mit unerbittlicher Dialektik gegen die Neigungen und Vorurtheile der Menschen angekämpft hatte, so erweckte sie jetzt ein allgemeines Wohlgefallen an den Farben und Gestalten der bunten Welt, die sie als Symbole einer höhern Idee ehrte und

pflegte. Gewiß war diese Erweiterung des Horizonts sehr fruchtbar für die allgemeine Bildung; aber die unendliche Ausdehnung der Perspectiven und die Bevorzugung des ästhetischen Maßstabes vor dem moralischen begünstigte zugleich die Unsicherheit der Ideen. Wer jetzt nur ahnte, strebte, sich sehnte, war schon dadurch im Recht, ganz abgesehn von dem Inhalt seiner Ideen und Hoffnungen. Seit Schelling kann man von der Speculation nicht mehr mit Mephistopheles sagen, daß sie von einem bösen Geist auf dürrer Haide umhergeführt wird, während ringsumher grüne Weide liegt; sie hat alles Mögliche gethan, diese grüne Weide mit ihrem Netz zu umspannen. Die griechischen Götter und die gothischen Spukgestalten, die phantastischen Gebilde des Urwalds und des Meeres, die finstern, himmelstürmenden Titanen und die lieblichsten Amoretten der alten Kunst verschlingen sich gleich zierlichen Arabesken in die Hieroglyphen der heiligen Sprache, in die grauen Abstractionen des „Sein“ und „Nichtsein“, des „Ansich“ und „Fürsich“ u. s. w. Die Metaphysik sehnte sich aus der Abstraction heraus, und umschlang mit aller Liebe, die eine lange Entbehrung begreiflich macht, die Blüten des wirklichen Lebens. Sie glaubte denselben eine höhere Berechtigung zu verleihen, indem sie in ihnen die Symbole der absoluten Idee suchte, und setzte die schönsten, lebendigsten Individualitäten zu einem Schema des reflectirenden Verstandes herab. — Schelling entfernte sich 1803 aus Jena, mit Karoline Schlegel, die nun seine Frau wurde, um nach Italien zu gehn; da man aber in Baiern den besten Willen hatte, die entscheidenden Kräfte Deutschlands für sich zu gewinnen, hielt man ihn in Würzburg fest. Seine neue Schrift: Philosophie und Religion (1804), gegen Eschenmayer's*) „Philosophie in ihrem Uebergang zur Nichtphilosophie“ gerichtet, deutete bereits auf den Zusammenhang zwischen der Naturphilosophie und den spätern mythologischen Grübeleien. „Es war eine Zeit, wo Religion abgesondert vom Volksglauben gleich einem heiligen Feuer in Mysterien bewahrt wurde und Philosophie mit ihr ein gemeinschaftliches Heiligthum hatte. Später wurden die Mysterien öffentlich und verunreinigten sich mit dem Fremdartigen, das nur dem Volksglauben angehören kann. Nachdem das geschehn, mußte die Philosophie, wollte sie in ihrer Reinheit sich erhalten, esoterisch werden. Daher kam es, daß der Philosophie jene Gegenstände, welche sie im Alterthum behandelt hatte, allmählich durch die Religion

*) Eschenmayer setzte 1805 seine Polemik in der prophetischen Schrift: „Der Eremit und der Fremdling; Gespräche über das Heilige und die Geschichte“, fort, in der die moderne Reflexionscultur auf den Thurmbau zu Babel zurückgeführt wurde.

ganz entzogen und sie auf dasjenige beschränkt wurde, was für die Vernunft keinen Werth hat; daß dagegen die erhabenen Lehren, welche jene aus dem gemeinschaftlichen Eigenthum der Philosophie sich einseitig angemaßt hatte, mit der Beziehung auf ihr Urbild auch ihre Bedeutung verloren. So wenig wir von den griechischen Mysterien wissen, wissen wir gleichwol unzweifelhaft, daß ihre Lehre mit der öffentlichen Religion im auffallendsten Gegensatz war. Der reine Sinn der Griechen offenbart sich eben auch darin, daß sie das, was seiner Natur nach nicht öffentlich und real sein konnte, in seiner Idealität und Abgeschlossenheit bewahrten. Hätte man den Begriff des Heidenthums nicht immer und allein von der öffentlichen Religion abstrahirt, so würde man längst eingesehn haben, wie Heidenthum und Christenthum von jeher beisammen waren und dieses aus jenem nur dadurch entstand, daß es die Mysterien öffentlich machte: ein Satz, der sich historisch durch die meisten Gebräuche des Christenthums, seine symbolischen Handlungen, Abstufungen und Einweihungen durchführen ließe, welche eine offenbare Nachahmung der in den Mysterien herrschenden waren." — Diese Sätze wurden so zuversichtlich ausgesprochen, daß sie fast ein Menschenalter hindurch die Wissenschaft in die heilloseste Verwirrung stürzten. Indem nun Schelling auf die Geheimlehre jener eingebildeten Mysterien eingeht, verfällt er in eine Mystik, die gegen den Ton seiner frühern Schriften seltsam absticht. Er geht die verschiedenen Versuche durch, die endlichen Dinge aus dem Absoluten herzuleiten, vom indischen Emanationssystem und dem Platonischen Timäus an bis zu Spinoza und Jakob Böhme. Er kommt zu folgendem überraschenden Resultat. „Vom Absoluten zum Wirklichen gibt es keinen stetigen Uebergang. Der Ursprung der Sinnenwelt ist nur als ein vollkommenes Abbrechen von der Absolutheit durch einen Sprung denkbar. Das Absolute ist das einzig Reale, die endlichen Dinge dagegen sind nicht real; ihr Grund kann daher nur in einer Entfernung, in einem Abfall von dem Absoluten liegen. Es war ein Gegenstand der Geheimlehre in den griechischen Mysterien, den Ursprung der Sinnenwelt nicht, wie in der Volksreligion, durch eine Schöpfung der Gottheit, sondern als einen Abfall von ihr vorzustellen. Hierauf gründete sich die Lehre, daß das gefallene Göttliche im Menschen soviel möglich von der Beziehung und Gemeinschaft des Leibes abgezogen und gereinigt werden müsse, um so, indem sie dem Sinnenleben absterbe, das Absolute wiederzugewinnen und der Anschauung des Urbildes wieder theilhaftig zu werden. Besonders scheint in den Eleusinischen Geheimnissen dieselbe durch die Geschichte der Demeter und des Raubes der Persephone symbolisch vorgebildet worden zu sein. Die Geschichte ist ein Epos, im Geiste Gottes gedichtet; seine zwei Hauptpartien sind: die, welche den Ausgang der Menschheit von ihrem Centro bis zur höchsten

Entfernung von ihm darstellt, die andere, welche die Rückkehr. Jene Seite ist gleichsam die Ilias, diese die Odyssee der Geschichte. Die Ideen, die Geister mußten von ihrem Centro abfallen, sich in der Natur, der allgemeinen Sphäre des Abfalls, in die Besonderheit einführen, damit sie nachher, als besondere, in die Indifferenz zurückkehren und, ihr versöhnt, in ihr sein könnten, ohne sie zu stören." — So gering der speculative Inhalt dieser Deduction ist, so zeigt er doch, daß zwischen den äußersten Gegensätzen, dem Pantheismus und dem Supranaturalismus, eine geheime Verwandtschaft besteht. Anscheinend ist nichts so widersprechend als die beiden Sätze: alles was existirt ist göttlich; und: nichts was existirt ist göttlich. Aber wenn man erst einmal das Absolute oder Göttliche von dem Existirenden oder Erscheinenden dem Begriff nach trennt, so wird man auch bald dazu kommen, sie in der Wirklichkeit zu trennen, die ganze Welt der Erscheinung zu einem leeren Traumwesen zu verflüchtigen und das allen Inhalts entkleidete Absolute ins Jenseits zu verlegen. — Gegen diese Doctrin erhob Fichte, der seine Stellung in Berlin immer mehr befestigt, die Fahne des reinen Idealismus. Seine Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters (1804—5) waren die letzte Frucht einer vieljährigen Verbitterung. Wenn er sich in seinen populären Schriften bemüht, die einzelnen Urtheile und Beobachtungen auf metaphysische Principien zurückzuführen, wird man sehr bald gewahr, daß diese Beziehung nur eine scheinbare ist, und es bleibt immer eine misliche Zumuthung, Urtheile auf Treu und Glauben hinzunehmen, deren Begründung anderweitig gegeben werden soll. Fichte verkannte sein Talent, er glaubte durch System und Methode zu vermitteln, wo eigentlich nur ein geistvolles Ergreifen der augenblicklichen Stimmung stattfand. Keinem der spätern Geschichtsphilosophen ist es eingefallen, die wirkliche Beobachtung als Quelle seiner Darstellung ganz zu verleugnen. Fichte dagegen will das Zeitalter mit allen Details, bis zur Einrichtung der Journalartikel und bis zum Tabackrauchen, a priori aus dem Begriff der Geschichte construiren. Seine Construction beruht auf der Idee eines Weltplans, nach welchem die Menschen ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichten sollen. Dieser Weltplan kann in seiner Vollständigkeit erst am Ende der Geschichte ausgeführt werden: es wird also ein goldnes Zeitalter angenommen, welches hinter der eigentlichen Geschichte steht. Um die Entwickelung desselben möglich zu machen, muß ein zweites goldnes Zeitalter an den Anfang der Geschichte gestellt werden, in welchem die Vernunft sich ohne Freiheit als Instinct verwirklichte. Aus diesem Paradies sei der Mensch dadurch getreten, daß der Inhalt der Vernunft sich als Autorität fixirte. Das sei das zweite Zeitalter, welches, durch den der Menschheit immanenten Freiheitstrieb endlich gebrochen, dem dritten

Raum gemacht habe, dem Zeitalter der leeren Freiheit, das mit Aufgebung aller allgemeinen Vernunftideen sich nur durch subjective Interessen und Meinungen bestimmen lasse. Dieses Zeitalter könne nur durch die Erkenntniß gebrochen werden, daß der Mensch, um selig zu sein, sein persönliches Leben unbedingt dem Leben der Gattung unterordne, daß er nur für Ideen lebe (d. h. für die dem Menschen angebornen von aller Erfahrung unabhängigen lebendigen Gedanken). Sobald diese Ueberzeugung, die im vierten Zeitalter nur als Widerspruch gegen den herrschenden Geist, als Schwärmerei auftritt, sich der gesammten Menschheit bemächtigt habe, werde das letzte, das goldne Zeitalter einbrechen. Abgesehn davon, daß es hart scheint, einem zukünftigen goldnen Zeitalter die ganze frühere Geschichte als unselige Uebergangsstufen aufzuopfern, erhebt sich gegen diese Construction das Bedenken, daß die wirkliche Geschichte kein Gegenbild derselben gibt. Um den Uebergang aus dem ersten in das zweite Zeitalter zu motiviren, setzt Fichte an den Ursprung der Geschichte ein Normalvolk, in welchem der Vernunftinstinct unbedingt geherrscht habe, und eine Reihe barbarischer Völker ohne Vernunft und ohne Freiheit. Die Unterwerfung der letztern durch das erstere habe das Zeitalter der Autorität herbeigeführt; ob vor oder nach der Sündflut, erfahren wir nicht. Den Uebergang aus dem zweiten in das dritte Zeitalter macht die Paulinische Auffassung des Christenthums, welche an Stelle der unmittelbaren Empfindung, wie sie im Johanneischen Christenthum gewaltet, das Raisonnement gesetzt habe. — Der phänomenologische Proceß in der menschlichen Entwickelung, den Fichte in seinen wesentlichen Zügen scharf und tief charakterisirt, ist nicht ein historischer, d. h. ein der Zeit angehöriger, sondern er erneut sich in jedem Menschen, in jedem Volk, in jeder Periode, in jeder Richtung des Geistes. Ueberall entreißt man sich der Autorität durch die Anarchie, und jene fünf Zeitalter erneuen sich mit den nothwendigen Modificationen in jedem Jahrhundert. — Wir lassen die metaphysischen Formen beiseite und betrachten die Grundzüge als eine Satire gegen die Zustände am Ende des 18. Jahrhunderts.*) Der Ge-

*) Faßt man die „Grundzüge“ schärfer ins Auge, so wird man nicht blos gewahr, daß die fünf Perioden der construirten Geschichte der wirklichen Geschichte keineswegs entsprechen; nicht blos, daß die Herleitung des einen aus dem andern regelmäßig durch einen speculativen Taschenspielerstreich geschieht: sondern daß jedes derselben eine innere Unmöglichkeit enthält. So gibt es wol keine härtere Zumuthung an die Vernunft, als sich einen ursprünglichen normalen Zustand der Menschen zu denken, in welchem sie ohne Beihülfe der Reflexion, also ohne Wissenschaft, Kunst und Staat das höchste Ziel des Lebens durch den bloßen Instinct erreicht habe. Geht man in den tiefsten Kern dieser Gedankenfolge ein, so entdeckt man, daß Fichte nicht die Geschichte im allgemeinen construirt, nicht von dem

sichtspunkt, von dem sie ausgeht, entspricht zwar zum Theil den Ideen A. W. Schlegel's, aber was sie wesentlich davon unterscheidet, ist der puritanische Ernst der sittlichen Gesinnung, die grenzenlose Verachtung gegen das Spiel, die Zwecklosigkeit, die Ironie, die künstlerische Auffassung. Die Satire trifft zunächst das wissenschaftliche Verhalten dieses Zeitalters. Es ist das Zeitalter der unbedingten Subjectivität. Jede Idee der Autorität, d. h. jeder Begriff des allgemeinen, nothwendigen Denkens ist aufgegeben, jeder Einzelne nimmt das Recht in Anspruch, seine eignen Ansichten zu haben. Das gegenwärtige Begreifen wird zum Maßstab der Wirklichkeit gemacht, und daraus geht die Ausklärung alles positiven Inhalts hervor. Wie man für sich Meinungsfreiheit in Anspruch nimmt, so gesteht man sie allen übrigen zu. Man fertigt jeden, der eine zwingende Idee aufgefunden zu haben glaubt, mit oberflächlichem Spott ab. Man strebt nur nach Material, niemals nach einem abschließenden Urtheil und als das größte Verdienst gilt, eine möglichst große Anzahl von Ansichten und Meinungen aufgestellt zu haben. Aus dieser Urtheilslosigkeit und dieser Toleranz gegen alles angeblich Existirende ergibt sich die Unfähigkeit des Zeitalters zur That, denn die That wird nur durch einen Abschluß des Urtheils möglich.*) Jeder lebt für sich hin, das eigne Wohl ist der einzige Maßstab, die Idee der Pflicht und der Aufopferung wird als eine lächerliche Phantasie beseitigt. Dies Nützlichkeitssystem erstreckt sich auf alle Zweige des Lebens, und das wahre Symbol des Zeitalters ist der Ausdruck dieser inhaltlosen Nützlichkeitsbeziehung, das Geld. — Fichte verwirft alles individuelle Leben, welches sich nicht unbedingt dem Gattungsleben und dessen Ausdruck, den Ideen fügt, als unsittlich und unselig und schont auch die schönsten individuellen Verhältnisse nicht. Da diese Herrschaft der Ideen sich auf natürlichem Wege nicht herstellen läßt, nimmt er künstliche Mittel zu Hülfe, die Wissenschaft und den Staat, „die Zwangsanstalt zum Leben in den Ideen, in der Gattung". Indem er nun die individuellen Staaten ins Auge faßt, behauptet er von jedem einzelnen und behauptet es als sein Recht, er gehe darauf aus, sich zur

---

wirklichen Zeitalter in der Fülle seiner Beziehungen eine Charakteristik entwirft, sondern nur seine eigne Stellung zu der Literatur seines Jahrzehnds rechtfertigt. Die deutsche Literatur hat sich aus dem theologischen Dogmatismus (zweites Zeitalter) mit Beihülfe der französischen Encyklopädie befreit (drittes Zeitalter); aus der Anarchie des Denkens kann es aber nur befreit werden, wenn die Wissenschaftslehre durchdringt (viertes Zeitalter) und dann mit Hülfe eines geregelten Erziehungssystems der geschloßne Handelsstaat aufgerichtet wird (fünftes Zeitalter).

*) Dergleichen Behauptungen einem Zeitalter gegenüber, welches einen Napoleon hervorgebracht, sind doch wol mehr aus der individuellen Verstimmung, als aus philosophischen Principien zu erklären.

Weltmonarchie zu erweitern, und arbeite damit für die Einheit des Menschengeschlechts, für die Zwecke der Gattung. In der weitern Ausführung dieses Princips scheut er keine Consequenz. Er stellt sich die Frage, was der Philosoph thun müsse, wenn sein Vaterland die Beute eines fremden Eroberers werde. „Der erdgeborne mag dann an der Scholle haften, der sonnenverwandte Geist wird dahin streben, wo Licht ist.“ Da aber nach seiner eignen Erklärung die Ueberwindung des einen Staats durch den andern ein sichres Zeichen ist für die höhere Berechtigung des letztern, so ist das Resultat ein sehr handgreifliches, und Fichte hatte wol wenig Ahnung davon, daß im kurzen Lauf von zwei Jahren sein Princip Gelegenheit finden würde, in die Wagschale geworfen und zu leicht gefunden zu werden. — Die Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten, die er während eines Sommeraufenthalts in Erlangen 1805 hielt, wirken wohlthuend durch die warme Begeisterung für die Wissenschaft, und die Vorlesungen über die Anweisung zum seligen Leben (1806, Berlin) leiden zwar an einer gewissen Breite und Erbaulichkeit, aber sie erheben wenigstens den Begriff der starren Gesetzlichkeit, den er bisher ausschließlich gepredigt hatte, zu der Idee des lebendigen Glaubens, der, indem er das Individuum vollständig für die Zwecke der Menschheit gefangen nimmt, ihm zugleich eine Sphäre seliger Befriedigung eröffnet. Die Religion soll zwar, und darin stimmt er mit Schleiermacher überein, den Pflichten keinen neuen Inhalt hinzufügen, aber sie soll den Menschen in sich selbst vollenden, ihn über die Zeit erheben und ihm ewiges Leben verleihen. Leben, Seligkeit und Ewigkeit sind ihm identische Begriffe. Die Abweichung von seinen frühern Ansichten liegt nur im Ausdruck. Was er Leben, Ewigkeit und Seligkeit nennt, ist nur jene Vertiefung der unheiligen individuellen Existenz in den Ocean der Gattung, den er in allen seinen Schriften predigte. Interessant ist, daß er diese Ideen im historischen Christenthum wiederfindet.*) — In all diesen Schriften tritt die

*) Christus ist nicht von irgendeiner speculativen Frage ausgegangen, denn er erklärt durch sein Religionsprincip schlechthin nichts in der Welt, sondern trägt ganz allein und ganz rein nur dies vor als das einzige des Wissens Würdige, liegen lassend alles Uebrige als nicht werth der Rede. Sein Glaube ließ es über das Dasein der endlichen Dinge auch nicht einmal zur Frage kommen, sie sind eben gar nicht da für ihn und allein in der Vereinigung mit Gott ist Realität. Wie dieses Nichtsein denn doch den Schein des Seins annehmen könne, von welcher Bedenklichkeit alle profane Speculation ausgeht, wundert ihn nur nicht. Jesus hatte seine Erkenntniß weder durch eigne Speculation noch durch Mittheilung von außen, er hat sie schlechthin durch sein bloßes Dasein; sie war ihm Erstes und Absolutes, ohne irgendein andres Glied, mit welchem sie zusammengehangen hätte, rein durch Inspiration, wie wir hinterher und im Gegensatz mit unsrer Er-

Polemik gegen die Naturphilosophie hervor. Es kann nicht fehlen, heißt es in den Grundzügen, daß einzelne Individuen das Princip des Zeitalters umkehren, als die Quelle seiner Irrthümer angeben, daß es alles begreifen wolle; und als die wahre Heilung das Unbegreifliche als solches und um seiner Unbegreiflichkeit willen aufstellen. In der Kirche wurde das Unbegreifliche als Wahrheit aufgestellt, nicht weil, sondern ungeachtet es unbegreiflich war, weil es in dem geschriebenen Wort, der Tradition und den Kirchensatzungen lag. Die moderne Mystik entsteht keineswegs aus der Quelle des alten Aberglaubens, sondern auf dem Wege der Einsicht in die Leerheit des vorhandenen Systems, also auf dem Wege des Raisonnements. Die Gedanken, von denen die Schwärmerei ausgeht, sind in Beziehung auf ihre höhern Gründe nie klar, sie können nie bewiesen oder über die schon in ihnen liegende Stufe der Klarheit noch weiter klar gemacht werden, sondern sie werden postulirt. Aus demselben Grunde kann über den Weg, wie man diese Gedanken erfunden, nie Rechenschaft abgelegt werden, weil sie in der That bloße Einfälle sind von ungefähr. Dieses Ungefähr ist eine blinde Kraft des Denkens, welche, wie alle blinden Kräfte, zuletzt Naturkraft ist, zusammenhängend mit allen andern Naturbestimmungen: dem Gesundheitszustand, dem Temperament, dem geführten Leben, den ge-

kenntniß uns ausdrücken, er selbst aber nicht einmal sich also ausdrücken konnte. Da war kein zu vernichtendes forschendes und lernendes Selbst, denn erst in jener Thatsache des Bewußtseins war sein geistiges Selbst in ihm aufgegangen. In diesem absoluten Factum ruhte Jesus, er konnte nie es anders denken, wissen und sagen, als daß er eben wisse, daß es so sei, daß er es unmittelbar in Gott wisse und daß er auch dies eben wisse, daß er es in Gott wisse. Ebenso wenig konnte er seinen Jüngern eine andere Anweisung zur Seligkeit geben außer der, daß sie werden müßten wie er, denn daß seine Weise dazusein beselige, wußte er an sich selber. Anders aber als außer an sich selbst und als seine Weise dazusein, kannte er das beseligende Leben gar nicht, und konnte es darum auch nicht anders bezeichnen. Er kannte es nicht im allgemeinen Begriff, wie der speculirende Philosoph es kennt und es zu bezeichnen vermag, denn er schöpfte nicht aus dem Begriff, sondern lediglich aus seinem Selbstbewußtsein. Er hätte sich in seiner Persönlichkeit von Gott unterscheiden und sich abgesondert hinstellen und sich über sich selber als ein merkwürdiges Phänomen verwundern und sich die Aufgabe stellen müssen, das Räthsel der Möglichkeit eines solchen Individuums zu lösen. Von jener Selbstbeschauung aber war der ganze Realismus des Alterthums sehr weit entfernt und das Talent, immer nach sich selber hinzusehn, wie es uns stehe, und sein Empfinden und das Empfinden seines Empfindens wieder zu empfinden und aus Langeweile sich selber und seine merkwürdige Persönlichkeit psychologisch zu erklären, war den Modernen vorbehalten, aus welchen eben darum so lange nichts Rechtes werden wird, bis sie sich begnügen, einfach und schlechtweg zu leben, andern, die nichts Besseres zu thun haben, überlassend, dieses ihr Leben, wenn sie es der Mühe werth finden, zu bewundern und begreiflich zu machen.

machten Studien; und so sind denn diese Schwärmer in ihrem entzücktesten Philosophiren, ungeachtet ihres Stolzes, sich über die Natur erhoben zu haben, und ihrer tiefen Verachtung für alle Empirie, selber nur etwas sonderbare empirische Erscheinungen. Freilich sind auch auf dem Boden der Physik die wichtigsten Experimente durch einen Einfall entdeckt worden, aber diese Entdecker gingen allemal von Phänomenen aus, und, sowie sie ihren Gedanken empfangen hatten, zu den Phänomenen zurück, um an ihnen den Gedanken zu prüfen, mit dem Entschluß, ihn aufzugeben, falls er sich nicht auf diese Weise bewährte. Ganz anders die Schwärmerei: sie geht weder aus von der Empirie, noch bescheidet sie sich, die Empirie als Richterin ihrer Einfälle anzuerkennen, sondern sie fordert, daß die Natur sich nach ihren Gedanken richte. Die Schwärmerei trägt außer ihrem innern Kriterium noch das äußere, daß sie niemals aus der Speculation in die sittliche Welt des Handelns überleitet, daß sie niemals Moral- oder Religionsphilosophie ist, welche beide sie vielmehr in ihrer wahren Gestalt inniglich haßt (was sie Religion nennt, ist allemal eine Vergötterung der Natur); sondern daß sie immer Naturphilosophie ist, d. h. daß sie gewisse innere, weiterhin unbegreifliche Eigenschaften in den Gründen der Natur zu erforschen strebt oder erforscht zu haben glaubt, durch deren Gebrauch sie über den ordentlichen Lauf der Natur hinausgehende Wirkungen hervorzubringen sucht. Man lasse sich nicht dadurch irre machen, daß sie uns in die Geheimnisse der Geisterwelt einzuführen verspricht, und die Mittel, Engel und Erzengel oder wol Gott selber zu binden und zu bannen, verrathen will: immer geschah dies, um diese Kenntniß zur Hervorbringung von Wirkungen in der Natur zu gebrauchen; jene Geister wurden lediglich als Naturkräfte gefaßt und der Zweck war immer, Zaubermittel auszufinden. — Nun kommt aber diesem Streben nach dem Unbegreiflichen in des Zeitalters Natur sehr wenig Kraft zum Schwärmen entgegen; wie macht man es also? Sie setzen sich hin, um über die verborgnen Gründe der Natur sich etwas auszudenken, lassen sich einfallen, was ihnen nun eben einfallen will, und sehn sich um unter diesen Einfällen, welcher ihnen etwa am besten gefalle; begeistern sich auch durch physische Reizmittel. Will auch durch dieses Hülfsmittel die Ader noch nicht ergiebig genug fließen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Schriften ehemaliger Schwärmer; je seltner und je verschriener diese Schriften sind, desto lieber, nach ihrem Grundsatz, daß alles um soviel besser sei, je mehr es vom herrschenden Zeitgeist abweiche. Schon wegen des Hanges zum Wunderbaren in der menschlichen Natur kann dieses Vorhaben nicht verfehlen, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn und Hoffnungen zu erregen. Mögen auch die Alten, welche den Weg des mühsamen Erlernens schon zurückgelegt, und vielleicht selbst glückliche und fruchtbare Versuche angestellt

haben, scheel dazu sehn, daß die Entdeckungen ihrer Versuche ihnen nun in ein paar Paragraphen a priori demonstrirt werden: desto willkommner wird den Jünglingen, welche jenen Weg noch nicht gemacht haben, und jetzt an der Stufe stehn, wo sie nach der alten Sitte ihn zu machen hätten, die Versicherung sein, sie desselben lediglich durch eine Reihe von Paragraphen zu überheben. Erfolgt auch, wie es das gewöhnliche Schicksal der Zauberkünste ist, in der That kein Zauber; entstehn keine neuen empirischen Erkenntnisse, und bleiben die Gläubigen gerade so wissend oder so unwissend als sie vorher waren; wird auch der Wunderthäter der Anmuthung, wenigstens durch eine eingetroffene Prophezeiung seine höhere Sendung zu documentiren, nie genügen, noch in einer durch Schlüsse aus der bisherigen Erfahrung unerreichbaren Region ein neues Experiment angeben und dessen Erfolg bestimmt vorhersagen, sondern wie alle falschen Propheten fortfahren, erst nach der That das Geschehne a priori zu prophezeien: so wird dennoch der Glaube der Adepten nicht wanken; heute zwar ist der Proceß nicht gelungen, aber den nächsten siebenten oder neunten Tag gelingt er gewiß. Der menschliche Geist, sich selbst überlassen und ohne Zucht und Erziehung, mag weder müßig sein noch geschäftig; wenn ein Mittelding zwischen beiden erfunden würde, es wäre ihm das Rechte. Trifft es nun ein glücklicher Meister, die Phantasie in Schwung zu bringen, so geht diese ohne alle weitere Mühe ihres Inhabers ihren Weg fort und regt sich und lebt bunt und immer bunter, und bildet die Erscheinung einer sehr raschen Thätigkeit; es wird in uns gar kühnlich gedacht, ohne daß wir selbst zu denken nöthig haben, und das Studiren ist in das lustigste Geschäft von der Welt verwandelt. — War die Anklage des Naturgötzendienstes schwer zu widerlegen, so fehlte es den Naturphilosophen keineswegs an Gegenanklagen. Fichte, der in den Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten mit den Sätzen begann: „Alles Sein ist lebendig und in sich thätig, und es gibt kein andres Sein als das Leben. Das Absolute oder Gott ist das Leben selbst, und umgekehrt, das Leben selbst ist das Absolute. Dieses göttliche Leben ist an und für sich rein in sich selber verborgen, es hat seinen Sitz in sich selbst und bleibt in sich selber, rein aufgehend in sich selbst, zugänglich nur sich selbst"; — Sätze, die mehr an das Identitätssystem Schelling's, als an den frühern Idealismus Fichte's erinnerten, war durch einen kühnen Sprung rasch wieder in sein altes Princip zurückgekehrt: „Das lebendige Dasein in der Erscheinung nennen wir das menschliche Geschlecht. Also allein das menschliche Geschlecht ist da." Indem er nun aber das Wesen des menschlichen Geschlechts in den Fortschritt setzt, bedarf dieser einer Schranke, eines Hemmnisses, und dieses ist die Natur, die an sich todt, immer mehr durchbrochen und in Leben verwandelt werden soll. „Mit dieser Verwandlung, spottet Schelling

1806, würde ja die Natur immermehr aufgehoben, und mithin das Menschengeschlecht immermehr des Lebens beraubt, auf dem es sich bewegt! Die Natur ist nichts als Schranke ohne alle Realität, d. h. ein völliges Nichts." Fichte habe das dunkle Gefühl von der Nichtigkeit seines frühern Moralisirens; dennoch verfalle er trotz aller Anstrengungen immer wieder dahin zurück. „Der Grund ist das absolute Bedürfniß einer endlichen Welt, die Nothwendigkeit, ein Object zu haben. Es ist eitel Rede, wenn er die Natur zu vernichten sich anstellt. Er will sie nur nicht als lebendig haben, aber als todt will er sie allerdings haben, als etwas, darauf er einwirken, das er bearbeiten und mit Füßen treten kann. Verschwände ihm die objective Welt als objective, so verschwände er sich selbst als Subject; und ist jene nicht todt, so ist er nach seiner Meinung nicht lebendig. Wenn man ihn reden hört, so weiß man nicht, hat er sich mehr über die Härte der Natur oder diese sich mehr über die seinige zu beklagen. Sie drückt ihn, stößt ihn, engt ihn allerwärts ein, bedroht und beschränkt immerfort sein Leben; das vergilt er ihr aber reichlich; denn was ist seine Meinung von der Natur? daß sie gebraucht, benutzt werden soll, und daß sie zu nichts weiter da ist. Um der menschlichen Freiheit willen ist es nöthig, daß man die Naturkräfte menschlichen Zwecken unterwerfe; um dieses Zwecks willen — hört es Forscher und Priester der Natur! — muß man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wirken, erkennen, und muß im voraus ihre Kraftäußerungen zu berechnen im Stande sein." Nicht mit Unrecht erinnert Schelling an den Nestor im Zerbino und an die sprechenden Möbeln, die sich freuen, nicht mehr als elende grüne Bäume draußen zu stehn und im Winde zu rauschen, was doch keinem vernünftigen Wesen fromme. „Der Mangel jener Anschauung, fährt Schelling fort, dadurch uns die Natur als selbst lebendig erscheint, führt früher oder später den völligen Geistestod herbei. In kräftigen Individuen bringt er nichts Anderes hervor, als ein das Leben untergrabendes und aushöhlendes Moralisiren der ganzen Welt, ein rohes Anpreisen der Sittlichkeit und der Sittenlehre als des einzig Reellen im Leben und in der Wissenschaft. Ein rohes; denn wo sollte es Maß und Bildung finden, da ihren allein in der Willkür sich gefallenden Gedanken die Milde, das Schaffen von innen, der stille Gang und die ewig gleiche Ordnung der Natur ein Greuel ist!" — „Es liegt unendlich viel außer und über dem Ganzen dieser Moral: nicht allein alles, was freies Leben ist in Natur und Kunst, sondern ebenso auch die Göttlichkeit der Gesinnung selbst, welche unsre Erlösung ist vom Gesetz. Nicht alle sind dieser Ansicht fähig, welche ewig zu den Mysterien der höhern Menschheit gehören mag. Aber zu eben diesen gehören auch die Wissenschaft, die Poesie und die Kunst. In diese

sollen die Malvolio's nicht einbrechen, die da vermeinen, weil sie tugendhaft seien, solle es in der Welt keine Schönheit mehr geben." — Ueber sein eignes Princip bemerkt Schelling (Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre 1806): „wenn (per impossibile) keine Natur für mich existirte, und ich dächte Gott wahrhaft und mit lebendiger Klarheit, so müßte denselben Augenblick sich die wirkliche Welt mir erfüllen. Dies ist der Sinn der oft misverstandenen Identität des Idealen und Realen. Soll die Philosophie nicht abstracte Wissenschaft bleiben, so muß Empirie und Philosophie sich wechselseitig durchdringen und das Wahre überall geschaut, unmittelbar empfunden, nicht aber erst mittels Theorien und Schlüssen abgeleitet werden. Dann lösen sich alle Abstractionen in die unmittelbare freundliche Anschauung auf; das Höchste ist wieder ein Spiel und eine Lust der Einfalt, das Schwerste leicht, das Unsinnlichste das Sinnlichste, und der Mensch dürfte wieder frei und froh in dem Buche der Natur lesen, dessen Sprache ihm durch die Sprachverwirrung der Abstraction und der falschen Theorien längst unverständlich geworden ist. Wenn einmal diese Zeit erschienen ist, wird auch der Gegensatz zwischen dem Exoterischen und Esoterischen wegfallen, welcher aber bis dahin auch ohne geheime Orden und Mysterien nothwendig stattfinden muß, indem die wahre Ansicht aller Dinge für den profanen Sinn ewig ein Mysterium bleibt, wenn sie auch in allen Schriften und auf dem Katheder verkündet wird." — Indem so zwischen den Propheten und ihren Anhängern der Krieg in seiner größten Heftigkeit entbrannte, bemühten sich wohlmeinende und unparteiische Männer, denen es auf die Correctheit der Untersuchung ankam, die Differenz der beiden Systeme objectiv festzustellen. Es wird uns heute nicht mehr viel daran gelegen sein, ob das Sein als das Absolute, oder das Absolute als das Sein aufgefaßt wird. In dieser Beziehung sind Fichte und Schelling Virtuosen in der Scholastik; beide haben es gleichmäßig verstanden, hinter hochklingenden Formeln, deren Sinn und Zusammenhang man nur schwer erkennt, halbe Wahrheiten auszusprechen, die erst durch bedingte Anwendung einen Halt gewinnen. Beide sind später durch einen größern Virtuosen überflügelt worden. Die wahre Differenz liegt nicht in den abstracten Lehrsätzen, sondern in den Neigungen, die in den Excursen hervortreten. Fichte springt, sobald er irgend Muße findet, aus der Abstraction in die Predigt, in die moralische Erbauung über, Schelling ins künstlerisch ausgeführte Bild. Es ist begreiflich, daß der Moralist die Ergänzung seiner Metaphysik in der Geschichte, der künstlerische Mystiker die Ergänzung in der Natur suchte. Weniger Aufmerksamkeit hat man auf einen zweiten Umstand verwandt: Fichte, der Apostel der geschichtlichen Welt, ist auf dem Gebiet der Geschichte nicht

blos von einer erstaunlichen Unwissenheit, sondern er hat für die Wissenschaft der Geschichte weder Sinn noch Talent; und soviel sich Schelling mit physikalischen Details zu thun gemacht, man kann von ihm in Bezug auf die Naturwissenschaft dasselbe behaupten. Fichte bringt mit seinen absoluten Idealen die Geschichte in Unordnung, Schelling mit seinen mystischen Bildern und seinen, dem bloßen Gleichklang entlehnten angeblichen Gesetzen die Physik. Der erste, der keine Schule bildete, hat mit seinen Declamationen wenig Schaden gethan, er hat im Gegentheil den Vernunftbegriff zu Ehren gebracht, der in der bloßen Empirie, wo man den Thatsachen eine ungebührliche Ehre erweist, leicht vergessen wird; Schelling mit seinem ungeheuern Gefolge hat die Naturwissenschaft auf ein Menschenalter in die heilloseste Verwirrung gebracht und die Bildung auf falsche, gefährliche Bahnen gelenkt. Zwar hat er stets dagegen protestirt, mit seinen Jüngern*) verwechselt zu werden, er hat keinen derselben anerkannt, und es ist wahr, daß sie ihn an Narrheiten bedeutend überboten haben; aber er hat den Jakob Böhme in die deutsche Wissenschaft eingeführt und jene unwissenschaftliche Combination zufällig ähnlicher Erscheinungen veranlaßt, die der Tod aller Wissenschaft ist. Man mag ihm mit Göthe danken, daß er die Idee der Natur, der man den Krieg erklärt, wieder zu Ehren brachte; aber eigentlich hat er nur den Namen zu Ehren gebracht; die Sache selbst lag ihm ebenso fern als seinen Gegnern. — Auch Fr. Schlegel nahm (Heidelberger Jahrbücher 1808) Gelegenheit, seine Ansicht über die höchste Differenz der modernen Philosophie auszusprechen. Er rühmt Fichte's populäre Beredsamkeit, die freilich oft in Declamation ausarte, er erkennt sein Verdienst, die in der Denkart des

*) Von der Abgeschmacktheit dieser Figuren hat man ebenso wenig mehr einen Begriff als von ihrer Zahl. Die letztere stieg um so mehr, da durch Göthe's Einfluß alle Zeitschriften mit Naturphilosophie überschwemmt wurden. Es fehlte in dieser Kirche auch nicht an Ketzern, z. B. J. J. Wagner, der im „System der Idealphilosophie" 1804 und im „Journal für Wissenschaft und Kunst" 1805 sehr eifrig gegen Schelling polemisirte; im allgemeinen aber schwuren alle auf J. Böhme und Paracelsus, und wenn jeder seine eignen Einfälle hatte, so bildeten doch diese Einfälle zusammen einen gleichartigen Dunst. Die Roheit und Gemeinheit ihrer Polemik hat in der deutschen Literatur nicht ihresgleichen; den Preis verdient vielleicht Windischmann, der einen Recensenten seiner „Ideen der Physik" 1805 im blutigsten Ernst beschuldigte, er sei vom Teufel besessen! Dieser klägliche Wicht, bei dem man die Genugthuung hat, daß seine sittliche Haltung seinem Verstand völlig entspricht, geberdete sich als Prophet, er donnerte als Jeremias gegen sein Zeitalter und schrieb (Anfang 1807) „von der Selbstvernichtung unsrer Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt"! Mit sehr wenig Ausnahmen (Steffens vor allem) geben die andern ein nicht viel erbaulicheres Bild.

Zeitalters begründete empirische Beschränktheit bis auf die Wurzel zerstört zu haben, er zeigt aber zugleich, daß Fichte trotz seines zur Schau getragenen Hasses gegen das Zeitalter in den letzten Gründen seines Denkens mit dem Zeitalter Hand in Hand gehe. Die große Majorität des Zeitalters, die rechte Elite seiner Verständigen und Gebildeten sieht in der Kunst nichts weiter als die Darstellung des vernünftigen und sittlichen Lebens; sie hält die Natur für todten Stoff, Mittel und Werkzeug der durch die Vernunft gegebenen Zwecke; denjenigen Staat für den ausgebildetsten, wo die Durchdringung aller Bürger durch den Staat, der Gebrauch und die Hinlenkung aller Kräfte auf den einen Zweck desselben, am weitesten gediehen ist; in der Geschichte des Menschengeistes und der menschlichen Schicksale endlich sieht dieselbe Majorität des Zeitalters auch nichts Anderes als eine symmetrische Folge stufenmäßiger Vernunftentwickelungen, in deren Reihe sogar das Christenthum leicht als vernünftig anerkannt, und ihm seine Stelle angewiesen werden kann. Allerdings hat Fichte Recht mit seiner Ansicht, daß die pantheistische Philosophie zu nichts Höherm als einer blos ästhetischen Religion führen könne, weil die Grundidee des Pantheismus nur in der Welt der Erscheinung und Phantasie gültig und anwendbar sei. Wollte er aber die Philosophie des Zeitalters einmal von dieser Seite berühren, so war das Wesentliche, worauf es ankam, statt unbestimmter Beschuldigungen, eine gründliche Widerlegung des Spinoza. Mit diesem steht oder fällt ja alles, was Fichte sich gern aus dem Weg schaffen möchte. Der Eifer, mit dem Fichte in seinen neuern Schriften für das Christenthum eintritt, ist nichts Gemachtes noch Willkürliches. Man darf die Construction vom ewigen Sein als erstes Princip und der Offenbarung derselben in der Form des Bewußtseins u. s. w. nur in Beziehung auf das Christenthum und dessen Geschichte ins Auge fassen, so wird man leicht gewahr, daß eben dies die Meinung sei, welche dem Arianismus zu Grunde liegt. Jeder, der die ersten Principien so faßt, wird die Grundlehre des Christenthums, die Lehre von der Dreieinigkeit, auch nur gerade so wie die Arianer gelten lassen, sie ebenso auslegen oder umdeuten. Wäre die Fichte'sche Ansicht des Christenthums (vom Normalvolk, von Melchisedek, Johannes u. s. w.) auch nur eine Theorie derjenigen Denkart, die man gewöhnlich mit dem Namen der Aufklärung bezeichnet, so würde ihr der Ruhm bleiben müssen, über das Wesen derselben zuerst wahres Licht verbreitet und sie metaphysisch begründet zu haben. Der Standpunkt der moralischen Genialität wie der der negativen Gesetzmäßigkeit sind wol nur die beiden Hauptformen der Irreligion, zwischen denen das Zeitalter der Anarchie hin- und herschwankt. Das Suchen nach einer höhern Ansicht und die Erhebung dazu beruht in jedem Individuum wie im ganzen Zeit-

alter auf diesen beiden Formen, je nachdem man das Mangelhafte der einen einsehend, zu der andern übergeht, zwischen beiden irgendeine Vermittelung und Ausgleichung sucht, oder endlich sich von beiden zu befreien weiß. Auch Fichte ist trotz seines vermessenen Dogmatismus nur ein Such nder.

Die Speculation der neuen Schule war von der Kunst ausgegangen; zu dieser Quelle kehrte sie immer wieder zurück. In der **Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur** (1807) zeigt **Schelling**, daß ein Zeitalter, welchem die Natur etwas Todtes, ein bloßes Aggregat von Kräften und Materie war, auch aus der Nachahmung derselben keine wahren Ideale, sondern wieder nur todte Götzenbilder hervorbringen konnte. Als man später durch Winckelmann geleitet an Stelle der Natur die Antike setzte, blieb das Princip der Nachahmung, und da auch hier das Schöne nur in den äußern Formen gesucht wurde, konnte kein lebendiges Kunstwerk daraus hervorgehn. Erst die höhere Auffassung der Natur, die in derselben ein inneres zusammenhängendes, mit Nothwendigkeit fortwirkendes Leben erkennt, stellt das richtige Verhältniß her. „Der Künstler muß sich vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Jenem im Innern der Dinge wirksamen, durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Welche höhere Absicht könnte die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seiende darzustellen? oder wie sich vornehmen, die sogenannte wirkliche Natur zu übertreffen, da sie doch stets unter dieser zurückbleiben müßte? Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannten Wirklichen als im höchsten Grad unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, in dem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift? woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andre aber wesenlos und eitler Schatten? Hat ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit, so dürfen wir sagen, daß es auch nur einen Augenblick des vollen Daseins habe. In diesem Augenblick ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehn zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Sein, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen." — Nur wenn das öffentliche Leben durch die nämlichen Kräfte in Bewegung gesetzt wird, durch welche die Kunst sich erhebt,

kann diese von ihm Vortheil ziehn. Ohne einen großen allgemeinen Enthusiasmus, ohne eine befestigte öffentliche Meinung wird also auch keine classische Kunst hervorgehn. Das gegenwärtige Zeitalter hat diese Festigkeit nicht; nur eine Veränderung, welche in den Ideen selbst vorgeht, ist fähig, die Kunst aus ihrer Ermattung zu erheben; nur ein neues Wissen, ein neuer Glaube vermögen sie zu der Arbeit zu begeistern, wodurch sie in einem verjüngten Leben eine der vorigen ähnliche Herrlichkeit offenbart. — Das Gebiet der Kunst war auch für Hegel, der nach Schelling's Abgang aus Jena ganz in dessen Stelle getreten und im genauen Verkehr mit Göthe geblieben war, die Heimat seines Geistes; die Fülle des Lebens neu gestaltend in einem Kunstwerk nachzubilden, die Aufgabe seines Schaffens. Dem Protestantismus gestand er zu, daß es nothwendig war, aus der gedankenlosen Harmonie der alten Kirche zum Ernst der Arbeit überzugehn und den Schmerz des Gedankens nicht zu scheuen; aber man dürfe in der Entzweiung nicht bleiben, man müsse eine Glaubensform suchen, in welcher der Geist nach langer Selbstentfremdung sich wiederfände. Ein ähnliches Problem hatte sich die romantische Schule gestellt, mit welcher Hegel sich anfangs im Einklang fühlte; bald aber zeigte ihm ein tieferes Nachdenken, daß auf dem Boden der Einbildungskraft die Versöhnung zwischen dem griechischen und dem christlichen Ideal nicht aufblühen könne. Die Lossagung von der Romantik erfolgte im Vorwort zur Phänomenologie des Geistes (1807),*) in der sich Hegel über die Un-

---

*) Die Phänomenologie analysirt Haym folgendermaßen. — Ihr ursprünglicher Zweck ist, die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins von seiner niedrigsten Stufe bis zu seiner höchsten, bis zum absoluten Wissen vorzuzeichnen: die Genesis des absoluten Wissens, wie dieselbe in der Natur des Bewußtseins begründet sei; den Weg der Seele, „welche die Reihe ihrer Gestaltungen als durch ihre Natur ihr vorgesteckte Stationen durchwandert, damit sie sich zum Geist läutere". Sie beginnt mit der sinnlichen Gewißheit und dem Meinen, um zunächst durch die Wahrnehmung hindurch zum Verstand zu gelangen. Den nächsten Wendepunkt bezeichnet das Selbstbewußtsein. Durch mehrere Stadien hindurch entwickelt sich dieses zur Vernunft. Noch einen Schritt weiter, und das reiche Leben des Geistes entfaltet sich vor uns nach dem ganzen Umfang seiner Bewährung in den Interessen der Sittlichkeit und der Bildung, in Kunst und Religion, bis sich ihm endlich das Heiligthum des absoluten Wissens erschließt, als wo er ganz er selbst und im reinen Element der Wahrheit sei. Allein wenn wir näher zusehn, so tritt hinter diesem transscendental-psychologischen Schema ein ganz andres Moment hervor; die Phänomenologie wird zum Palimpsest: über und zwischen dem ersten Text entdecken wir einen zweiten. Eine Strecke wol können wir uns in das Werk hineinlesen, ohne etwas andres als eine kritische Analyse der natürlich nothwendigen, immer und überall wiederkehrenden Standpunkte des Bewußtseins zu finden. Wir haben jedoch kaum die Schwelle

wissenschaftlichkeit seiner alten Freunde, der Naturphilosophen, ebenso hart aussprach als früher über die Unschönheit der Reflexionsphilosophie. In dem Werk selbst hat der leitende Gedanke, die Einheit des Idealen und des Realen darzustellen, noch etwas Embryonisches; man weiß nicht recht,

des „Selbstbewußtseins" überschritten, so begegnen wir auf einmal einer Charakteristik des im Despotismus der orientalischen Völker sich manifestirenden Bewußtseins und unmittelbar danach einer Charakteristik des Stoicismus und des Skepticismus. Die Spuren geschichtlicher Schilderei werden demnächst wieder unsicherer und verwischter. Es scheint, daß „das unglückliche Bewußtsein", welches sich aus dem skeptischen entwickeln soll, eine schlechthin allgemeine Bewußtseinsform sei, allein je mehr wir unser Auge an die dunkeln Umrisse des entworfenen Bildes gewöhnen, desto unzweifelhafter wird es uns: wir haben in Wahrheit eine Charakteristik der kirchlichen und mönchischen Ethik des mittelalterlichen Christenthums vor uns. Und ebenso im weitern Verlauf der Phänomenologie. Jetzt steht vor uns der sittliche Geist des attischen Bürgerthums, und aus dem Halbdunkel der abstracten Charakteristik desselben treten, als Schatten zwar, aber als deutlich erkennbare Schatten, die Gestalten der alttragischen Bühne, Kreon und Hämon, Antigone und Ismene hervor; wir haben den Eindruck von diesen Stellen, wie wenn jemand allerlei Fragmente von Statuen und Säulentrümmern mit neuem Material durch einen leichten Ueberwurf von Farbe oder Politur zu einer Wand verbunden hätte. Jetzt wieder ist es der Staats- und Rechtsgeist der Römer, weiterhin die Zustände des spätern römischen Imperialismus, die uns in ähnlicher Weise vorgeführt werden. Zwischendurch und in der Folge sehn wir uns in die Lebens- und Bildungstendenzen der modernen Welt versetzt. Wir befinden uns augenscheinlich in dem monarchisch-absolutistischen Frankreich; die geistreiche Frivolität wird uns geschildert, die in den aristokratischen Kreisen der damaligen französischen Gesellschaft ihren Sitz hatte und durch die literarische Thätigkeit der Encyklopädisten Form und Ausbreitung gewann: die nebelhaften Züge verdichten sich; indem wir uns noch durch das Ansich und Fürsich hindurchtappen, stoßen wir auf einmal auf eine wohlbekannte Figur —: es ist jener liederlich geistreiche und vor Liederlichkeit und Esprit verrückt gewordene Musiker aus Diderot's Gespräch „Rameau's Neffe". Es folgt weiter eine Schilderung der deutschen Aufklärung und ihres Kampfes mit der Orthodoxie, mit dem Glauben und mit dem Aberglauben. Und wieder ändert sich die Scene. „Die absolute Freiheit und der Schrecken" lautet die Ueberschrift eines Capitels, in welchem wir eine Begriffsskizze der französischen Revolution, der Blutscenen des September, der Schreckensherrschaft der St. Just und Robespierre lesen. Unser Weg führt uns weiter in die Mitte der Kantischen und Fichte'schen Weltanschauung, in die Gedankenwelt der deutschen Literatur, in die Periode der Romantik und des Progonenthums der Romantik. Eine Geschichte und Charakteristik der weltgeschichtlichen Religionen leitet uns endlich durch die Mysterien des Christenthums zu dem uns bereits bekannten Ziel, zu dem, was nach Hegel zugleich der an sich höchste und zugleich der Bewußtseinsstandpunkt seiner eignen Gegenwart sein soll, zu dem Standpunkt des „absoluten Wissens". — Wie in der Divina Commedia durchwandern wir an der Hand des Dichters

um welches Bewußtsein es sich handelt, um das Bewußtsein eines individuellen Menschen oder der Menschheit im allgemeinen. Es klingt wie der Mythus von der Menschwerdung eines Gottes, der in seinem individuellen Bewußtsein durchmachen will, was nur der Totalität des Geschlechts zuertheilt ist. Wir bewegen uns in einer Schattenwelt, wo die Erscheinungen so rasch vorüberfliegen, daß wir nicht daran denken können, uns miteinander zu verständigen. Aber wer den Muth hat, in dies dunkle Reich einzudringen, das durch seine Dämmerung ebenso anreizt als abstößt, der wird bald empfinden, daß auch hier „fern den goldnen Tagen, wo die Schatten freudlos fliehn", wenigstens noch mächtige Träume die Seele bewegen. Befangen in der Weise der damaligen Philosophie, das Leben in Begriffe aufzulösen und diese Begriffe in scheinbar lebendige Schattengestalten zu verwandeln, hat Hegel doch den richtigen Instinct für die Quelle der Heilung: die Speculation müsse dem Wirklichen zustreben, um aus ihm zu lernen. Uns, die wir das Glück haben, die Geschichte ohne Augenglas prüfen zu können, fällt es leicht, die phantastische Form zu kritisiren, in die er seine richtige Idee gekleidet, aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir auf seinen Schultern stehn; daß der Idealismus, in dem damals die ganze Bildung befangen war, durch dies Fegfeuer mußte, um sich zu dem Licht herauszuarbeiten, das einer glücklichern Nation

---

die Regionen der abgeschiednen Geister, sehn die Qualen der einen und erfreuen uns an der Tapferkeit, der Schönheit und dem Glück der andern, um endlich im absoluten Wissen die Seligkeit des im Geist selbst gegründeten Himmels zu genießen. Denn alle Jenseitigkeit der „göttlichen Komödie" ist hier ein Diesseits. „Die begriffene Geschichte, heißt es am Schluß, bildet die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur aus dem Kelch dieses Geisterreichs schäumt ihm seine Unendlichkeit." Obgleich sie sich aber auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt, ist in Wahrheit die Phänomenologie phantastischer als die göttliche Komödie. Sie ist eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte. In langer Reihe erscheinen vor dem Thron des Absoluten historische Figuren, zu psychologischen Geistern verkleidet, und wiederum psychologische Potenzen unter der Maske historischer Gestalten. Es sind im Grund nur Wandlungen des Absoluten selbst, d. h. fortwährende Incarnationen Gottes. Die Geschichte ist nicht mehr ein Weiterstreben der Menschheit, nicht mehr die Arbeit zum Licht höherer Freiheit, sondern ein im Wechsel ewig gleiches Spiel der Freiheit mit ihrem eignen Wesen. Im Besitz des denkbar höchsten Princips des Erkennens sind die Sterblichen an Einsicht gleich den Göttern: auch ihre sittliche Praxis ist ebendeshalb nur eine schöne Entfaltung ihres Daseins, ein Leben wie der Götter, eine künstlerische Ausbreitung im Element der höchsten Befriedigung und Versöhntheit.

das geschichtliche Leben schenkt. — In den Octobertagen der Schlacht von Jena (1806) schickte Hegel die letzten Bogen der Phänomenologie an seinen Verleger nach Bamberg. „In demselben Augenblick, wo die Philosophie den ganzen Rest der Weltgeschichte für ein heitres Spiel des sich in Geistesgestalt wissenden Geistes erklärte, zerstampften französische Hufe den deutschen Boden, und gefolgt von den Contingenten deutscher Länder stand Napoleon vor den Thoren Jenas."

Während die Metaphysik sich mühsam auf den Pfad der Geschichte durcharbeitete, hatte auch die positive Wissenschaft nicht gefeiert. Das glänzende Beispiel der Schweizergeschichte hatte seine Frucht getragen; Pfister's*) Geschichte von Schwaben, Hormayr's Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter (seit 1803) und viele andre treffliche Werke gewöhnten das deutsche Volk allmählich, sich auch um die Einzelheiten seiner Geschichte zu kümmern. Zu den entschiedensten Schülern J. Müller's gehörte Niklas Vogt, der schon in den achtziger Jahren in zahlreichen Schriften für das Mittelalter, die Romantik und das conservative Princip Partei genommen. „Einsam und unbegriffen, sagt ein späterer Kritiker 1809, verhallte seine Stimme in jenen Stürmen der Zeit." Als Professor zu Aschaffenburg war er Müller's Untergebener und Freund: eine „Geschichte der französischen Revolution von 1355" (1792) enthielt für diesen sogar zu starke Anspielungen auf die Gegenwart. In seinem System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit (1802) vertheidigt er, indem er ganz in Müller's Manier**) ohne eigne Reflexion

---

*) Geb. 1772 bei Marbach im Würtembergischen, im theologischen Stift zu Tübingen 1790—95 mit Schelling gemeinsam erzogen; vier Jahre Hauslehrer, dann 1800 Repetent an jenem Stift. Zu seinem Werk regten ihn erst Spittler's, dann Müller's Schriften an. Der letztere, dem er treu blieb, als sein Ansehn verblich, führte ihn 1804—5 in die kaiserliche Bibliothek ein. Trotz vielfacher geistlicher Amtsgeschäfte (1806 wurde er Diakonus zu Vaihingen) trieb er das Quellenstudium fast in der Ausdehnung Müller's. Von seiner Geschichte Schwabens erschien Band 1. 1803, Band 2. 1805. Er starb 1835 als Generalsuperintendent zu Stuttgart. — Eine wichtige Ergänzung seiner Arbeiten ist der Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Culturgeschichte Würtembergs bis zur Reformation (1806—8) vom Diakonus Cleß zu Göppingen.

**) Müller schreibt privatim über das Buch, das er öffentlich sehr feierte: „es handelt de omni scibili et quibusdam aliis; ein äußerst sonderbares Buch, aber von der besten religiösen Tendenz." Gleichlaufende Grundsätze verfocht Ancillon

nur die Quellen sprechen läßt, das Mittelalter. „In der gothischen Verfassung (den verschrienen mittlern Zeiten) behauptete die Natur ihre Rechte. Gegeneinander strebend, in den verschiedensten Tönen doch harmonisch, erschienen auf Reichstagen, Parlamenten, Cortes, Generalstaaten, Könige, Adel, Geistlichkeit und Volk. Da war in den Städten demokratische Gleichheit, Kunstbetriebsamkeit, Zierlichkeit; man sah in König und Adel den monarchischen Glanz, in den Geistlichen das Gute, was auch die Theokratie hat; ein Gemisch von Ordnung, Freiheit und Schönheit, wie weder in den unruhigen Republiken alter, noch in den eroberungssüchtigen Monarchien neuerer Zeit." „Vor den letzten Kriegen war in einem Theil Europas das Volk durch herrschsüchtige Regierungen um alle Rechte, andre Staaten waren durch Lage und Verfassung um ihr Gewicht gebracht, und alles schien in solche getheilt, welche verschlingen, und solche, die verschlungen werden sollten. Der altgermanische Geist des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit war noch am meisten unter den letztern sichtbar: bei aller Unvollkommenheit galten das deutsche Reich, England, Holland, Schweizerland, Skandinavien immer noch für Zufluchtsorte verfolgter Menschheit; auch schienen andre Reiche großer Verbesserungen empfänglich. Es war in diesen Staaten eine gewisse Rechtlichkeit; die Stimme des Publicums galt etwas; aus den Federn ihrer Gelehrten flossen die gründlichsten Schriften über das Recht. Aber eben diese Staaten waren im Wege des Faustrechts die schwächsten. Es bildete sich eine Coalition aus heterogenen Bestandtheilen und eine zerstörende Sekte von Sophisten und Schwärmern. Bald verleugneten fast alle Höfe und Völker die sonst feierlichst aufgestellten Maximen;, die, welche die Erhaltung minder mächtiger und rechtlicher Staaten und des durch sie bestehenden Gleichgewichts am herrlichsten zu rühmen gewußt, forderten ihre Vernichtung." Erst jetzt darf man wieder einmal an die vor dem Krieg anerkannten Grundsätze erinnern. Vogt träumt nicht von der Möglichkeit, völliges Gleichgewicht und Recht aufzubringen: wo Lebenskraft ist, äußert sich allemal auch Unrecht, sonst würde alles still stehn. Das Uebel ist nothwendig, man muß es nur zu mäßigen und von sich abzuhalten suchen. — Noch 1814 rechtfertigt Vogt sich und seinen Freund Johannes Müller, daß sie so fest am

---

im Tableau des révolutions du Système politique de l'Europe depuis la fin du 15me siècle (1. Band 1803), dessen Tendenz Müller anerkennend beschreibt: „sobald eine Macht alles vermag, wird sie wollen, was sie nicht sollte; nichts wird ihr ehrwürdig, nichts heilig sein; kühn wird sie alles wagen, es wird vorbei sein mit der Freiheit." — Dahin gehört auch Vogt's „Darstellung des europäischen Völkerbundes" 1808.

Alten hingen. „Unsre Väter haben ihre Kirchen- und Staatsverfassungen auf Grund und Boden, und ihre Reiche nach Sprachen, Gebirgen und Meeren getrennt, wie es die Natur ausweist. Daher die Kirchengüter, Adelsgüter, Domänen, Gemeindegüter, und die darauf sich gründende Festigkeit der Reichs- und Landstände, des Heerbanns und der Landwehr, und endlich die sichere Vertheidigung ihrer Grenze und Unabhängigkeit. Deswegen stand zu ihrer Zeit das hierarchisch-politische Gebäude der europäisch-christlichen Republik groß, herrlich und ehrwürdig da, wie der Münster von Straßburg, dessen kühn aufstrebender Thurm nach so vielen Jahrhunderten noch jedem Sturm der Witterung und Revolution trotzt. In unsern Zeiten wechseln Priester, Könige, Adel, Reichthum und Gut fast alle Jahre. Der heute Christus gepredigt hat, rühmt morgen die Göttin der Vernunft — der heut ein mächtiger König war, zieht morgen wie ein Narr herum, und der heut Millionen gewonnen hat, bettelt morgen an der Thür. Nichts Festes, nichts Sicheres, nichts Consequentes mehr. Ein ewiges Schwanken in Meinung, Charakter, Verfassung, Sitten und Gebräuchen!" — Mit dieser Verherrlichung der „guten alten Zeit" ging die Darstellung Hand in Hand. Das wichtigste Werk, das Mittelalter in seinen bürgerlichen Verrichtungen aus der Quelle kennen zu lernen, war Sartorius'*) Geschichte des Hanseatischen Bundes (1802—8), nicht blos des reichen und gründlich gesichteten Materials, sondern auch der Methode wegen, die durchweg an seinen Lehrer Spittler erinnert, während sich der Verfasser in ethischer Beziehung an J. Müller anschließt. „Ein merkwürdiges Monument der Emsigkeit, der Kühnheit, des stolzen Geistes und der Energie dieser deutschen Bürger! Es werden die schwächlichen Nachkommen die Erzählung ihrer verschwundnen Größe um so mehr bewundern, da sie des Gefühls ihrer eignen Ohnmacht sich nicht entschlagen können. — Das ganze gothische Gebäude kann nicht mehr in allen seinen Theilen zu voller Anschauung hervorgezaubert werden: doch die Trümmer lassen den Aufwand von Kraft noch deutlich erkennen, der hier einst mit Glück und Ruhm verwandt worden ist. — Spätre rühmen sich mit Recht einer größern Geistescultur; der Vorfahren verschwundne Kraft

*) Geb. 1765 zu Kassel, studirte seit 1783 zu Göttingen erst Theologie, dann Geschichte, habilitirte sich daselbst 1792 und trat 1795 mit der Geschichte des deutschen Bauernkriegs auf. Daß er 1791 sich in Frankreich mit der Revolution compromittirt, hinderte seine Anstellung bis 1797; in der westfälischen Zeit ließ er sich durch die Neigung, unmittelbar an der Politik theilzunehmen, zu manchen bedauerlichen Schritten verleiten. Für die deutsche Sittengeschichte ist er einer der bedeutendsten Schriftsteller; auch als Vertreter des Adam Smith'schen Systems in der Volkswirthschaft hat er sich Dank verdient. Er starb 1828, nachdem er ein Jahr vorher den bairischen Adel erhalten.

können sie nicht ohne Wehmuth vernehmen. Statt ihrer Herrschaft über fremde Länder, erkennen die Nachkommen fügsam das Recht Ausländern zu, daß über ihr Loos auf fremden Tischen gewürfelt werde. In jenen Zeiten war der deutsche Name durch die Kraft der städtischen Corporationen geehrt: den Nachkommen bleibt, in der Ideenwelt Reiche zu erobern. Jene hatten Liebe zu ihrer Corporation; diese haben sich in die Arme der allgemeinen Menschenliebe und des Kosmopolitismus geflüchtet. Die Kraft theilnehmend zu ehren, womit jene einem unerbittlichen Geschick eine Zeit lang entgegenstrebten, dieser allgewaltige Trieb in des Menschen Brust sei auch die Entschuldigung für diese Geschichte." — In demselben Geiste wirkte E. M. Arndt, geb. 1769 auf Rügen. Der Sohn eines Pachters, studirte er 1791—94 Theologie in Greifswald und Jena, gab aber bald seinen geistlichen Beruf auf und machte längere Reisen durch Ungarn, Italien, Frankreich und Schweden; dann hielt er historische Vorlesungen in Greifswald. In seiner Schrift: Germanien und Europa 1803 zeigt sich recht deutlich, wie das Bestreben, die Geschichte nach Begriffen zu construiren, damals in der Luft lag. Arndt war nichts weniger als ein Metaphysiker, seine Hülfsbegriffe stimmen mit den Kategorien Fichte's wenig überein, und doch kommt er zu den nämlichen Resultaten. Freilich ist er bescheiden genug, seine Anschauung einen Traum zu nennen, während Fichte im Ton mathematischer Gewißheit spricht, aber diese Bescheidenheit liegt nur in der Form. Die Kategorien, nach denen er die Geschichte construirt, sind Leib, Seele und Geist: ursprünglich habe der Leib regiert, die Einheit der Kräfte, welche in der kurzen Blüte Griechenlands zur Erscheinung kam, sei im Mittelalter durch die barbarische Trennung der Seele vom Geist aufgehoben worden; in der neuen Zeit, seit der Reformation mache sich nun der Geist ausschließend geltend. „Er schrie von nun an sein ewiges Losungswort: das Nützliche vor dem Schönen, das Wissen vor dem Können, das Denken vor dem Fühlen. Er zündete seine Fackel an, beleuchtete alles und brannte alles aus: aber Sonnenschein und Wärme geben, eine kräftige üppige Vegetation des Könnens und Genießens im Bunde hervorbringen, das konnte er nicht." Diese Einseitigkeit zeigte sich in dem rein mechanischen Staatsleben, am meisten aber in der Religion: alles sollte auch in ihr zur Klarheit kommen, alles streng und schulgerecht durch die Demonstration laufen, was doch bestimmt war als das Heiligste im Menschen in den verborgnen Tiefen seines Innern ruhen zu bleiben. Der Wahn, als ob man Gott allein im Begriff habe, war der schlimmste Atheismus. Weil man aber keinen Glauben mehr hatte, so glaubte man am ersten das Unglaubliche; weil der Geist alles zerschnitten, vereinzelt und für das Gefühl verhärtet hatte, so konnte nur das Gräßliche und Ungeheure eindringen. So entstanden und wuchsen daher immermehr, je

mehr das Jahrhundert ablief, Freimaurer, Illuminaten, Rosenkreuzer, Swedenborgianer und eine Menge andrer geheimer Gesellschaften, deren jede sich geheimer Offenbarungen und hoher Mysterien rühmte. Auch als die Kunst aufblühte, zeigte sich mehr Convulsion als stille Begeisterung. Die Empfindler und Kraftgenies beherrschten die Menge, während Göthe unbeachtet blieb. Den reinsten Ausdruck fand die einseitige Herrschaft des Geistes in der Revolution. „Das war eben die Teufelei des transscendirenden Geistes, der den Leib der Erde überfliegt und alles aus Begriffen machen will, worin er zuerst alles zerschneidet.“ Am unerforschlichsten erscheint ihm Napoleon. „Ich gestehe, es liegt etwas in ihm, was große Menschen immer charakterisirt hat: eine kühne und classisch-gehaltne Weise zu handeln und zu sprechen, eine gewaltige Naturkraft, welche die Herzen bezwingt und selbst die Widerstrebenden zum Gehorsam zügelt, kurz das Talent zu herrschen, in einem hohen und energischen Charakter. Dies hat ihn ausgezeichnet, sobald er im Frühling 1796 an der Spitze seines ersten Heeres stand, und diese gewaltige Kraft hat bisjetzt alles vor ihm geworfen. In diesem Sinn einer erhabnen und seltnen Naturkraft verdient er die Achtung eines jeden Menschen, und wenn er sie auch nicht verdient, so erzwingt er sie von jedem. Aber — — kennt er auch seine Zeit? — “ u. s. w. Auch diese Construction der Geschichte zeichnet sich wie alle ähnlichen Versuche mehr durch geniale Einfälle als durch gemessnes Wissen aus, halb wahre oft ganz aus der Luft gegriffne Behauptungen geberden sich als Thatsachen; das Charakteristische ist immer die Stimmung. In den Fragmenten über Menschenbildung 1805 tadelt Arndt das Zeitalter, das Wissen ausschließlich im Auge zu haben, den Geist zu bilden auf Kosten des Leibes und der Seele, nur in der harmonischen Ausbildung aller Kräfte, nur im Können und im Thun liege die Bestimmung des Menschen. Im Geist der Zeit (Frühling 1806) entwickelt er, ganz in der Weise Fichte's, das Zeitalter der „leeren Freiheit“, das aus der Trennung des Geistes von der Seele entsprungen sei. Im Anfang zeigte es noch wilde Kraft: „aber mit der Stärke ist nun auch die Schnellkraft hin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug. So stehn sie jetzt arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor, aber den Todessprung in das läuternde Feuer zu wagen, ist das Geschlecht zu klein und verzagt. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkommt, und durch langsame Qual wird es des Todes sterben zur Verjüngung.“ In der Ueberschau über Europa werden die ritterlichen Nationen der Spanier und Skan-

dinavier am wärmsten besprochen; mit Verachtung die Engländer, die Russen, namentlich die Franzosen. Deutschland ist von seiner frühern Herrlichkeit gefallen, weil ihm die Einheit des Reichs fehlte. Die Reformation und der westfälische Frieden sind mitschuldig an diesem Fall: „Ein Wunder beinahe, daß der Deutsche nicht noch verdorbener ist, als er es seinen Schicksalen nach sein könnte. Seit zwei Jahrhunderten ist Deutschland der Kampfplatz, wo fremdes Interesse entschieden wird. Deutsche hat man gegen Deutsche bewaffnet, Städte und Länder und Sitten zerstört, und immer sind sie durch Fleiß und Zucht wieder aufgestanden. Aber jedes Ding in der Welt hat sein Maß, bis wie weit es gehn kann. Wir sind jetzt an der Grenze. Ohne alle politische Haltung, ohne Theilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung steht das Volk endlich gleichgültig und dumm da." Vollendet wurde das Verderben durch Friedrich den Großen, wie denn überhaupt durch Preußen für die Kraft Deutschlands nichts Gutes geschehn ist. „Er war der größte Mann, weil er früh die Richtung und Neigung seines Zeitalters begriff und mit noch größerer Schnelligkeit fortbewegte; er war der glücklichste Mann, weil die Rücksichten alter Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wovon seine Zeitgenossen nicht viel mehr wissen wollten, ihn nicht aufhielten; er schien der weiseste aller Sterblichen, weil vor seiner Zeit keine größern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden als die des klugen Herrschers. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa beherrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit (von welcher er selbst sehr gering dachte) wird der König mit fallen, der größte unter den Trümmern, weil er die Bedeutung der ganzen Zeit am energievollsten in sich trug. Friedrich haßte alles Nationale, weil es dem Despotismus entgegenstrebt; die schnellste Kraft schien ihm die erste zu sein, und deshalb war der Soldat ihm der erste und würdigste Mensch im Staat. Friedrich's Arbeiten haben gewirkt zu unserm Verderben. Geschieden stehn die Kräfte der edeln deutschen Nation, und einen nach dem andern wird gallische List zerstören, bis sie endlich alle unter die Füße tritt." Der Verderber ist jetzt gekommen. „Man darf den Fürchterlichen so leicht nicht richten, als es die meisten thun, in Haß und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen, die ihn so schrecklich wirken läßt, muß eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein andrer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines außerordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft und sie kann man auch ihm nicht versagen. Gehe nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit,

mit größerm Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tiefversteckttes Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüth des corsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, der furchtbarer sein wird im Unglück als im Glück, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eignen Brust; der große Aberglaube des großen Menschen an seine Parce und an sein Glück — diese gewaltigen Kräfte, von einer wild begeisterten Zeit ergriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten sie siegen! Bonaparte wird besiegt werden, wenn man ihn mit seinen Instrumenten angreift. — Güte, Milde, Schonung der Völker, menschliche Tugenden der Helden und Fürsten können gegen einen solchen nichts, der alles gebraucht, was ziehn, stoßen und vernichten kann. Ein großer Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle besiegt werden." — Im Gegensatz gegen die Selbstsucht des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich aus der Noth des Vaterlandes, aus dem tragischen Eindruck seiner Geschicke ein ernster, tiefbegründeter religiöser Sinn. In Frankreich hatten die Deutschen gelernt, im Materialismus die höchste Weisheit zu suchen und zu Gunsten eines nichtssagenden Weltbürgerthums ihre nationale Persönlichkeit aufzugeben. Gegen beides erhebt Arndt seine gewichtige Stimme. „So sind wir flach, arm und elend, ohne Liebe und ohne Phantasie, ohne Vaterland und Freiheit, ohne Himmel und Erde. Die Väter hatten doch noch einen Gott, der ihnen Schrecken und Freude brachte, ein allmächtiges Schicksal, die Idee einer ewigen Nothwendigkeit; wir sind so klein geworden, daß die Erhabenen uns nicht mehr treffen, sicher kriechen wir unter ihren Donnerschlägen hin. Religion — der schlaue Sklav hat sie nie gehabt, sie keimt nur aus Lebensfülle, aus gemeinschaftlichem Kampf in Freude und Leid. Der Mensch, der keine Menschheit anerkennt, kann diese heiligen Gefühle nicht haben, er hat nur einen hohlen Aberglauben, worin sich seine wimmernde Eitelkeit widerspiegelt." — Es sind Wahrheiten in diesem Satz, die man im Kampf gegen den Supranaturalismus leicht übersieht. Ein Volk wird nur dann kräftig auftreten, wenn es den augenblicklichen Genuß des Lebens höhern und übersinnlichen Ideen unterzuordnen weiß; und wenn Arndt in einem seiner spätern Lieder die Frage: „Wer ist ein Mann?" zuerst dahin beantwortet: „Der beten kann und Gott dem Herrn vertraut!" so liegt darin eine größere Wahrheit als in der Selbstvergötterung unsrer Zeit. Ebenso kräftig tritt er dem Weltbürgerthum entgegen, welches seinen Stolz darin setzt, keine Physiognomie und keinen Charakter

zu haben. „Es ist wahr, wir können mit Zufriedenheit auf unsre Ideenarbeiten hinblicken, aber mit Wehmuth müssen wir gestehn, daß dieser himmlische Reichthum uns irdisch arm gemacht hat, und daß andre unsre Erde zu besitzen kommen, während wir für sie den Himmel erobern. Es ist verzeihlich, daß wir in der Begier, das Herrlichste zu gewinnen, das Kleinere vergessen haben, aber mit Recht sind wir dadurch den Andern zum Gespött und uns zur Trauer geworden. Solches Hinausspielen des wirklichen Lebens in eine fremde Welt, solche Ungestalt und Ueberfließung in ein fast ganz leibloses Dasein, ist nirgend in Europa so zu sehen als bei uns, und wenn die Fremden den Ursprung dieses Zustandes so erblicken könnten, als die Gescheidtesten von uns selbst, sie würden sich noch mehr wundern. Daher unsre politische Hülflosigkeit, daher, während die Bessern von uns das höchste Leben der Zeit und aller Welt so genialisch darstellen, die Schlechtern wegen Mangels irdischer Haltung und Kraft so unbeschreiblich kümmerlich zerflossen." — Solche Erörterungen waren damals nicht ungefährlich. Nach der Schlacht von Jena mußte Arndt nach Schweden flüchten, kam aber bald darauf unter verschiedenen Verkleidungen nach Deutschland zurück, eifrig bemüht, den Haß gegen die Franzosen anzuschüren und eine Erhebung des deutschen Volks zu veranlassen. — Einen andern Weg nahm Johannes von Müller. Als im Herbst 1800 der Hofrath Denis, der bekannte Barde und Uebersetzer des Ossian starb, wurde Müller an seiner Statt zum ersten Custos an der Hofbibliothek ernannt. Im ersten Augenblick empfand er über diese rein literarische Stellung die lebhafteste Freude, aber bald scheint man gegen ihn, an dessen Bekehrung zum Katholicismus man allmählich verzweifelte*), wieder kälter geworden zu sein. Man verbot ihm, im Ausland etwas drucken zu lassen, ohne es der wiener Censur vorgelegt zu haben, und er schreibt an Bonstetten, März 1801: „Da, wo ihr seid, hat man keine Idee von den Schwierigkeiten, von hier aus zu sagen und zu

*) Doch schreibt er noch September 1803: „Gestern kam der päpstliche Nuntius zu mir. Wir sprachen von dem Nutzen einer, in Rom zu errichtenden und in alle Länder zu verbreitenden Association solcher, denen die neue Begründung der Basis aller menschlichen Gesellschaft und wahren Cultur am Herzen liege; offenbar soll sie sein, und, obwol klug, nicht schonend gegen verderblichen Irrthum; Gelehrte, Männer von Welt und Geschäften umfassen, und nach des 19. Jahrhunderts Bedürfniß wirken, wie seit 1540—50 jene andre Gesellschaft, deren Umsturz 1773 so große Folgen hatte. Der Nuntius ist ein ehrwürdiger Bischof, mit welchem ich auch über manche Kirchenväter und andres interessante Unterredungen habe; er ist ganz, der er sein soll und scheint für mich Liebe zu haben, ich sehe ihn oft. Du weißt, ich hatte für die Hierarchie allzeit Hochachtung; gewiß ist sie ein herrliches und würdiges Werkzeug, auf die Menschen zu wirken und sie zu leiten."

schreiben, was allein ich sagen möchte; und lieber schweige ich überhaupt, als schief und halb nur zu reden; ich habe es einigemal müssen thun: und wie ist's mir von euern nordischen Philosophen genommen worden! Ihr werdet sagen, warum ich denn bleibe? Soll ich nun, in dieser Periode der Verwirrung und Erschütterung in meinem funfzigsten Jahr wieder in die Welt hinaus um ein Stück Brot? denn in der Schweiz habe ich ja alles verloren." Bald darauf (1803) betrog ihn eine Gaunerbande um den größern Theil seines Vermögens. Auf einer Ferienreise schreibt er von Prag 31. Dec. 1803 an seinen Bruder, er wisse jetzt seine Vorgesetzten besser zu würdigen, „diese Sachen sind jetzt auf recht gutem Weg, an mir soll es nicht fehlen". „Zu Weimar (Januar 1804) wurde ich aufs beste empfangen. Die erneuerte Freundschaft des in den Tagen des alten Fürstenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreuesten Freundin Herder's, der verwittibten Herzogin, das wohlthuende Geschäft mit Herder's Nachlaß, der Frau von Staël mir ungemein werther Umgang, Benjamin Constant, Göthe, der mir immer lieber wird, und viele andre treffliche Männer und Damen machten mir diese Zeit zu einem kurzen Augenblick." „Was war es, schreibt er 12. März 1804 aus Berlin, das bei dem ersten Eintritt auf preußischem Boden mich neu belebte, mir die Jugendzeit, wo Friedrich mein Held war, zurückrief, und wie vaterländisch mir heimelte! So hier, da ich mir zu Hause schien wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien und die des Glaubens meiner Väter. Ich fühlte mich wie neu belebt, hier ohne Scheu reformirt und Gelehrter sein zu dürfen. Hierzu kam die Tendenz des Königs, Berlin zu einer Freistätte und einem Mittelpunkt deutscher Art und Kunst und aller vernünftigen Freiheit zu machen." Müller war erst wenig Wochen in Berlin, als man ihm den Antrag machte, als geheimer Kriegsrath und Mitglied der Akademie in preußische Dienste zu treten: 3000 Thaler Gehalt, ein volles Jahrgehalt als Entschädigung des Umzugs u. s. w. „Was, Bruder, hättest du gethan? Soll ich denn mein Leben thatenlos verschlafen, im Lande, wo Montesquieu verboten ist?*) wo ich meine Bücher nicht herausgeben darf? wo überall mich Spione umgeben?" „Hier hörte ich in den ersten Tagen mein Gemälde Friedrich's in einer Gesellschaft recitiren; andre reden mit mir von Sempach und Laupen. Eine schöne Ausgabe der Schweizerge-

*) Ein Jahr vorher erzählte der „Freimüthige", der Bibliothekar einer deutschen Hauptstadt, ein Gelehrter von europäischem Ruf, habe einem Durchreisenden Montesquieu nicht vorlegen können, weil dieser verboten sei. Müller bezeichnete in einer Entgegnung 12. November 1803 jene Notiz als eine schändliche Verleumdung, und setzte ausdrücklich hinzu: Montesquieu namentlich ist ganz erlaubt.

schichte wird projectirt; von einer Sammlung Scriptor. rer. Germanicar. der Plan entworfen: Dinge, die mir so neu sind. wie aus dem Monde; das sind ja lauter von der Censur verbotne Sachen. Zu aller Thätigkeit sind schöne Aussichten. Es ist ein Gefühl des Guten und Schönen, wie gewiß an wenig Orten." — Inzwischen war durch die preußische Gesandtschaft in Wien seine gnädige Entlassung vermittelt. Er mußte noch einmal nach Wien, hatte beim Kaiser 18. Mai 1804 eine Audienz und eilte von da durch Baiern nach Schaffhausen, seinen Bruder zu besuchen. „Offenbar war in Wien für mich keine Aussicht, sobald mir bestimmt erklärt wurde, daß nur ein Katholik die erste Stelle bei der Hofbibliothek bekleiden könne." In seiner 1806 geschriebenen Selbstbiographie führt er noch einige andre Gründe an. „Der Zufall einer Reise brachte ihn nach Berlin, zurück in die Erinnerung jenes großen Königs und in den Genuß grundsatzmäßiger Freiheit. Es wachte in ihm auf, was diese Organisation und Macht in der gefahrvollsten Krise dem Reich, was sie Europa war und sein müsse; er erkannte die Monarchie, welcher eine gewisse Erhabenheit in den Ideen, eine gewisse Kühnheit in den Entschlüssen, eine rege Thätigkeit in allem, und eine öftere Erneuerung voriger Großthaten zu ihrer Erhaltung nothwendig sind. Er glaubte alles wohl zu fassen und opferte andre persönliche Vortheile einem freien Wirkungskreis auf. Von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke, seine Ruhe, sein lebenslängliches Forschen in der Erfahrung der Jahrhunderte, dem Emporbringen des besten Geistes in öffentlichen Geschäften, guter Lehre überhaupt gewidmet." — Von Schaffhausen reiste Müller über Coppet, wo er sich einige Tage bei Frau von Staël aufhielt, Genf und Mainz, nach Berlin zurück, Mitte Juli. „Es lebe der gläubige Leichtsinn! Ich lebe wie auf. Gute und wirksame Menschen theilen mir schöne Pläne zur Beförderung mit. Es ist in dieser Monarchie für alles Gute eine große Tendenz. Friede gebe Gott und unser Preußenreich soll der herrlichsten eins werden." Der alte Heyne schrieb ihm: „Wie wohl muß Ihnen zu Muthe sein, daß Sie aus dem durch Aberglauben, Pfaffen- und Dummkopfspolitik verpesteten Lande in eine Luft gekommen sind, worin Sie frei athmen können! Nun hoffen wir alle, Sie sollen Sich und der Muse und vor allem der Geschichtsmuse leben." — Als die vorzüglichste Aufgabe seines berliner Aufenthalts faßte Müller die Geschichte Friedrich's auf. „Es soll ein Stück der antiken Kunst, aber mit der Lebendigkeit gearbeitet sein, welche in ihm war, so geschrieben, wie er stritt und herrschte, in jener seiner erhabnen Einfachheit und Kraft, nicht weniger zum Denkmal als zum aufrufenden Muster, gerecht und ernst, wie seine Größe es verträgt." Am 24. Januar 1805 hielt er in der Akademie eine Vorlesung über die

Geschichte Friedrich's. „Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes ein Hauptlebensplan, eine vorherrschende Idee, welche als Schlüssel all seines Thuns aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte sich denken läßt." Die Idee weicht wesentlich von dem ab, was Müller sonst unter der Aufgabe des Historikers begriff: es scheint, daß der Verkehr mit Woltmann*), der sich von diesem Punkt

*) Woltmann, geb. zu Oldenburg 1770, studirte in Göttingen seit 1788: Enthusiast für die französische Revolution; habilitirt sich in Göttingen, durch Bürger, später durch Spittler begünstigt: Privatdocent in Jena und Mitarbeiter an den Horen; geht seiner geschwächten Gesundheit wegen Juni 1797 nach Oldenburg (von da beginnt der Briefwechsel mit J. Müller); Sommer 1798 nach Göttingen (Geschichte Großbritanniens 1799); December 1798 wieder nach Berlin, wo er in der besten Gesellschaft verkehrt; als homburgischer Resident beglaubigt, 1804 für den Erzkanzler, Hofrath und geadelt. „Das Leben genieße ich täglich mit überschäumender Fülle der Jugend" (1801); „die weibliche Grazie und das Schauspiel und die Musik ziehn mich zu sehr an, von der Poesie kann ich mich nicht ganz trennen, so vollbringe ich wenig" (1802). Für alles Mögliche begeistert, auch einmal für Stolberg: wem Offenbarung Bedürfniß, finde nur im katholischen System Ruhe für Phantasie, Herz und Vernunft. Heirathet 1805 die geschiedne Karoline Müchler, geborne Stosch (geb. 1782, gest. 1847), eine geistvolle Frau: mit ihr gemeinsam: „Erzählungen von Karl und Karoline 1806—1807", etwas im Stil der Lucinde. („Alles ging über die Grenze mit jubelndem Leben und spielte verwegen mit der Zerstörung"; „Allerfüllung ist wie Licht in mir"; „Diese heilige Stunde, deren Seligkeit die Natur mit ihrer aufgewühlten Pracht gefeiert hat" u. s. w.) Nachdem er lange Napoleon's und des Rheinbundes leidenschaftlicher Apostel gewesen, wandelte er sich plötzlich. Schon in der Geschichte des westfälischen Friedens (1808—9), bestimmt, Schiller's Werk zu ergänzen, neigt er sich im ghibellinischen Sinn auf die Seite der östreichischen Politik. „Es war eine würdige Absicht des Hauses Habsburg, das Volk der Deutschen wieder zu einem festen Ganzen zu vereinigen, und die souveräne Mittelmacht wiederum abzubrechen. Denn je mehr diese gediehen war, desto mehr hatte sich die deutsche Nation verloren . . . Nimmermehr soll vergessen werden, daß die Nachkommen Rudolf's von Habsburg, so oft als Tyrannen verschrien, weil der Fürsten Mittelmacht und die evangelische Religion wider ihre Macht sich erheben wollten, häufig dargethan haben, wie ihr kaiserlicher Sinn Deutschlands Ehre und Wohl wahrhaftig liebte und noch an eine deutsche Nation glaubte, als dieselbe politisch nicht mehr war." Trotzdem will er keinen Theil an dem Hinneigen zur katholischen Kirche nehmen, welches hie und da bei den bisherigen Anhängern des Protestantismus stattgefunden. Er glaubt, daß die protestantische Kirche immer nur ein Bruchstück sei und bleiben müsse, daß aber nur durch ihre Opposition die römisch-katholische vor dem völligen Verderben bewahrt worden wäre; daß die

aus die Kunst der Geschichtschreibung construirte, auf ihn gewirkt hat. Als den Kern für die Geschichte Friedrich's stellt er die Untersuchung dar „wie seine ganze Regierung dahin zweckte, einen Staat zu bilden, der so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauensvolle Theilnahme einflößte". „Diese neue politische Schöpfung trug wesentlich bei, daß, als in der allergrößten Erschütterung des Gemeinwesens von Europa ein altberühmtes Gleichgewicht unter dem Ruin vieler fallenden Staaten begraben wurde, die Kraft und Würde des germanischen Namens, wie dieses in den römischen Zeiten oft geschehn, augenblicklich und scheinbar gefährdet, nicht unheilbar geschwächt werden mochte." „Nachdem Europas aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hat sich in der protestantischen wie in der römischen Kirche ein geistloses Formularwesen gebildet, welches in der Verbindung mit dem spanischen Zuschnitt eines Theils der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete nichts auf einem Wege, auf dem er voranging. Gewohnt, bestimmt zu gebieten und genauen Gehorsam zu finden, fühlte dieser König richtiger als die meisten Philosophen, jenseit welcher Grenze ihm nur erlaubt sei vorzuleuchten." „Die Preußen verstanden die Nothwendigkeit seiner Maximen und sein freier geistvoller Sinn bildete Menschen, die im Bau der vaterländischen Größe und Kraft ihm und sich selbst zu helfen wußten. Das war die Grundfeste, daß der Zweck, dem Staat einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein hohes Gefühl ihres Ruhms stark und unüberwindlich würde für eigne und ihrer Freunde Unabhängigkeit und

---

Einheit der christlichen Kirche nicht mehr fern, aber nur dann wünschenswerth sei, wenn allenthalben in der Christenheit wahrhaftige Nationen daständen, und jeder Rest der Feudalität auf immer vertilgt sei. Darauf habe die französische Revolution segensreich hingewirkt, und namentlich Napoleon mit eiserner Consequenz Nationalmassen geschaffen. „Erbarmungswürdig, so schließt er sein Werk, sind daher in unsern Tagen solche, die das neue französische System nicht begreifen und es hassen; und die wesentliche Deutschheit nicht kennen und nicht lieben." Nach der Schlacht bei Lützen floh er, um der Rache Napoleon's auszuweichen, nach Prag, wo er 1817 starb. Seine Charakteristik Müller's (1810) ist boshaft, von einer sehr widerlichen Selbstgefälligkeit gefärbt, aber geistvoll. Die „Memoiren des Freiherrn von S—a" 1815 enthalten die stärkste Verherrlichung Göthe's und anziehende Genrebilder aus der Diplomatie; es ist nicht ausgemacht, wer von den beiden Gatten das Meiste darin gethan.

Recht." „Glücklich der Staat, welcher, von Anfang an ein Kunstwerk, fortgesetzter Kunst bedarf. Denn das Leben eines Staats ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich: wenn der Strom steht, so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme, da ist Leben."*) — Als Müller sich in Berlin niederließ, geschah es mit dem festen Vorhaben, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben; indeß hatte ihm der consequente Haß gegen die Universalmonarchie bei der antifranzösischen Partei ein nicht geringes Ansehn verschafft, und man glaubte um so sichrer auf ihn zählen zu dürfen, je drohender von Westen her der Sturm sich näherte. Seine Gesinnung und sein Ruhm hatte ihm 1799 die Freundschaft des jungen Erzherzog Johann erworben, der unter allen Gliedern der kaiserlichen Familie am entschiedensten die Ueberzeugung hegte, daß Oestreich nur als Träger der deutschen Sache groß werden könne. Mit seinem Cabinet ziemlich zerfallen, verdachte er Müller seine Entfernung aus Oestreich nicht, er sprach sich vielmehr September 1804 billigend darüber aus: Müller sollte der Vermittler zwischen der nationalen Partei in Preußen und Oestreich sein. Der Träger dieser Gesinnung war der jüngere Theil der Armee; hauptsächlich Prinz Louis Ferdinand, der mit seinem genial-excentrischen Wesen gegen die knappen Formen des preußischen Staatslebens einen viel schroffern Gegensatz bildete als Erzherzog Johann gegen seine schwerfälligen Landsleute. An diesen Prinzen schloß sich Müller an, und da ihm nichts so sehr imponirte als was er am wenigsten besaß, ein jugendlich übersprudelnder, womöglich durch aristokratische Formen getragner Uebermuth, so stimmte er sehr bald in den herausfordernden Ton dieser Kreise mit einem Eifer ein, für den sich seine Persönlichkeit nicht schickte. Die Anhänger der französischen Partei, die Buchholz**), Bülow, Massenbach u. s. w., versäumten

*) Diese Rede übersandte Müller dem König, der am 9. Februar 1805 ihm antwortete: „Die Geschichte dieses großen, in so vieler Rücksicht einzigen Königs so, wie Ihr es fordert, bearbeitet, würde ein Werk sein, das des Geschichtschreibers des Schweizerbundes würdig wäre, und schwerlich einem andern je so vollkommen gelingen wird." Die Sache blieb liegen bis zum 1. Juli 1806, wo Müller dem König die neue Ausgabe seiner Schweizergeschichte übersandte, und ihn um freie Benutzung der Archive bat, indem er von nun an den größern Theil seiner Zeit der Geschichte Friedrich's zu widmen gedenke. Durch die Pedanterie der Behörden wurde diese Erlaubniß nur mit ungerechtfertigten Restrictionen gegeben, bis am 6. October 1806 die Cabinetsordre erfolgte, daß Müller in Eid und Pflicht genommen, dagegen ihm die uneingeschränkte Benutzung des geheimen Archivs verstattet werden solle.

**) Buchholz, geb. 1768 zu Altruppin, Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, welche Stelle er 1800 aufgibt und nach Berlin geht. „Darstellung eines

nicht diese Lächerlichkeit nach Kräften auszubeuten, und das Schlimmste war, daß seine gutmüthige vielseitige Empfänglichkeit und seine krankhafte Beifallsliebe ihn verleiteten, auch dieser Partei nicht ganz fern zu bleiben. Namentlich mit Woltmann ließ er sich in nähere Verbindung ein, und dieser berief sich fast in jedem Heft seines Journals auf die Autorität des deutschen Tacitus. — Seit Ende 1803 verweilte Gentz in Wien in der seltsamsten Stellung von der Welt. Er war im östreichischen Staatsdienst mit einem ziemlich ansehnlichen Gehalt, aber ohne bestimmtes Geschäft; zugleich empfing er von England reiche Unterstützungen. Für den Hauptzweck seines Lebens, eine europäische Coalition gegen die drohende Weltmonarchie zu Stande zu bringen, setzte er seine Hoffnung hauptsächlich auf den Erzherzog Johann und auf den Prinzen Louis Ferdinand, dem er bei seinem frühern Aufenthalt in Berlin in wilden Orgien wie in geistvollen Cirkeln begegnet war. Mit Müller, dessen Stil er enthusiastisch verehrte und gelegentlich auch wol nachahmte, stand er seit 1799 in literarischer Verbindung; er hatte auch bei seiner Ankunft in Wien, obgleich nicht häufig mit ihm verkehrt und hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, wo durch gemeinsames Wirken an den Höfen die große Sache in Angriff genommen werden müsse. Am 6. September 1804 überreichte er dem Erzherzog eine Denkschrift, in welcher er auf die Gefahr einer russisch-französischen Allianz aufmerksam macht. Es sei den deutschen Kaisern nicht gelungen, die Reichseinheit herzustellen; die Hauptgründe dieses Unglücks seien die Reformation, der westfälische Frieden und der siebenjährige Krieg. Die Eifersucht Oestreichs gegen das durch Usurpation in die Höhe gekommene Preußen sei vollkommen gerechtfertigt, aber „jetzt bleibt uns nur übrig, in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung zu suchen. Eine treue Verbindung zwischen Oestreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Durch alles, was Oestreich verlor, daß Preußen das werden konnte, was es ist, durch wiederholte und blutige Kriege, durch ein halbes Jahrhundert von offnen oder versteckten Befehdungen hat sich

---

neuen Gravitationsgesetzes für die moralische Welt" 1802; „Der neue Leviathan" 1805 (England sei durch sein Mercantilsystem der allgemeine Feind Europas); „Untersuchungen über den Geburtsadel und die Möglichkeit seiner Fortdauer" 1807 (einseitig in den Ideen, die boshaften Bemerkungen nicht selten sehr treffend; erregt im conservativen Lager, z. B. bei Gentz, große Bestürzung); „Rom und London" 1808; „Preußische Gemälde" 1808. — Er starb 1843. — Heinrich von Bülow, geb. 1760, einer der seltsamsten Abenteurer jener Zeit, übrigens nicht ohne Genialität. Seine „Geschichte des Feldzugs von 1805" brachte ihn 1806 in Haft; er starb im Gefängniß zu Riga Juli 1807.

zwischen diesen beiden Mächten eine eherne Mauer gethürmt. Aber jetzt ist die Frage nicht mehr, wie viel Schritte von einer, und wie viel von der andern Seite zu thun sind, um in dem Punkt zusammenzutreffen, wo die gemeinschaftliche Rettung liegt. Im Angesicht der jetzigen Gefahr wird der der Weiseste sein, der das Vergangne am vollkommsten vergißt."*) Man dürfe sich nicht beeilen, mit den von Frankreich abgefallnen Kleinstaaten Frieden zu schließen; es sei die günstigste Gelegenheit, ihr Land als ein erobertes zu behandeln. Die wahre Einheit Deutschlands ist unter den gegenwärtigen Umständen die Theilung Deutschlands zwischen Oestreich und Preußen. — Diese Denkschrift sandte Gentz 14. November 1804 an Müller. Er gesteht seine Abneigung gegen die Reformation und eine immer weiter greifende Ueberzeugung von der Schädlichkeit derselben für die wahre Bildung; er glaubt, daß es für Deutschland unendlich vortheilhafter gewesen wäre, in einen Staatskörper vereinigt zu werden. „Ich bin auf dem Wege dieser traurigen Betrachtungen schon so weit fortgegangen, daß es mir zweifelhaft geworden ist, ob man die ganze Geschichte von Deutschland auch je noch aus einem richtigen Gesichtspunkt behandelt hat. Ich weiß wohl, daß die Regenten des östreichischen Hauses es selten oder nie verdienten, Beherrscher von Deutschland zu sein, wovon mir das einer der stärksten Beweise scheint, daß sie es nicht geworden sind. Aber ich kann nicht glauben, daß man Ursache habe, über das Mislingen ihrer, wenn auch noch so schlecht angelegten Pläne zu frohlocken; auch ist mir gewiß sehr gleichgültig, ob es einem Habsburger, oder Baier, oder Hohenzoller, oder Hohenstaufen gelungen wäre, das Reich unter Einen Hut zu bringen; ich stelle mich auf einen östreichischen Standpunkt, weil dies Haus die meiste Wahrscheinlichkeit hatte, zu vollbringen, was mir das Wünschenswürdigste scheint." Aber freilich „wie die Sachen nun stehn, wäre es Raserei, auf jenen unwiederbringlich verlornen Zweck je wieder zurückkommen zu wollen." — Müller wies in seiner Antwort auf die Vorzüge der individuellen Entwickelung hin. Er gibt zu, daß bei der vielversprechenden Blüte des 15. Jahrhunderts die Controversen von vielem Schönen und Guten abgelenkt haben. „Ich verehre in allen Formen den stärkenden Trost, die Aufmunterung zu löblichen Thaten, und bin darum auch besonders für die katholische Kirche und Hierarchie, nur halte ich die Bibel und eine ihr angeschlossne Glaubensform darum nicht für verwerflich; es ist für die katholische Kirche selbst

*) Der Erzherzog ging vollkommen darauf ein: es liege, schreibt er an Müller, im wohlverstandnen Interesse Oestreichs, Preußens Vergrößerung zu wünschen und nach Kräften dazu beizutragen, weil mit der Ungleichheit der beiden Staaten auch ihre Eifersucht aufgehoben werde.

gut, daß eine Opposition sei, sonst möchte ein Papst in Collusion mit Bonaparte alles tilgen, was die Zier und Lust der Menschheit ist. Keiner von beiden darf universal sein." — (10. April 1805.) „Jetzt kommt das Ultimatum; nun soll über Europa entschieden werden. Die ganze Sache der Humanität ist auf dem Spiel." „Dienen möchte ich dem Welttyrannen nie; mein Blut aber gäbe ich, geschweige meine Ideen und Gefühle, den Befreiern der Erde. Jetzt gedenke man keines Feindes als des allgemeinen und seiner mit Ruhe unvereinbarlichen Regierung. Auf den allein, auf den errege, ergieße man allen Haß, durch die volle Ueberzeugung, daß dem Frieden der Welt niemand als seine Existenz zuwider sei. Alle unsre Studien, unsre Verbindungen, unsre Freundschaften, alles sei dem einigen Zweck geweiht, um dessentwillen allein, solange er noch erreichbar sein mag, das Leben der Mühe werth ist. Man hat nicht mehr Zeit, an entferntere, wenn auch gute, schöne Sachen zu denken; man wirft sich das Bücherschwelgen vor wie einen Rausch, getrunken zu einer Zeit, wo man im Rath sein sollte." „Die Nation wird am besten fahren, bei der in den Individuen das Meiste liegt. Dies ist so gewiß, daß, da ich die Hoffnung beinahe aufgab, zu erleben, daß unsre Staaten selbst noch in Zeiten zum Selbstgefühl erwachen würden, ich mir zum Lebenszweck machte, ohne einige Rücksicht auf sie nur allein die Individualitäten künftig zu bearbeiten, um dem Weltreich des Tyrannen böse Unterthanen, um andern Welttheilen ein tüchtiges Geschlecht zu bereiten." — Gentz gehörte zu den entschiedensten Gegnern des Liberalismus, in einer Zeit, wo der Liberalismus populärer war als jetzt. Der üble Ruf, in den er dadurch kam, wurde noch durch die Einsicht in die ausschweifende Liederlichkeit und den Leichtsinn seiner frühern Jahre genährt, ein Leichtsinn, der in der That alle Begriffe übersteigt, den man aber doch bei Fox und Mirabeau nachsichtiger beurtheilt hat. Am meisten haben ihm die Briefe an Rahel geschadet. Er nennt sich in diesen Briefen das erste aller Weiber, höllisch blasirt, teuflisch kalt u s. w., kurz man kann sich kaum eine Injurie denken, die er sich nicht selbst sagte. Auf diese Einfälle hat man aber einen zu großen Werth gelegt. Zunächst muß man seine Neigung zu Superlativen abrechnen; die Hauptsache aber ist, daß jene geistvolle Frau mit ihren Paradoxien alle ihre Correspondenten veranlaßte, Worte miteinander zu combiniren, die nicht zusammengehören. Keiner war dieser Verführung so ausgesetzt als Gentz, der mit seinem großen geselligen Talent die Neigung verband, sich stets in der Sprache derer auszudrücken, mit denen er verkehrte. Rahel hatte ihm durch den „schönen Ekel" so imponirt, daß er sie nothwendig überbieten mußte, und dabei kam es ihm auf einen Grad mehr oder weniger nicht an. Er ist aber in keinem Augenblick seines Lebens blasirt gewesen, am wenigsten in der Zeit

von 1803 — 9, wo eine große Idee seine Seele mit edler Leidenschaft durchdrang. Daß er trotz seiner Nervenschwäche, trotz seiner Angst vor Gewittern kein Weib war, das zeigen am besten die Briefe an Müller. Eine nicht blos starke, sondern stetige Leidenschaft, eine Unerschütterlichkeit des Willens, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, trotz der heftigen Aufregung eine Ruhe der Gesinnung, die sich keinen Moment verleugnet, und eine Schärfe und Klarheit des Blicks, die sich durch kein Blendwerk täuschen läßt: das alles stellt ihn für jene Jahre, obgleich er einen viel ungünstigern Wirkungskreis hatte und zu der undankbaren Rolle des bloßen Rathgebers verurtheilt war, in die Reihe der Männer, denen das Vaterland seine Erhebung verdankt. — Bereits der erste Bericht aus Wien 6. Juli 1805 gibt eine so unerbittliche Kritik der leitenden Personen, daß Müller bedenklich geworden zu sein scheint. Noch stärker werden die Ausdrücke am 12. August. Gentz sagt von der östreichischen Regierung: „ein so verworfnes Ministerium hat die Sonne noch nie beschienen. Alles Gefühl von Pflicht und Scham ist in diesen thierischen Gemüthern erstickt; sie athmen nur für Niederträchtigkeit und schwitzen nichts als Schande aus!“ Müller antwortete 5. September: „Was es mir sein muß, das Land, welchem ich einen so großen Theil meines Lebens geweiht, in der Pfütze des bonapartischen Kaiserthums endigen zu sehn, können Sie sich denken, und die Wuth meines Hasses. Zeugen der Wahrheit hat es noch, und wagte er sich hin, vielleicht noch Telle! Die Jünglinge haben meine Vorrede mit einer feurigen Zuschrift abdrucken lassen.“ „Bonaparte gerieth in äußerste Wuth, daß man ihm zu widerstehn sich erkühne. Den östreichischen und russischen Kaiser wolle er entthronen, schrieb er; den König von England müsse man morden, denn derselbe morde die Ruhe seiner Seele! Anstatt Wünsche, die für jetzt nicht zu realisiren sind, sollten die, so Zeit haben, jetzt in allen ersinnlichen Formen auf die Meinung des Publicums und Heers zu wirken trachten. Ich möchte alle Bücher wegwerfen, um dieses bellum internecivum hindurch nur jedem Augenblick zu leben, und dem Feind auch nicht eine Lüge ungeahndet hingehn zu lassen. Zum Opfer für die gute Sache, oder allenfalls zu einem Professor in Kasan kann ich mich, wenn's nicht anders ist, gleich unbefangen entscheiden. Kann man literarisch wirken, wenn Bonaparte despotisirt? Er ist nicht August; in welchem Maße er kleiner wird, in demselben erhöht sich meine Verehrung dessen, der Horazen und Virgil fühlte. Die Lumpigkeit der Literatur ist auch Folge der Abspannung, die das Gefühl hervorbringt, es sei nun einmal keine andre nützliche Kunst, als ihm zu gefallen; welches nur durch armsdicke Weihrauchkörner geschehn kann.“ — Dann, 30. September, als für Oestreich der Krieg entschieden ist: „Jetzt wo Sie frei sind, reißen Sie jede Maske nach der andern dem

Feind weg; zerstören Sie die Illusion seines Glücks, die Lügen, die Prahlereien, bald mit feiner Horazischer Hand, bald mit Juvenal's Knutpeitsche. Man sollte alle Tage einen Nagel schlagen, der bleibe. Bald seine Heuchelei enthüllen und lächerlich, bald seine kindische Eitelkeit verächtlich, und alle Nationen der Erde davon überzeugt machen, daß er das Geschöpf ihrer Kleinmuth ist." — Dann folgen die östreichischen Niederlagen, von Gentz mit dem Ernst und der Aufregung, die der Sache gebührt, berichtet; Müller antwortet in der Art einer Schulrhetorik über ein gegebenes Thema „Der Kaiser soll einen Edelmuth aufrufenden Brief an den Sultan schreiben; die Muselmänner sind leicht zu entflammen. Mit Rechtsum! Linksum! ist zu Marathon nicht gesiegt worden, und ich wollte nützlicher als zehn der gefangnen Generale gewesen sein, wenn ich die Vorstellung des Schweizerheers in Umlauf gebracht, welches bei St. Jakob ganz ohne Ausnahme den Heldentod nahm, nachdem es achtmal soviel Feinde geschlachtet. (Lies das erste Capitel meines vierten Theils.)" „Du selbst o Freund! erwache von dem Bedauern des Geschehnen zum Aufruf zu Befreiung und Herstellung der Welt; und alle Kraft habe nur einen Gegenstand, den Ruin des Verderbers, ohne den die Menschheit nie ruhig sein wird." Gentz, mit einem tiefern Gefühl für Preußens Bestimmung als Müller, schreibt 8. November: „Der König von Preußen ist jetzt der Schiedsrichter über Leben und Tod von Europa. Wenn er auch nur wankt, so geht alles zu Grunde, und diesmal gewiß, ohne je wieder aufzustehn. Wenn er groß und weise handelt, so kann noch — viel gerettet werden. Ich bin nicht einer von denen, die jetzt keine andre Politik kennen als das Geschrei: Kommt denn Preußen nicht bald? Ich finde, daß wir alle sammt und sonders bei dem, was die preußischen Armeen jetzt unternehmen sollen, in einem solchen Grade interessirt sind, daß unser höchster und einziger Wunsch sein muß, es möge dort nur alles mit Ruhe, mit Ueberlegung, mit Zeit und Klugheit geschehn. Der Erfolg einer preußischen Unternehmung ist jetzt der auf immer entscheidende Punkt in dem gemeinschaftlichen Schicksal von Europa. Eine preußische Armee geschlagen! Dies ist ein Gedanke, wogegen mir der, daß morgen die Franzosen in Wien einziehn, noch süß und lieblich vorkommt." — Wegen dieser Bedenklichkeiten muß er sich von Müller Vorwürfe gefallen lassen! Nun kam der furchtbare Tag bei Austerlitz. Jedes der Worte, in denen Gentz seinen Schmerz und seine Wuth ausdrückt, fühlt man in vollster Seele mit, und doch verblendet die Leidenschaft keinen Augenblick seine Vernunft. „Der Krieg wird von nun an ein bloßer Ritterkrieg; der Kaiser von Rußland wünscht ihn offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. So schön das sein mag, so fürchte ich doch, es wird dem König von Preußen nicht genügen; er wird (und ich denke er muß und soll) dem Kaiser ins Gewissen reden, um ihn von einer

Unternehmung zurückzuhalten, bei der nichts mehr zu gewinnen, wohl aber noch das Letzte zu verspielen ist." Sein Verkehr mit der vornehmen russischen Gesellschaft, die grenzenlose Wuth und der Hochmuth, mit welcher sich dieselbe über Deutschland ausspricht, obgleich gerade ihre Brutalität gegen Preußen zum großen Theil an dem schlimmen Ausgang der Sache schuld war, lassen ihn einen Blick in die Zukunft thun, der ihn mit Schauder erfüllt, und sein deutsches Herz empört sich gegen diese fremde Barbaren. Unter diesen Umständen denkt er (14. December 1805) an eine geheime Gesellschaft; er habe bisher alles verachtet, was diesen Namen geführt, aber die Noth lehre beten. Nur finde er keinen passenden Theilnehmer. „Sie werden sich nicht wenig wundern, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menschlichen Lebens sehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinn von Ihnen zu erwarten sind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wol eigentlich (ich ahnde es fast) der rechte sein. Aber so viel weiß ich doch jetzt: es ist nicht ganz der meinige. Ich möchte nämlich nicht blind, aber doch ausschließend an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie gibt; und jene erhabene Unparteilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie nach meiner innigsten Ueberzeugung zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie (für meine Wünsche zu sehr) auf Ihre Privatverhältnisse über, und streifen zuweilen am Indifferentismus hin." „Zwei Principien constituiren die moralische und intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschritts, das andre das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschritts. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewönne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewicht stehn. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht verhängnißvoll gestört ist, muß der einzelne Mensch eine Partei ergreifen und einseitig werden, um nur der Unordnung, die außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die

Cultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schweren, undankbaren, dem gefahrvollen Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen. Daß diese vor allen Dingen selbst hochcultivirt sein müssen, setzte ich als ganz unumgänglich voraus." — Je mehr das Unwetter sich seinem Staat näherte, desto zaghafter wurde Müller. Mit einem gewissen Behagen ergeht er sich (19. December 1805) in der Ausmalung von der Schlechtigkeit des Zeitalters. „Nun ist Europa hin; die schönsten Länder der gesitteten Welt, alle Würde der Völker, alle Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung, alle Hoffnungen der Humanität sind hin. Ich weiß sowenig als Sie, ob er über uns herfallen, oder uns durch seine Begnadigung aviliren wird; wohl aber, daß mit königlichen, kur- und fürstlichen Titeln Präfecturen sein, daß die Völker theils den Verres preisgegeben, theils die Seleuciden, Logiden, Dejotarusse, Attakusse in dem Fall sein werden, je auf den ersten Wink das Mark der Nationen als Geschenk oder Darlehn darzubringen. Ende alles edeln, freien, hohen Seins, auch in der Literatur. Also kein Bleiben in West noch Süd besonders wenn Freiheit und Gleichgewicht von Jugend an Losungsworte gewesen. Wäre Attila Bonaparte ein August und nicht ein Barbar, so könnte ein ruhiger Geschichtschreiber auch in seiner Welt wie Livius die alte loben; aber weder ist er ein weiser Octavius, noch ich so ein gleichmüthiger Mensch, wie Livius gewesen zu sein scheint. Also da nach rettungslosem Untergang des gemeinen Wesens jeder für sich zu sorgen hat, ist auch mein Gedanke auf eine Freistätte, den Rest meiner Tage zu Niederlegung meiner Protestation und Aufruf und Lehre für ein einst unverderbteres Geschlecht zu verwenden. Mein Sinn steht nach dem russischen Reich, ohne einige Aussicht bis dahin, und ohne eigentlich zu wissen, wie die Sache zu machen ist." Etwas prosaischer führt er diese Idee in der Nachschrift aus. „Meine Reisen und andre Zufälle haben mein väterliches Vermögen erschöpft; ich kann nicht ohne Gehalt leben, zumal wenn aller literarische Gewinn aufhört. In Bonaparte's Reich werde ich weder jenen finden, noch in den Grundsätzen schreiben dürfen, die ich für wahr halte. Das sonst in mir brennende Feuer für gemeinen Nutzen und Nachwelt nimmt zwar nicht wenig ab, da das gemeine Wesen verschwindet; aber es läßt sich ein Gehalt ohne einige Arbeit nicht verdienen. Ein gewisser Glaube an meine Bestimmung — Aberglaube, Eitelkeit etwa — alles dieses zieht mich in Gegenden, wo noch ein Wirkungskreis denkbar, und Unterkunft zu verdienen ist." Um dies

Argument richtig zu würdigen, muß man erwägen, daß Müller damals, abgesehn von seinen literarischen Einnahmen, von der Akademie ein Gehalt von 3000 Thalern bezog — als einzelner Mann! und daß damals an der Solvenz des preußischen Staats noch niemand zweifelte. Aber Müller, der so schön über die Nothwendigkeit des Glaubens zu predigen wußte, war im Innersten seines Herzens ein Kleingläubiger. „Mir ist im Ernst eingefallen, ob ich nicht meine Bücher verkaufen, selbst der Schreiberei entsagen, und den Rest meiner Tage auf Monte Cassino oder in einem römischen Kloster fallentis semitam vitae, ganz ungenannt und unbekannt, führen wolle. Wie gefällt Ihnen dieses? Wol nicht, weil Sie an Deutschland hängen. Ja wohl, Deutschland! wüßte ich nur, wo es liegt." „Uebrigens ist jetzt alles zu spät, nur sollen wir eine öffentliche Meinung begründen und emporhalten, und wie jener Prophet, wenn auch im Schlamm (der Journale), das heilige Feuer bewahren. Denn die Stunde des Bonaparte wird auch schlagen, wenn er genug umgekehrt und ausgesogen, und aller Welt genug gezeigt, wer er ist, nämlich ein kleiner Mensch, durch die Niedergeworfenheit andrer groß, und endlich das Geld für die zehnte Wiederholung der Bereicherung seiner Generale und Familie sich nicht mehr finden läßt. Auf den Augenblick muß man vorbereiten." — (9. Februar 1806.) „Wenn alles zerlegt ist, und der Mann stirbt, so entsteht eine Gährung, die sowol zu einer Palingenesie werden, als zu einer wilden Unordnung und soldatischen Barbarei ausarten kann. Indeß dies geschieht, ist nur zu hindern, daß nicht allzu vieles zerstört werde und die Hoffnung nicht sterbe. Auf dieses würde ich nun mich beschränken, aber der Welt Lauf oder vielmehr des Treibens tolle Unruhe wird es nicht erlauben; er wird so weit gehn, daß man in einiger Zeit gleichwol wird müssen Widerstand versuchen." „Die Zeit, wo der Mann mit dem großen Willen stirbt, oder ganz und gar, auch zu Hause, unerträglich wird, darf nicht versäumt werden. Auf sie hin muß alles im Kochen bleiben, alles in solcher Bereitschaft sein, daß die Hand der ganzen unterdrückten Welt sich auf einmal unwiderstehlich erhebe." Gentz hatte eine Denkschrift an das englische Ministerium entworfen, worin er, theils um ihre Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten rege zu halten, theils aber auch seiner Ueberzeugung gemäß das Verhalten Preußens möglichst zu entschuldigen, die Hauptschuld auf die Russen warf und wiederum darauf aufmerksam machte, daß ohne Theilnahme Preußens an einen erfolgreichen Kampf gegen Napoleon nicht zu denken sei. Während Müller sonst jede neue Eröffnung seines Freundes mit Begeisterung aufnahm, ist er diesmal merkwürdig verstimmt, namentlich über die extreme Abneigung gegen Rußland. „Erstlich sind Sie mehr Redner, ich Geschichtschreiber; daher bei mir eine gewisse Gewohnheit kälterer Mäßigung, weit größere Kraft

in Ihrem durchschneidenden Wort. Dann sind sie auch im Wegwerfen etwas behender; ich suche wie in einem Schiffbruch jedes Rettung heuchelnde Bret, um noch einige Hoffnung darauf zu gründen, und leider begegnet dann freilich, daß die Wuth der Wogen es nach einiger Zeit schnell in den Wirbel des grundlosen Pfuhls hinabstürzt, welcher alles Gute und Schöne Europens in seinem stinkenden Abgrund verschlingt. So habe ich von dem russischen Ministerium die Meinung, daß es der Höhe des großen Geschäfts gewachsen sei, nicht. Aber die ich kenne, hassen den Tyrannen. Genug für mich, um Schwächen zu hehlen, selbst nicht sie zu sehn, sie zu unterstützen, emporzuhalten. Ich mache nur zwei Abtheilungen politischer Menschen: die ihn hassen, die ihn lieben. Mit jenen, wer sie auch seien, bin ich. Sehe ich in ihrer, wenn auch nicht eben geschickten Hand Macht, so denke ich einst doch wol, wenn andre kommen, oder wenn ein großer edler Gedanke das Glück hat durchzudringen, läßt sich von der Seite etwas hoffen." — Gentz nahm die Rechtfertigung der Russen immer nur als einen theoretischen Irrthum, es steckte noch etwas Anderes dahinter. Am 18. Februar 1806 schreibt Professor Morgenstern aus St. Petersburg an Müller: **Noster (brevi multa) eris. Laetor tua causa, it est, mea.** Das wird 30. März dahin erläutert, daß Morgenstern mit dem Fürsten Czartoryski und andern russischen Staatsmännern über die Anstellung Müller's im russischen Staatsdienst unterhandelt, eine Unterhandlung, welche durch Müller schon seit einem Jahr angebahnt war. Müller sollte Director einer neuanzulegenden Schule für diplomatische Bildung und zugleich Mitglied der Akademie der Wissenschaften mit einem Gehalt von 5—6000 Thalern werden. Müller antwortete umgehend, er nähme das Anerbieten dankbar an; zugleich übersandte er dem Freund seine Selbstbiographie, die erst vor kurzem vollendet war und mit den Worten schloß: „von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke gewidmet!!!" — Es wurde aus der Sache nichts, weil Czartoryski seine Stelle verlor. — Gentz hatte sich von seiner Entmuthigung schnell wieder aufgerafft und stand in frischem Lebensmuth der Zukunft gegenüber. 1806 erschienen seine zehn Jahr früher begonnenen Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, mit einer Vorrede, die einen Aufruf an das deutsche Volk enthielt. Er wendete sich nicht an die Masse, sondern an die wenigen bessern Geister, von denen die Erneuerung des deutschen Vaterlandes allein ausgehn könne. „Umsonst sucht man in der Masse des Volks, umsonst an den Höfen jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündet; allein solange ihr nur aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen; das

Vaterland, das europäische Gemeinwesen, die Freiheit und Würde der Nationen, die Herrschaft des Rechts und der Ordnung, aller vergangnen Jahrhunderte Werke blühen fort in euerm Gemüth. Unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel vereinzelte aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserm Schoos vereinen, sich nicht früh oder spät in irgendeinem Brennpunkt sammle. von dort aus das Ganze belebe und alle eiteln Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamm so mannichfaltiger Hoheit, aus diesem Mutterland europäischer Herrschaft, aus so vielen durch ehemaligen Ruhm, durch große Namen zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen von uraltem Glanz auch in dieser Abenddämmerung aller Größe noch umstrahlten Fürstengeschlechtern nicht endlich ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehn sollte, der uns einsetze in unser ewiges Recht und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeist, er erscheine, wann er wolle, entschlossne und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und echter, aus Gott geschöpfter Weisheit verständige und würdige Priester, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschen hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehn: — das ist euer großer Beruf!“ — Mit Entzücken las Müller diese Schrift: „Einst soll die Nachwelt es wissen, daß wir einerlei Sinnes waren und uns liebten wie Waffenbrüder im heiligen Streit. Noch bin ich toll, im Rausch von dem Göttertrank, den deine liebe Rechte mir gab; fühlen kann ich erst, reden davon später. Mir bleibt kein andrer Stolz als des guten Herzens, womit ich den nicht gleichgültigen Lorbeerzweig mit glühendem Kuß dem Unübertrefflichen überreiche.“ — In der Mitte des folgenden Monats besuchte er Gentz in Dresden und das Wesen desselben bezauberte ihn so, daß er ihm 21. Juni einen halbtollen Liebesbrief schrieb, dessen er sich gleich darauf schämte. Die Furcht, daß Gentz ihn durch denselben compromittiren würde, scheint ihn nachher beständig gequält zu haben. Nach jener Zusammenkunft wird Müller immer kleinmüthiger; überall fürchtet er sich zu compromittiren. Unter falscher Adresse erhält Gentz (27. Juli) den Brief: Dans un moment de défection générale de ceux avec lesquels on est, il ne faut pas se livrer indiscrètement aux bêtes féroces qui peuvent faire des maux irréparables. On pose les armes partout, ce n'est donc pas le moment des philippiques, il faut se tenir tranquille à Tusculum et écrire des Offices.

J'ai conçu de vastes plans littéraires, puisque c'est là ce qu'on me laisse faire. Mais il faut, pour les exécuter, du repos; c'est pourquoi je ne veux pas me compromettre dans des querelles, actuellement inutiles. — „So ganz an allem verzweifelnd, antwortet Gentz, sprachen Sie noch nie. Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht gefaßt? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von **Retraite** und **Coin du monde** und **Otium literarium** und dergleichen zu sprechen das Recht erhielten? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große literarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhms!" — Müller (11. August): „Mir war der politische Wirkungskreis für den Augenblick ganz verschlossen, also nichts übrig, als das Zeugniß meiner Gesinnungen der Nachwelt aufzusparen. Ich glaubte Preußen über den Umwandlungsplan des Reichs einverstanden. Sollte ich nun lieber von Zeit zu Zeit fruchtlose Aeußerungen wider das von dem Hof angenommene System und wider den Strom der Zeitläufe thun, oder in möglichst ruhiger Stille die Frucht aller alten und neuen Erfahrung zum Gebrauch besserer Zeiten bereiten? Es ist nicht in den Grundsätzen, aber in der Lage, zwischen uns der beträchtliche Unterschied, daß Sie am meisten in unsrer, mit unsrer jetzigen, ich mit der gewesenen Welt mehr, leben; sodaß wir zwar im gleichen Sinn, zusammen, jeder auf seine Weise zu wirken haben. Es ist herrlich, der Mann des Jahrhunderts, es ist auch nicht zu verwerfen, der Mann der Universalhistorie zu sein." Daß Müller sich jetzt zurückzog, war um so unverzeihlicher, da die Bewegungen in Berlin begannen, die mit dem unglücklichen Krieg endigten. Gentz war der einzige Kanal, durch welchen Nachrichten aus Preußen nach Oestreich gelangten, und es war für die Sache Deutschlands von der größten Wichtigkeit, ihm klare Einsicht in das, was im preußischen Cabinet vorging, zu verschaffen. Endlich zog man Gentz von seiten des preußischen Cabinets in das Hauptquartier, und wie unvergleichlich er verstand, richtig zu sehn, zu urtheilen und darzustellen, zeigt sein Tagebuch, eines der denkwürdigsten Zeugnisse jener Periode. So kam der Tag, an dem auch Preußen zusammenstürzte. — „Schauderhaft ist die Epoche. Die Sache ist über alle menschliche Calculs hinaus und fällt in die Reihe der Geheimnisse Gottes." „Ich preise die Fügung, welche mich von der Geschäftslaufbahn entfernte; ich wäre, bei dem reinsten Willen, in das Unglück hineingerissen worden. Jetzt wird mehr und mehr Livius mein Muster, welcher die hohe Gestalt aller Zeiten so verewigte, daß August politisch fand sein Freund zu sein." — Müller sieht in dem allgemeinen Umsturz zunächst doch nur seine eigne Gefahr. „Gewaltig, schreibt er am 21. October, hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte. Aber

obwol so viele mir anlagen, wegzugehn, und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe.*) Ich habe den Kaiser nie persönlich, namentlich angegriffen; in dieser letzten Zeit häufig aufgefordert, schwieg ich; es war, als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich, ohne Heuchelei noch Zurückhaltung. Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen, so verliere ich dadurch nicht viel. Aber ich glaube nicht, daß mir etwas geschehn wird; ich bin gefaßt, ohne ein Vorgefühl zu haben. Ich bleibe und bin ruhig, ja heiter." „Ich war in den ersten Tagen wie physisch gelähmt. Unermeßlich ist das Unglück; ruit alto a culmine Troja; der Name, die Hoffnungen selbst. Alles Alte ist hin; siehe, etwas Neues wird; die große Periode der mancherlei Reiche seit dem Untergang des römischen ist geschlossen. Uns bleibt, wenn wir es fassen wollen, zu Ruhm und Glück kein andrer Weg als durch Künste des Friedens; Krieg zu machen gelingt nicht." — „Die anfängliche Erschütterung meiner ganzen Lebenskraft hat sich gelegt; die Betrachtung so vieler Revolutionen in der Geschichte, etwas guter Glaube und eine natürliche Neigung zur Heiterkeit erleichtert es einem." „Ich finde in der Geschichte, daß, wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, alles dawider nichts half; die wahre Klugheit ist Erkenntniß der Zeichen der Zeit; wer sich selbst nicht vergißt, wer durch Geschicklichkeit und Muth Werth hat, den wird auch der Weltherrscher (Vollzieher der Verhängnisse Gottes nennt er ihn anderswo) nicht verachten." Darauf wird versichert, die preußische Armee habe aus Prügelgebenden und Prügelempfangenden bestanden; Müller kam etwas spät darauf. — „Da nun entschieden, daß das Alte in Europa als unhaltbar vergangen, daß etwas Neues wird, und kein Staat mehr existirt, der es hindern könnte (nulla jam publica arma), so muß man sich fügen wie unser Freund Horaz: quum fracta virtus et minaces turpe solum tetigere mento. Es wird sich nun zeigen, wie viele Ressourcen uns bleiben, um nach abgespielter Militärrolle in Friedenskünsten andern Ruhm und Flor zu suchen; worüber ich mancherlei Ideen hätte. Ich, wenn der König reich genug bleibt, um die literarischen Institute aufrecht zu halten, werde dessen froh sein; wo nicht, ein andres Nestchen suchen. Rom, Paris, die Schweiz reizen wechselweise." — Seinem Bruder berichtet er (8. November) mit stiller Verklärung von dem Wohlwollen, mit dem die Fran-

---

*) „Wer kann dem entfliehn, den die Hand des Höchsten über schlaftrunkne Völker führt!" Je voyais que Dieu a donné le monde à Napoléon; où m'enfouir, sans le trouver? D'ailleurs je n'ai jamais craint un homme supérieur; je me fiais en lui.

zosen ihn behandeln. „Vom Kaiser habe ich in Ansehung meiner nichts Anderes erfahren, als was mich zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich, die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehn sollte, so ist das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andre, Empfänglichkeit und Schätzung hat. Sowenig Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, sowenig habe ich verhehlt, bisher von einer andern Partei oder vielmehr in einer andern Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig lüpfen, der die wahrscheinliche Zukunft deckt. Diese Betrachtungen sind so groß und befriedigend für mich, als sie einst für das Publicum interessant sein werden, wenn ich sie zu Papier bringen kann. Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wiefern sie vom Kaiser bestätigt werden dürften. Im Fall sie Anstand finden sollten, so müßte ich suchen zu Heidelberg oder anderwärts Unterkunft zu finden; doch wäre Paris mir am liebsten: außer daß ich der großen Städte nun einmal gewöhnt bin, ist Paris jetzt, wie das alte Rom, die eigentliche Hauptstadt der civilisirten Welt." — Den 20. November ließ Napoleon ihn kommen. „Bald nach dieser Unterredung, berichtet Woltmann, sahen wir uns. Eine Verklärung war über ihn ausgegangen; der Kaiser, sagte er mir, redet wie das Genie selbst, und ist so einfach, so anspruchslos, daß man ihn durch Fragen und Einwendungen wie unsersgleichen zum weitern Gespräch fortziehn darf. Ueber politische Grundsätze und historische Wahrheiten hat er wie der geistvollste Gelehrte gesprochen. Ich redete einst mit Friedrich dem Großen, und war entzückt, doch Napoleon ist mehr: bei ihm ist alles was er spricht, als könnte nur er dies gedacht haben, bei Friedrich gerieth man wol auf eine leise Frage, woher der König diese schönen Gedanken haben möge? — Der Sieger, welcher die alte Ordnung der Staaten umkehrte durch der Waffen Gewalt, sollte auch ihren lautesten historischen Herold durch den Zauber des einmaligen Gesprächs besiegen. Als ihm der Zeitgeist gleichsam persönlich in dem großen Kaiser erschienen war, als sich ihm Angst und Schrecken in eine frohe Ueberraschung auflösten: da war seine Politik wie weggeschleudert von dem Anker des urkundlichen Rechts, und nun suchte er irre den Zeitgeist, um ihm

zu huldigen: was ihm seine alte Geistesbildung immer wie eine Art von Treulosigkeit vorhielt."*) An Böttiger berichtet Müller: Der Kaiser habe so leise und zutraulich gesprochen, daß es Entweihung und Indiscretion zugleich wäre, ein Wort von der Unterredung wiederzusagen. Er

*) Am ausführlichsten spricht sich Müller über seine Audienz in dem Brief an seinen Bruder vom 25. November 1806 aus. „Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden solle. Er kam auf das Vermittelungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung der Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie und anderer), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte), und der tartarischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte) —; von dem eigentlichen Werth der europäischen Cultur (die größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem 15. Jahrhundert); alsdann wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, von dem Grund aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wol nicht gemacht ist, und bedarf in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwol glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die deutsche) und unerträgliche Belastungen der Staaten durch die übergroßen Armeen hervorgerufen worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, sodaß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach zuweilen und er ging in die Discussion ein. Ganz unparteiisch und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannichfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große, umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, sowie seine Manier mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Nach anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen, und ich weiß nicht, ob zufällig oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren zumal eines auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kuhreigen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich hatte ich nie eine mannichfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile, so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben. Friedrich war etwas voltairisch. Im übrigen ist in seinem Ton viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Mund etwas ebenso Einnehmendes, Fesselndes wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert." — Plusieurs jours après, quand une

sei mit Rücksicht behandelt worden, die die innigste Dankbarkeit verdiene. Ueber das Schicksal der preußischen Monarchie sei er zu seiner Tagesordnung übergegangen, d. h. er arbeite wieder seine 16 Stunden. Die an das morsch gewordne Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden; Gott sei es ja, der die Regierungen einsetze. Man müsse sich umdenken.*) War es nun die Folge der Unterredung mit Napoleon, oder ergab es sich von selbst, sein Gehalt wurde ihm fortgezahlt, er blieb von der Einquartierung verschont, die Angesehensten unter den Fremden zogen ihn fortwährend zu Tisch und suchten ihm nachzuweisen, daß für einen Gelehrten von seiner Bedeutung Paris der einzige schickliche Ort sei. Er schreibt an seinen Bruder 12. December 1806: „Auf dieses Land läßt sich kein sichrer Plan machen. Vorausgesetzt es werde ganz unhaltbar, so muß abgewartet werden, ob der, dem alles gegeben ist, etwa auch über mich gebeut, in welchem Falle nicht zu widersprechen ist. Ver-

---

idée me frappait, mon regret fut, de n'y avoir pas pensé ce soir, pour en avoir son avis. Car il y avait si peu de cette hyprocrisie des princes qui se préparent à des entretiens, qu'il permettait que je fis des questions de mon côté, et des objections tant et plus. En un mot, je ne pus quitter cet homme un que, sans l'aimer extrêmement; car la simplicité de sa grandeur, cette cordialité, cette bonté qu'il manifestait, m'avait conquis . . . Cet homme extraordinaire a dû venir! Nous voyons le commencement d'un nouvel ordre; un développement est possible, qui soit le plus grand bienfait pour le genre humain. „Es hat mir sehr wohlgethan, schreibt der Naturphilosoph Windischmann an den „„Geliebten seiner Seele"", daß der Kaiser Sie so ehrenvoll aufgenommen, er hat damit dem unverfälschten Adel des Geistes die gebührende Achtung bewiesen. Wie leicht wäre doch diesem Mann, die Besten der Nation um sich zu haben! Das müßte wirken und die Völker näher bringen. Nur die Unruhe des Kriegs hemmt den Tadel, daß er Sie nur einmal sprach; wäre nur möglich, daß Sie mehreremal mit ihm redend seinem schnellfassenden Verstand den Sinn der Zeit und die Noth der Zeit näher rückten. Er ist einmal die Feuersäule, welche auch uns Deutschen vorleuchtet."

*) Von diesem Brief macht Adam Müller an Gentz Anzeige (Januar 1807) und setzt hinzu: „Das sind die Männer, die der großen Beispiele halber die Historie studiren. Indeß ist dergleichen Frechheit, Dummheit und Hohn gegen die ehrwürdigsten Zeitgenossen, die des frühern Betragens Zeugen waren, wirklich ohne Beispiel. Gehn wir über ihn zu unsrer Tagesordnung, wohl versichert, daß wir das Eine, Höchste und Heiligste wollen, dessen Erkenntniß allein jenen fehlte, die so tief sinken konnten als jener Schächer." Vortrefflich! Um aber nicht in eine zu gefährliche moralische Aufregung zu gerathen, vergleiche man damit die asiatischen Huldigungen, welche Adam seinem Johannes vom 24. März 1805 bis zum 8. Januar 1806 darbrachte, und den Aufsatz: Die Schule Johann von Müller's, im Augustheft 1808 des Phöbus, welcher dazu dienen sollte — eine Anstellung Adam's in Kassel zu vermitteln.

gißt er mich, sodaß ich hinkann, wo mir sonst gut scheint, so würde ich die Schweiz gewiß allem vorziehn." — Nun sollte er in der Akademie über Friedrich den Großen reden: „Dieser kleine Aufsatz, wo jedes Wörtchen zu wägen war, was hat er mich nicht gekostet!" Am 29. Januar 1807 hielt er jene Rede französisch: Au milieu des vicissitudes, des convulsions, des ruines, les hommes excellens parmi les nations étrangères désirent d'apprendre ce que maintenant nous avons à dire de Frédéric, et si le sentiment de sa glorieuse mémoire n'a pas été affaisé par des événemens postérieurs. Für die Charakteristik des großen Königs hatte Müller nur diejenigen Seiten hervorgehoben, die eine unpassende Parallele herausforderten. La violation de quelques principes du droit public doit s'imputer à la nécessité de baser son pouvoir, et s'il a donné l'éveil sur le peu de solidité des parchemins, il fit d'autant mieux connaître les vraies garanties. Lui en voudrait-on du pouvoir absolu! L'homme supérieur l'exerce par l'ascendant de son naturel. L'inégalité incontestable entre les hommes rend la plus grande partie heureuse dans la soumission; le génie dominateur prend sa place, et l'aristocratie des talens militaires et politiques doit se ranger pour le soutenir. Noch unschicklicher für einen preußischen Kriegsrath war ein andres Compliment. Napoleon hatte in Friedrich's Arbeitszimmer in Sanssouci die bekannte Komödie aufgeführt; mit Hinblick darauf sagt Müller: Les grands hommes n'ont pas comme les autres mortels des passions et relations individuelles. Fils du genie, nourris de sublimes maximes, ils forment ensemble une famille dans laquelle règnent des égards mutuels; oui, ils respectent réciproquement les souvenirs de leur gloire. Ainsi, oh Prussiens! dans toutes les vicissitudes de la fortune et des siècles, tant qu'un religieux souvenir du génie et des vertus du grand Roi, et une trace de l'impression de sa vie vivra dans votre ame, il n'y aura pas à désespérer, tous les héros prouveront un généreux intérêt au peuple de Frédéric. Zur Entschuldigung dieser Taktlosigkeiten konnte man anführen, daß sie aus einer lebhaften Gemüthsbewegung hervorgingen: die Komödie hatte ihm wirklich imponirt. Schlimmer war der Schluß. Et toi, immortel Frédéric, si du séjour éternel ton esprit dégagé des relations passagères jette encore des regards sur les évènemens du monde, tu verras la victoire et la grandeur et la puissance suivre toujours celui qui te ressemble le plus, et tu verras la vénération inaltérable de ton nom réunir les Français que tu as beaucoup aimés, avec les Prussiens dont tu fais la gloire, dans la célébration des éminentes vertus que ton souvenir rappelle. Ein frecherer Hohn gegen die Asche des Siegers bei Roßbach läßt sich nicht denken, als seinem Schatten Freude über den

schmählichen Einsturz seines Werks zuzuschreiben! Aber Müller hatte gar kein Arg daraus, er hatte keine Ahnung von der Tollheit dieser Idee, so wenig lebte in ihm echter historischer Sinn! — Indeß sollte sein Abfall sich noch deutlicher kund geben. — Herausgegeben vom Hofkammerrath Winkopp zu Aschaffenburg erschien eine Zeitschrift: der rheinische Bund, im Interesse der neuen Zustände; über diese spricht Müller in der Jenaischen Literaturzeitung 19. Januar 1807 nicht blos mit Wohlgefallen: er geht weiter als die Gründer des Rheinbundes, er betrachtet ihn als die hoffnungsvolle Basis einer Gesammtverfassung Deutschlands. „Wir alle, Regenten und Völker, laborirten an dem Aberglauben an längst erstorbne Namen und Formeln. Dieser Todesschlaf wurde durch gewaltige Stöße gestört. All der todte Buchstabe, all die eingebildeten Stützen, an die man sich zu lehnen pflegt, es ist alles ab; alles reducirt sich auf Geist und Kraft.“ In diesem Sinn wird gerühmt, daß der Rheinbund den Fürsten keine ständische Beschränkung auflegt. „Je mehr Einheit, Stärke, Befriedigung, Zweckmäßigkeit, Fortschritte, desto besser würde der Plan erfüllt, statt einer veralteten, den Keim einer trefflichen Verfassung Deutschland zu geben: wozu der edelste Wetteifer der alten und neuen Fürsten das Beförderungsmittel würde. Im übrigen ist alles im Bunde der Zeit gemäß, die Leitung, der Schutz in der mächtigsten Hand, wie der Augenblick erfordert.“ Weiter über Napoleon: „Der einsichtsvolle Fürst ist weit entfernt, was er für die Mannichfaltigkeit der Verhältnisse seines großen Kaiserthums für dasselbe gutfindet, einem alliirten Bundesstaat oder dessen Gliedern als Muster oder Gesetz vorzuschreiben; er verweist sie auf ihre Lage; sie dürfen, sie sollen danach handeln.“ — Das alles steht bereits im ersten Heft, noch mit völliger Naivetät; im zweiten (7. März 1807) ist die Stimmung durch Angriffe schon gereizt, bittre Ausfälle über die „höhere Kritik“ u. s. w. verrathen die Unruhe des Lobredners. „Das Uebrige, wie es sich bilden und setzen, wie es endlich sein wird, beruht auf nicht vorherzusehenden Fügungen, welche der Verstand und Sinn, welchen wir hier fordern (der aufgeklärte Despotismus), allenfalls besser nutzen und lenken dürfte, als mancher geist- und herzlosen Versammlung in der Steifheit ihres Herkommens hätte einfallen mögen. Wir sind nicht mehr lüstern nach Ausgeburten abstracter Speculation, deren Gründe außer dieser Sinnenwelt liegen.“ Das bezieht sich auf den Glauben an das abstracte Recht, Müller's bisherigen Leitstern, an dessen Stelle jetzt der Begriff des Zweckmäßigen tritt. „Wenn unsere alte Verfassung nicht Keime des Untergangs in sich getragen hätte, wäre das Reich nicht so erbärmlich kraftlos und sie selbst nicht unhaltbar geworden. Auch sonst hat unsere deutsche Vielherrschaft dem innern Flor und Fortgang vieles Guten beträchtlich geschadet. Sollen wir die nicht ausdrücklich proscribirten Reste

dieser fatalen Verhältnisse sorgfältig zusammenlesen, um, sofern thunlich, das Unwesen doch beizubehalten? Wollen wir nicht lieber eine ganz freie Ansicht von den Dingen nehmen, wie sie sind, und anstatt zu fragen, wie dies und das Fragment aus dem medio aevo zu confirmiren, betrachten, ob es an sich etwas bringt? Sehet ja wohl zu, daß der alte Lappen im neuen Kleid nicht einen größern Riß mache. Wir wollen nicht wissen, was Friedrich der Große dem Herzog von Oels damals gutzuheißen schicklich fand, sondern was die Localverhältnisse in dem vorgetragenen Fall jetzt räthlich machen. Wo nicht, und entlehnen wir unsre Auslegung von fremden Zwecken und Staaten, so bleibt unser Wesen ein Flickwerk. Alle solche Notizen haben Werth, aber historischen; sowie einer einen Zug aus Xenophon oder Plutarch benutzen kann: leiten mag auch das Aeltere, gesetzlicher Ausleger däucht es uns nicht sein zu sollen." Im folgenden Heft (10. April 1807) sagt er von den „aufgeklärten Fürsten der germanischen Conföderation": „Die Souveränetät, welche eigentlich nichts Anderes war als die Lösung der sie an das römisch-deutsche Kaiserthum fesselnden Bande, ist ihren erhabnen Gemüthern nicht eine Auflösung aller göttlichen und menschlichen Rechte. Unsre Fürsten werden Institute, auf welchen Sicherheit und Credit beruht, jeder in seinem Lande, durch Gewährleistung des Bundestags heiligen. Dessen standhafte Festhaltung darauf, wie seine Kraft gegen Ruhestörer wird in den Kreisen des deutschen Bundes die seltene Vereinigung der Freudigkeit und des Gehorsams herrschend machen. Diese Aussichten (gar nicht schwärmerisch; gesunder Verstand muß sie empfehlen) haben viel Erhebendes." „Inwiefern dieser Bund, die neue Hoffnung Deutschlands, in Lösung der schweren Aufgabe einer Vereinigung souveräner Gewalt mit selbstgegebenen, nöthigen, festen Gesetzen, glücklich sein wird, läßt sich erst hoffen; er ist noch in der Geburt: wenn er aber eine Einheit bewirkt, wie sie von einem solchen Primas und einem Bundestag aufgeklärter und wohlwollender Fürsten zu erwarten ist, so wird jeder Deutsche mit Freuden eine Epoche bessern Daseins von ihm datiren." — „Unstreitig ist ein mächtiger Protector nothwendig; dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die Bestimmung der Frage, wie es mit dem Protectorat in Zukunft sein soll, wird nun von dem Stifter und Haupt der neuen Verfassung selbst abhängen. Gemeiniglich pflegen die Zeiten solche Dinge zu machen: es ist ebenso wenig zu rathen, daß die Masse mit ihrem Bildner in Discussion trete, als möglich, in die Zukunft eingreifende, auf die unbekannten Ereignisse passende Vorkehren zu treffen. Da es dahin gediehn, daß wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches den Chef der großen Völkerföderation so viel Interesse für unsre Erhaltung hat nehmen lassen, daß er unser Protector sein will. Wer vermag zu be-

stimmen, wo sein Recht aufhört? Allerdings kann, was dem Einzigen gestattet wird, nicht jeder Nachfolger fordern: wenn das Werk consolidirt ist, so wird es der durchgreifenden Intervention auch nicht mehr bedürfen. Aber der heutige Zeitpunkt scheint nicht der zu sein, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. Er ist; das sei vor der Hand genug." „Es ist eine unsrer Hand entwachsene Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut." — Um über diese Unbegreiflichkeiten nicht alle Fassung zu verlieren, muß man Müller mit seinen Zeitgenossen zusammenstellen. Es war nicht blos der preußische Offizierstand, der in seinem Verrath die Landesfestungen dem Feind überlieferte; die Gelehrten wetteiferten, sich an den Eroberer wegzuwerfen. Es genügt, die Intelligenzblätter der Jenaischen Literaturzeitung von 1806 (27. October 6. December) und 1807 (3. Januar 9. September) durchzublättern, die wahrhaft hündische Demuth der Universität vor Napoleon, um sich das Bild jener Tage zu vergegenwärtigen. In seiner Idee, den Rheinbund für die Hoffnung Deutschlands zu halten, stand Müller keineswegs allein*); freilich mußte ihm, dem alten

*) „Welche Worte des Lebens, schreibt am 5. Februar 1807 aus Dresden der wackre Böttiger, der noch vor einem halben Jahr mit Gentz und A. Müller wetteifernd auf die Feigheit der Deutschen geschmäht, haben Sie in Ihren Recensionen über den rheinischen Bund gesprochen! Aber dies wird Ihnen von einer gewissen Partei, die sich weder umdenken kann noch will, zur Todsünde angerechnet. Man hält es laut für Treubruch und Apostasie, wenn man den mit Feuer und Geist getauften Zertrümmerer der alten wurmstichigen, morschen Formen für das erklärt, was er ist, ein erwähltes, hochbegnadigtes Werkzeug Gottes." — Aber es ist nicht nöthig, auf Leute dieses Schlages einzugehn; die ersten Männer Deutschlands huldigten dem neuen Gestirn. Nach dem Einzug Napoleon's in Jena schreibt Hegel, er habe den Kaiser, „diese Weltseele", gesehn: „es ist eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehn, das hier, auf einem Punkt concentrirt, über die Welt übergreift und sie beherrscht." In der Geschichte dieses Tages sah er den Beweis, „daß Bildung über Roheit und der Geist über geistlosen Verstand und Klügelei den Sieg davonträgt." „Wie ich schon früher that, so wünschen nun alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuern Unterschied ihrer Anführer und des gemeinen Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." „Die preußische Monarchie, schreibt Schelling an Hegel, wird nun allmählich ein vollkommenes Institut für preßhafte und zu Schaden gekommene Gelehrte . . . ich habe dich oft herausgewünscht aus dem verödeten Norden, der nachgerade selbst zum Gefäß, das Bessere zu fassen, verdorben erscheint." In der That verschaffte ihm Niethammer im Frühjahr 1807 eine Zeitungsredaction in Bamberg, die natürlich in bonapartistischem Sinn besorgt werden mußte, und nach befriedigender Verwaltung dieses Geschäfts November 1808 das Rectorat in Nürnberg. — Wie edel hebt sich Schleiermacher da-

Propheten des guten Rechts, das Gewissen strenger vernehmlich werden. Am 27. Februar 1807 schrieb Gentz aus Prag: „Daß Sie längst schon Muth und Neigung verloren hatten für eine hochbedrängte Sache, war mir bekannt. Daß in den letzten Wochen vor dem Ausbruch des preußischen Kriegs Ihre Zaghaftigkeit aufs höchste gestiegen war und einen nahe bevorstehenden Abfall verkündigte, thaten unverkennbare Symptome mir kund. Nur mittelmäßig also konnte es mich wundern, daß Sie in Berlin zurückblieben. Daß Sie nun, nachdem dies einmal geschehn, Ihre Grundsätze (wenigstens die, welche zeither für die Ihrigen galten) Ihren Ruhm, Ihre Freunde, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie jahrelang gepredigt und verfochten hatten, in feigherziger Nachgiebigkeit gegen den Sieger, in lichtscheuen Unterhandlungen mit ihm, in doppelzüngigen Bekenntnissen und Erklärungen verleugnen und aufgeben würden, darauf war ich vollkommen gefaßt. Daß Sie aber sich öffentlich lossagen könnten, — diesen Grad der Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht." „Eine öffentliche Erklärung über die sogenannte neue Ordnung der Dinge enthüllt Johannes von Müller's Gedanken über die rheinische Conföderation. In diesem meuchelmörderischen Attentat, wodurch der fremde Usurpator einer fremden Regierungsgewalt alles, was noch national bei uns war, unter die Hufen seiner Pferde ge-

gegen ab, der doch in Halle die wirkliche bittre Noth kennen lernte. „Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehn, kein Einzelner sich retten kann, daß unser aller Leben gewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung. Möchten Sie Sich wohl irgendeine Gefahr, irgendein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedrigen Sklaverei preisgegeben und ihm die niedrige Gesinnung eines grundverdorbnen Volks eingeimpft zu sehn? Früher oder später steht ein allgemeiner Kampf bevor, dessen Gegenstand unsre Geistesbildung nicht weniger sein wird als unsre Freiheit, ein Kampf, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden." Schleiermacher hatte verschiedne Anerbietungen, er blieb aber trotz der drückendsten Noth seinem Beruf und seiner Stellung treu. „Mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehn wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Laß uns auf unserm Posten stehn und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachstehn dürfte für diesen Fall." Auch diese Probe sollte er bestehn. Sein innigster Freund Willich starb März 1807, die junge zwanzigjährige Witwe, der Schleiermacher an ihrem Trauungstag September 1804 seinen väterlichen Segen gegeben, wandte sich mit kindlichem Vertrauen um Trost an ihren väterlichen Freund, es entspann sich daraus ein Briefwechsel, dem Juli 1808 die Verlobung, Mai 1809 die Heirath folgte.

stampft hat, in diesem verworfenen Machwerk der Tyrannei konnte der lorbeerreiche Herold helvetischer und germanischer Freiheit den Keim einer trefflichen Verfassung und Stoffe und Anlagen finden, die es jedem Deutschen werth machen müssen, in seinen Kreisen zu leben! — Wie soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr heller Geist urplötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten? Oder verleitete Sie irgendein schnödes Interesse, irgendeine niedrige knechtische Furcht, wider bessere Ueberzeugung zu schreiben? Nach einer oder der andern Hypothese wird das Urtheil der Zeitgenossen greifen. Was mich betrifft, so schmeichle ich mir, Sie tiefer durchschaut zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Misgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für andre zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschien, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden ein Bündniß mit Ihnen zu schließen.*) Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist blos, daß Sie von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen noch hörten als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten Berlin aufzugeben, so waren Sie wahrscheinlich gerettet. Ihre eigentliche Strafbarkeit liegt in Ihrem Bleiben; alles Uebrige war eine unvermeidliche Folge davon. — Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid; Sie zu hassen ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsre Wünsche erfüllt und meine und andrer Gleichgesinnten Bemühung krönt,

*) Müller selbst schreibt 25. August 1808: J'ai ce défaut bien allemand de commencer par supposer tout le monde bon, de me créer tel homme, d'après des données insuffisans. Puis — la douleur des découvertes — et p o e n i t e t m e f e c i s s e h o m i n e m!

so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht: die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühn!" — Göthe, der Müller's Talent wahrhaft achtete, durch die Allgemeine Literaturzeitung mit ihm verbündet war, und über den deutschen Patriotismus, der sich jetzt als Ankläger gegen den deutschen Geschichtschreiber erhob, sehr gering dachte, beschloß, dem hart Angefochtenen eine Genugthuung zu geben. Er übersetzte die Festrede desselben und veröffentlichte sie im Morgenblatt vom 3. März. „Haben Sie Dank, antwortete Müller, großer Mann und edler Mensch! Ihr Name ist eine Aegide gegen den Neid. Die Leute hier können einem gar nicht vergeben, nicht füsilirt worden zu sein; und der (mir nicht bekannte) Klang der Guineen hat etwas, das die Donnerlectionen von Jena und Auerstädt überhören macht. Ich habe meine Grundsätze nicht geändert: geändert hat sich aber die Welt. Was können wir dafür? Und da es nun so ist, sollen wir denn alle conspiriren wie Brutus, oder uns erstechen wie Cato? Das thut selbst Gentz nicht, welcher über meine Verrätherei so grimmig thut." Göthe erwiderte: „Man wirkt und nützt im Sturme muthig fort; es kommt eine Zeit, wo der Parteigeist die Welt auf eine andre Weise spaltet und uns in Ruhe läßt." „Ihrem reinen Herzen, schreibt Müller in derselben Zeit an einen andern, bedarf ich nicht zu verhehlen, daß das meinige sehr zerrissen ist. Ich habe in einigen Recensionen den Nationalgeist, wie es jetzt irgend noch möglich ist, emporzuhalten und vernünftig zu leiten gesucht, und muß hören, daß man mich der Abtrünnigkeit, der Verrätherei am Namen der Deutschen beschuldigt." „Aber schweigen, schweigen, meinen die Biedermänner, hätte ich sollen! Als der vaterlandsliebendste der Propheten seinem Volk mit Thränen zurief, dem, welchem auf eine gewisse Zeit durch die Hand der Vorsehung Asien übergeben sei, für die bestimmte Zeit sich zu fügen, schien den Juden patriotisch, ihn zu steinigen, aber Jerusalem wurde verbrannt. Warum schwieg er nicht? Weil der Gott in ihm ihm zu reden gebot." „Ich bin müde, einem undankbaren Zeitalter, einem nichtswerthen Geschlecht, feige zur That und verleumderisch in Worten und unsinnig im Wahn seiner Hoffnungen, mit unausgesetzter Lebensmühe und oft wahrhafter Gefahr mich aufzuopfern. Ich gedenke in einem kurzen, sehr kräftigen Aufsatz dem Publicum dies alles zu sagen und mich von ihm zu verabschieden." — „Ueber Ihrem Geist, schreibt Böttiger Mai 1807, nachtet eine schwere Wolke. Es ist nicht Vorwitz, sondern innigste Theilnahme, wenn ich zuweilen den Schleier zu lüpfen wünschte, der Ihre künftige Bestimmung verhüllt. So viel begreife ich, daß der in die ausgemergelte Residenz zurückkehrende König sehr schmale Bissen zuschneiden wird. Oft habe ich Sie in Ihre

frühern Verhältnisse gleichsam zurückgedacht, nicht in die wiener — dort ist kein Heil! — zum Fürst Primas, zu einem Organ des rheinischen Bundes, für welchen Sie neulich so schöne, kräftige Worte mehrmals gesprochen haben." Am 12. Februar hatte Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten, er kam nach einigem Zaudern in Königsberg um seinen Abschied ein. Am 24. August schreibt Wieland, indem er ihm Glück wünscht, Preußen zu verlassen: „Wenn es dem großen Arbitre de l'Europe gefallen wird, dem ehemaligen germanischen Reich eine Verfassung zu geben, die eine lange äußere und innere Ruhe möglich macht, so kann das südliche Deutschland einer vorzüglich schönen und glücklichen Zeit entgegensehn. Auch das kleine Bethlehem-Weimar hat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen. Ueberhaupt scheint mir die Zeit, da man durch Dichterei in Deutschland Sensation machen konnte, abgelaufen zu sein — und man kann soviel Besseres thun als Verse machen!" — Aus Kopenhagen schreibt Fichte 8. August: „man sagt, Sie gedächten Ihre Verhältnisse zu verändern. Wolle Gott nicht, daß das wahr sei! Sie würden dadurch Ihren, ich hoffe selbst nur irrenden Detractoren Recht geben. Ueberdies scheint mir jetzt, wo eine Wahl des Bessern gar nicht möglich ist, die einzige Partei des Mannes von Charakter, daß er sich aller Wahl begebe und sich an sein vorgefundenes Sein halte." „Die Misdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Menschen gar nicht durchgedrungen; von den andern kenne ich keinen, der nicht sein Urtheil suspendirt habe, der nicht wünsche, Sie rein und tadellos zu finden." Ende desselben Monats kehrte Fichte nach Berlin zurück, wo er neben Müller wohnte, und aus allen Kräften bemüht war, ihn für Preußen zu erhalten. — „Wie, theurer Freund, schreibt ihm Hufeland, der Leibarzt des Königs, aus Memel 19. Juli 1807, auch Sie wollen uns verlassen? Sie dürfen es jetzt am wenigsten, das Gemüth eines Müller würde es nicht ertragen, wenn es hieße, er hat seinen König, seinen Staat, der ihn mit Liebe und Innigkeit pflegte, in der Noth verlassen. Hat mein Freund darüber nachgedacht, welchen Eindruck dieser Schritt für ihn und den Staat machen muß?" 26. August: „Vor allen Dingen bitte ich Sie zu bedenken, daß Sie eben durch Ihr Weggehn denen, die Ihnen etwa übel wollten, die stärksten Waffen und denen, die noch unentschieden oder irre geleitet wären, die Ueberzeugung erst in die Hände geben würden, daß der Verdacht doch gegründet sei. Und wie schmerzlich dies Ihren wahren Freunden nicht nur in Absicht Ihrer, sondern auch der guten Sache der Gelehrsamkeit überhaupt sein müßte, da dieselbe in Ihrer Person wirklich zuerst anerkannt

und rein für sich belohnt worden ist, und also durch einen solchen Schritt eines ihrer ersten Repräsentanten nothwendig verlieren würde, brauche ich nicht erst hinzuzufügen. Noch liegt die Sache in Ihren Händen; Ihre Schreiben sind verloren gegangen, wie so vieles in der letzten Zeit; schreiben Sie nicht wieder, und die Sache ist so gut wie nicht geschehn.“ — Müller war gerührt, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen, er wollte eine äußerliche Bestimmung. Seien wir gerecht gegen ihn: er selber spricht zwar hauptsächlich von seiner Besorgniß einer Reduction seines Gehalts, aber nicht das lag ihm am Herzen: er fühlte die Unsicherheit seiner Stellung, er fühlte die Geringschätzung der Patrioten und er bedurfte, um zu bleiben, einer Ehrenerklärung von seiten des Königs. So schrieb er zum dritten mal nach Memel, 5. September; die Folge war seine Entlassung in kurzen und trocknen Worten, die er am 5. October erhielt. *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*, setzt er hinzu. — Am 29. October 1807 reiste er aus dem Hause Alexander's von Humboldt, der sich in der schweren Zeit auf das freundschaftlichste seiner angenommen hatte, von Berlin ab. Seine Bücher, an 120 Centner, wurden über Nürnberg nach Tübingen geführt. Inzwischen waren ihm zwei Kuriere von Paris aus nachgeschickt, der eine hatte ihn in Tübingen und Stuttgart gesucht, eilte hierauf nach Berlin, traf in Gotha die Spur seiner Durchreise und erreichte ihn selbst am Abend des 5. November zu Frankfurt. Er überbrachte ihm die Einladung, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen, er sei zum Minister-Staatssecretär des neuen Königreichs Westfalen ernannt. „Beim Schatten unsrer Mutter! schreibt er an seinen Bruder, nie hatte ich davon die entfernteste Idee; bisweilen wünschte ich eine mäßige literarische Stelle in Paris, hatte aber niemand auch nur dieses geschrieben. Der erste Eindruck war nach dem Erstaunen Freude, daß der große Mann, den, wie du weißt, ich seit jener Unterredung am 20. November 1806 hoch verehrte, meiner nicht vergessen. Das hat sich auch nachher bestätigt: der Fürst Primas hat nichts davon gewußt, König Hieronymus kannte mich nicht, alles ist aus Jupiter's Haupt: er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben. Also in einer Viertelstunde der Kurier abgefertigt: „„ich komme.““ Und ich kam, Tag und Nacht in fünf Tagen. Am 12. war ich zu Fontainebleau, sah hier den Minister-Staatssecretair, und eben, als ich mich in den Wagen setzen wollte, den König, der von der Jagd heimkam. Er hat etwas ungemein Einnehmendes und ich wußte aus Schlesien mehrere schöne Züge. In Paris sah ich fast niemand als den Fürsten Primas, und eilte schnell zurück. Aber lange schon war ich bei Besinnung.“*) — Am

*) Noch interessanter wird diese Gemüthsverfassung im Brief an Bonstetten

17. November erhielt er das Decret, welches ihn zum Minister ernannte. „Ich schwöre dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe. Aber — es kam so! den folgenden Morgen fing mit Expedition eines halben Dutzend Decrete meine Stelle an.“ Der König übergab ihm das große Kreuz des holländischen Löwenordens und wiederum gerieth Müller in eine bescheidne Rührung, er versichert seinen Bruder, daß unter diesem großen Kreuz noch dasselbe Herz schlage. „Schon habe ich aus Deutschland mehrere Briefe, worin man sich der Ernennung freut.*) In Paris erkennt man auch darin Napoleon's Geist. In der That ist er in allem, was ich sehe und höre, bewundernswerth

---

vom 1. April 1809 beschrieben. Il fallut obeïr; ce n'est pas qu'en route déjà je ne sentisse profondèment Quem tu Melpomene semel! Aussi je me proposais mille tournures, pour me revendiquer à mes plans primitifs. Mais l'Empereur était parti. Bien que convaincu de plus en plus que ce changement ne me conviendrait pas, il fallut s'y prêter. — Das war eben Müller's Elend, daß er nie im Stande war, Nein zu sagen. — Noch deutlicher 8. December: „Eben das Unerwartete überraschte mich; es fiel mir nicht ein, es ablehnen zu dürfen. Erst in Fontainebleau kam der verlangensvolle Rückblick auf meine vorige Lage wieder zu Kraft; aber meine Vorstellungen wurden übersehn; man glaubte, ich würde mich gewöhnen, und der Glanz mich etwa blenden. Aber täglich steigt mein allersehnlichstes Heimweh nach meinen Studien, nach der stillen Wonne meines einsamen Lebens. Noch hoffe ich auf den Kaiser; er ist meinen Studien gewogen, vielleicht gibt er mich ihnen zurück.“

*) „Als Staatssecretair des Königs von Westfalen, schreibt Woltmann aus Berlin 5. December 1807, würden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als Ministerreferendar des rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehn Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre.“ Natürlich wünscht der Edle, ihm zur Seite zu stehn. „Was soll ich hier unter den ausgestorbnen Menschen?“ — Der würdige Falck besuchte Müller in Kassel; vor seiner Abreise schreibt er ihm noch 3. März 1808: „Nur muthig die Hand ans Werk, mein theuerster Johannes! Unter günstigen Auspicien, in Vereinigung mit den besten Köpfen, mehr handelnd und schreibend, so Ihr Tagewerk beschließend, ein Mittelpunkt der europäischen Cultur, vorbereitend eine universelle Aussöhnung der Gemüther, nach allgemeinem Haß eine allgemeine Liebe, eine Anerkennung wechselseitigen Verdienstes begründend; kein bloßer Rheinbund mehr, ein europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, Römer, das Alte und Neue, Shakspeare, Homer, Calderon, Cervantes, Molière sich wechselseitig ausgesöhnt, zu einer universellen, vielseitigen Menschenbildung die Hand bieten — dies, nur dies sind Ideen, deren Ausführung eines Johannes Müller würdig ist. Der Barbarei die Cultur der Europäer, die Nachkommen Hutten's, Cid's und Bayard's den Kameelknechten und nomadischen Horden entgegensetzend, und wo er auf einen Rest von Barbarei stößt, ihn unerbittlich vertilgend — so werde ich Sie enden sehn.“

und einzig; und wenn Horaz recht gesagt hat, daß principibus placuisse viris non ultima laus est, so darf ich wol mich freuen, daß dieser mein gedacht hat. Auch kann ich den jungen König nicht anders als lieben; man glaubt ich könne Gutes stiften; man macht mir, wenn das Königreich in Ordnung ist, nach drei, vier Jahren eine ruhige, schöne Stelle hoffen, wo ich diese Erfahrungen, die großen und wichtigen mit dem Resultat meiner Studien combinirend, wie jene Staatsmänner alter Jahrhunderte, die Geschichte werde schreiben können. Also — ich gebe mich hin." Indeß sah man in Kassel bald, daß er für die eigentliche Verwaltung im französischen Sinn nicht geeignet sei; man übertrug ihm daher 30. December 1807 die Generaldirection der westfälischen Universitäten. In dieser Eigenschaft erhielt er 14. Mai 1808 den Auftrag, dieselben (Göttingen, Helmstedt, Halle) dem König vorzustellen, überall mit etwas asiatischen Huldigungen. — Am 22. August 1808 hatte Müller den Reichstag zu schließen: Celui devant qui le monde se tait, parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde, voyant dans la Germanie l'avant-garde et le rempart de l'Ouest et du Sud, se sentant supérieur aux idées vulgaires. a voulu consolider l'Allemagne. Il lui a donné ses lois, ses armes, ses grandes leçons; de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère. — Die Stände, indem sie die Fundirung der Schuld genehmigten: vous avez donné la première et la plus forte preuve que vous vous sentez Westphaliens, que vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. — Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire, si l'esprit public, fils de l'antique probité, après un essor aussi subit et aussi élevé, se fixa à jamais dans son caractère. Un roi, une loi, un trésor, une dette, un intérèt, sans parler de l'origine et des destinées communes, ne sont-ils pas les gages impérissables d'un esprit public! Le roi le veut, la loi l'ordonne: vous serez une nation! — Après les huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée, qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et après les mille ans d'obéissance à la longue hiérarchie de seigneurs spirituels et temporels, il est venu un temps nouveau et un autre Charlemagne, qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs. — Daß Müller es für seine Dienstpflicht hielt so zu reden, war schlimm; noch schlimmer, daß er sich wirklich zu solchen Empfindungen und Gedanken zu stimmen vermochte. Wenigstens aber war er dadurch im Einklang seiner Lage. Indessen sollten ihm ernste Conflicte nicht erspart werden. Er lebte in der für einen Historiker unbegreiflichen Illusion, Westfalen sei ein deutscher

Staat und die Regierung werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als für das Aufblühn der deutschen Wissenschaft zu sorgen. Der Regierung kam es aber hauptsächlich darauf an, Rekruten und Geld für die Napoleonischen Kriege zu erpressen. In den Universitäten sah sie den Herd demagogischer Umtriebe, und selbst wenn das nicht gewesen wäre, so hatte sie doch keinen Begriff von einer deutschen Universität. Bei ihrem Streben nach Vereinfachung wollte sie die kleinen Universitäten zusammenziehn und möglichst in der Weise der polytechnischen Schulen reformiren. Die milden Stiftungen wurden ohne weiteres eingezogen, worin übrigens die spätern deutschen Fürsten das Vorbild Napoleon's redlich befolgt haben, und die Polizei fing an, in den unschuldigen Spielereien der Studenten und selbst in den Vorlesungen das große Wort zu führen: auch darin hat die deutsche Restauration viel von den Franzosen gelernt. Die Kriecherei, mit der die Professoren sich dem neuen Regiment fügten, zeigte sich namentlich bei den Bredow'schen Händeln; Männer von großem Ruf, wie Sartorius, Eichhorn u. s. w. bewarben sich um westfälische Staatsämter und legten gute Gesinnungen an den Tag. Es ist nicht zu leugnen, daß Müller sehr viel Unheil verhütet hat; er war unverdrossen, seine Collegen und Vorgesetzten über das Wesen der deutschen Lehrfreiheit ins Klare zu setzen. Auf seine Anregung schrieb Villers das bekannte Buch über die deutschen Universitäten, das Unbefangenste, was von einem Franzosen ausgegangen ist. Aber viel wurde doch immer nicht erreicht und Müller's Haltung erregt unser tiefstes Mitleid. Man begegnete seinen Vorstellungen mit der kältesten Verachtung; man verhehlte ihm nicht, daß seine Geltung in Deutschland völlig aufgehört habe; daß es seine Pflicht sei, hauptsächlich die französischen Interessen wahrzunehmen; er begegnete diesen Zumuthungen nicht mit männlicher Entschiedenheit, er klagte, daß man ihn allmählich mit Nadelstichen tödte und flehte gewissermaßen um Erbarmen. „Hätte der Kummer ein Gewicht, das sich in Summen bringen ließe, wie viel tausend Centner würden in diesen Blättern aufeinander liegen!“ so schrieb Heyne, als er nach Müller's Tod die sechsundsechzig Amtsbriefe desselben seinem Bruder übersandte.* —

*) Sie machen in der That einen traurigen Eindruck. — 22. Juni 1808. „Es kommt so viel zusammen, daß das Maß zuweilen überläuft; die Anmaßungen der Präfecte, welchen unbegreiflicherweise ursprünglich die Aufsicht über die Studien in den Departements aufgetragen wurde, und welche nun fortfahren, hinter meinem Rücken zu operiren; unüberwindliche Vorurtheile gegen die Zahl der Professoren; die Unordnung, welche zum Theil artificiell ist, indem der Stand der Sache manchmal verhehlt wird. Aus diesem allem entsteht so viel Aerger, daß ich mehrmals gedacht habe, meine Stelle niederzulegen: das Eine hält mich ab, daß ich

Müller's Gesundheit war durch den schweren Kummer der letzten Jahre aufgerieben; er starb am 29. Mai 1809. Der Minister Simeon, sonst ein wohlgesinnter Mann, hielt ihm eine schickliche Leichenrede, auch in Deutschland verstummte allmählich der Zorn, wenigstens wurde er durch

---

fürchte, sie komme in gar unrechte Hände." — 3. November. „Es geht oft hart; und wenn ich meiner jugendlichen Vorsätze, Pläne, Hoffnungen gedenke, bricht mir das Herz." — „Ich muß dies Leid mit anderm schlucken, das wirklich anfängt meine Gesundheit zu untergraben. Ich hegte immer die Hoffnung, durch die Aufopferung meiner selbst etwas Gutes für die Wissenschaft zu wirken; sie verläßt mich mehr als je. Sie sehn mich vielleicht bald ohne Gehalt, ohne Vermögen, verschuldet, meinem Gefühl alles aufopfern." — 28. November. „Diesmal habe ich mich nicht enthalten können, meinen lebhaftesten Unwillen auszudrücken; sollte ich nicht lieber zu Fuß fortgehn, als scheinen solchen Dingen meinen Namen zu leihn. — Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann; es hält aber sehr schwer. Die Erinnerung voriger Zeit, wo ich in der Freiheit oder unter gütigen Fürsten in Ruhe die Geschichte schrieb, erregt in mir gewöhnlich — Neigung zu Thränen." So geht es durch alle Briefe dieser traurigen Jahre; man muß sagen, daß Müller seine Schuld schwer gebüßt hat. — Eine festere Stellung hatte der alte Heyne. Nach Wolf's Vorgang ist man gegen diesen würdigen Mann höchst ungerecht gewesen; seine philologische Methode läßt freilich viel zu wünschen übrig, aber in unsrer classischen Periode hat er durch Anregung aufs segensreichste gewirkt, und in der Zeit der Noth den fremden Eroberern gegenüber mit edler Männlichkeit die Würde der Wissenschaft gewahrt. „Das Peinliche Ihrer Lage, schreibt er an Müller 27. Juni 1808, sah und dachte ich mir längst; Sie sind wirklich Märtyrer der guten Studien, aber wir sind nun einmal für die Hefe der Zeiten aufbehalten. Zu verhindern, daß nicht alles noch schlimmer oder ganz schlecht wird, ist für diese Zeiten ein so großes Verdienst, als zu anderer Zeit ein Volk auf den Gipfel der guten Literatur zu erheben. Ich habe mich längst auf den Fuß gesetzt, nichts zu hoffen, aber mit aller Kraft zu handeln, als hoffte ich alles. Dank sei dem Himmel, die Erfahrung hat mich belehrt, daß auf diesem Wege immer noch etwas gewonnen wird, und man bewahrt sich dabei gegen Täuschung und Unmuth. Die Menschen zwingen, daß sie etwas Besseres thun oder thun lassen, als sie selbst wollen und gern ungeschehn sähen, ist für mich noch die einzige Aufheiterung, deren ich fähig bin." 23. September 1808: „Tief fühle ich den Unmuth, der Sie drücken und Ihr edles Herz beugen muß; mit beklemmtem Herzen berechne ich es, wohin ein solches Verfahren endlich führen muß, und worauf es vielleicht gar angelegt ist. Halten Sie gleichwol das Steuerruder fest. Nur Gewalt muß Sie verdrängen; nie geben Sie das Heft denen, die Sie verdrängen wollen, in die Hand; ist alles ohne Hoffnung zur Rettung, so muß doch Ihr Rückzug gesichert und ehrenvoll sein." 24. November 1808: „Wir sehn voraus, daß Sie selbst nichts wirken können; man verlangt blos Ausführung französischer Beschlüsse; ich beklage Sie, Ihre verzweifelte Lage, unsre Universität, unsre Literatur, Deutschland. Wie bedaure ich Sie, daß Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehn als ich!" — Am 19. September 1808, als ein Geschenk des Königs in den Gelehrten

Schmerz und gerechte Anerkennung gemäßigt. Wie aber über seine wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung sich das Urtheil allmählich geändert hatte, zeigt am deutlichsten ein Brief Niebuhr's aus dem Jahr 1812. „Ich kann mich nicht darüber täuschen, daß Müller's Gefühle und Urtheile von seiner frühsten Jugend an gemacht waren. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte; aber daß er in sich keine Haltung hätte, danach hatte ich nach seinen Schriften vom Bellum Cimbricum bis auf die Posaune keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, und mit dem Alter versiechte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engsten Sinn des Worts; historische Kritik hatte er gar nicht; seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen, als ein zahlloses Einerlei, war doch im Grunde todt in seinem Kopf." — Das Urtheil ist unstreitig zu hart, und um es zu verstehn, muß man die Wendung, welche die Wissenschaft jener Zeit überhaupt nahm, ins Auge fassen. — Müller's Talent und Neigung bestimmte ihn zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Thatsachen; er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch ein umfassendes Studium der Quellen die Begebenheiten und Zustände vollständig wiederherzustellen, sodaß ein anziehendes Bild und ein mächtiger Eindruck auf die Seele hervorging. Dadurch unterschied er sich von den alten Pragmatikern, die nur ihre eigne Klugheit an den Tag bringen wollten, darin theilte er den Standpunkt der gleichzeitigen Dichter. Das Resultat der Thatsachen mußte eine rhetorische Wendung sein,

---

Anzeigen zu melden war, schreibt er: „Das Schöne und Gute preise ich gern, aber die Würde der Universität liegt mir auch am Herzen, und doch auch daneben die Achtung meiner Deutschen gegen mich selbst; so ist es mir unmöglich, bis zur französischen Hyperbole hinaufzuklimmen." — Es war vielleicht eine Folge solcher Aeußerungen, daß mit Vorwissen Müller's die Abfassung des neuen Programms dem theologischen Professor Eichhorn übertragen wurde. Er führte seinen Auftrag mit einer so lächerlichen Kriecherei aus, daß Heyne empört wurde. (2. November 1808.) „Wenn von meiner persönlichen Kränkung die Rede wäre, würde ich mich bald darüber wegsetzen; aber es ist die Herabwürdigung der Georgia Augusta, was mir weh thut. Es wäre schändlich, in meinem achtzigsten Jahr noch in die große Classe der Menschen mich einzumischen, die kein Gefühl für die Würde der Universität haben, ebenso wenig von dem, was sie sich, dem alten Vaterland, der alten Regierung schuldig sind." „Nur wenige wissen den eigentlichen Vorgang, die meisten schütteln den Kopf über den alten Heyne: auch der ist geworden wie unsereiner!" Es thut doch wohl, in jener schweren Zeit einer solchen Sprache zu begegnen.

daher seine aufrichtige Verehrung für Schiller den Historiker, der ihm doch gewiß durch sein Quellenstudium nicht imponirte. Daher sein dreifacher Haß gegen die Revolution, die altehrwürdige Zustände über den Haufen warf und durch ihre Gährung das Zustandekommen eines neuen bildlich darzustellenden Zustandes verhinderte; gegen die Metaphysik, welche die Begriffe spaltete und durch die Flüssigkeit derselben auch die Thatsachen zu verschlingen drohte, ja die sich wol gar anmaßte, gleich der Revolution die Geschichte aus dem Begriff heraus zu construiren; endlich gegen die historische Kritik, welche die Ehrfurcht vor den Helden und Schriftstellern der Vorzeit so freventlich verletzte, daß sie dieselben endlich als Mythen, als Collectivbegriffe darstellte: gleichviel ob dieser Zersetzungsproceß an Homer, an Lykurg, an Christus, an Tell ausgeübt wurde, das Bild und der rührende Eindruck wurden ihm verwirrt und er haßte das Scheidewasser, auch wo er seine Wirkung nicht aufheben konnte. Noch in den Briefen seiner letzten Jahre finden sich zahlreiche sehr leidenschaftliche Aeußerungen derart.*) In seinem Kampf gegen die Revolution hätte sich wol der Zeitgeist auf seine Seite gestellt, aber durch seinen Abfall hatte er die Gunst des Volks verscherzt. Zu erklären ist es, denn er haßte in der Revolution nur den Bildersturm; sobald sie sich selbst in ein imponirendes Bild krystallisirte, wie in Napoleon, trat sie ihm mit der Gewalt einer zwingenden Thatsache gegenüber. — In der Wissenschaft dagegen wurde die Kritik, die bisher nur der Theologie gegolten hatte, nach allen Richtungen die herr-

*) L'arbre de notre antique culture se dessèche; les fruits sont mûrs jusqu'à pourriture. Où avons — nous de religion, quand on attaque l'authenticité de S. Jean? Où sont des fondemens d'une sorte de droit? Qu'est-ce que l'histoire et la poésie après l'extinction du noble esprit de l'antique liberté? Nous sommes aux temps d'un Ammien, d'un Augustin, sur les confins des deux mondes, placés dans celui qui menace ruine. — „Unser Zeitalter der Abnahme und Auflösung meint mit dem Lämpchen der höhern Kritik einige eingeschobene Steinchen zu entdecken, und schabt an dem Moos des Alterthums, auf daß es nicht mehr so ehrfurchtgebietend erscheine: aber lange werden diese gelehrten Arbeiten bei den Büchertrödlern modern, wenn noch Jesajas Himmel und Erde aufrufen, und der Donner seiner Rede Himmel und Erde bewegen wird. Das hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edeln uns abgeschwatzt worden, und niemand mehr wußte was er wollte." — „In Ansehung der Höhe der Wissenschaft, welche unsere Nation erreicht habe, bin ich nicht mit Ihnen einig. Es ist erstaunlich viel Methodisches, Mechanisches aufgekommen, das die Kraft Luther's eingenommen hat; wir sind aus Männern Scholastiker, Exercirmeister und was nicht alles geworden, außer was wir sein sollten. Ich hoffe, die Noth wird uns darauf bringen, in uns zurückzugehn, hinabzusteigen aus der superlunarischen Welt in unser zerrüttetes Haus und statt auf unerhörte Worte, auf mächtige Thatkraft zu sinnen."

schende. Die Schule Wolf's und Niebuhr's verdrängte den Chronikenstil aus dem Gebiet der Gelehrsamkeit und es ist den Führern kaum zu verargen, wenn sie in Müller den zurückgebliebenen Standpunkt härter als nöthig betonten. — Bald darauf erhob die zweite Feindin Müller's, die Philosophie der Geschichte, siegreich ihre Fahne; sonst in allen Punkten uneins, stimmten sie in ihrer Geringschätzung gegen den naiven Erzähler, gegen den moralisirenden Redner überein. Heute wird man wol kaum Anstand nehmen, häufig auf Müller's Seite zu treten, da man die Thatsachen nicht mehr aus der Luft greift, da man auf der andern Seite die Kritik nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel betrachtet; man wird es um so mehr, da viele allgemeine Gesichtspunkte bei Müller viel schärfer und gründlicher gestellt sind als bei den Metaphysikern. — Müller's Geschick war ein tragisches. Freilich kann sein letzter Abfall niemand wundern, der seine frühere Art zu sein und zu empfinden aufmerksam beobachtet. Und doch spielt in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle. Es war ein Zufall, daß Müller nach der Schlacht bei Jena keine Postpferde fand, die ihn nach Königsberg brachten: wäre das geschehn, so wäre vielleicht sein Abfall verhindert worden, er hätte bei der neugegründeten Universität Berlin unter den ersten Gelehrten der deutschen Nation eine seiner würdige Stelle gefunden, ja er wäre vielleicht unter allen der populärste geworden, denn dieser seltne Umfang des Wissens, diese liebenswürdige Empfänglichkeit für jung aufstrebende Talente, diese mächtige und zeitgemäße Beredsamkeit wurden durch einen fest gegründeten Namen getragen; man hätte nach den Befreiungskriegen Müller als den Propheten verehrt, und erst nach langen Jahren hätten scharfsichtige Kritiker die Flecken dieses Sonnenkörpers entdeckt. Die Vorsehung wollte es anders, sie leitete es so, daß die letzte That des Lebens dem Charakter angemessen war, und ließ sogleich eine furchtbare erschütternde Nemesis darauf eintreten; sie handelte gleichsam mit der innern Nothwendigkeit einer tragischen Dichtung. Wir verehren ihren Sinn und ihre Folgerichtigkeit, aber wir können uns dabei eines schmerzlichen Gefühls doch nicht erwehren.

Ein glücklicherer Stern ging Fichte auf. Die Noth des Vaterlandes belehrte ihn über die Richtigkeit seiner weltbürgerlichen Ideale; in der Fortdauer der deutschen Unabhängigkeit sah er die Rettung der Weltgeschichte, und in dem preußischen Staat, dem er jetzt mit voller Seele angehörte, wenn er auch die augenblickliche schwächliche Haltung desselben mit bitterm Schmerz empfand, die nothwendige Form der deutschen Entwickelung. Als der Krieg gegen die Franzosen ausbrach, erbot er sich als Feldprediger theilzunehmen, und in der Katastrophe, die den preußischen Staat zu zerschellen drohte, glaubte er sein Geschick an denselben gebunden. Er folgte dem Hof nach Königsberg, wo er sich mit Scheffner,

Fouqué, Schenkendorf u. s. w. verband. In die Vesta des letztern schrieb er 1807 seinen Aufsatz über Machiavelli. Er suchte die räthselhaften Widersprüche zwischen dem Leben und den Reden dieses Staatsmanns durch ein leitendes Princip zu erklären, die Idee der Befreiung Italiens von den Barbaren, welche auch durch die entsetzlichsten Mittel angestrebt werden müsse. Fichte beabsichtigte nicht eine historische Kritik, sondern eine politische Parallele: es war eine neue Wandlung des subjectiven Ideals. Nach Abschluß des Friedens (1807) kehrte er über Kopenhagen nach Berlin zurück und hielt im Winter 1807—8 die Reden an die deutsche Nation vor einem zahlreichen und auserlesenen Publicum, in einer Zeit, wo die französischen Behörden alle Versuche, dem öffentlichen Geist eine neue Anregung zu geben, auf das ängstlichste überwachten. Die Reden knüpfen an die „Grundzüge" an, und es macht einen halb komischen halb rührenden Eindruck, daß Fichte den wahren Sinn derselben vergessen hat. Die Zeit gehe mit Riesenschritten weiter: in den wenig Jahren, die seitdem verflossen, sei die Menschheit aus dem dritten in das vierte Zeitalter getreten, man habe die Unseligkeit und die Unsittlichkeit des egoistischen Princips eingesehn und sich überzeugt, daß man nach Ideen leben müsse. So weit würde alles stimmen. Aber als die mächtigste Idee für die Erhebung des Menschengeschlechts stellt er diesmal das Gegentheil von dem dar, was er in den Grundzügen gepredigt, die Vaterlandsliebe. Dies ist der Inhalt der achten Rede, eines der größten Meisterstücke der deutschen Beredsamkeit. Der wesentliche Trieb des Menschen sei, den Himmel auf Erden zu finden, das Unvergängliche im Zeitlichen zu pflanzen und zu erziehn. Dieser Trieb setzt aber den Glauben an das wirkliche Leben des individuellen Ganzen, zu dem man zunächst gehört, d. h. der Nation voraus. Der Glaube des Menschen an seine Fortdauer auf Erden gründet sich auf den Glauben an die Fortdauer seiner Nation. Unter allen Nationen sei keine so verpflichtet, schon um des allgemeinen Weltplans willen für ihre eigne Erhaltung zu sorgen als die deutsche. Der Untergang des deutschen Volks würde der Untergang der Cultur sein. Die Deutschen seien das Volk der Ideen, der Gesichte, des Uebersinnlichen, sie hätten noch den ursprünglichen Schatz ihres Geistes in lebendiger Tradition bewahrt und wären daher lebens- und bildungsfähig, während alle romanischen Völker diesen Schatz verloren hätten und daher das Heilige und Uebersinnliche in einer ihnen ursprünglich fremden und unverständlichen Sprache suchen müßten. Das Leben der romanischen Völker sei ein unfruchtbares und todtes.*) Die

*) Wie wenig diese seltsame Deduction durch die Thatsachen gerechtfertigt wird, zeigt Jean Paul mit treffender Ironie in den Heidelberger Jahrbüchern 1809. —

weitere Entwickelung des Gegensatzes enthält viel geistreiche, aber doch nur halbwahre Bemerkungen. Es ist erfreulich, wie diesmal die Reformation, in ihrer tiefern Bedeutung aufgefaßt wird.*) Wie in den Grundzügen, ist auch diesmal die metaphysische Einkleidung für uns nur Zierath: die Hauptsache ist die kühne, warme und seelenvolle Auffassung der augenblicklichen Lage. Schon der Anfang ist hinreißend, namentlich wenn man die äußern Umstände, unter denen diese Reden gehalten wurden, in Erwägung zieht. Fichte erklärt, sich an die gesammte Nation wenden zu wollen, die er bereits als ein Ganzes betrachtet. „Ich setze solche deutsche Zuhörer voraus, welche nicht etwa mit allem was sie sind, rein aufgehn in dem Gefühle des Schmerzes über den erlittnen Verlust, und in diesem Schmerz sich wohlgefallen und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden, und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben haben, oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben. Ich kenne jenen Schmerz, ich habe ihn gefühlt wie einer, ich ehre ihn; die Dumpfheit, welche zufrieden ist, wenn sie Speise und Trank findet und kein körperlicher Schmerz ihr zugefügt wird, und für welche Ehre, Freiheit, Selbständigkeit leere Namen sind, ist seiner unfähig; aber auch er ist lediglich dazu da, um zu Besinnung, Entschluß und That uns anzuspornen; dieses Endzwecks verfehlend, beraubt er uns der Besinnung und aller uns noch übrig gebliebnen Kräfte, und vollendet so unser Elend, indem er noch überdies, als Zeugniß von unsrer Trägheit und Feigheit, den sichtbaren Beweis gibt, daß wir unser Elend verdienen." — Dann macht er auf die Eitelkeit jeder Hoffnung auf fremde Hülfe aufmerksam, wobei es ihm freilich einmal wieder begegnet, daß er sich anheischig macht, die Unmöglichkeit derselben metaphysisch zu erweisen, während bereits die nächsten vier Jahre ihn widerlegten. — Die dreizehnte Rede, die bei ihrem Erscheinen von der Censur stark ge-

---

Im Phöbus (1808) machte Kleist einige bittere Ausfälle auf den „Pädagogen", z. B. „Wenn du die Kinder ermahnst, so meinst du, dein Amt sei erfüllet. Weißt du, was sie dadurch lernen? — Ermahnen, mein Freund!"

*) „Aber Luther ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das Letzte in die Wage, und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Mögen andere bei der Reformation irdische Zwecke gehabt haben, sie hätte nie gesiegt, hätte nicht an ihrer Spitze ein Anführer gestanden, der durch das Ewige begeistert wurde; daß dieser, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehn sah, allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegenging, ist natürlich und durchaus kein Wunder. Dies ist nur ein Beleg von deutschem Ernst und deutschem Gemüth." —

strichen wurde, enthält eine bittre Anklage gegen Frankreich, welches dem deutschen Volk gegenüber stets die boshafteste und treuloseste Politik verfolgt habe, sie spricht mit Verachtung von dem Traumbild einer Universalmonarchie, welches freilich Fichte selber nur drei Jahre vorher empfohlen, und geiselt die schändlichen deutschen Schriftsteller, welche dem Genie des Eroberers huldigten. Wir sollten diese Worte in Erztafeln eingraben. „Nein, biedre, ernste, gesetzte, deutsche Männer und Landsleute, fern bleibe ein solcher Unverstand von unserm Geist, und eine solche Besudelung von unsrer, zum Ausdrucke des Wahren gebildeten Sprache! Ueberlassen wir es dem Auslande, bei jeder neuen Erscheinung mit Erstaunen aufzujauchzen, in jedem Jahrzehnd sich einen neuen Maßstab der Größe zu erzeugen und neue Götter zu erschaffen; und Gotteslästerungen zu reden, um Menschen zu preisen. Unser Maßstab der Größe bleibe der alte: daß groß sei nur dasjenige, was der Ideen, die immer nur Heil über die Völker bringen, fähig sei, und von ihnen begeistert; über die lebenden Menschen aber laßt uns das Urtheil der richtenden Nachwelt überlassen!" — Aber dieser hohe patriotische Schwung der Reden und ihre sittliche Größe kann uns nicht darüber täuschen, daß ihr positiver Inhalt wieder ins Romantische fällt. Fichte geht von dem richtigen Gedanken aus, das gegenwärtige Elend sei eine Folge der frühern Unsittlichkeit. Um nun aber Buße dafür zu thun, schlägt er ein Mittel vor, das so aussieht, wie die Appellation an ein Wunder. Er gibt die gegenwärtige Generation als eine durch und durch verderbte vollständig auf und will ein neues Geschlecht künstlich heranziehn, welches dann im Lauf von anderthalb Jahrzehnden im Stande sein werde, die Freiheit zu erobern, die dem gegenwärtigen versagt bleiben müsse. Zu diesem Zweck soll, auf Grund der Pestalozzi'schen Methode, ein Erziehungssystem eingeführt werden, welches die Jugend vollständig von ihren Aeltern trennt. Wir gehn auf dieses Erziehungssystem nicht weiter ein, weil es so unpraktisch ist, daß es nicht einmal eine Handhabe der Widerlegung bietet; wir machen nur auf die merkwürdige Illusion aufmerksam, es für möglich zu halten, aus einer durch und durch verderbten Generation könnten zweckmäßige Erzieher eines neuen Geschlechts hervorgehn, und den demoralisirenden Einfluß nicht in Anschlag zu bringen, den die Fortdauer der feindlichen Herrschaft auch auf die Jugend ausüben mußte. Darin lag der Grundfehler Fichte's: seinem scharfen Denken fehlte es an jenem reichhaltigen und sorgfältig angeschauten Stoff, der diesem Denken allein den wahren Inhalt geben kann. Er hatte keinen Sinn und keine Achtung für das Concrete. Seine positiven Kenntnisse waren unzureichend und seine Combinationen daher häufig höchst willkürlich. Darin liegt auch der Grund, daß er keine Schule gegründet hat: in der Metaphysik konnte man ihn nur wiederholen, und bei der angewandten

Philosophie wollte sein System nirgend passen. Charakteristisch ist in diesen Reden die Neigung, aus Nichtachtung aller wirklichen Verhältnisse das Geschick der Nation einer gläubigen Jugend in die Hände zu legen. Fichte ist persönlich am Tugendbund nicht betheiligt gewesen, aber bei dem großen Ansehn seines Namens übten seine Ideen auf denselben wie auf die spätere Burschenschaft einen entscheidenden Einfluß aus. Im Tugendbund ging die Romantik nur nebenher: er war nichts als ein Symptom der zum Durchbruch gekommenen allgemeinen Ueberzeugung, daß eine äußerliche Befreiung nur im Verein mit innrer sittlicher Wiedergeburt gedacht werden könne. Es ist nichts leichter als über die Form, in der sich diese Ueberzeugung äußerte, zu spötteln: den edeln Kern derselben sollen wir uns noch heute zu Herzen nehmen. Auch in der Burschenschaft liegt etwas Positives, wenn wir sie als Reaction gegen die Verwilderung des Studentenlebens betrachten; ihre vaterländische Gesinnung und ihre sittliche Strenge waren höchst anerkennenswerth. Allein sie verkehrte ganz in Fichte's Sinn die Bedeutung der verschiednen Altersstufen, sie machte die Jugend altklug und träumerisch, übermüthig und empfindsam, sie nährte durch ihre gestaltlosen Ideale die Neigung des Volks zum Müßiggang in politischen Dingen und jagte doch durch ihr ungeberdiges Auftreten den Machthabern eine unnatürliche Angst ein, die für die Entwickelung unsers Staatslebens sehr schädlich gewesen ist. Was Fichte für die Rechtsphilosophie gethan, ist in den beiden Schriften Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre (1796) und der geschlossne Handelsstaat (1800) niedergelegt. In beiden ist die Tendenz der Kantischen entgegengesetzt. Kant war ein strenger Lutheraner, dem die Rechtlichkeit des Privatlebens über alles ging und der den Staat als eine Form der Gesellschaft tolerirte, die zwar nicht zu umgehn sei, die aber an sich selbst keinen Werth habe. Sowie Göthe und Schiller das schöne Leben der Individuen als das höchste Ziel der Menschheit aufstellten, so Kant das Rechtthun, ohne alle weitre Beziehung auf das, was daraus hervorgehn könne. Aus diesem Kreise des bloßen Gewissens riß Fichte die Philosophie; er zeigte, daß die Erreichung bestimmter Zwecke von dem Rechtthun nicht getrennt werden könne und daß in diesem Sinn der Staat, als der Inbegriff des realen Lebens, mit der Idee und dem Wesen des Menschen unzertrennlich verbunden sei, daß man sich also nicht etwa einen Urzustand und ein Reich der Zukunft zu denken habe, in welchem der Staat noch nicht dagewesen sei, und eine spätre, vertragsmäßige, also künstliche Entstehung des Staats, sondern daß dieser Staat überall vorhanden sei, wo es Menschen gebe. Er ging sogar über das Ziel hinaus, indem er dem Staat als der Zwangsanstalt für den Fortschritt der Gattung alle Functionen beilegen wollte, die überhaupt das Leben fördern;

er suchte die individuelle Freiheit auf jede Weise niederzudrücken. Nicht blos das Recht, sondern die Erziehung, die Kunst und Wissenschaft, ferner die materiellen Bestrebungen des Menschen sollten nach einer bestimmten, streng durchgeführten Methode vom Staat geregelt werden. So stellte er in dem „geschlossnen Handelsstaat" jene Principien auf, die damals ziemlich ungehört verhallten, die aber in der spätern Zeit durch Friedrich List wieder aufgenommen, auf die positiven Verhältnisse angewendet und dadurch von praktischer Bedeutung geworden sind. Es ist das entgegengesetzte Extrem zu jener absoluten Freiheit des Individualismus, der bei der Reorganisation des preußischen Staats so weit in Anwendung gebracht wurde, als bei einer Theorie überhaupt denkbar ist. In der Construction der Staatsformen hat Fichte wenig geleistet. Wie er die Idee der Volkssouveränetät, die ihm doch aus der französischen Revolution immer vorschwebte, mit der Idee einer Zwangsanstalt in Einklang bringen sollte: zur Lösung dieser Frage fehlte ihm der historische Blick. Seine Idee eines Ephorats, d. h. einer Ueberwachung der Staatsgewalt durch eine besonders dazu angestellte Volksbehörde, war um so weniger zu billigen, da bereits in der englischen Verfassung, soweit sie durch Montesquieu und andre Schriftsteller der öffentlichen Meinung vermittelt war, dieser Aufsichtsbehörde eine lebensvollere Anschauung gegeben war. Es ist das der Erbfehler aller deutschen Rechtsphilosophien. Solange sie sich in den metaphysischen Anfangsgründen bewegen, enthalten sie sehr geistreiche und bedeutende Winke, sobald sie dieselben aber auf das Bestimmte anwenden wollen, sind sie rathlos. Es fehlt ihnen jener Sinn für Realität, der selbst zu den ungeheuersten politischen Abstractionen nothwendig ist, wenn diese irgendeine Beziehung zur Wirklichkeit haben sollen. Montesquieu und Rousseau waren gewiß in ihren Ideen einseitig, aber sie haben mit denselben mächtig in die Weltbewegung eingegriffen, weil auch in ihrer Abstraction immer noch starke reale Beziehungen waren. — Die Reden an die deutsche Nation gaben Fichte in der öffentlichen Meinung die Stellung, die er so lange vergebens erstrebt hatte.*) Gleich darauf begann die innere Reorganisa-

*) An ihn schlossen sich auch die Jünglinge des „Nordsternbundes", den die Aufhebung der Universität Halle gesprengt hatte. Wir finden ihn Frühling 1807 in Berlin wieder beisammen: zuerst Varnhagen und Neumann, die durch Johann von Müller in die vornehmen Cirkel eingeführt wurden. Das Haus Bernhardi's und die Landgüter von Fouqué und Marwitz, Rennhausen und Friedersdorf, waren im Sommer die Versammlungsorte. Auch Hülsen und andere Mitglieder der Gesellschaft der freien Männer fanden sich ein. Ein neues Leben gewann die Literatur, als auch Schleiermacher und Wolf in Berlin erschienen, als Fichte aus Königsberg dahin zurückkehrte. Das Vaterland drängte allmählich die Literatur in den Hintergrund. Stägemann's patriotische Lieder, in Abschriften

tion des preußischen Staats, die nach der Ueberzeugung aller Gebildeten das Schicksal Deutschlands an Preußen knüpfte. Zwar geriethen Fichte's Ideen über das allgemeine Erziehungssystem in Vergessenheit; allein die neuerrichtete Universität Berlin war doch das Maximum, das unter den Umständen erreicht werden konnte. Bald nach der Auflösung der Universität Halle traten die bedeutendsten Lehrer in Berlin auf: Wolf, Schleiermacher und Fichte begannen ihre Vorlesungen schon vor der Einweihung der Universität.*) An Fichte schmiegte sich die sonst so weiche, fast weibische romantische Literatur mit einer merkwürdigen Innigkeit an. Sein Ende war glücklich und seines Lebens würdig. Er erlebte noch den Sieg über die Franzosen, die Befreiung des Vaterlandes, die allgemeine Begeisterung. Er erlebte nicht mehr den traurigen Rückfall. Er stand in der ersten Reihe der Sprecher für die deutsche Freiheit; seine Frau wollte ihm darin treulich zur Seite stehn, sie gab sich mit aufopfernder Hingebung der Krankenpflege in Berlin hin und zog sich dadurch ein Nervenfieber zu, welches die Ansteckung Fichte's und seinen Tod am 27. Januar 1814 herbeiführte. Ein Tod in der schönsten Blüte aller Ueberzeugungen, vor jener unvermeibli-

---

verbreitet, wurden mit Begeisterung vorgelesen, und als Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, erreichte der Enthusiasmus seinen Gipfel. Auch Chamisso hatte sich im Herbst 1807 wieder in Berlin eingefunden, doch konnte in der trüben Zeit die Verbindung nicht so innig sein als in Halle. Außerdem hatte Varnhagen Rahel's Bekanntschaft gemacht, die er schwärmerisch liebte und die ihn allmählich ausschließlich beschäftigte. — Chamisso ging 1810 nach Paris, im Juli 1810 an den Hof der Staël bis Ende 1811, von dem er lebendige Schilderungen macht. Dann legte er sich auf botanische Studien; seit 1812 wieder in Berlin. Er schrieb das harmlose Märchen vom Peter Schlemihl, der dem Teufel seinen Schatten überlassen hatte und deshalb von der gebildeten Welt, die einen Menschen ohne Schatten nicht gelten lassen kann, gemieden wurde, bis er endlich Siebenmeilenstiefel fand und lediglich der Natur lebte. Das Märchen wurde 1814 von Fouqué veröffentlicht und erregte einen außerordentlichen Beifall, den es wegen seines gemüthlich-humoristischen Tons wohl verdiente. Juni 1815 wurde Chamisso als Naturforscher bei einer russischen Weltumsegelung angestellt und vier Jahre blieb er seinem Vaterland fern.

*) Sehr schnell ergänzten sich die noch fehlenden Kräfte. Man nehme aus dem Jahr 1813 das Verzeichniß der Universitätslehrer, die sich zur gegenseitigen Unterstützung der im Kriege Verwundeten und Verwaisten verpflichteten, so findet man außer den Genannten in der Theologie Marheineke, de Wette, Neander, in der Philologie Böckh, Immanuel Bekker, Buttmann, Ideler; in der Jurisprudenz Savigny, Eichhorn, Göschen; in der Philosophie Solger und viele andre Namen von gleicher Bedeutung: eine Concentration von Kräften, die in dieser Art, denn sie waren noch alle im Aufstreben begriffen, gewiß eine Seltenheit zu nennen ist, wenn man noch Niebuhr, Humboldt und andre hinzunimmt, die zuerst im Staatsdienst thätig waren.

chen Rückwirkung, die auf alle Begeisterung folgt, und verklärt durch das Bewußtsein, daß man das Seinige dafür gethan, ist gewiß beneidenswerth.*)

„Es ist ein Anblick, der zum Theil mit Staunen, zum Theil mit Wehmuth erfüllt, wenn man die von drohenden Anzeichen schwangere, ruinenvolle Geschichte des letzten Jahrhunderts gegenwärtig hat, und nun die ersten Geister der Deutschen, fast ohne Ausnahme, seit funfzig Jahren einzig und allein in eine blos ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren sieht, bis endlich jeder ernste Gedanke an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhms und mit ihnen der Geist der Stärke und Treue bis auf die letzte Spur erloschen war. Einzelne gab es nur, die ernster gesinnt waren, die eine höhere Begeisterung kannten als eine blos ästhetische; aber was vermochten die Einzelnen gegen den Strom? Die ästhetische Ansicht ist in dem Geist des Menschen wesentlich begründet, aber ausschließend herrschend wird sie spielende Träumerei, und führt zu jenem verderblich pantheistischen Schwindel, den wir jetzt nicht blos in den

*) Rahel an Varnhagen, 14. Februar. Laß uns zuerst von unserm verehrten Lehrer und Freund sprechen, dem ich Ehre und Leben in die Hand gegeben haben würde, ohne noch hinzusehn, dem ich das tausendmal in die Augen hineindachte und nie sagte, welches ich jetzt gründlich bereue, weil einem Menschen von andern, edeln, denkenden nichts Höheres werden kann, und wozu ich Elende nie den Muth hatte! Laß uns von Fichte sprechen! Deutschland hat sein eines Auge zugethan; wie ein Einäugiger zittere ich nun erst für das andre! Ich nenne keinen; wie die Griechen die Furien umgehn und wahre Herzensangst es immer thut! Nun kann ja Unverstand, Lüge, Irrthum auf dem ganzen Grund und Boden der Erde umherwuchern, und wie üppiges, ungesteuertes Unkraut ihr alle Kräfte nehmen und sich aneignen; keine rottet es mehr aus; pflanzt, befördert, macht ihm Platz, säet ihn aus, den reinen nährenden Weizen, der Geschlecht zu Geschlecht verbessernd zu geleiten vermag! . . . Ich weiß nicht, ich war beschämter, als erschrocken; so gedemüthigt! fast beschämt daß ich leben geblieben, und dann wieder eine wahre Furcht vor dem Tode empfindend. Wenn Fichte sterben muß, dann ist niemand sicher; mich dünkte immer: Leben schützt vor dem Tode: wer lebte mehr als der? Todt ist er aber nicht, gewiß nicht! — Fichte konnte also nicht erleben, daß sich die Länder vom Krieg erholten, Zäune aufgebaut würden, dem Bauer geholfen, den Gesetzen nachgeholfen, daß die Schulen sich wiederherstellten und füllten, daß gewitzigte Staatsleute ihnen von den Fürsten Schutz verschafften! daß Gesetze erfunden und ausgetheilt wurden, daß die Denker frei, ohne dem Augenblick zu schaden, sie Volk und Regenten zur Geistesprüfung vorlegen durften; dies selbst ein Glück, zu aller Zukunft Glück! Der Mann, der dies, und also Deutsches, was allein so genannt werden dürfte, nur einzig und allein beabsichtigte, misverstanden von den meisten Mitlebenden! Also auch er soll nicht aufgehn sehn, was er aus den dunkeln Schachten im Schweiße seines Angesichts, in dem ganzen Aufwand seiner Seelenkraft hervortrieb?

Gespinsten der Schule, sondern überall in tausend verschiednen und losern Gestalten sehn. Dies ist das Uebel, welches die besten Kräfte des deutschen Herzens verzehrt. Diese ästhetische Träumerei, dieser unmännliche pantheistische Schwindel, diese Formenspielerei sind der großen Zeit unwürdig. Die Erkenntniß der Kunst, und das Gefühl der Natur werden uns wol bleiben, solange wir Deutsche sind; aber die Kraft und der Ernst der Wahrheit, die feste Rücksicht auf Gott und auf unsern Beruf muß die erste Stelle behaupten und wieder in seine alten Rechte eintreten, wie es dem deutschen Charakter gemäß ist." — Der so schrieb (Heidelberger Jahrbücher 1808), hatte einst am meisten zur Verbreitung des Uebels beigetragen, das er anklagte, und auch der weitere Gang seiner Entwickelung war noch kometenhaft genug. — Während seines Aufenthalts in Paris (1803—4) war Fr. Schlegel vom Professor Hamilton im Sanskrit unterrichtet worden. Das Studium der indischen Literatur war durch die gelehrten Forschungen des Sir William Jones in England eingebürgert worden; die Resultate derselben veröffentlichte Schlegel in der Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier (1808); er verhieß ihnen eine ebenso große Wirkung als der Wiedererweckung des griechischen Alterthums im 14. Jahrhundert. „Wenn eine zu einseitige Beschäftigung mit den Griechen den Geist zu sehr von der Quelle aller höhern Wahrheit entfernt hat, so dürfte diese ganz neue Anschauung des orientalischen Alterthums, je tiefer wir darin eindringen, zu der Erkenntniß des Göttlichen zurückführen, die aller Kunst und allem Wissen erst Licht und Leben gibt." Diese Idee ist der Kern des Buchs. Er unterscheidet das indische Religionssystem vom Pantheismus. In jenem wird alles Dasein für unselig und die Welt selbst im Innersten für verderbt und böse gehalten, weil es doch nichts ist als ein trauriges Herabsinken von der vollkommenen Seligkeit des göttlichen Wesens. Wenn nun Schlegel genöthigt ist, in vielen einzelnen Erscheinungen der indischen Mythologie eine grauenvolle Unsittlichkeit zu finden, so glaubt er doch nicht, den alten Indiern die Erkenntniß des wahren Gottes absprechen zu dürfen, da ihre alten Schriften voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, so würdig, klar und erhaben, so tiefsinnig und bedeutend, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag. Er erklärt sich diese Mischung höchster Weisheit und erschreckender Verruchtheit durch eine misverstandne Offenbarung. Gott habe dem Menschen einen Blick in die unendliche Tiefe seines Wesens vergönnt und ihn dadurch mit der unsichtbaren Welt in Verbindung gesetzt. Aus dieser ursprünglichen Offenbarung leitet er auch die echte Poesie sowie die Staatsverfassung her und macht darüber Conjecturen, die in Verwunderung setzen. Dann vergleicht er die indische Religion mit der biblischen Offenbarung, nicht ohne Benutzung der Her-

der'schen Schrift „über die älteste Urkunde des Menschengeschlechts", und sucht die spröde Isolirung des Judenthums eben durch jene Nothwendigkeit einer Scheidung zwischen dem Göttlichen und Ungöttlichen zu rechtfertigen. „Man stelle sich vor Augen, wie damals bei den weisesten Völkern überall noch einzelne Spuren des göttlichen Lichts vorhanden waren, aber alles entstellt und entartet und oft gerade das Edelste am übelsten angewandt, und man wird begreifen, wie der Eifer der Propheten nur auf das Eine gerichtet sein mußte, daß doch ja das kostbare Kleinod der göttlichen Wahrheit rein und unverderbt erhalten werde. Einzelne Spuren göttlicher Wahrheit finden sich überall, besonders in den ältesten orientalischen Systemen; den Zusammenhang des Ganzen aber und die sichere Absonderung des beigemischten Irrthums wird wol niemand finden, außer durch das Christenthum, welches allein Aufschluß gibt über die Wahrheit und Erkenntniß, die höher ist als alles Wissen und Wähnen der Vernunft." — Die alleinseligmachende Kirche tritt noch deutlicher durch die Anmerkung hervor, in welcher auf Stolberg's „Geschichte der Religion Jesu" hingewiesen wird: „ein Werk, worin die ruhige Kraft, der immer gleiche Ernst und jene schöne Klarheit herrscht, die nur da hervortritt, wo die höchste Erkenntniß zugleich das tiefste und lauterste Gefühl und Seele des Lebens geworden ist." Aber Schlegel weiß seine Gesinnungen rhetorisch gewandt mit allgemeinen historisch-kritischen Ansichten und Ueberzeugungen zusammenzuflechten, sodaß man sehr aufmerksam sein muß, um genau zu unterscheiden, wie weit man mit ihm gehen kann. Er hat es so geschickt gemacht, daß Göthe erst nach erfolgtem Uebertritt seine wahre Absicht erkannte. — In derselben Zeit hatte Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern (1808) die neue Ausgabe von Göthe's Werken angezeigt. In dieser Anzeige ist der warme Ton bemerkenswerth, mit welchem Schiller's Verdienste um die deutsche Literatur hervorgehoben werden; ferner die Geringschätzung gegen den jüngern Nachwuchs der Schule. „Unzählig war in den letzten Jahren die Menge der neuauftretenden, durchaus genialischen Kunstjünger, die, innigst überzeugt von der Schädlichkeit des Studiums für das wahre Genie, den Nahrungsstoff ihrer Originalität nur in den berühmten Schriftstellern und Werken des letzten Decenniums suchten, und jeden neuen Gedanken wie eine beliebte Melodie so lange abzusagen verstehn, bis er den Geist wol aufgeben muß. Diese Gattung ist unvergänglich, nur hat auch sie ihre Zeiten, wo sie sichtbarer wird, andre wo sie wieder in das Dunkel zurücktritt." — Am wärmsten spricht sich Schlegel über Göthe's frühere Gedichte aus. „Einen magischen Reiz gibt ihnen das Abgerissene, Geheimnißvolle, Räthselhafte des Gedankens oder der Geschichte, bei der vollkommensten äußern Klarheit. Freilich kann dies, sobald es mit Bewußt-

sein geschieht, gar bald in absichtliche Seltsamkeit ausarten, die denn auch bei den Nachäffern Göthe's im Volkslied in so reichem Maße und in der vollen Begleitung aller nachfolgenden Verkehrtheit angetroffen wird." — Auch das Sonett, in welchem Göthe die Schüler A. W. Schlegel's parodirt, wird gebilligt. „Sonderbar ist es, wie der Instinct dieser Unermüdlichen immer auf das Kleine, das Einzelne und auf diejenigen Formen geht, die dem Vereinzeln günstig sind." — Die Gedichte im griechischen Stil stellt Schlegel den ältern nach: „sie sind weniger eigen und unmittelbar; es fehlt der geheimnißvolle Reiz der Phantasie, in dem mehr Poetisches liegt als in dem wirklichen Besitz und ruhigen Genuß des kunst- und naturbeglückten Landes. Man kann wol voraussehn, daß manche der Göthe'schen Lieder noch Jahrhunderte im Munde des Gesanges leben werden, während diese antiken Nachbildungen als nothwendige, aber vorübergegangene Stufe der Bildung nur in der Kunstgeschichte ihre Stelle haben werden. Echte Lieder müssen aus dem Innern des Dichters hervorgehn, und in der äußern Erscheinung nicht fremd und gelehrt, sondern ganz national sein, wenn sie auch wieder in das Innere eingreifen sollen. Wenn die Wirkung, welche Göthe's Werke hervorgebracht haben, nicht allemal der Größe der darin erscheinenden poetischen Kraft entsprach; so liegt der Grund keineswegs in der poetischen Unempfänglichkeit des Publicums; vielmehr darin, daß er die Größe seiner Kraft zu oft in bloße Skizzen, Umrisse, Fragmente, kleinere, blos zum Versuch oder zum Spiel gebildete Werke zersplittert hat. So oft er seine Kraft nicht theilte, war auch die Wirkung entsprechend." — In Köln war Schlegel mit dem Ministerresidenten Grafen Reinhard bekannt geworden. Als er im April 1808 zu seinem Bruder nach Dresden reisen wollte, gab ihm Reinhard an Göthe einen Brief mit.*) Kaum war Schlegel abgereist, so

*) „Der dunkle Sinn für die unsichtbare Welt ist mir erst geworden, mehr durch den eigenthümlichen Gang meines Lebens, als blos darum, weil die Sache nun einmal in der Luft ist. Daß sie übrigens in der Luft sei, beweist die Bekehrung von Reimarus, der nun an den Magnetismus glaubt. Nicht daß er glaubte, was er sah, aber daß er sich entschließen konnte, zu kommen und zu sehn, ist das Wunder. Wenn es eine Weltgeschichte gibt, so muß sie sich jetzt darin bewähren, daß irgendetwas wieder an die Stelle der Religionen tritt, deren Kraft und Leben verschwunden ist. Und zwar muß dies nicht ein Kreislauf werden, sondern das Neue muß eine Stufe höher stehn als das Vorhandene, entweder durch Zusammenfassen oder Quintessenciren dessen, was wir schon kennen, oder durch irgendetwas bisjetzt noch Verborgnes. Das Bedürfniß ist allgemein und unverkennbar. In diesem Sinn, scheint es mir, schließt sich F. Schlegel an die katholische Religion an, für dessen nun gereiften, philosophischen, kenntnißreichen, classisch gewordenen Geist ich wahre Achtung bekommen

erzählte die französische Zeitung von Köln, er wäre Ostern feierlich zur katholischen Religion übergetreten. Große Unruhe seiner Freunde, große Verlegenheit seiner Frau: die Sache sei nicht wahr, denn Schlegel sei seit lange katholisch und habe nur in den letzten Feiertagen eine unerläßliche Pflicht seiner Religion erfüllt. — Reinhard schreibt an Göthe (4. Mai): „Da ich den weiten Umfang kannte, den er sonst dem Wort Religion gab, so war mir nicht in den Sinn gekommen, daß er es für sich auf den Katholicismus einengen würde, und ich begriff nicht, wie dieses feiste Dr. Luthers-Gesicht irgendeine rechtliche Veranlassung zu einem solchen Schritt haben könnte. Die zweideutige Rolle, die er unter solchen Umständen zu spielen hatte, hat er übrigens mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe; denn es lag nur an uns, aus allen seinen Aeußerungen die Consequenz zu ziehn. Daß der paradoxale, zum Ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe strebende Mensch die katholische Religion vorziehn könnte, schien uns sehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht." Göthe begriff nun erst, warum bei jener Recension „manches so übermäßig ins Licht gehoben, anderes in den Schatten zurückgedrängt war; die Absichtlichkeit jeder Zeile wurde klar, meine Einsicht aber ward vollkommen, als ich in Leben und Weisheit der Inder den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt sah". — Je mehr Göthe nachdachte, desto entschiedner wurde sein Misbehagen. Während Reinhard mit der Schlegel'schen Schule, namentlich Boisserée, in immer engere Verbindung trat, wies Göthe jede Annäherung höflich, aber ernst zurück. „Wie Sie selbst am besten fühlen, müßte ein Schüler von Fr. Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgendetwas Erfreuliches oder Erbauliches aus der Zusammenkunft entstehn sollte." (22. April 1810.) Allein bald wußte ihm Boisserée durch die Tüchtigkeit seiner individuellen Bildung Interesse abzugewinnen, er überlegte in seiner Weise die Sache genauer, und in Dichtung und Wahrheit finden wir zu unserm Erstaunen eine objective

---

habe. Einige Elemente jenes Zusammenstoßens finden sich in seiner neuen Schrift über indische Sprache. Nach ihm haben sich die Spuren von Offenbarung und von dem, was Wesen der Religion ist, in den katholischen Traditionen und Gebräuchen reiner erhalten, und die Begründung einer bessern höhern Religion scheint ihm als Ziel des jetzigen Ganges der Philosophie vorzuschweben. Meiner Meinung nach keine unrichtige Idee (die Religion aus Philosophie nämlich), aber eine völlig chimärische Hoffnung."

Darstellung des Katholicismus, die fast wie eine Apologie aussieht. (1812.) „Der protestantische Gottesdienst hat zu wenig Fülle und Consequenz, als daß er die Gemeinde zusammenhalten könnte; daher geschieht es leicht, daß Glieder sich von ihr absondern und entweder kleine Gemeinden bilden, oder ohne kirchlichen Zusammenhang, nebeneinander geruhig ihr bürgerliches Wesen treiben. In sittlichen und religiösen Dingen ebenso wol als in physischen und bürgerlichen mag der Mensch nicht gern etwas aus dem Stegreif thun: eine Folge, woraus Gewohnheit entspringt, ist ihm nöthig; das, was er lieben und leisten soll, kann er sich nicht einzeln, nicht abgerissen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden sein. Fehlt es dem protestantischen Cultus im ganzen an Fülle, so untersuche man das Einzelne, und man wird finden, der Protestant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur eins, bei dem er sich thätig erweist, das Abendmahl: denn die Taufe sieht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente sind das Höchste der Religion, das sinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunst und Gnade. In dem Abendmahl sollen die irdischen Lippen ein göttliches Wesen verkörpert empfangen und unter der Form irdischer Nahrung einer himmlischen theilhaftig werden. Der Sinn ist in allen christlichen Kirchen derselbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verständlich ist, genossen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche sich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen setzt, was der Mensch weder erlangen noch entbehren kann. Ein solches Sacrament dürfte aber nicht allein stehn; kein Christ kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben ist, genießen, wenn nicht der symbolische oder sacramentale Sinn in ihm genährt ist. Er muß gewohnt sein, die innere Religion des Herzens und die der äußern Kirche als vollkommen eins anzusehn, als das große allgemeine Sacrament, das sich wieder in soviel andere zergliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt." — Es werden nun die einzelnen Sacramente der katholischen Kirche ausgelegt und ihr Zusammenhang nachgewiesen; so geistvoll, wie es nur von einem Protestanten geschehn kann. Mit der größten Bewunderung wird die Priesterweihe besprochen. — „Alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andre Früchte, dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet, noch gepflanzt, noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herüberflehn, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne.

Damit dies aber ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht verbundene Gunst von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Mensch erlangen kann, ohne daß er jedoch dessen Besitz von sich selbst weder erringen, noch ergreifen könne, durch geistige Erbschaft auf Erden erhalten und verewigt werden. In der Weihe des Priesters ist alles zusammengefaßt, was nöthig ist, um diejenigen heiligen Handlungen wirksam zu begehn, wodurch die Menge begünstigt wird, ohne daß sie irgendeine andre Thätigkeit dabei nöthig hätte als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für canonisch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?" — Das alles spricht der Dichter ohne Ironie. Wenn die Ultramontanen, die doch sonst gewohnt sind, augenblicklich die ganze Hand zu ergreifen, sobald man ihnen den kleinen Finger hinstreckt, diese Stelle nicht für ihre Zwecke ausgebeutet haben, so liegt der Grund wol in ihrer eignen Ueberraschung. Kurze Zeit vorher sprach sich Göthe als Heide und Spinozist mit leidenschaftlichem Haß gegen das Christenthum aus, kurze Zeit darauf verspottete er als persischer Derwisch die Mysterien der kirchlichen Dreifaltigkeit. So steht die Stelle vereinzelt da und mußte Mistrauen erregen. — Für die förmliche Bekehrung, die denn doch noch etwas Anderes ist als eine ästhetische Liebhaberei, war bei Fr. Schlegel das Streben nach einer gesicherten Anstellung das leitende Motiv: wie Metternich es ihm 1807 in Paris zugesichert, wurde er 1809 als kaiserlicher Hofsecretär im Hauptquartier des Erzherzog Karl angestellt und als literarisch-politischer Volontär beschäftigt. Indeß dieser äußerliche Grund wirkte nicht allein. Bei Schlegel war nicht das eingeschüchterte Gemüth die Quelle der Religionsbestrebungen gewesen, sondern die Speculation und die Phantasie. Wo das Bedürfniß eines poetisch-phantastischen Glaubens vorhanden ist, wird es sich zuletzt an die überlieferten Glaubensformen wenden müssen, da die Speculation oder auch der ästhetische Dilettantismus nichts Bleibendes hervorbringt. Aus der deutschen Kleinstaaterei war Schlegel 1802 nach Paris geflüchtet, wo man an die Aufrichtung eines neuen Reichs Karl des Großen, an eine neue Vereinigung der römischen Kirche und des römischen Reichs glaubte; aber Schlegel fand bei näherer Bekanntschaft, daß diese Romantik nur durch die Dämmerung aus der Ferne hervorgebracht wurde, daß trotz der abenteuerlichen Irrfahrten des neuen Reichs der leitende Geist desselben ein roher Mechanismus war. Die Franzosen zeigten sich unfähig, das ersehnte Weltbürgerthum aufzurichten, und die Romantik wurde wieder deutsch und mittelalterlich. Aber wo sollte sie das deutsche Vaterland suchen? —

Die Romantik war entsprungen aus dem Bewußtsein der Freiheit von den allgemeinen Gesetzen der Vernunft und der Natur, aus der Reaction gegen die Aufklärung; das protestantische Staatsleben mußte ihr ebenso zuwider sein als die Spießbürgerlichkeit der Gesellschaft. In Preußen war die Erinnerung an den alten Fritz und sein Glaubenssystem zu groß, als daß sich die Romantik dort hätte wohl fühlen können. Der Staat dagegen, den man als den Hauptpfeiler der katholischen Kirche betrachten konnte, Oestreich, war zugleich der einzige unter den deutschen Staaten, der sich mit einer gewissen Würde, mit einem angeerbten Vertrauen auf seine Kraft der Fremdherrschaft entgegenstellte. Oestreich vereinigte den alten historischen Glanz der Kaiserkrone mit der derben Naivetät eines kräftigen Volksthums, mit dem ritterlichen Geist einer mächtigen Aristokratie und dem poetischen Duft der Kirche. Es waren also nicht blos äußerliche Motive, die Schlegel nach Oestreich zogen. — A. W. Schlegel war, wie Tieck, hart am Katholicismus vorbeigestreift; er war mit seinem Bruder im beständigen Verkehr geblieben und hatte noch in dem bekannten Gedicht an denselben (im Prometheus von 1808) die wesentliche Uebereinstimmung in den Gesinnungen ausgesprochen. Doch mochte es ihm insgeheim behaglich sein, aus dem fremden Ideenreiche auf gute Art loszukommen, und als im Juni 1827 Eckstein's Katholik unter den berühmten Convertiten auch ihn anführte, und gleichzeitig Voß in der Antisymbolik ihn anklagte, an einem Geheimbund zur Wiedereinführung des Katholicismus theilgenommen zu haben, legte er 1828 ein feierliches Glaubensbekenntniß ab. „Ich schätze mich glücklich, in einer evangelischen Gemeinde erzogen worden zu sein, und von meinem Vater, einem gelehrten, frommen und würdigen Geistlichen, den ersten Unterricht in den Lehren des Christenthums empfangen zu haben. Ich bin weit davon entfernt, mich von der Gemeinschaft meines Vaters und so vieler Vorfahren, welche nicht nur Anhänger, sondern seit mehr als zweihundert Jahren Prediger des evangelischen Glaubens waren, trennen, sie als verderbliche Irrlehrer verdammen und ihre Gebeine aus der christlichen Begräbnißstätte hinauswerfen zu wollen. Ich betrachte das durch die Reformatoren so heldenmüthig wiedererrungene Recht der eignen freien Prüfung als das Palladium der Menschheit, und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhms, als eine nothwendige weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu theuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntniß, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich bewährt haben. Europa ist wenigstens theilweise mündig geworden, und alle Versuche, den mit dem Mark wissenschaftlicher Forschung genährten und zur Männlichkeit herangewachsenen Geist wieder in die alten verlegnen Kinderwindeln

einzuschnüren, werden hoffentlich vergeblich sein. Will nun jemand mir einwenden, daß manche Stellen meiner frühern Schriften mit dieser Erklärung nicht übereinzustimmen scheinen, so bin ich nicht gesonnen wie jener Römer zu antworten: was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben. Es sollte mir leid thun, wenn mannichfaltige Welterfahrung in einer vielbewegten, ja stürmischen Zeit, wenn anhaltende innere Thätigkeit des Geistes, ernste Betrachtung und Selbstbeobachtung in verschiednen Lebensaltern mich gar nichts gelehrt hätte. Wer also in meinen frühern Schriften hie und da Unreifes, Uebertriebenes und Einseitiges findet, dem werde ich bereitwillig beitreten."*) — Nach dieser Erklärung bemüht sich Schlegel, theilweise den Uebermuth seiner frühern Sophismen zu mildern. Gegen Voß hatte er leichtes Spiel, denn von einer Conspiration war niemals die Rede gewesen, es handelte sich immer nur um leichtsinnige Förderung bedenklicher Gemüthsrichtungen. Den Uebertritt selbst motivirt er nicht ohne Scharfsinn, nicht ohne Bitterkeit. „Die geistigen Bedürfnisse der Menschen und ihre daher entspringenden Neigungen sind sehr mannichfaltig, nach ihrer individuellen Richtung kann diese oder jene Form des Christenthums eine stärkere Anziehungskraft ausüben; es kommt noch in Betracht, daß das den bisherigen Gewöhnungen Entgegengesetzte eben durch seine Neuheit um so stärker wirkt. In den Drangsalen des Lebens glaubt wol ein geängstetes Herz in einem neuen Gelübde Trost und Halt zu finden. Wer nahe daran ist, in den Wellen unterzugehn, ergreift wol auch einen brüchigen Ast als den Anker seiner Rettung. Wozu nun eine vorübergehende Gemüthsstimmung hingerissen hat, das will man bei einer ruhigern Verfassung nicht wieder zurücknehmen, um nicht mit sich selbst in offenkundigen Widerspruch zu gerathen. Ob aber jene gehoffte Befriedigung in der Fremde gefunden wird, die man zu Hause vielleicht nie in vollem Ernst gesucht hatte, das ist eine andre Frage. Schon die äußere Stellung des Neubekehrten ist zweifelhaft. Man ist begierig zu sehn, ob unzweideutige Beweise einer neuen Heiligung zum Vorschein kommen. Das gewöhnliche Resultat wird wol sein, daß alles beim Alten bleibt, sowol in Bezug auf die guten Eigenschaften als auf die Schwächen, Fehler und unregelmäßigen Neigungen. Nehmen wir an, der Uebergetretene habe eine öffentliche Laufbahn, z. B. als Schriftsteller; er setze seine Wirksamkeit in diesem Fache fort, und rücke mit dem Eifer eines neuangeworbenen

*) Ein andermal schreibt er an die Herzogin von Broglie: J'ai resolu enfin d'être vrai vis-à-vis de moi-même. Je laisse un libre cours à la pensée et je me résigne aux doutes et aux négations que cela amène. Je m'en tiens à la religion primitive, innée et universelle: voilà le terme de mes erreurs d'Ulysse, voilà mon Ithaque.

Soldaten für die römische Kirche gegen uns ins Feld. Wir werden vielleicht etwas Neues vernehmen, und etwas sehr Ersprießliches. Etwas Neues: weil es gar wol sein könnte, daß die Uebergetretenen, wiewol sie den Lehrsätzen der katholischen Kirche unbedingt gehuldigt haben, dennoch vermöge ihrer frühern bei uns empfangenen Geistesbildung einen eigenthümlichen Gesichtspunkt dafür hätten, daß sie gewisse Folgerungen dreist aussprächen, welche die verständigsten unter den katholischen Theologen gern beiseite schöben und in den Schatten stellten; und daß sie uns dadurch eine verstärkte Ueberzeugung von dem hohen Werth der Reformation gäben. Etwas sehr Ersprießliches: wenn sich ergeben sollte, daß die zur römischen Kirche übergetretenen Schriftsteller, wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn sie auch mit hinzubringen mochten, nunmehr alle Freiheit und Unbefangenheit der wissenschaftlichen Forschung eingebüßt haben und einbüßen mußten, um folgerecht zu bleiben. Mancher, der aus Regungen der Einbildungskraft und des Gefühls eine Anwandlung zum Uebertritt gehabt hatte, dem aber der Gedanke als ein edles Vorrecht der Menschheit theuer ist, wird durch diese Erscheinung am nachdrücklichsten von der Nachfolge abgeschreckt werden. — Am schlimmsten sind diejenigen, welche mit ihrer Polemik nicht offen hervortreten. Sie schreiben über eine Menge außerhalb der Theologie liegende Gegenstände: über die Zeitereignisse; über den Geist des Zeitalters; über alte und neue Weltgeschichte; über Philosophie und Literatur. Sie geben sich das Ansehn, als ob sie freie philosophische und historische Forschungen anstellten, gleichwol sind sie nur die Waffenträger einer auf diesem Gebiet ganz ungültigen geistlichen Autorität. Das Verfahren dabei ist folgendes: Anfangs tritt man leise mit conciliatorischen Filzsohlen auf; wenn dies ungerügt und vielleicht von arglosen Lesern unbemerkt durchgegangen ist, dann wird man dreister; man holt aus der Rumpelkammer der Zeiten Sätze hervor, die wenigstens an dieser Seite der bewohnten Welt längst abgethan waren; man stellt sie hin, als ob sie sich von selbst verständen und niemand etwas dagegen einzuwenden hätte; die wissenschaftlichen Untersuchungen, welche den Zweifel und die Verneinung nothwendig herbeigeführt, verschweigt man als gänzlich ungeschehn, oder man erwähnt sie aus der Ferne als Verirrungen des menschlichen Verstandes, jedoch klüglich, ohne sich in irgendeine Erörterung einzulassen."*) — Fr. Schlegel

*) Wer noch etwa zweifelhaft sein sollte, auf wen sich das bezieht, der lese nach, was A. W. Schlegel über seinen Bruder in einem Brief an Windischmann, 29. December 1834 (VIII, S. 300) sagt. „Das Fragment war ihm schon früh ein hypostasirter Lieblingsbegriff geworden und ist es immer geblieben. Eine Jagd auf den Schein des Paradoxen ist unverkennbar. Auch in den neuesten Fragmen-

hat fast in jeder seiner Schriften sich Mühe gegeben, durch offne oder versteckte Anklagen gegen die historische Erscheinung der Reformation diesen Schritt, den er mit seiner Bildung nie vereinbaren konnte, zu rechtfertigen: freilich nie in der pöbelhaften Form der spätern Apostaten. Berühmt ist namentlich die Anklage, die Reformation habe die künstlerische, die literarische und politische Entwickelung Deutschlands unterbrochen. Protestantische Schriftsteller haben sich bemüht, jene Anklage zu widerlegen: ganz ist es ihnen nicht gelungen. Luther mußte zur Befreiung des deutschen Geistes von dem römischen Joch die Theologie heraufbeschwören, und dieses theologische Interesse hat zwei Jahrhunderte hindurch alle Säfte der Nation so eingesogen, daß dadurch eine Stockung in dem natürlichen Kreislauf des Lebens eintrat. Ob nun die nothwendige Revolution im 16. Jahrhundert auch auf einem andern Wege hätte eintreten können, ohne Mitwirkung jener finstern Theologie, die wenigstens für eine Zeit lang alle Freude an den bunten Erscheinungen des Lebens verbannte — wer wollte das entscheiden? Aber darum handelt es sich gar nicht. Die durch Luther hervorgerufene Bewegung bemächtigte sich der alten Kirche ebenso wie der neuen. Auch der Katholicismus wurde wieder theologisch; er verlor seine Naivetät, seine Lebensfreude. Was aber im Protestantismus im guten Rechtsbewußtsein geschah, erfolgte von jener Seite in bösartigen, menschenfeindlichen Formen. Es gilt in unsern Tagen keineswegs eine Wahl zwischen dem Protestantismus und der Kirche des Mittelalters, sondern zwischen der protestantischen und der jesuitischen Theologie. Wer im Schoos der katholischen Kirche geboren ist, kann sich in seinem Privatleben eine ebenso große, unter günstigen Umständen vielleicht eine größere Freiheit und Bildung erwerben, als der Angehörige einer streng protestantischen Gemeinde: wohlverstanden wenn er so weit abstrahiren kann, daß die Unwahrheit der öffentlichen Verhältnisse ihn nicht niederdrückt. Aber wer den Glauben seiner Väter, der sich zwar nicht im einzelnen klar geworden ist, der aber in seinem Instinct das richtige Princip der Sittlichkeit enthält, abschwört, kann von der öffentlichen Meinung nicht stark genug ge-

---

ten habe ich hie und da meine eignen Ueberzeugungen wiedergefunden, die jedoch unter der seltsamen Verkleidung mir selbst beinahe widerwärtig wurden. Wenn er aber zusammenhängend und ausführlich schrieb, dann verfuhr er ganz anders schon in der frühesten Periode. Vollends in der letzten versäumte er niemals, ehe er vor dem Publicum auftrat, conciliatorische Filzschuhe anzulegen. Mich konnte er freilich damit nicht täuschen, aber arglose Zuhörer und Leser haben wol manche Sätze vorbeischlüpfen lassen, ohne zu merken, wohin sie führten. Diese Bemühung hatte sogar auf seine Schreibart einen sichtbaren, sehr nachtheiligen Einfluß: sie wurde durch alle die Bevorwortungen, Limitationen und Cautelen schwerfällig und verworren." —

brandmarkt werden, und wir stimmen mit voller Seele dem alten Voß bei, wenn er über jene feige Gefühlsschwärmerei, die im Durst nach Illusionen endlich zur bewußten Lüge überging, das Verdammungsurtheil ausspricht. Die Anziehungskraft der katholischen Kirche liegt für Gemüther, die in sich selber den Halt nicht finden, nicht allein in ihrem äußern Glanz und in der Consequenz ihrer Institutionen, sondern vorzugsweise in der naiven Sicherheit, mit welcher das Wunder der göttlichen Erscheinung sich täglich in ihr erneut. Täglich wird der wirkliche Leib des Herrn den Gläubigen zu kosten gegeben, täglich weist das Oberhaupt der Kirche mit der unfehlbaren Gewißheit des heiligen Geistes dem Suchenden den Weg des Heils. Hier kann ein zweifelhaftes Gemüth nicht irre gehn: wie oft es vom Glauben abgefallen sein mag, es weiß, daß ein erbarmender Gott in unendlicher Gegenwart seiner harrt, und es weiß genau, wo er zu finden ist. Es hat nicht nöthig, in schweren Kämpfen gegen sich selbst und gegen die Weisheit der Welt den Glauben zu erobern, es hat sich nur einfach zu unterwerfen. Diese Gegenwart des Göttlichen ist in allen einzelnen Institutionen der Kirche durchgebildet; es gibt keinen auch noch so unbedeutenden Schritt des Lebens, über den sie nicht hülfreich und segnend ihre Hände breitete. Der Protestantismus überläßt den Menschen den Qualen seines Gewissens und dem entsetzlichen innern Kampf der Wiedergeburt; er verlangt bei allen Wundern die Mitwirkung des entgegenkommenden Gemüths, ohne die das Wunder nicht geschieht. Wein bleibt Wein und Brot bleibt Brot, wenn nicht das gläubige Gemüth das Wunder vollzieht und sie in Leib und Blut verwandelt. Die protestantische Kirche kommt niemals entgegen, sie will gesucht sein, und auch dann erscheint sie nicht in der übernatürlichen objectiven Gewißheit einer unmittelbaren Offenbarung. Wie kam nun die Reformation dazu, diese unendlichen Güter aufzugeben und den schwachen Menschen aus der Sicherheit seines Paradieses in die Wüste hinauszustoßen, wo er sich selber den Weg suchen muß? — Es waren nicht einzelne Misbräuche der kirchlichen Einrichtungen, die Luther bestimmten; es war auch nicht ein dogmatischer Gegensatz, der auf einem andern Wege bequemer hätte erledigt werden können: — sondern das gewaltige, mit Entsetzen verknüpfte Gefühl, daß diese reale Erscheinung Gottes, deren die Kirche sich rühmte, eine Lüge war. Es war Luther um Wahrheit zu thun, nicht um Glückseligkeit, und dies ist der durchgehende Grundzug der protestantischen Geschichte. Darin lag zum Theil der Grund, daß der Protestantismus bei den Germanen, der Katholicismus bei den Romanen überwog; das die erste Religion mit einer kräftigen Entwickelung des Bürgerthums Hand in Hand ging, während die zweite ihren günstigsten Spielraum fand, wo ein geschlossener Stand einerseits, ein unorganisirter Pöbel andrerseits sich einer behaglichen

Existenz erfreuten. Der Protestantismus ist für das Volk, aber nicht für den Pöbel; sein Rechtsgefühl ist lebhafter als seine Barmherzigkeit. Der Protestantismus ist die Religion des ehrlichen Mannes, aber er hat keinen Trost für diejenigen, welche die Beute des Bösen geworden sind. Wenn sie sich nicht bekehren wollen oder es nicht können, so mögen sie in ihrer zeitlichen Verdammung verharren, indem sie die ewige erwarten. Der Katholicismus ist die einzige Religion, die den Pöbel zu benutzen versteht: er hat für den Bettler eine unerschöpfliche Fundgrube von Hoffnungen; er hat Heiligenbilder, Rosenkränze, Kreuze, Amulete: ein süßes Opium, den Schmerz einzuschläfern und das Leben der Elenden mit schönen Träumen zu bevölkern. Darum wird er zu allen Zeiten die Lieblingsreligion für die beiden elendesten Classen der menschlichen Gesellschaft sein: in den Tiefen der Gesellschaft die Religion der Armen, deren Loos unwiderruflich und denen jede zeitliche Hoffnung verschlossen ist; auf den glänzenden Höhen der Welt die Religion der Menschen, die zu viel gelebt haben und die kein irdisches Gefühl mehr elektrisirt. Der katholische Pöbel ist so verdorben als möglich, aber er hat eine große Anhänglichkeit an seine Religion. Der Katholik kann ein Schurke sein und darum nicht minder fromm; der Italiener kann stehlen, der Spanier morden, der Irländer sich vom Morgen bis zum Abend betrinken und sich im unflätigsten Schmuz wälzen, ohne daß er darüber vergißt, sein Kreuz zu schlagen, vor der Mutter Gottes das Knie zu beugen und in der Kapelle sein Gebet herzusagen. Sobald ein Protestant dem Laster verfällt, hört er auf Protestant zu sein; seine ganze innere und sittliche Religion existirt nicht mehr für ihn.

Ein zweiter Apostat, Zacharias Werner, offenbart noch deutlicher den Sinn des Uebertritts. — Bei der Unsicherheit aller Verhältnisse nach dem Einzug der Franzosen verließ er Mai 1807 Berlin und ging über Dresden nach Wien, wo er die Erfahrung machte, daß man nach der protestantischen Bildung wie nach einem Ideal hinblickte. „Wenn ich mir nun dazu denke, sagte er, daß Berlin seinerseits Porstel's Gesangbuch im Nähbeutel mit in den Thiergarten nimmt, und der Rost des katholisch-platonischen Glaubens immer tiefer in die berlinischen, ohnehin von Natur schon so tiefen Geheimrathsmamsells bringt, so glaube ich, daß ganz Deutschland ein Tollhaus ist, und möchte gleich morgen mit der ersten besten Gelegenheit aufpacken und nach Italien reisen, nicht um dort, wo auch Tollheiten genug sind, zu wirken, sondern um unter Trümmern und Blüten alles und mich selbst zu vergessen." — Eine Reise nach München September 1807 machte ihn mit Jacobi und Schelling, eine Reise nach Weimar December 1807 mit Göthe bekannt, der sich seiner lebhaft annahm und ihm vom Herzog eine

Pension auswirkte. Einmal las er ihm ein Gedicht von der neumodischen visionär-christlichen Färbung vor, da entbrannte in dem alten Titanen jener heilige Jugendzorn, dessen er zu Zeiten noch in dem spätesten Alter fähig war, jener Zorn über die Heuchelei, der die Grundstimmung seiner Seele war. Werner fühlte sich so erschüttert und zerknirscht, daß er an seinem Christenthum irre wurde. Dann hielt er sich bei Frau von Staël in Coppet auf (1808 und 1809), mit Schlegel, Oehlenschläger und andern. In seinem schlechten Französisch theilte er täglich über Tisch der Gesellschaft in einer Art von Vorlesungen seine mystische Aesthetik mit: man hörte ihm andächtig zu, wenig fehlte, so hätte er Proselyten gemacht. Der Eindruck auf Göthe und Frau von Staël war ein tiefer und nachhaltiger: alle Correspondenzen jener Zeit legen Zeugniß davon ab.*) — Im Attila 1808, welches Stück bei Frau von Staël große Anerkennung fand, hat ihm Napoleon vorgeschwebt, dessen welthistorische Mission den Grüblern viel zu schaffen machte. An sich ist der Stoff nicht unpoetisch, freilich nur für Frescomalerei geeignet. Das zerfallende Römerreich noch immer königlich auf den Trümmern seiner weltumfassenden Macht, auf den halbgebrochnen Statuen seiner Kunst und seiner Bildung, ein wildes bacchantisches Gemälde; auf der andern Seite die Barbaren, die mit lüsterner Sehnsucht in die ihnen verschlossene Herrlichkeit eindringen; zwischen ihnen das Christenthum, das, aus dem Verwesungsproceß der römischen Cultur emporgewachsen, den siegreichen Barbaren wie den Römern gleiches Entsetzen einflößt und sie mit unwiderstehlichem Zauber in seinen Kreis bannt: — das sind würdige und auch darstellbare Gegensätze, die vielleicht in keiner historischen Anekdote so dramatisch aneinander stoßen, wie in jenem Zusammentreffen Attila's mit dem Papst. Die Schwierigkeit liegt nur darin, die Symbolik zu individualisiren, in die Seele des trotzigen Heiden eine Vorgeschichte und Vorempfindung seiner

*) „Es kommt mir, einem alten Heiden, schreibt Göthe 1808 an Jacobi, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehn und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist. Wir sind dieses doch dem höhern Standpunkt schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen.“ — Ernster und diesmal richtiger faßt Jacobi die Sache auf. „Werner scheint mir zu der Gattung von Menschen zu gehören, in und an denen wissentlich und unwissentlich zugleich der Ernst zum Spaß und der Spaß zum Ernst, die Grimasse zur Physiognomie und die Physiognomie zur Grimasse wird. Solches Spiel treiben und mit sich treiben lassen, zerrüttet unfehlbar auch die vornehmsten Naturen. Das Hohe und Wahre im Mystischen ist mir zu lieb, um zu ertragen, daß man blos damit gaukle und es en masquerade aufführe.“

eignen düstern Zukunft zu verlegen, die sein Mark erschüttert, sowie sich ihm der Geist der Religion zum ersten male in einer imposanten Form vernehmlich macht. Werner hat diese Motive geahnt, aber auf die roheste Weise ausgebeutet. Die einzelnen Momente sind vorhanden: das schwächliche Kaiserthum mit seinen Palastintriguen und Ausschweifungen, die Kirche mit der Elasticität ihres dem Leben feindlichen Geistes, das barbarische Lehnsgefolge in seiner derben übermüthigen Kraft; dazwischen als gebrochne Momente auf der einen Seite der vom Geist des alten Roms erfüllte Aëtius, der aber in der Durchführung seiner Pläne selbst in gemeine Intriguen verstrickt wird, auf der andern die gefangene Burgunderin, deren Vater und Bräutigam Attila erschlagen und die ihm nun wie das Gespenst seiner eignen Schuld folgt. Aber Werner hat nicht den poetischen Sinn, diese Elemente zu gruppiren und zu einem idealen Ziel zu zwingen. Die Verschrobenheit der Empfindung muß uns ebenso anwidern wie der Schwulst der Sprache. Werner schildert in Attila nicht eine ursprüngliche starke und despotische Natur, welche die Welt verachtet, sondern einen zweiten Karl Moor, einen von der Idee der Gerechtigkeit durchdrungenen Idealisten, der die Mission zu haben glaubt, das Unrecht aus der Welt zu vertilgen, und zu diesem Zweck die unerhörtesten Greuel verübt. Er ist nicht blos Schwärmer sondern empfindsam: er versinkt alle Augenblicke in tiefe Gedanken und Träume, schwärmt für die Freiheit der Welt und philosophirt über die Natur der Liebe. Nachdem im ersten Act in der gewöhnlichen opernhaften Weise die Einnahme von Aquileja geschildert ist, wird Attila durch die Erinnerung an seine erste Gemahlin Ospiru, den gewöhnlichen Hebel seiner Thränen, gerührt und beschließt in diesem Zustande Gericht zu halten. Nun folgt eine Reihe sonderbarer Urtheilssprüche der subjectiven Gerechtigkeit, die von der Natur dieses Idealismus ein klägliches Bild geben. Zuletzt wird ein junger Mann, den Attila sehr liebt, des Meineids angeklagt und gesteht seine Schuld. Attila umarmt ihn unter Thränen und läßt ihn dann von Pferden zerreißen; die Mischung von Empfindsamkeit und Bestialität ist charakteristisch für die damaligen Ideale. Eine noch lächerlichere Puppenkomödie führen die andern Personen auf. Jene Burgunderin hat sich den dunkeln Göttern geweiht und zuckt jedesmal krampfhaft zusammen, sobald das Wort Licht ausgesprochen wird; sie schielt mit gräßlichen Seitenblicken auf Attila, während sie ihn liebkost*); später wird sie durch

---

*) Ueberhaupt fangen in diesem Stück die Parenthesen an eine ebenso große Rolle zu spielen wie in Schiller's Fiesco: auf einer Seite zuckt Hildegunde dreimal krampfhaft zusammen, sucht gewaltsam ihre innere Marter zu verbergen, spricht qualvoll, bricht in wüthende Freude aus, schielt furchtbar nach Attila, legt die

eine Erscheinung von oben zu Gemüthskrämpfen angeregt, dann aber doch wieder von den bösen Geistern gefaßt und bringt zuerst Attila's Sohn, dann ihn selber um, der es auch gutwillig geschehn läßt; sie fährt zur Hölle, aber weil sie noch immer ihren Bräutigam liebt, wird ihr eine gewisse Linderung ihrer Qualen verheißen. Papst Leo sympathisirt mit den Ideen Attila's, hat über die sittlichen Ideen die unglaublichsten und namentlich die unkirchlichsten Begriffe; er spricht über die Liebe und ähnliche Gegenstände in ebenso mystischen Sonetten und Stanzen als der heilige Adalbert, sinkt dann von der Anstrengung erschöpft zusammen und ist mit sich selbst unzufrieden, das himmlische Mysterium profanirt zu haben. Er hebt sich während seines Gebets allmählich immer höher, sodaß er zuletzt bis auf die Fußspitzen in einer fast schwebenden Stellung steht. Er wirkt auf Attila mit elektrischer Kraft, unterzieht ihn einer moralischen Prüfung und verkündigt ihm dann die Vergebung seiner Sünden. Um diese vollständig zu machen, bringt er dem Sterbenden die Prinzessin Honoria, die beständig von Attila geträumt, wie Katharina Bora von Luther, als Todesbraut, segnet sie ein und schließt mit einigen mystischen Sentenzen das Stück. — Ein in seiner Art classischer Ausdruck für den Naturfatalismus ist die kleine Tragödie: der 24. Februar. Zu dem Datum hatte der Todestag seiner Mutter (1804) Veranlassung gegeben. Nirgend tritt das Materialistische, Unchristliche und Unpoetische der Schicksalsidee so abscheulich hervor als in diesem kleinen Familiengemälde, in dem das äußere Costüm und die Beziehung auf große welthistorische Symbole wegfällt. Aber das Gemälde hat einen fast erschreckenden Realismus, eine Naturwahrheit, die uns ergreift, auch wenn wir über die Beziehung des Erbleidens einer Familie auf ein bestimmtes Datum und ein bestimmtes Messer lächeln müssen. Hier hat sich einmal Werner auf Zustände und Charaktere eingelassen, die er beherrscht, die sich also nicht wie Gliederpuppen der Abstraction sondern in freier Lebendigkeit bewegen. Die düstre Färbung ist höchst poetisch und der wilde Wechsel der Gemüthsbewegungen in der bestialischen, aber nicht ganz gemeinen Natur des alten Soldaten auf das tiefste und wahrste empfunden. Werner legte das Stück im Februar 1809 Göthe vor, der sich sehr dafür interessirte und es in Weimar aufführen ließ, was auch in Coppet unter den Auspicien der Frau von Staël geschah.*) — Wanda Königin

---

Hand aufs Herz und spricht in schmachtendem Ton, aber gräßlich nach unten blickend, zu ihm, umschlingt ihn furchtbar u. s. w.

*) 1814 erschien es in der Urania, und Werner fügte einen Prolog hinzu, der aus der individuellen Krankheitsgeschichte eine allgemeine Bußpredigt machte: Er faßt die Herrschaft des Schicksals und den alten Fluch der Sünde als ein Symbol

der Sarmaten, in Weimar 1809 mit großem Pomp aufgeführt ist ein Puppenspiel ohne allen Werth. Wanda hat früher einen Rügenfürsten Rüdiger geliebt, ohne ihn zu kennen; sie hält ihn für todt und schwört in feierlicher Versammlung ihrer Großen, nie einem Manne angehören zu wollen. Nachdem sie diesen Schwur abgelegt, meldet sich Rüdiger als Werber; er will, da er eine abschlägige Antwort erhält, seine Braut mit Gewalt erkämpfen, er fällt, und Wanda springt in die Weichsel. Abgesehn von den Chören und Balleten haben wir nur sentimentale Redensarten. Die Parenthesen nehmen einen so großen Raum ein, daß zuweilen eine ganze Seite lang die wildesten Grimassen beschrieben werden und dazwischen nur ein Ha! ertönt. Das „Thal" wird diesmal durch den Geist der Königin Libussa vertreten, deren Wagen von einem Löwen gezogen wird, und deren Erscheinung stets von einer sanften Flöten- und Hörnermusik begleitet ist. Sie ist in ihrer Mystik ebenso redselig wie der heilige Adalbert und der Papst Leo. So hält sie einmal einen langen Vortrag in Canzonen, worin die mystische Tendenz des Stücks auseinandergesetzt wird, die sie darauf abgekürzt wiederholt: „Natur hält Schwur, Natur ist treu, Natur ist todt, Natur ist frei; du Menschengott, sei wie Natur!" — Als Rüdiger fällt, erscheint sie in einem weiten rosenfarbnen Duftschleier, und als Wanda sich ins Wasser stürzt, steigt auf derselben Stelle eine kolossale, durch den klaren Morgenhimmel strahlende, von einem eben solchen Palmenzweig umwundne Lilie hervor; alle Umstehenden stürzen vor Entsetzen auf die Knie, und die Priester singen unter Posaunenbegleitung: „Ob auch, was sie begehret, der alten Flut gewähret; die Göttin bleibt verkläret als Palm und Lilia! — Wir haben es erfahren, wir wollen es bewahren, wir müssen's offenbaren, die Götter sind noch da!!!" — November 1809 reiste Werner nach Rom und trat den 19. April 1810 zur alleinseligmachenden Kirche über. In welcher Gemüthsbeschaffenheit er diesen Schritt that, zeigt sein Tagebuch 5. Mai 1810. Er ist in Neapel und es soll eben das Blut des heiligen Januar zum Fluß gebracht werden. „Ich betete in der unbeschreiblichsten Angst meines Herzens, daß das Wunder geschehn möge; umsonst. Endlich, fast einer Ohnmacht nahe, betete ich mit noch tiefrer Inbrunst: Gott, wenn ich durch

---

der Welt auf, wenn nicht die christliche Gnade sie erleuchtet. Er beschwört die Menschen knieend, zu Jesu Wunden zu eilen, ehe es zu spät wäre, und aus diesem heidnischen Liede das Gefühl der das ganze Leben finster umschattenden Nachtgewalten zu schöpfen, die das schuldlose Herz zerstören, das auch dem Dichter einst beschieden war, das er aber im wilden Lebensreigen verlor. Wenn Deutschland vor diesen Nachtgespenstern sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche geflüchtet, dann verspricht er der entsühnten, vom Fluch befreiten Welt einen christlichen Dichter der Gnade.

deinen Geist getrieben an diesem grünen Donnerstage den größten und entscheidensten Schritt meines Lebens that, wenn wirklich dieser Glaube der alleinseligmachende ist, so gib mir durch Flüssigwerdung des Blutes deines Heiligen davon ein untrügliches Zeichen, und ende die Angst und Zweifel meiner Seele; gib mir ein Zeichen, daß ich recht gethan habe! Kaum hatte ich das gebetet, so — Dank sei dir, ewig allwaltende, mit unsern kindlichen Unarten barmherzige Gnade — so in demselben Augenblicke fast schrien Priester und Volk auf: das Blut fließt. Jubelnd fing die Musik an, alles jauchzte vor Freude, und ich, ich war außer mir vor Entzücken, denn mir war es gewiß ein Wunder; ich küßte Schlosser heimlich. Ich werde diesen Moment des Wunders, womit mich Gott begnadigte, nie vergessen. Der Priester zeigte uns die Phiole ganz nahe, die wir küßten. Schlosser glaubt demungeachtet, es sei plumper Trug. Dem sei wie ihm wolle; es floß, als ich gebetet hatte, mir zum Trost, mir war es ein Wunder und ewig unvergeßlich ist dieser Tag. Halleluja." — Werner blieb bis Mitte 1813 in Rom, im grellsten Wechsel von Andacht und Frivolität, Beten und Schwelgen in Kirchen, Theatern und Bordellen. Er schloß seinen Aufenthalt in Italien mit einer Wallfahrt nach Loretto, kehrte dann nach Deutschland zurück und ließ sich zum Priester weihn. Gleich nach seiner Bekehrung hatte er, in der Weihe der Unkraft 1814, wo er „als Frühergrauter mit Scham zur deutschen Heldenjugend hinanblickt", feierlich Buße gethan. „Durch falsche Lust verlocket und durch das Spiel der Sinne, doch wissend, daß aus Liebe der Quell der Wesen rinne, setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron, und durch das Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn. Als ob das, was den Weisen erleuchtet, spornt den Held, zerbricht der Völker Ketten, besät das Sternenfeld, was aus der Frommen Busen sich empor zu Gott erhebet, aus Schmerz- und Scherzgetändel sei der niedern Lust gewebet! Und weil solch Götzenbild auf krummen Füßen stand, das nicht nur anzubeten ich mich thöricht unterwand, dem ich auch Tempel bauen wollt' mit meiner schwachen Hand, so kam's daß es zu füllen ich manch Hirngespinst erfand. So zog ich, keck im Frevelmuth, doch tief in mir erschlafft, zu meiner Gaukelbude selbst die Weihe deutscher Kraft." Im weitern Verlauf des Gedichts, welches zum Schluß aus dem Pathos wieder in die gewöhnliche possenhafte Manier übergeht, wird der gesammte speculative und poetische Idealismus gegeiselt: „Dir, du halbergraute Abart der schlechten Zeit, durch welche deutsche Stärke zur Ohnmacht ward entweiht, dir laulichem Gemengsel von schlechtem Sein und Schein, auch ich von deinesgleichen, dir präg' ich Demuth ein!" — In Wien trat er während des Congresses zum ersten mal als Prediger auf und imponirte durch eine Mischung von Witz und Mystik, hyperpoetischem Schwulst und

cynischer Obscönität, von Lobpreisungen auf den heiligen Rosenkranz und Flüchen gegen die Ketzer nicht nur dem Pöbel, sondern auch den „Gebildeten". In diesen Predigten macht die Unfähigkeit, einen Gedanken oder auch nur ein Bild festzuhalten, die Fieberhaftigkeit, mit der er einen Satz erst zwanzigmal wiederholt und dann plötzlich auf anderes überspringt, einen peinlichen Eindruck. 1821 faßte er den Entschluß, in den Orden der Redemptoristen zu treten; er trat zurück, noch ehe sein Noviziat begonnen, aber in seinem Testament unterzeichnete er sich doch als Priester und Redemptorist. Er starb Januar 1823. Sein Leben und Dichten kann zur ernsten Warnung dienen: er war doch ein unbestreitbares Talent und sein Streben zwar von vornherein ungesund, aber nicht ohne eine gewisse Energie und selbst eine Art Glauben. Sobald aber die „Inspiration" sich über die Gesetze des Verstandes und die Stimme des Gewissens hinwegzusetzen vermißt, geräth sie in ein Labyrinth, aus dem kein Ausgang führt. Die Sittlichkeit des Volks ist durch diese Poesie in ihrem innersten Kern angegriffen worden. Früher war durch das bürgerliche Drama dem Volk eine zwar unkräftige und triviale Moral geboten worden, aber doch eine Moral, die mit seinen gewöhnlichen Vorstellungen im Zusammenhang stand. Durch die neue Schule wurde es zu einem Interesse am Unbegreiflichen und Wunderbaren getrieben, welches ebenso verhängnißvoll auf das Leben wie auf die Kunst einwirken mußte. Selbst in Shakspeare freute es sich mehr an den ungewöhnlichen Kunstmitteln als an dem sittlichen Zusammenhang. Wenn Göthe aus Hamlet ein verständliches Problem machte, so freute sich das Publicum an dem Opernspuk, den Geistererscheinungen, dem düstern gespenstischen Ton, an den ungewöhnlichen und in ihren Motiven unverständlichen Kraftanstrengungen gebildeter Virtuosen. Der berühmte Monolog Thekla's: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus", wird in einem der damaligen Taschenbücher so abgebildet, daß man den finstern Geist als eine schwarze Spukgestalt mit verdrehten Gliedmaßen im Hintergrund auf- und abwandeln sieht. Die Geister kamen in die Mode, in Novellen und Romanen ließ man sie die Hauptrolle spielen; selbst Jean Paul schrieb eine ästhetische Apologie des Aberglaubens. Man legte sich auch im Leben auf geheime Künste, und es galt für den schlechtesten Ton von der Welt, an der Möglichkeit zu zweifeln, durch äußerliche Manipulationen die tiefsten Geheimnisse Gottes und der Welt zu enthüllen. Man kann es den Romantikern nicht verdenken, wenn sie sich über die deutschen Aufklärer langweilten, die nichts Anderes zu sagen wußten, als daß $2 \times 2 = 4$ ist, daß es keine Gespenster gibt, daß der Meuchelmord ein Laster und die Dankbarkeit eine Tugend sei; aber wenn sie nun, um Abwechselung in diese Eintönigkeit zu bringen, behaupteten, 2×2 macht nicht 4, die Gespenster sind die Crême des Lebens, der Mord ist eine Tugend und der Wahnsinn der normale Zustand des

Menschen, so wurde dadurch die Poesie allerdings bunter und mannichfaltiger, aber sie verlor auch allen Sinn und allen Verstand. Der Skepticismus, wenn er aus der Speculation in den Gedankenkreis des Volks, in die Poesie übergeht, ertödtet alle Kraft und alle Gesundheit; aber der Skepticismus besteht nicht darin, daß man an Gespenstern und an Hexen, am Fegfeuer, an der Dreieinigkeit, an dem psychischen Doppelleben des Magnetismus zweifelt, sondern darin, daß man am Einmaleins und an den zehn Geboten zweifelt. Der Uebermuth dieses Skepticismus wurde allmählich so groß, daß schon der Verdacht des gesunden Menschenverstandes hinreichte, den genialsten Schriftsteller aus dem Reich der Poesie zu verbannen. Und doch ist ohne einen sehr starken Menschenverstand, d. h. ohne eine feste, dem Zweifel entzogene sittliche und logische Basis, ein echter Dichter nicht denkbar. Anschauungen, Empfindungen, Inspirationen geben den Stoff der Poesie, aber Gestalt und Haltung verleihn ihr erst der gesunde Menschenverstand und das Gewissen: denn ohne diesen Regulator ist man nicht im Stande, auch nur den einfachsten Charakter festzuhalten.

Mit finstrer Ahnung sah Göthe schon zu Anfang 1806 den kommenden Ereignissen entgegen, da der Herzog, sehr zu seinem Verdruß, wieder ein preußisches Commando übernahm. In der That wurden durch die Schlacht von Jena alle Verhältnisse des kleinen Reichs zerrüttet; nur die edle Würde der Herzogin Luise bestimmte den Sieger, der mit allen Schrecken des Kriegs in Weimar einzog, ihrem Gemahl zu verzeihn. Weimar gehörte seitdem zum Rheinbund; die Universität Jena und ihr Organ, die Literaturzeitung, wetteiferten mit ihren Schwestern in hündischer Devotion. Aus Halle und Jena flüchtete alles wie eine aufgescheuchte Heerde in die Fremde, die alten Pflanzstätten der deutschen Cultur wurden leer, die Theilnahme an Kunst und Philosophie erlahmte; wer einen kräftigen Sinn in sich fühlte, wandte ihn den Geschicken des Vaterlandes zu. Die mächtigsten Staaten Deutschlands fühlten den eisernen Fuß des Siegers auf ihrem Nacken; was noch bestehn blieb, fristete sein Leben nur durch die Gnade des Fremden. Im Frühling 1807 starb die Herzogin-Mutter, die Weimars Größe gegründet. — Göthe hatte in diesen Unglückstagen nichts verloren, doch war er bei dem Einzug der Franzosen in Lebensgefahr gewesen; hauptsächlich die Entschlossenheit seiner Christiane hatte ihn gerettet. Vielleicht war dies ein Moment, einen Entschluß, den er lange mit sich herumgetragen, zur Reife zu bringen: Sonntag 19. October fuhr er mit Christiane, seinem Sohn und seinem Schreiber nach der Kirche und ließ den Act der ehelichen Trauung vollziehn. —

„Herr von Göthe, schreibt Frau von Stein an ihren Sohn, Göthe's geliebten Zögling, hat geglaubt, im Lärm der Ereignisse unbeachtet seine Maitresse heirathen zu können." Es ist gewiß gegen diesen Schritt nichts einzuwenden, doch bleibt der Ausgang wunderlich. Fast von den Knabenjahren an der innigsten Liebe fähig, mit der innigsten Liebe beglückt, heirathete er in seinem siebenundfunfzigsten Jahr seine dem Trunke ergebene Haushälterin, mit der er 17 Jahre gelebt. — Nachdem die erste Verwirrung überstanden, warf sich Göthe mit erneutem Eifer auf seine naturwissenschaftlichen Studien, trotz der Kälte der eigentlichen Gelehrten durch den enthusiastischen Beifall einzelner Freunde,. z. B. Hegel's belohnt. Seine Beziehungen zu Alexander von Humboldt wurden immer inniger, und er fuhr fort, der vielfach angefochtenen Naturphilosophie, die er wol mehr aus persönlichem Umgang, z. B. mit Schelver, als durch Lectüre kennen lernte, seinen mächtigen Schutz angedeihn zu lassen. Die Literaturzeitung dieser Periode ist zum großen Theil mit naturphilosophischen Aufsätzen angefüllt.*) — Bald gewann auch das Theater neue Beachtung**); den 16. Februar 1807 überraschten die Schauspieler Göthe mit einem Unternehmen, gegen das er sich lange gesträubt: der Aufführung seines Tasso. Der Gedankenstoff in Göthe's Dramen ist unerschöpflich, so oft man sie liest, empfindet man neue Tiefen; aber auf der Bühne geht das verloren, weil sich die Gedanken und Stimmungen nicht in Thaten entfalten. Trotzdem hatte das Stück einen glänzenden Erfolg; auffallend aber war es, daß bei der Verkürzung jene Stellen unterdrückt waren, welche Tasso überreizt, empfindlich und ungerecht zeigen, besonders im letzten Act. Auch in diesem Verfahren zeigte sich die Gleichgültigkeit gegen das charakteristische Moment im Verhältniß zum declamatorischen. Bei den Vorstellungen, welche die weimarische Gesellschaft in Leipzig gab (Juni und August 1807), und die übrigens ihren Höhepunkt bezeichnen sollen, wurden auch die Gegner geweckt: die Aufführungen der Tragödien seien nur Leseproben im Costüm, das prätentiöse Mantelspiel, das unausgesetzte Adressiren an das

*) Juli 1806 ging auch die „Allgemeine deutsche Bibliothek" ein, die Nicolai 1800 wieder übernommen hatte (seit 1792 war sie von Bohn redigirt), und die zuletzt in der That eine Anstalt für literarische Invaliden geworden war. Merkel und Kotzebue, die Redacteure des Freimüthigen, hatten sich entzweit und ergingen sich gegenseitig in den gemeinsten Schimpfreden. — Im Sinn der alten Schule, ziemlich bitter gegen die Excentricitäten der Neuerer, war Bouterweck's „Aesthetik" 1806.

**) Shakspeare's Othello nach Voß und Schiller war Juni 1805, König Johann nach Schlegel April 1806 aufgeführt. — In die Reihe der romantischen Trauerspiele gehörten Krösus von Ast 1804 und Maria Belmonte von Streckfuß 1807.

Publicum, das kalt formelle Theaterdecorum hebe alles Leben auf und schneide jede Möglichkeit einer Täuschung ab; im Lustspiel dagegen führe die systematische Entfernung von der Natur zu possenhaften Uebertreibungen. So lehre die Schule eigentliche Menschendarstellung nicht, sondern wolle nur systematische Einführung gewisser Formen, welche, dem antiken Theater entnommen, alle Mannichfaltigkeit der Lebenserscheinungen in die beiden grell abgesonderten Gattungen der Declamationstragödie und der Posse einzwängen. — Uebrigens wurde die Freude am Theater durch die französische Censur verkümmert, die um so lästiger fiel, je kleinlicher und unwissender sie gehandhabt wurde. — Auf dem Congreß zu Erfurt, wohin Göthe 29. September 1808 von seinem Herzog beschieden war, hatte er Gelegenheit, die Leistungen der großen pariser Schauspieler, die hier vor einem Parterre von Königen auftraten, mit Aufmerksamkeit anzuhören. Napoleon ließ ihn 2. October kommen; es ist bekannt, daß dieser Tag auf Göthe einen ähnlichen Eindruck machte als der 20. November 1806 auf Johannes von Müller; weder der Dichter noch der Geschichtschreiber widerstanden dem Zauber des Eroberers. Göthe war so geschmeichelt, daß Napoleon seinen Werther aufmerksam gelesen, daß er seinem Scharfsinn eine Entdeckung zuschrieb, die Herder schon dreißig Jahre vorher gemacht — die Verwirrung der Motive in Werther's Seele. Göthe machte ein Geheimniß aus diesen Aeußerungen; erst lange nach seinem Tod wurden sie durch den Kanzler Müller bekannt. Napoleon sprach sich lebhaft gegen die Schicksalstragödie aus: „Was will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal!“ Er lud den Dichter ein, nach Paris zu kommen, dort seine Weltanschauung zu erweitern, und in einem neuen Cäsar Voltaire zu verbessern: „man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelassen, seine hochsinnigen Plane auszuführen.“ „Je suis étonné, sagte der Kaiser, der doch den Franzosen nicht verleugnen konnte, und aus Shakspeare nichts zu machen wußte, qu'un grand esprit comme vous n'aime pas les genres tranchés.“ Die Unterredung wiederholte sich am 6. October in Weimar, wo auch Wieland große Zeichen der Anerkennung empfing, beide Dichter z. B. die Ehrenlegion. Das Ganze macht doch einen peinlichen Eindruck. Das Leben in Weimar hatte Göthe an einen kleinen Blick gewöhnt. Wenn Napoleon ihm das Theater nicht störte, seine Kunstsammlungen nicht auf die Straße warf und seinen Herzog nicht in die Verbannung schickte, so war ihm das Uebrige ziemlich gleichgültig. Man kann sich das Verhältniß erklären, denn stofflos zu schwärmen, war Göthe's Sache nicht, und für die Unabhängigkeit Deutschlands etwas zu thun, war ihm unmöglich. Aber wohl haben wir das Recht, uns selber zu beklagen, daß unser größter Dichter das Schicksal hatte, in

den Zeiten der Noth unserm Feinde so klein gegenüberzustehn. Es war die tragische Ironie in Göthe's Schicksal: zum Größten hatte ihm die Natur Kraft und Stimmung gegeben, aber sein Muth wurde in einem kleinen, wenn auch glänzenden Käfig gelähmt. Wie schöne Lieder er in diesem Käfig gesungen, das Gefühl wird doch aus seinem Leben wie aus seiner Dichtung uns lebendig, daß unsre Kunst erst dann sich wahrhaft erheben wird, wenn unser Leben sich erhebt. Was konnten die Haugwitz, die Schulenburg, die Lombard von dem Gefühl der Nationalität verstehn! Aufgewachsen in der gemeinsten Nützlichkeitsphilosophie, mit ihrer ganzen Thätigkeit auf die frivolsten Zwecke gerichtet, was konnte ihnen Deutschland anders sein als eine geographische Fiction! Aber daß ein Dichter, der sein Leben lang dem Cultus des Schönen gehuldigt hatte, ebenso frivol dachte als sie, daß er den Freiheitsdrang seiner Nation wol gar unbequem fand, weil er sich in ungeberdigen Formen Luft machte, das ist doch ein Zug, wie er sich nicht leicht in der Geschichte eines andern Volks wieder finden wird. Wenn Göthe in einzelnen Fällen für die augenblicklichen Regungen des Freiheitsgefühls Interesse und Verständniß zeigte, so war das weiter nichts als jene ästhetische Empfänglichkeit, die unter andern auch durch geschichtliche Ereignisse berührt wird; nirgend hat dies Interesse ihn so tief ergriffen, daß es einen Wendepunkt in seiner Entwickelung bildete. Er ließ die Ereignisse an sich vorübergleiten und verfolgte sie mit verständigem Blick, sein Herz haben sie nicht erfüllt. — Es ist ein ebenso nothwendiges als undankbares Geschäft, in der schönsten Erscheinung des deutschen Lebens die Schattenseiten aufzusuchen: undankbar, denn das Gefühl des Edeln will sich unbedingt hingeben, will die Begeisterung nicht durch Nebengedanken stören lassen; nothwendig, denn es gibt keine Sünde im öffentlichen Leben und in der Kunst, die man in Deutschland nicht versucht hätte durch Göthe's Beispiel zu rechtfertigen. Wer die Literatur als eine spielende Nebenbeschäftigung betrachtet, die mit dem Leben nichts zu thun habe, wird den Eifer müßig finden, mit dem man ihren sittlichen Kern losschält; anders, wer in ihr das Symptom von der Gesundheit oder Krankheit der Wirklichkeit erkennt. Noch steht der Genius, der in Göthe seinen höchsten Ausdruck gefunden, unserm Leben in zu feindlicher Nähe, als daß wir uns ihm unbefangen hingeben dürften. Solange uns jene Ideale beherrschen, die einseitige Sehnsucht, schön zu leben, und uns höchstens durch Resignation mit der Tragik der Verhältnisse abzufinden, so lange bleibt Deutschland als Ganzes eine unproductive Nation, die keiner Elasticität, keines historischen Aufschwungs fähig ist. — Aber es bedarf nur einer oberflächlichen Andeutung, um daran zu erinnern, daß Göthe trotz seiner Schwächen der größte Dichter der Nation war, und daß wir ihm mehr verdanken als irgendeinem der andern großen Män-

ner, an deren Namen sich die Wiedergeburt Deutschlands anknüpft. Wir verdanken ihm zunächst den Adel unsrer Sprache, die er in einer ähnlichen Art neu geschaffen hat wie Luther. Sie hat durch ihn eine Bildsamkeit, Anmuth und melodische Fülle erlangt, welche den höchsten Aufgaben der Poesie gewachsen ist, und zugleich eine Klarheit und Bestimmtheit, welche den schwierigsten Aufgaben der Wissenschaft genügt. Es gibt keine Gattung des Stils, für die sich nicht in Göthe's Schriften das höchste Vorbild fände, ein Vorbild, das noch in keiner Weise erreicht ist. Die Sprache ist nicht ein blos äußeres Gewand, das man einem beliebigen Inhalt überwerfen könnte, sie ist der zur Erscheinung gekommene Ausdruck des Innern. Göthe's Dichtungen enthalten zugleich den tiefsten, wahrsten und überzeugendsten Ausdruck der Empfindung. Göthe ist der reinste Dichter der Natur. Ihre Geheimnisse sind sein Eigenthum, soweit sie sich in das Maß der Schönheit fügen, denn nichts Unschönes durfte sich hinter dem Schleier der Dichtung „aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit" verstecken. Große Leidenschaften hat er weder gekannt noch dargestellt; aber die feinsten Regungen des Herzens quellen unter den zarten Händen seiner Poesie empor und werden dem blödesten Auge offenbar. Wer mit den Worten keinen Misbrauch treibt, wer unter Gemüth nicht die zudringlich krankhafte Selbstanschauung, sondern jenen leisen Wellenschlag des Herzens versteht, der aus der innersten Tiefe erregt wird, den wird es nicht befremden, daß wir Göthe den größten Dichter des Gemüths nennen. Was Göthe geschrieben hat, hat er auch gelebt. Es ist in seinen Schriften, wenn man einige symbolische Spielereien der letzten Jahre ausnimmt, nichts Aeußerliches und Gemachtes. Seine Werke in ihren einzelnen Bestandtheilen betrachtet sind reine Naturproducte eines Geistes höherer Ordnung. Die Kritik trifft nur die Zusammenstellung dieser Bestandtheile. Aber eins, was der Dichter sich selbst gegeben hat, muß sie noch hervorheben, die durch ernstes Studium erworbne Meisterschaft der Technik, die es ihm möglich machte, auch den fremdartigsten Gegenstand mit sinnlicher Klarheit der Einbildungskraft vorzuführen. Man mag mit ihm rechten, daß er sich in der Wahl dieser Gegenstände theils durch den Augenblick bestimmen ließ, daß er die Heiligthümer seines Volks verließ, um sich erst zu den Griechen, dann in den Orient zu flüchten; aber er hatte uns bereits im Götz und in den Jugendgedichten so viel echt deutsches Leben mitgetheilt wie kein andrer seiner Zeitgenossen, und er hat doch im Grunde auch die griechische Kunst zur Verherrlichung seines Volks angewendet. Sein Ideal war freilich nicht das Volksthümliche, sondern das allgemein Menschliche, das sich in der Iphigenie, in Alexis und andern Gedichten in göttergleicher Gestaltung offenbart, aber in diese ideale Welt hat er auch das deutsche Leben eingeführt; und wer Hermann und Dorothee seinem Volk geschenkt

hat, darf auch wol einmal seinen Neigungen nachgehn und sich in die Grübeleien Tasso's und der Natürlichen Tochter vertiefen. — Göthe ist ferner, wenn wir Shakspeare ausnehmen, in der Weltliteratur derjenige Dichter, der den reifsten gesunden Menschenverstand entwickelt. Mit diesem Ausdruck ist ein verhängnißvoller Misbrauch getrieben. Indem man darunter jene nüchterne Altklugheit verstand, die ein paar auswendig gelernte Sätze beständig wiederholt, fing man an, den Verstand überhaupt zu verachten, und machte die Verworrenheit zu einem Kennzeichen des Genius. Gesunder Menschenverstand ist nichts Anderes als die Gesundheit des geistigen Auges, er ist wie die Inspiration eine Gabe, die man nicht durch Reflexion erwirbt, die man von der Natur empfangen muß. — Göthe's beständige Verjüngung entsprang aus der warmen, elastischen Aufmerksamkeit, mit der er dem Neuen entgegenkam. „Von dem Standpunkt aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meinestheils war bemüht, durch Studien, eigne Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhundert geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andre zu; das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.“ Abgesehn von seinen dilettantischen Beschäftigungen mit der Naturwissenschaft, bildenden Kunst und später auch der Musik, waren es besonders die Bestrebungen der jüngern deutsch-romantischen Schule, die ihn anzogen. „Ich lasse mich nicht irre machen, daß unsre modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch diese Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.“ — 1808 erhielt das größte Gedicht seines Lebens, der Faust, die scheinbare Abrundung des ersten Theils. Schiller hatte ihn schon 1794 zur Fortsetzung angeregt, aber bei seiner griechischen Stimmung hatte der Dichter gezaudert, und erst die Balladen von 1797 führten ihn wieder ins Mittelalter. Mit besonderer Vorliebe vertiefte er sich in die Helena, deren Auftreten er September 1800 zu motiviren wußte. „Nun zieht mich aber das Schöne in der Lage meiner Heldin so an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll. Wirklich fühle ich nicht geringe Lust, eine ernsthafte Tragödie auf das Angefangene zu grün-

den." „Lassen Sie Sich, antwortet Schiller, ja nicht durch den Gedanken stören, wenn die schönen Gestalten und Situationen kommen, daß es schade sei, sie zu verbarbarisiren. Der Fall könnte Ihnen im zweiten Theil des Faust noch öfters vorkommen, und es möchte einmal für allemal gut sein, Ihr poetisches Gewissen darüber zum Schweigen zu bringen. Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höhern Gehalt nicht zerstören. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eignen Reiz geben, und Helena ist ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich in das Stück verirren werden." Göthe hatte im nächsten Jahr an dieser Episode eifrig fortgearbeitet, als er aber an den Abschluß ging, konnte er sie in den Zusammenhang des ersten Theils nicht einfügen; es blieb einer spätern Wiederaufnahme des Stoffs vorbehalten. — Als 1790 das erste Faustfragment erschien, hatte man der Poesie noch nicht die Aufgabe gestellt, reine Gedanken wie in einem dialektischen Proceß auf der Bühne zu entwickeln. Es fiel niemand ein, den Faust als ein philosophisches Lehrgebäude zu betrachten, in welchem jede einzelne Scene, Auerbach's Keller und die Dienstmädchen am Pfingstfest mit eingerechnet, mit höherer symbolischer Nothwendigkeit eine Stelle fände: man nahm es, wie es war, als ein Fragment. Wohl mußte jedes kräftige Herz ergriffen werden: es war die höchste Vereinigung des gesunden Menschenverstandes und des überquellenden Gefühls in der schönsten Sprache, die sich melodisch dem Ohr einprägte, die den Geist mit unwiderstehlicher Gewalt gefangen nahm und die, so Bedeutendes sie in ihrer ersten unmittelbaren Fassung sagte, doch noch Größeres ahnen ließ. Man fühlte das Wehen eines höhern Geistes, der ein souveränes Spiel mit den Gedanken trieb, an denen die übrige Welt krankte, und der doch so stark von ihnen ergriffen war, daß er sie in der ganzen Fülle individuellen Lebens darstellen konnte. Durch seine griechischen Studien wurde Göthe von diesen mittelalterlichen Bildern entfernt; als er sich nun zu jenem „Nebelspuk der Romantik" zurückwandte, war die Stimmung eine andre geworden. Die Naturphilosophie hatte das Interesse an den individuellen Erscheinungen zerstört; die philosophische Bildung war in die Breite gegangen. Diese Stimmung nahm dem Verhältniß des Dichters zu einem Werk, das ihm innerlich fremd geworden war, die Unbefangenheit. Zwar ist in den neuen Zusätzen, durch welche er dem ersten Theil des Faust einen scheinbaren Abschluß gab, nichts Wesentliches, was der ursprünglichen Anlage widerspräche.*) Aber schon, daß er überhaupt einen Abschluß

---

*) Vergleichen wir die Ausgabe von 1808 mit der von 1790, so finden wir außer den drei Vorspielen folgende Zusätze: den Monolog Faust's vom Abgang Wagner's an, sein Selbstmordsversuch und die Unterbrechung desselben durch das

versuchte, gab der Aufnahme des Gedichts eine schiefe Wendung. Göthe ist hier wie überall von seinen unmittelbaren Empfindungen ausgegangen, und wenn der Faust durch die Entfaltung dieser Stimmungen so viel Perspectiven eröffnete, daß man sich gern den kühnsten Ahnungen hingab und in dieser Fabel das höhere Gesetz des Lebens versinnlicht meinte, so lag das eben darin, daß Göthe über seiner Zeit stand, und daß, was für ihn individuelle Stimmung war, den übrigen Menschen als prophetisches Wort gelten konnte. Als er sich später wirklich auf das Unternehmen einließ, ein symbolisches Gesammtbild des Menschenlebens zu entwerfen, da ist ihm begegnet, was jedem Dichter begegnen wird, der sich über seine Kräfte hinaus erkühnt: das Unternehmen ist ihm mislungen. Alles Einzelne im Faust, als Fragment betrachtet, ist bewundernswürdig schön und im höchsten Sinne wahr. Fassen wir ihn aber im Zusammenhang, so werden alle Verhältnisse und Perspectiven verwirrt, alle Empfindungen und Ereignisse treten in ein falsches Licht und selbst unserm Gewissen wird auf die härteste Weise Gewalt angethan. — Fast in allen seinen dramatischen Dichtungen hat Göthe die beiden Pole seines Wesens voneinander geschieden und eigens verkörpert. Aber bei Faust und Mephistopheles ist der Gegensatz ins Schrankenlose getrieben und die beiden Charaktere sind daher unwirklich. Die gewandtesten Schauspieler haben sich abgequält, aus Mephistopheles ein zusammenhängendes Gemälde zu machen. Der Geist, der stets verneint, ist nicht eine Persönlichkeit, sondern eine Abstraction: die Abstraction der Altklugheit, die als nothwendiger Gegensatz gegen die Ueberschwenglichkeit des Gefühls in der Zeit lag und von der auch der Dichter sich nicht frei fühlte. Der Dichter nimmt zwar von Zeit zu Zeit einen Anlauf, durch das mittelalterliche Costüm dieser Altklugheit eine bestimmtere Färbung zu geben. Aber so schön ihm das in einzelnen Momenten gelingt, namentlich wenn er dem platten Menschenverstand durch tollen, übermüthigen Humor die poetische Farbe gibt, er fällt fortwährend aus der Rolle, und wir überzeugen uns am Ende, daß Faust gar nicht nöthig gehabt hätte, sich diesem Teufel zu verschreiben, sich ihn als Ergänzung heraufzubeschwören, da er ihn ja als Ergänzung seines excentrischen Gefühls in seinem eignen Innern

---

Osterfest (S. 28—35); der Spaziergang mit allem was dazu gehört, sowie die Auffindung des Pudels (S. 35—49); die erste Beschwörung des Mephistopheles mit allem was dazu gehört, sowie die zweite Unterredung mit dem Vertrage bis zu den Worten: „und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist" (S. 50—72), endlich die Scene mit Valentin (S. 159—165). Die erste Ausgabe schließt mit der Ohnmacht Gretchens in der Kirche (S. 168). Alles Weitere, auch die Walpurgisnacht, ist neuer Zusatz.

trägt. Mephistopheles ist Faust selbst, wie er sich erscheinen muß, wenn sein Gefühl an der Höhe der Schranken erlahmt. Sie sind eines Geistes: der verwegne Idealismus, der „mit mächtiger Faust“ die reale Welt in Trümmer schlägt, um sie „prächtiger aus seinem Busen wieder aufzubauen“, und der närrische Geist des Widerspruchs, der immer fragt: warum wird man geboren, wenn man doch sterben muß? u. s. w. und der eine kindische Freude daran hat, wenn der liebe Gott ihm auf diese sinnlose Frage nicht zu antworten weiß. Der Unterschied zwischen den beiden Verbündeten ist, daß der eine sein Ideal, eben jene Frage des Narren, als sein Recht, und daher sein Schicksal, keine Antwort zu erhalten, als eine tragische Bestimmung betrachtet, während der andre sich durch Cynismus mit seinen Widersprüchen abzufinden weiß. Faust sucht ein „Ideal“, das ein Zauberspiegel ihm gezeigt, die schöne Helena von Griechenland; die absolute Erscheinung, die alle Widersprüche in sich neutralisirt. Dieses „Ideal“ will er ganz genießen, wie er die Wahrheit ganz sehn will. Das Wesen soll sich von der Erscheinung trennen; jedes einzelne Ding soll sich den nur scheinbaren Einflüssen der Sonne, des Lichts und der Wärme, den Bedingungen des Raums und der Zeit entziehn und doch leben. Als er dem Teufel seine Seele verschrieb, hat er die Bedingung gesetzt, er wolle ihm erst dann angehören, wenn er einen Augenblick fände, in dem er genieße, ohne zu entbehren; in dem er die höchste Erregung als Ruhe und Dauer fühle. Der Augenblick wird nicht kommen, denn jedes Sein ist mit dem Nichtsein behaftet; jede That, jeder Genuß und jedes Wissen endlich. So wird er die Lust der Unzufriedenheit, das stolze Bewußtsein eines Verlangens, dem der Augenblick nie gerecht werden kann, in alle Ewigkeit büßen. Weder Gott noch der Teufel werden ihre Wette gewinnen. — Es ist Göthe in dieser Dichtung nicht gelungen, wie in seinen übrigen Werken, seine Seele von einer Last, die er nicht abwerfen konnte, durch dichterische Darstellung zu befreien; es ist ihm nicht gelungen, sich über die Einseitigkeit seines Helden zu erheben, weil es ihm nicht gelang, ihn vollständig darzustellen. Die einzelnen Momente: das Verhältniß zu Gretchen, das Verhältniß zu Mephistopheles, das Verhältniß zu Wagner gehören seiner Seele an; daß er sie aber combinirte, war ein Werk der Reflexion. — Faust und Mephisto wetteifern, die sittliche Natur nach den Eingebungen des Augenblicks zu analysiren und auseinander zu ziehen. Nicht in Faust's That liegt das Aergste, denn das Feuer der Jugend kann vieles begreiflich machen, die Folgen können weit über den eigentlichen Inhalt der Handlung hinausgehn: sondern darin, daß Faust kein Jüngling ist, sondern ein Mann mit greisenhaften Reflexionen, der nur durch Hexerei den Schein der Jugend gewonnen hat. Wie eine „dämonische“ Natur ohne bösen Willen in das Schicksal unschuldiger Wesen

verderblich eingreift, das hatte Göthe an sich selbst erfahren. Er fühlte sich als ein doppeltes Wesen, und suchte diesen Widerspruch dadurch zu vermitteln, daß er Faust ein doppeltes Leben führen läßt, ein langes Leben des Denkens und Grübelns und eine neue verzauberte Jugend. Wenn es aber überhaupt mislich ist, aus einem Wunder ein dramatisches Motiv zu machen, so kann die Wirkung nur dann erreicht werden, wenn das Wunder mit der vollsten Gläubigkeit und Unmittelbarkeit unsrer Phantasie eingeprägt wird. Will man der Phantasie der Zuhörer den Glauben an ein Wunder aufdrängen, so muß man sie nicht durch ironische Reflexionen stören. — Eine Geschichte wie die zwischen Faust und Gretchen kommt in der Welt häufig vor, wie Mephistopheles ganz richtig bemerkt, obgleich es seltner ist, daß der Verführer sich bereits vor der Lust das Bild seiner Sünde so lebhaft ausmalt. Hier nun soll diese Stimmung durch den Vertrag mit dem Teufel motivirt werden. Faust hat sich verpflichtet, nie Genüge zu finden; er kann daher dieses Genügen auch nicht in Gretchen suchen; aber dieser Umstand hat sich unsrer Phantasie nicht eingeprägt: was Faust an Gretchen sündigt, kommt ganz auf seine Rechnung. — Man hat im Faust als besondre Genialität ausgelegt, daß er so ganz modern aufgeklärt mitten im Schein des phantastisch Mythischen sei, daß er diesen Schein immer wieder keck auflöse und mit der ganzen Kraft der Poesie wiederherstelle; kein Dichter habe noch diese Freiheit und elastische Leichtigkeit gezeigt, in ein superstitiöses Element zu tauchen und zugleich darüber zu schweben. — Jene romantische Ironie, die allerdings im Faust vorhanden ist, macht gerade die schwächste Seite des Gedichts aus, denn sie verhindert die Zeichnung wirklicher Gestalten. Man hat gar nicht nöthig, in der Wirklichkeit an den Teufel zu glauben, um ihn poetisch darzustellen. — Shakspeare hat als Mensch an die Hexen wol auch nicht geglaubt — aber man muß poetisch daran glauben, oder vielmehr man muß ihn in sinnlicher Wahrheit anschauen. — Wäre das Stück Fragment geblieben, so hätte man auf diese Widersprüche kein Gewicht gelegt. Wenn aber fragmentarisch gedachte Charaktere und Situationen den Schein eines innern Zusammenhangs annehmen, so kann man sich der Nachrechnung nicht entziehn. Das findet nicht blos auf Faust und Mephistopheles, sondern zum Theil auf Gretchen Anwendung. In den mit wunderbarem Zauber dargestellten Seelenbewegungen fehlen die entscheidenden Mittelglieder. Wie hängt es mit dem Tod der Mutter, wie mit dem Verbrechen des Kindesmords zusammen? welches Verbrechen freilich im zweiten Theile der Jungfrau Maria so unbedeutend vorkommt, daß sie meint, das gute Kind habe sich nur einmal vergessen. Eine solche Abschwächung des tragischen Ausgangs ist weder sittlich noch poetisch gutzuheißen. Wir mögen dem Opfer der Verführung unser tiefstes Mitleid schenken, aber eine Stimme hinter

der Scene: „sie ist gerettet“ kann uns nicht versöhnen. — Nicht der angebliche Charakter des Helden, sondern Göthe selbst und seine Beziehung zur Zeit ist der feste Stamm für das üppige Rankengewächs dieser Symbolik. So ist der nächstliegende Sinn der Geisterbeschwörung auf bekannte kabbalistische Gestalten gerichtet, aber die symbolische Bedeutung schimmert durch. Die Magie, von der hier die Rede ist, kann nichts Anderes sein, als die mit der Philosophie verbündete Dichtung, welche sich den Banden der im Dunkeln ängstlich forttappenden Wissenschaft entriß, um das Wahre durch unmittelbare Erleuchtung zu gewinnen. Sie findet die lebensvollsten Bilder in dem Makrokosmus der Natur, in dem Mikrokosmus der Geschichte, aber diese Bilder bleiben ihr äußerlich. Selbst der Geist der Menschheit, wie er in der Geschichte waltet, wendet sich von ihr, die in subjectiven Idealen befangen ist, fremd und zurückweisend ab und zeigt ihr den Geist, dem sie gleicht, weil sie ihn allein begreift. Dieser Geist ist Mephistopheles, der Humor, der die Widersprüche gelten läßt, weil er mit ihnen spielen kann. In dem dunkeln Gefühl, daß sie beim Widerspruch stehn bleiben müsse, wurde von der Dichtung jeder Ton der Empfindung angeschlagen; nach allen Seiten hin eröffneten sich blendende, freilich aber auch sehr ungewisse Perspectiven, Aussichten auf einen Himmel und auf eine Hölle, die zu deutlich das Gepräge ihres subjectiven Ursprungs trugen. Wie schön sind die beiden später hinzugedichteten Vorworte, die Zueignung und das Vorspiel auf dem Theater, in welchem der Dichter den Verlust seiner schöpferischen Jugend beklagt, die ihn unbefangen schaffen ließ, solange er noch selbst im Werden war, solange er sich noch dem unmittelbaren Gefühl hingeben durfte, ohne die altkluge Bedenklichkeit, ob auch seine Empfindung zur Maxime für die Welt erhoben werden dürfe. Bedenklicher ist schon der Prolog im Himmel, der eine befriedigende Antwort verheißt, wo der Dichter noch nicht die Frage in eine bestimmte Form gebracht hatte, und der bereits auf die „harmonische Weltanschauung“ des zweiten Theils hindeutet. Nun kam die Zeit, wo man die zufällige Eigenschaft dieses Gedichts, das sich in Himmel und Hölle verloren hatte, als ein nothwendiges Kennzeichen jeder Dichtung im größern Stil auffaßte, wo man das individuelle Leben verschmähte und durch ein neues Spinnengewebe der Scholastik diese wildbewegte Welt der Widersprüche mit einem allgemeinen charakterlosen Grau überzog, wo schattenhafte Umrisse und unbestimmte Perspectiven der höchste Ausdruck der Bildung sein sollten, bis man endlich die harmonische Weltanschauung in einen allgemeinen Weltschmerz umwandelte. — Das Gedicht drückte die Strömung der Zeit aus, die von dem Dichter bereits durch einen höhern Standpunkt überwunden war, als er es in der Stimmung und im Geschmack der Zeit, der es seinen Ursprung verdankte, weiter fortzuführen unternahm. Seine

physikalischen Studien hatten ihn gelehrt, daß man auch die Forschung geistvoll betreiben, daß man ohne Magie zum Innern der Natur vordringen könne. Das Gedicht, das im romantischen Sinn angefangen war, drängte sich wie ein Traumbild in die Zeit seiner classischen Bildung. Das Alterthum kannte das Gefühl des unendlichen Contrastes zwischen dem, was der Geist wollen kann, und dem, was die Wirklichkeit ihm bietet, nicht, weil es fromm war, weil es das Individuum herabdrückte, weil es die Kraft mit dem Maß, der Grenze der Kraft vermählte, weil ihm die Natur in ihrer Nothwendigkeit höher stand als das einzelne Herz in seinen wechselnden Stimmungen, weil es nur Bestimmtes wollte, suchte, fragte, und daher nur einen endlichen Schmerz empfinden konnte, nicht den wüsten Traum des sogenannten Weltschmerzes, weil es die Götter, d. h. die Weltmacht ehrte, auch wo es sie nicht verstand. Als aber der sittliche Organismus des Alterthums brach, und der Einzelne sich als den Mittelpunkt der Welt betrachtete, da wurde es möglich, daß die Unendlichkeit der sogenannten geistigen Ansprüche im Contrast mit der Bestimmtheit und also Endlichkeit der Welt zu jenem kranken Glauben führte, die Welt mit ihrem Gesetz sei ein Reich der Lüge. Die Irrfahrten des überspannten Idealismus haben denselben Ausgang, wie die des überspannten Materialismus. Der Ueberfüllung mit Phantasien folgt ein noch größerer Ekel, als dem materiellen Rausch, und je rascher die Illusionen aufeinander folgen, desto mehr höhlt sich die Kraft aus, zu glauben und zu lieben. Wer die Welt verachtet, weil sie seinen Idealen nicht entspricht, wird sehr bald diesen Idealen gegenüber das nämliche Gefühl haben, weil ihnen keine Welt entspricht, und wird zuletzt nur noch vor etwas Hochachtung empfinden: vor der eignen Ironie, die sich über Welt und Ideal gleichmäßig hinwegsetzt. Faust endigt im Mephistopheles, wie ja auch dieser Schalk vor grauen Jahren ein überspannter Idealist war, als er noch Lucifer hieß. Ironie ist häufig nur der Ausfluß ungesunder und daher getäuschter Sentimentalität: die kritische Kälte, welche der schöpferischen Glut eine Form zu geben bestimmt war, macht sich nachträglich in einem unfruchtbaren Sprühregen geltend. Die Gewalt der Empfindung ist nur scheinbar, denn sie ist stofflos, ihre vermeintliche Kraft liegt nur in dem Mangel an Widerstand, in dem wissentlichen oder naiven Nichtachten aller Schranke. Ihre Ideale entspringen nicht aus der Kraft der Liebe, sondern aus dem Bewußtsein der Schwäche und aus dem Haß des Vollkommenen; sie glaubt nur darum an Gott, d. h. an die ideale Auflösung aller Widersprüche, um ihn in der Welt nicht zu finden und nach Herzenslust blasphemiren zu können. — Dies ist der Eindruck des Faust, wenn wir ihn als geschlossnes Kunstwerk betrachten, wo wir genöthigt sind, uns den realen Inhalt der einzelnen Charaktere zu vergegenwärtigen. Fassen wir ihn dagegen als ein freies

Gedicht, so müssen wir in ihm den kühnen Ausdruck einer Weisheit verehren, die zwar die höchsten Fragen des Denkens nur anstreift, aber mit einer Wärme und Innigkeit, daß sie auf unser ganzes Sein einen dauerhaftern Eindruck macht als die scharfsinnigsten Deductionen der Schulphilosophie; und wenn dem Inhalt auch nur bedingte Wahrheit beiwohnt, so ist es doch diese Wahrheit, an die unser Zeitalter wieder anknüpfen muß. Die griechische Form, die Göthe und Schiller ihrem Cultus gaben, war einseitig, weil ihr die geschichtliche Vertiefung fehlte. Was aber den wesentlichen Inhalt ihres Glaubens betrifft, den Glauben an die Einheit des Geistes und der Natur, an die Darstellung des göttlichen Wesens in der Menschheit, so bekennen wir uns mitschuldig an diesen Ideen, zu denen die Menschheit immer zurückkehren wird, so oft sie im augenblicklichen Schreck in irgendein finstres Labyrinth flüchtet.. Vor dem unbekannten Gott wirft nur der Wilde, nur der Barbar sich in den Staub. Mit großem Sinn hat die christliche Religion für den offenbarten Gott den Namen des Menschensohns gefunden, denn nur im Menschen ist das Bild Gottes. Schon in der Seele des einzelnen wohlgeformten Menschen findet man ein kleines Universum; überfliegen wir aber die große Entwickelung der Menschheit im allgemeinen, die ohne Allwissenheit das Universum Schritt vor Schritt durchmißt, ohne Allmacht die sträubende Natur in Fesseln schlägt, die sich selbst gewinnt, indem sie der Gegenstände Herr wird; fassen wir diese Kraft des Geistes, die sich am reinsten in den Genien der Geschichte ausprägt, aber in der menschlichen Natur allgegenwärtig ist, zu einem Bilde zusammen, und lassen dies Bild unser Ideal, unsern Leitstern, die treibende Kraft unsrer Seele werden: — so werden wir Faust nicht gottlos schelten, wenn er dafür keinen Namen findet, denn „Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut". Nicht die Natur ist das Göttliche, nicht die Wirklichkeit das Ideale, aber sie liegen auch nicht auseinander, sie verhalten sich wie das Wesen zur Erscheinung. Für diesen transscendentalen Idealismus, wer wollte wol ein schönres Wort finden, als was der Dichter Gott den Herrn zu seinen Engeln sagen läßt: „Das Werdende, das ewig wirkt und lebt, umfass' euch mit der Liebe holden Schranken, und was in schwankender Erscheinung schwebt, befestiget mit dauernden Gedanken." —

In der Schillerzeit hat man von einem leidenschaftlichen Liebesverhältniß des beweglichen Dichters nicht gehört; nachdem der ruhige Genuß der Freundschaft vorüber war, machte sich die alte Natur wieder geltend, wunderlich genug, nachdem er durch seine Heirath einen sittlichen Riegel vorgeschoben. In den Cirkeln der Hofräthin Johanna Schopenhauer erneute sich seit 1807 der alte Damenverkehr von Weimar, der 1802 durch Kotzebue gesprengt war; die jährlichen Reisen nach Karlsbad führ-

ten zu mannichfachen Beziehungen. Durch die Dichtungen von 1807—9 — die Sonette, Pandora und die Wahlverwandtschaften — weht eine neue, tief bewegte und zugleich schmerzlich resignirte Leidenschaft; daß der Gegenstand derselben Minna Herzlieb war, die Ottilie der Wahlverwandtschaften, Pflegetochter der Familie Frommann und spätere Professorin Walch, diese Entdeckung der modernen Philologie wird doch die Wahrheit nicht beeinträchtigen, daß des Dichters Gemüth — wie einst bei Lotte — die Hauptsache gethan. Auf jeden Fall war es seit dem Bruch mit Frau von Stein seine stärkste Leidenschaft. — Die Sonette, welche Bettine in ihrem Roman so wunderlich verwerthet, sind in den letzten Monaten von 1807 gedichtet; die Form hatte ihn lange gereizt, den jedes Beispiel mächtig ergriff; doch hatte es ihn gestört, daß er, der so gern aus vollem Holze schnitt, nun auch mitunter leimen müsse. Durch Werner trat sie ihm wieder näher, die Liebe gab ihm die Farben, und wenn man nur nicht seine deutschen und griechischen Lieder im Sinn hat, so wird man ihm auch wol in dieser romantischen Spielart den Preis zuerkennen. — Ein Nachklang dieser still und schmerzlich bewegten Liebesstimmung zeigt sich in der Pandora. Die äußere Veranlassung zu derselben war Leo von Seckendorf*), der bei seiner Anwesenheit in Weimar Herbst 1807 Göthe um einen Beitrag für den Prometheus ersuchte, den er in Wien herausgab. Pandora's Wiederkehr erschien in den ersten Heften dieser Zeitschrift (1808); sie wurde aber nicht vollendet, und die schmerzliche Resignation des Anfangs paßt auch mehr zu der damaligen Stimmung des Dichters. — Schon in seinen Festspielen kam es darauf an, abgesehn von den Artigkeiten, die den hohen Herrschaften gesagt werden mußten, große sittliche Wahrheiten in bedeutungsvollem Räthselspiel durch Charaktermasken aussprechen zu lassen. Das ist auch in der Pandora; die Figuren sind nicht individuell durchgearbeitet, sie sind eben nur Charaktermasken, die Begebenheit hat nur den Schein einer Bewegung und ist undeutlich dargestellt. Auch die Decoration erinnert an die Hoffeste. Der Schauplatz ist im großartigsten Stil gedacht, in einer symbolischen Architektur, welche die Geschichte des aus der Natur sich herausarbeitenden Geistes versinnlicht; die Leidenschaften und Zustände äußern sich massenhaft, wie in der Oper, und wie die Chöre in durchaus musikalischer Weise sich darstellen, so verflüchtigen sich die Individuen

*) Geb. 1773, studirte in Jena und Göttingen, 1798—1802 Assessor in Weimar und Herausgeber von Taschenbüchern; dann in Stuttgart, wo er wegen Majestätsbeleidigung bis 1805 auf die Festung kam. Er kam im Krieg von 1809 um. — Sein Bruder Christian (1767—1833) war beliebter Lustspieldichter.

mitten in der Action in Stimmungen und Betrachtungen. Allein in keinem seiner Werke ist es Göthe so gelungen, in den Stil der griechischen Tragiker die bedeutendsten Ideen des modernen Denkens einzuführen. Leicht und jugendlich ist die Sprache nicht. Die Empfindungen quellen nicht in unmittelbarem Leben hervor, sie erscheinen in einer Art priesterlicher Würde, und man muß das Ohr erst an diese dunkeln Rhythmen gewöhnen, in denen der Sinn ebenso entflieht, wie er reizt, ihm zu folgen, um ihre Schönheit zu empfinden; aber dann üben sie einen mächtigen Zauber aus, und man kann sich nur schwer von ihnen trennen. Die Mythologie gibt nur die äußern Umrisse, und auch diese sind mit größter Freiheit behandelt. Neben den griechischen Formen treten gleichberechtigt die romanischen auf: frei, aber sehr künstlerisch behandelt; nur die deutsche Weise hat gar keine Stelle gefunden. Die Doppelnatur, die Göthe in allen seinen Werken darstellt, ist in Prometheus und Epimetheus zu ihrem rein symbolischen Ausdruck gekommen. Prometheus ist die Seite der Menschheit, die sich in der Geschichte bethätigt, die in unablässig rastlosem Fortschritt Arbeit auf Arbeit häuft, jeden Augenblick mit dem Bilde eines bestimmten endlichen Zwecks erfüllt, aber nur um, wenn dieser erreicht ist, sich sofort einen neuen zu setzen; die Thätigkeit, die keine Ruhe und keine Betrachtung kennt, die das Spiel, die Empfindung und die Kunst flieht und jeden Augenblick für verloren erachtet, der nicht für einen zukünftigen Zweck arbeitet. Nie hat jene rastlose Praxis, welche die Romantik als etwas der menschlichen Würde Unangemessenes herabzusetzen sich entblödete, eine würdigere Darstellung gefunden; jedes Wort, das Prometheus spricht, ist markvoll, gewichtig, in sich selbst und in den Gesetzen der Geschichte fest gegründet. Es ist ein Charakter in dem edelsten Stil umrissen und nur zu massenhaft gedacht, um einer individuellen Bewegung fähig zu sein. Epimetheus, das Bild des sehnsuchtsvollen Dichters, dem die tiefe Leidenschaft in seinem Alter kam, versinnlicht die weibliche Seite der menschlichen Natur, die weiche Betrachtung, die nur in den Bildern der Vergangenheit und Zukunft weilt (Epimeleia und Elpore), aber nicht um ihnen den gegenwärtigen Augenblick zu opfern, sondern um sie im gegenwärtigen Augenblick zu genießen; jenes Spiel des Lebens, welches von der rastlos fortstrebenden Geschichte nur gestört und verwirrt wird, in dem aber die schönsten Blüten der Menschheit, die Künste, sich krystallisiren. Was die Dichtkunst dem Menschen Süßes und Zartes bereitet, wie sie ihn quält und wie sie ihn beseligt, wie sie ihn an die kleinsten Endlichkeiten des Lebens bindet, und wie sie ihn zu den Sternen trägt, das ist in diesem lieblichen Schattenspiel auf das seelenvollste angedeutet. „Epimetheus nannten mich die Zeugenden, Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehenes zurückzuführen, mühsamen Gedankenspiels, zum trüben Reich

gestaltenmischender Möglichkeit." — Dieser Gegensatz ist keiner Ausgleichung und keiner Entfaltung fähig. Auch die individuellen Wünsche und Leidenschaften, die sich dazwischendrängen (Phileros u. s. w.), haben weder eine unmittelbare Beziehung zu demselben, noch werden sie dramatisch vergegenwärtigt; sie stellen nur symbolisch ein neues Lebenselement dar, das zwischen der geschichtlichen That und der poetischen Welt sich eindrängt, in unklarem Beginnen, voller Schmerzen und Enttäuschungen, aber in seiner wilden bacchantischen Lust ein anmuthvolles Schauspiel für die Götter, die aus dem Ocean aufsteigend dem trunknen Spiel der Leidenschaften zuschauen. Die Macht des Lebens geht nur aus dem einseitigen überwältigenden Drange hervor, und wer seinen eigenen Glauben als den einzigen Leitstern darstellt, ist im Recht; aber über diesen Drang erhaben gleicht der Himmel die Widersprüche aus, und zwingt die Zufälligkeiten des Kampfes unter das liebevolle Joch der höhern Nothwendigkeit. „Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben. Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen, ist der Götter Werk; die laßt gewähren." —

Die Idee, den Wilhelm Meister in Wanderjahre zu führen, war nie aufgegeben; er bemühte sich zu diesem Zweck, leidenschaftliche Verwickelungen des gesellschaftlichen Lebens, Verwirrungen des Herzens in Novellenform zur Darstellung zu bringen. Während des karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen: St. Joseph der zweite, die neue Melusine, die pilgernde Thörin, die gefährliche Wette, und der Mann von funfzig Jahren; später kamen dazu die wunderlichen Nachbarskinder, das nußbraune Mädchen; an die erste Stelle traten die Wahlverwandtschaften, die, 1807 entworfen, sich im Lauf von 1808 zu einem Roman ausdehnten und im Sommer 1809 vollendet wurden. Es kam dem Roman zugute, daß er in raschem Fluß geschrieben wurde, da bei den meisten Dichtungen Göthe's Anlage und Ausführung zu weit auseinander lag. Die farbenreichsten Bilder in einem engen aber schönen Rahmen anmuthig gruppirt; und indem der Dichter in diesem Spiel unser Gemüth nur auf der Oberfläche zu berühren scheint, wird unser Inneres umstrickt, ja wie von einer magischen Kraft befangen. Göthe hat ein wunderbares Auge für die feinsten Züge der gegenständlichen Welt und ein Gemüth, das in schnellen und schönen Schwingungen augenblicklich den Ton, der ihm entgegenklingt, zu einer ahnungsvollen Harmonie erweitert; aber es fehlt ihm die Entschlossenheit, die unaufgelösten und unentwickelten Tonfolgen der Natur zu einem überwältigenden Schluß zu verketten. Mit feinem Spürsinn versteht er Verhältnisse einzuleiten, Zustände auseinander zu setzen, Probleme zu stellen, Wünsche und Hoffnungen zu erregen; aber sein Geist hat nicht die Freiheit, die zerstreuten Funken

zu einem elektrischen Schlage zu sammeln, der uns läutert, indem er uns zu vernichten scheint. Nirgend springt dies Misverhältniß so in die Augen als in den Wahlverwandtschaften. Die Anlage des ersten Theils können wir nie genug bewundern. Die Kunst, mit welcher der Dichter die sinnliche Natur, in der sich die Geschichte bewegen soll, vor unsern Augen entstehn läßt, das Gespinst der unfertigen Zustände, die uns ein Unheil ahnen lassen, anscheinend in den heitersten Farben entwickelt; und Betrachtungen aus dem Gebiet der Natur so in die Begebenheit verwebt, daß sie der Stimmung den idealen Ausdruck geben: diese Kunst hat in der deutschen Poesie nicht ihresgleichen. Und dabei der bescheidne Gebrauch der Farben und Striche, da man doch überall merkt, daß dem Dichter ein unendlicher Reichthum zu Gebote stünde, die weise Fügung alles Einzelnen, sodaß der unmittelbarste Ausdruck der Stimmung als das Ergebniß der feinsten künstlerischen Berechnung erscheint! So geht es fort bis zu der Katastrophe, die Eduard aus dem Schloß vertreibt. Dann aber verliert die Dichtung plötzlich allen Halt: die innere und die äußere Welt, die sich bisher so innig verschlungen hatten, fallen auseinander. Eine Reihe fremder Figuren und Ereignisse drängen sich hervor, die Handlung scheint still zu stehn und müßigen Episoden Platz zu machen. Um die Spannung nicht ganz erlahmen zu lassen und die Entwickelung des Hauptcharakters fortzuführen, wendet der Dichter ein bedenkliches Mittel an. Er schreibt die angeblichen Tagebuchblätter Ottiliens ab, durch die sich ein „rother Faden" ziehn soll, ein Hinweis auf den Fortgang ihrer Empfindungen: allein er versäumt diesen Faden zu zeigen. Es fehlt nicht nur die folgerichtige Bewegung, die meisten enthalten nicht unmittelbare Regungen eines jungen Herzens, sondern Maximen über das menschliche Leben, und setzen eine feine, eindringende, scharfe und kalte Beobachtung der Wirklichkeit, ja eine Reife des Geistes voraus, welche nur das höhere Alter gibt. Sie stehn mit den bunten Geschichten, die daneben erzählt werden, in gar keinem oder was noch schlimmer ist, in einem äußerlichen Zusammenhang: mitunter ist die einzelne Geschichte nur um der Reflexion willen eingefügt. — Unerwartet knüpft der Dichter den abgerissenen Faden wieder an, und nun erfolgt die Katastrophe mit einer erschreckenden Gewaltsamkeit. Die Weisheit der Tagebuchblätter oder der geselligen Unterhaltungen hat nicht den geringsten Bezug zu dieser neuen Wendung der Dinge, und wir bleiben in einer Verwirrung, die uns um so mehr peinigt, da wir einen tragischen Eindruck empfangen sollen, ohne das innere Gefühl der Nothwendigkeit. Im Werther verfolgen wir die Leidenschaft Schritt für Schritt und empfinden den Ausgang als nothwendig. In den Wahlverwandtschaften merken wir, daß der Dichter, wo es eine entscheidende Wendung gilt, rathlos ist und die Entscheidung so weit als möglich hinausschiebt.

Eduard macht auf jeden Leser den Eindruck einer unfertigen Natur, in welcher fliegende Hitze die Stelle der Kraft vertritt. Dieser Eindruck ist so auffallend, daß man nicht anders glauben kann, als der Dichter habe ihn beabsichtigt. Nun erfahren wir aber aus einem Brief an Reinhard (21. Februar 1810), daß Göthe diesen Charakter besonders liebte, weil er ihm das rücksichtslose Gefühl vertrat, und wenn wir ihn nun, betroffen, noch einmal ins Auge fassen, so finden wir, daß er in der That die meiste Natur enthält. Aber das Unglück ist sein Stand. Wir werden stets daran erinnert, daß er ein Edelmann ist, und wenn wir ihm bei der Gewaltsamkeit seiner Leidenschaft selbst ein Verbrechen poetisch verzeihn würden, so kann sich diese Verzeihung auf die Verletzung des natürlichen Anstandes nicht ausdehnen. Die gute Gesellschaft bindet sich auch in ihren Leidenschaften, auch wo sie der Leidenschaft über den Verstand Raum zu geben entschlossen ist, an bestimmte Formen; aber Eduard ist seiner tollen Neigung so widerstandlos hingegeben, daß er einigemal aufhört, ein Gentleman zu sein. — Charlotte soll die vollendete Bildung des Gemüths ausdrücken, die ihrerseits den Wünschen des Herzens entsagt, und daher auf der andern Seite Entsagung zu fordern das Recht hat. Allein ihr unverschuldetes Leiden würde rührender sein, wenn die Entsagung sie mehr kostete. Der Dichter hat wahrscheinlich geglaubt, sie idealer darzustellen, wenn er trotz aller Kränkungen in ihr kein Gefühl von Haß weder gegen Eduard noch gegen Ottilie aufkommen ließ. Aber es wäre mehr Adel in ihr, wenn sie mehr die Fähigkeit des Hasses hätte. Sie liebt Eduard wenigstens nicht so weit, um durch seine Untreue innerlich verletzt zu werden; sie liebt einen andern, sie empfindet ihre Ehe als eine unsittliche und doch sucht sie dieselbe um des Anstands willen aufrecht zu halten. Das mag im Leben achtenswerth sein, in der Poesie erregt es kein Interesse. Wo Religion oder Sitte die Lösung der Ehe verbietet, reibt sich Nothwendigkeit an Nothwendigkeit; wo sie aber so leicht gemacht wird wie hier, da treten Erwägungen untergeordneter Art ein, Erwägungen, die in das Gebiet der Prosa gehören. Menschen, die weder recht zu genießen, noch recht zu entbehren verstehn, sind ohne Schicksal. Es ist sonderbar, daß Göthe die Heiligkeit der Ehe zu vertreten glaubte. „Ich war bemüht, die wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen. Das sechste Gebot, welches schon in der Wüste Jehovah so nöthig schien, daß er es mit eignen Fingern in Granittafeln einschnitt, wird in unsern löschpapiernen Katechismen immerfort aufrecht zu halten nöthig sein." — Eine seltsame Täuschung! Was von Eduard oder den leichtsinnigen Weltleuten gegen die Ehe gefrevelt wird, ist kaum so schlimm als die Altklugheit, mit der Charlotte und ihr Freund, der Mittler, für die Ehe in die Schranken treten. Man male sich die

Scene aus, in der Eduard und Charlotte unter dem Anschein der reinsten Legitimität einen geistigen Ehebruch begehn, der an dem Kinde auf eine so seltsame Weise ans Tageslicht kommt. Die Ausführung ist meisterhaft, sie zeigt das Unerhörteste in lebendigster Gegenwart, aber sieht man die Scene näher an, so ist sie abscheulich, ja entsetzlich; und wenn man sie als wirklich denkt, so hätte sie in den beiden Betheiligten eine Mischung von Schauder und Widerwillen zurücklassen müssen. Aber bei Charlotte ist von diesem Gefühl keine Spur; sie denkt nur an das Schickliche der Folge, nicht an das Unsittliche der Thatsache. Die Wahlverwandtschaften sind ein gefährliches Buch, nicht weil bedenkliche und anstößige Dinge darin vorkommen, sondern weil es eine Folge sittlicher Acte wie einen Naturproceß behandelt*); die Kunst soll die Naturfolge in den Kreis der Ideen erheben. — An Ottilie hat der Dichter alle ideale Farbe verschwendet, die ihm zu Gebote stand. Die Erinnerung an Mignon liegt nahe; allein Mignon ist nur Erscheinung, deren räthselhafte Widersprüche uns ahnungsvoll berühren, ohne daß wir genöthigt wären, über ihr Wesen nachzudenken; sie greift niemals handelnd in die sittliche Welt ein, sie liebt und leidet still und heimlich. Ottilie dagegen betheiligt sich sehr ernst an dem sittlichen Conflict, ja in ihr soll sowol die Schuld als die Reinigung den idealsten Ausdruck finden. Nun fehlt uns für dies seltsame Wesen das Maß des Lebens. Der Dichter hat sich bemüht, eine Reihe einzelner, höchst anmuthiger Züge zusammenzusuchen, die keiner so gut zu finden verstand, weil sich keinem die Natur in solcher Fülle zu Füßen geworfen hatte; aber diese Einzelheiten geben uns über ihr wirkliches Leben ebenso wenig Aufschluß, als die greisenhaften Reflexionen ihrer Tagebuchblätter. Wenn sie in dem Verhältniß zu Eduard eine Schuld gegen Charlotte, ihre mütterliche Freundin, begeht, so würden wir uns mit dieser Schuld leicht versöhnen, wenn die Leidenschaft gewaltiger und ergreifender geschildert wäre. Aber nicht eine Spur von jenem hinreißenden Zauber, den Göthe so wohl auszuüben verstand, dem wir selbst in den kurzen Scenen der Leidenschaft bei Mignon begegnen, treffen wir in diesem seltsam verschlossnen Wesen an. Die fehlende innere Nothwendigkeit sucht der Dichter durch das Gesetz der chemischen Verwandtschaft zu ersetzen; er weist in den Nerven Ottiliens die Beziehung metallischer Kräfte nach. Die Leidenschaft

*) Es ist ein grenzenloses Verdienst unsers alten Kant um die Welt und ich darf auch sagen um mich, daß er in seiner Kritik der Urtheilskraft Kunst und Natur nebeneinander stellt, und beiden das Recht zugesteht, aus großen Principien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen beglaubigt. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehn, und haben's auch nicht nöthig, denn Bezüge gibt es überall, und Bezüge sind das Leben. (Göthe an Zelter, 5, S. 340.)

erscheint nicht als der überwältigende Ausdruck der eigensten Natur, sondern als etwas Fremdes, das über den Menschen kommt, als der Einfluß physikalischer Gesetze.*) Ottiliens Zustände sind der Gegenstand eines physiologischen Studiums, und die weitre Entwickelung derselben nach der Katastrophe, die durch das Gefühl von der Unlösbarkeit des Conflicts herbeigeführt wird, ist so räthselhaft, und wird dabei so ausführlich geschildert, daß wir in Verwirrung gerathen; ja vollständig rathlos stehn wir da, als Ottilie durch ihre Buße sich wirklich in eine Heilige verwandelt, als ihre Gebeine Wunder thun. — Durch die Neigung, auf die letzten Gründe der Erscheinung einzugehn, die Thatsachen nur als Gegenstand der Analyse aufzufassen, ließ sich die Kunst verleiten, nach Art des Anatomen, nicht selten auf eine recht widerliche Weise, die innern Organe der Seele bloßzulegen. Im praktischen Leben war keine feste und bestimmte Gestalt der Ideen vorhanden, der Dichter mußte sich überall bemühn, auf die letzten Gründe zurückzugehn. Aus diesem Zersetzungsproceß entspringt jene sogenannte Objectivität, die alles Urtheil aufhebt. Irgendwo müßte uns doch der Dichter eine Spur seiner eignen sittlichen Weltanschauung zeigen; aber in den Wahlverwandtschaften verlieren wir uns ganz in die Thatsachen. Wie man das Leben zubringt, erscheint ziemlich gleichgültig; in seiner Tiefe ist nichts als Bitterkeit, der Schaum auf der Oberfläche spielt in ziemlich lustigen Farben. Das Reich des Zufalls ist allwaltend; Andeutungen und Vorzeichen umstricken das Leben, aber man beachtet sie nicht, und wo man sie einmal festhält, erweisen sie sich als trügerisch. In diesem finstern Spiel des Schicksals scheint sich als die leitende Lebensmaxime der Ausruf Charlottens festzustellen: „es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg

*) Dieses liebliche Wesen, schreibt Reinhard (16. Februar 1810) mit Göthe's Billigung, steht unter einer Art Naturnothwendigkeit, die von ihr auf alle ihre Umgebungen ausgeht, durch Anziehn und Zurückstoßen. Sie existirt sozusagen in einem beständigen Zustand der Magnetisation. Weder in ihrem Wirken noch in ihrem Leiden ist volles, helles Bewußtsein; sie handelt und empfindet, sie lebt und stirbt so und nicht anders, weil sie nicht anders kann . . . Sie haben vollkommen Recht, daß das Gedichtete sein Recht behaupte wie das Geschehene, um so mehr wenn das Gedichtete so tief aus der Natur gegriffen ist, daß es sogleich lebendig in die Reihe des Geschehenen eintritt. Spiritualistisch freilich sind Ihre Charaktere und Ereignisse nicht, und für Jacobi werden sie ein Aergerniß sein, so wie für Schelling eine himmlische Erscheinung. Indessen wenn wir jemals zu einer tiefern Kenntniß der Geheimnisse unsrer Natur gelangen, sodaß wir im Stande sind, uns davon Rechenschaft abzulegen, so ist es möglich, daß Ihr Buch alsdann als eine wunderbare Anticipation von Wahrheiten dastehe, von denen wir jetzt nur eine dunkle Ahnung haben. —

stellen: es soll etwas geschehn, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint, und so geht es zuletzt durch, wir mögen uns geberden wie wir wollen." Gewiß wäre es eine unbillige Zumuthung an den Dichter, er solle durch jedes seiner Werke die Gesammtbildung des Zeitalters durchschimmern lassen. Allein wo sich des gesammten Volks ein großes Leiden und damit eine große Idee bemächtigt, und wo es dem Dichter sichtlich darum zu thun ist, die Lebensatmosphäre seiner Zeit anschaulich zu machen, wo er mit einer gewissen vornehmen Sicherheit nicht nur über den einzelnen Fall, sondern über die demselben zum Grunde liegenden Maximen reflectirt, da wird man von ihm verlangen dürfen, sein Bild solle nicht in dem Aether der stofflosen Dichtung schweben, sondern auf dem festen Boden der Wirklichkeit aufgerichtet sein. In dieser Beziehung stehn die Wahlverwandtschaften in einem sehr nachtheiligen Verhältniß zu Wilhelm Meister. Der letzte Roman schildert die sittliche Atmosphäre Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts auf das getreueste. Der deutsche Geist hatte sich von den nationalen Ueberlieferungen losgerissen, die Religion hatte aufgehört, der Kern eines wirklichen Organismus zu sein, der Staat und alles, was damit zusammenhing, war in Verachtung; die Lebenskunst ging nur auf das Privatleben; man strebte nach universeller Bildung und einer günstigen, heitern und gesicherten Existenz in den Privatverhältnissen, wobei freilich der Staat als Polizeianstalt unentbehrlich war. Wer sich der Religion hingab, that es auf ästhetisch-pietistische Weise, wie die schöne Seele. Eine Gemeinschaft der Kirche gab es sowenig wie eine Gemeinschaft des Staats; das öffentliche Unglück suchte man so leicht als möglich zu ertragen, oder man fühlte es vielmehr gar nicht, sofern es nicht störend in die bequeme Behaglichkeit des Privatlebens eingriff. Nun war aber in den dreizehn Jahren, die dazwischenliegen, ein großer Umschwung eingetreten, ein furchtbares Unglück hatte sich über Deutschland ausgebreitet und das Gefühl desselben zitterte in jedem Herzen nach. Von diesem Gefühl ist in den Wahlverwandtschaften keine Spur, die Atmosphäre ist noch die alte, sämmtliche Personen jagen mit ängstlicher Hast dem individuellen Glück nach, ohne irgendeine Ahnung, daß sie die Glieder eines größern Ganzen sind. Als Eduard in seiner Verzweiflung an einem Kriege theilnimmt, um entweder zu sterben oder sich das Recht zu erkaufen, seiner ungezügelten Leidenschaft nachzugehn, ist es ein beliebiger Krieg ohne Inhalt. Er macht es wie die Hofleute unter Ludwig 14., die, wenn sie einmal der Jagd und der Liebe müde waren, nach Flandern gingen, um sich auf eine neue Art zu amusiren. — Wo das Misgeschick Deutschlands in sein individuelles Gefühl eingriff, erhob sich Göthe zu einer schönen und edeln Wärme; aber seine Abneigung, einen tragischen Eindruck mächtiger auf sich wirken zu lassen, isolirte sein

Herz von dem öffentlichen Unglück, und er sah mit einer Ergebung, die an Gleichgültigkeit grenzt, dem Einsturz aller Formen zu, die er eigentlich niemals lebendig empfunden hatte. Nicht ungestraft entzieht man sich dem allgemeinen Leben. Göthe sagt selber, daß ein Charakter sich im Strom der Welt bilde, d. h. in der Theilnahme und Hingebung an das allgemeine Leben. Die Charaktere in den Wahlverwandtschaften haben diese Bildung nie durchgemacht; daher kommt es, daß sie in ihrer Leidenschaft wie in ihrer Entsagung gleich kraftlos sind, daß jedes Lebensmotiv, welches nicht etwa aus einem Naturproceß hervorgeht, in Reflexionen zerbröckelt. Daher kommt es, daß zum Schluß mit der Religion ein fast freventliches Spiel getrieben wird. Die Buße Ottiliens, ihr Tod, die Wunder, die ihre Gebeine thun, die Flittern, mit denen man sie ausputzt, das alles hat einen katholischen Anstrich, wenn auch die Kirche gegen eine solche Canonisation des Individuellsten und Subjectivsten Protest erheben würde. Es war der ästhetischen Bildung, die auf die griechische Weltanschauung begründet war, in ihrem einseitigen Streben nicht gelungen, der Sittlichkeit ein neues, haltbares Princip zu finden; und darum mußte sie untergehn, um viel unschönern, aber tiefer in das Leben eingreifenden Bildungsformen Platz zu machen, wie ja auch das jugendlich heitre Götterleben in der Griechenwelt untergehn mußte, um den finstern, aber lebenskräftigen Gebilden des absoluten Staats und der absoluten Religion freien Spielraum zu gewähren.

Lange hatte die Nation sich gesehnt, von dem Dichter, den sie allmählich als ihren ersten erkannte, ein vollständiges Lebensbild zu erhalten. Als sich endlich Göthe dazu entschloß, kam ihm ein seltsames Wesen zu Hülfe, die Erinnerungen seiner Kindheit aufzufrischen, ein wildes Mädchen, an deren Erscheinung er wol bei der Zeichnung Lucianens in den Wahlverwandtschaften gedacht haben mochte. Bettine Brentano, Clemens' Schwester, die Enkelin der Sophie Laroche, war 1785 zu Frankfurt geboren. In den Jahren 1803—6 lebte sie bei ihrem Schwager Savigny in Marburg, wo sie die bekannten Kletterstudien trieb. Nach dem Selbstmord ihrer Freundin, der Stiftsdame Karoline von Günderode, schloß sie sich an Göthe's Mutter an, und von 1807—11 spielt jenes höchst romantische Liebesverhältniß, das erst einer spätern Generation enthüllt wurde.*) — Der Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde

*) Während Bettine auf Göthe jene seltsamen Liebesattentate machte, war sie bereits mit Achim von Arnim verlobt. Die Heirath fand 1811 statt. Sie wurde nach Zelter dadurch verzögert, daß man das Aufgebot vergessen hatte. Nach der Hochzeit besuchten sie den Dichter in Weimar, wo zwischen Frau von Göthe und Frau von Arnim ein burlesker Wortwechsel ausbrach, infolge dessen das

erschien 1835 und erregte ein nicht geringes Staunen. Börne nannte Bettine „Göthe's Racheengel", und sah in der gütigen Humanität, mit welcher der alte Dichter sie theils gewähren ließ, theils abwehrte, weiter nichts als das Grauen vor dem Genius, dem der Dichter einst gedient und den er dann verrathen hatte. Andere Kritiker haben durch einige sonderbare Umstände, die mit dem Briefwechsel verknüpft waren, sich bestimmen lassen, ihn geradezu für ein Product der Zeit auszugeben, in der er erschien. Am sichersten gehen wir, wenn wir das Thatsächliche ganz beiseite lassen, und, ohne Wahrheit und Dichtung zu scheiden, jenen Briefwechsel als die symbolische Darstellung der Empfindungen betrachten, mit welchen die leidenschaftlich bewegte Jugend unserm großen Dichter gegenübertrat.*) „Dieses Buch ist für die Guten und nicht für die Bösen", schrieb Bettine in die Vorrede: für diejenigen, welche den Traum von der Wirklichkeit, das innere Seelenleben von der Welt der Ereignisse zu unterscheiden wissen. Aber ist die Umgehung dieser Grenze nicht auch verhängnißvoll für die Wahrheit des Gemüths, für den innersten Kern der Poesie? Es ist Glut und Leben in dieser Einbildungskraft, aber eine Maßlosigkeit in den Launen, eine Gewaltsamkeit in der Naivetät, ein Fieber in dem

Verhältniß völlig und für immer gelöst wurde. Daß Arnim an den Beziehungen seiner Braut zu einem Dichter, der noch zwölf Jahr später einer leidenschaftlichen Liebe fähig war, kein Arg fand, zeigt, wie schon in der ganzen Geschichte die Dichtung überwiegt.

*) In diesem Licht müssen wir auch den spätern Briefwechsel betrachten: Ilius Pamphilius und die Ambrosia. (1847.) J. P. (Nathusius) war ein junger strebsamer Mann, der Frau von Arnim einen feurigen Verehrungsbrief schrieb, woraus sich dann ein persönliches Verhältniß entwickelte. Bettine war damals funfzig Jahr alt; sie drückt sich dem jungen Dichter gegenüber gerade so aus wie als zweiundzwanzigjähriges Kind gegen den sechzigjährigen Göthe. Es fehlte ihr, wie allen Romantikern, der Begriff der Zeit. Sehr komisch ist es, wie er sich dann in die Göthe-Positur setzt, um seine Verlegenheit hinter Geheimraths-mienen zu verbergen. Sie liebt in ihm das Bild der aufstrebenden Jugend, welche noch nicht mit sich fertig ist, und deren feuriger Idealismus sich noch mit einer gewissen Unschuld paart. Aber solche symbolische Verhältnisse sind doch von Persönlichkeiten nicht ganz zu trennen, und so kommt etwas Unsicheres, Quälendes hinein, das den Verkehr zuletzt unerträglich macht: Eifersucht, gegenseitige Anklage, Misverständniß, ungleiche Stimmung, das alles wuchert in einer solchen Beziehung ebenso wie in einem gewöhnlichen Liebesverhältniß. Bettine lebt ganz unbefangen im Augenblick: heut ist sie Mutter, morgen Kind, dann hingebende Geliebte, aber wenn es darauf ankommt, auch wieder gnädige Frau. Sie macht es mit den Menschen ungefähr wie Göthe: sie malt sich von ihnen ein ideales Bild, wie sie gerade eins bedarf, darüber vergißt sie die Wirklichkeit, und wenn diese sich doch einmal aufdrängt, so ist der Bruch fertig. Ungewöhnlich bleibt es immer, solche Herzensgeheimnisse dem Publicum vorzulegen.

Wechsel zwischen Frost und Hitze, das uns verwirrt. Bettine ist wie ein ausgelassenes Kind, despotisch in den Aeußerungen ihrer Liebe wie ihres Hasses, und doch ist sie kein eigentliches Kind (sie ist 1785 geboren, der Briefwechsel spielt 1807—11). Sie weiß sich zu viel mit ihrer Kindlichkeit, ihrer Genialität: sie reflectirt in jedem Augenblick darüber, daß sie nicht reflectirt, daß sie vielmehr die unerhörtesten Dinge thut, ohne es zu merken. Sie ist in ihrer Anbetung zu selbständig, ihrer Neigung fehlt der Adel der Schüchternheit, die Anmuth der Scham. Wenn sie sich in dem einen Augenblick als das geniale Kind erdreistet, auf das die Sitte keine Anwendung finden kann, so nimmt sie im andern alle die Huldigungen in Anspruch, welche die Sitte als Recht der Frauen geheiligt hat. Wenn sie einmal ihrer Willkür Schweigen gebietet, so bricht das wärmste Gefühl, der schärfste Verstand hervor: aber bald fängt sie wieder an, zu spielen, zu träumen, zu tändeln, oder, um den bestimmten Ausdruck zu gebrauchen, zu kokettiren. Wie schön verschmolz sich Leben und Dichtung bei Göthe! Nie fehlte seiner Wärme das zurückhaltende Gefühl einer schönen Natur, das Bildung nie ganz ersetzt; nie seiner Ablehnung die Milde eines edeln Herzens. Was er empfand, was er schuf, hatte Gestalt und Grenze, er gab sich sein eignes Maß, da Natur und Glück ihm erlaubten, als recht darzustellen, was er empfand: darum wurde er nie unwahr, nie unschön. Bei Bettine ist das Licht der Poesie ein bengalisches, es gibt der Landschaft ein frembartiges Ansehn, und wenn es erlischt, so erkennen wir sie nicht wieder. Dieses phantastische Zauberspiel hat einen seltnen, flüchtigen Reiz, aber wir fühlen uns nicht zu Hause. Es weht uns aus ihren Phantasien ein frischer Walbduft entgegen. Die Nachtigall schlägt mit Liebesglut, alle Geister der Natur sind lebendig und in Bewegung: aber keine bestimmte Gestalt, kein bestimmter Gedanke prägt sich ein; ja keine Empfindung hinterläßt einen bestimmten Nachklang; Empfindungen, Gedichte, Erlebnisse verschwimmen ineinander. Wir sehn in ihren Schriften nur ihre eigne Persönlichkeit, alles Uebrige ist Staffage. — Im Briefwechsel mit der Günderode (1801—6) treten die Einflüsse der Zeit, in der er erschien (1840), sehr handgreiflich hervor. Ihre Eulenspiegeleien erscheinen jetzt in einem religiösen Licht; sie erfindet eine eigne Schwebereligion, deren Mysterien im Klettern über Tische und Stühle, ja auf die höchsten Pappeln gefeiert werden. „Der Tanz, sagt sie einmal, ist der Schlüssel meiner Ahnung von der andern Welt." Sie macht sich Gedanken über die Weltseele: „Gott ist die Leidenschaft", bemerkt sie gelegentlich. Aber sie ist niemals im Stande, einen bestimmten Gedanken ganz zu verfolgen: von Gott kommt sie auf die Studenten, vom Gebet aufs Klettern. „Man braucht mich deshalb nicht zu beschuldigen, daß ich alles durcheinander werfe und von einem zum andern

springe; es gibt etwas, das andere gar nicht fassen, von dem springe ich eben nicht ab, mein Geist bildet sich selbst seine Uebergänge." Solche Reflexionen sind offenbar später eingeschoben, wo sie bereits eine berühmte Frau war. Jenes Etwas ist aber nichts Anderes als der Cultus der eignen Persönlichkeit. „Ich wundere mich über meine Gedanken! Dinge, über die ich nie etwas erfahren, die ich nie gelernt, stehn hell und deutlich in meinem Geist." Es ist unglaublich, was man sich selber vorlügt, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, den Traum mit der Wirklichkeit zu vermischen. Die Tollheiten anderer durchschaut sie schnell und sicher: wenn ihre Günderode sich einmal erlaubt, im Stil der Freundin zu weissagen, so wird sie scharf zurecht gewiesen; aber sich selber kritisch zu betrachten, ist Bettine nie im Stande. Der Dämon der Genialität, um dessentwillen nach ihrer Ansicht die Welt geschaffen war, und dem sie alle natürlichen Beziehungen opferte, ist nichts weiter als die bekannte weibliche Laune; und dabei nicht ganz originell, Mignon tritt zu deutlich hervor. Bettine leitete durch ihre Verbindungen Göthe in einen Kreis, der die alten Unternehmungen seiner Jugend auffrischte und dem griechischen Cultus absagte. Die Einkehr ins deutsche Leben wird jetzt das Stichwort der deutschen Literatur.

In der Reihe der mythologischen Systeme, die man durchforschte, um eine universelle Mythologie zum Behuf einer universellen Dichtung hervorzubringen, ging die nordische Götterlehre bald über die indische hinaus. Die Quellen, aus denen man sie schöpfte, hatten den Vorzug der Concentration; man durfte nicht weit suchen, um ein vollständiges Bild von den Kämpfen der Götter mit Riesen und Zwergen bis zum Weltuntergang zu gewinnen, ein Bild, welches kaum mehr einer poetischen Umarbeitung bedurfte. Klopstock hatte nicht viel mehr gegeben als farblose Namen. Wie die Kenntniß wuchs, fügte sich alles in greifbarer Gestalt ineinander, und die Poesie war um einen großen Schatz bereichert. Im Anfang faßte man die skandinavische Mythologie ohne weiteres als die vaterländische auf, allein bald fühlte man die Verschiedenheit heraus, und da aus der mittelalterlichen Literatur eine deutsche Mythologie sich nicht herstellen ließ, so sah man sich genöthigt, nach einer andern Quelle zu suchen. Zwar hatte man schon früher die Volksromane, Volkslieder, Volksmärchen für die Poesie benutzt, es war aber niemand eingefallen, einen innern Zusammenhang darin zu suchen. Jetzt machte man plötzlich die Entdeckung, daß wir in der mündlichen Ueberlieferung des Volks, die jahrtausendelang

in ununterbrochenem Fluß fortgegangen war, die heidnische Vorzeit noch in unmittelbarer Gegenwart besäßen. Selten ist eine Entdeckung fruchtbarer für das Aufblühn der vaterländischen Literatur gewesen als diese Auffindung alter Palimpseste, von denen man nur die Mönchsschrift abkratzen durfte, um den alten Text wiederzufinden. Freilich war es schwer, in diesem Naturwuchs der Volkssage, an den sich unaufhörlich neue Zweige angesetzt hatten, das Ursprüngliche von dem Frembartigen zu sondern. Christliche und heidnische, naturphilosophische und heroische Vorstellungen waren bunt durcheinander gemischt. Aber auf eine strenge Scheidung kam es in jener Zeit noch nicht an; man freute sich unbefangen des neugewonnenen Schatzes; man erfreute sich ebenso an der labyrinthischen Verwickelung der Tradition, denn das deutsche Volk hatte in derselben in natürlichem Triebe gethan, was die Romantiker künstlich ins Werk zu setzen strebten: es hatte widerstrebende mythologische Systeme organisch ineinander verarbeitet. Mit dieser Anerkennung einer dem Volk angehörigen Dichtung war ein wichtiger Umschwung in der Gesinnung verbunden. Man bekam plötzlich einen großen Respect vor dem Volk; man war genöthigt, seine Sprache zu reden, um von ihm zu erfahren, was man wissen wollte; man mußte sich mit Bauersleuten, mit Handwerkern, mit Ammen einlassen, sich in ihre Vorstellungen versetzen, ihnen zum Munde reden. Waren die Schlegel dem Naturdichter mit Geringschätzung begegnet, so eilte das jüngere Geschlecht, alle bisherigen Ueberlieferungen des guten Tons von sich zu werfen und vom Volk zu lernen, wie man sich ausdrücken müsse. — So ganz neu war diese Einkehr ins deutsche Leben nicht. An Luther und Hans Sachs hatte sich Göthe geschult; die Volkslieder hatten Bürger den Stoff und die Weise zur Lenore gegeben, und in Götz von Berlichingen und Reineke Fuchs besaßen wir die correctesten Darstellungen des alten Volkslebens. Aber von der Vorzeit nur diejenigen Bilder aufzunehmen, die mit dem lebendigen Sinn der Gegenwart übereinstimmten, und die rohen Züge wegzuwischen, galt jetzt als eine Sünde an dem heiligen Geist des Volks. Als echt deutsch ließ man daher nur dasjenige gelten, was allen Voraussetzungen der bisherigen Bildung widersprach. Die Schlegel gehörten der classischen Richtung an; ihren Jüngern dagegen schien Gleichförmigkeit, Regel und Gesetz mit genialer Ursprünglichkeit unvereinbar; nur das Auffallende und Barocke behielt die Weihe der Volksthümlichkeit. Auch bei dieser Generation der Romantik war der Hauptfehler, daß sie keinen Begriff von der Zeit, also keinen historischen Sinn hatte. Außerordentlich empfänglich für die kleinen Züge des geschichtlichen Lebens, war sie nicht im Stande, dies Leben zu gruppiren und zu gliedern. Die verschiedenen Zeitalter verflossen den Schülern Jakob Böhme's träumerisch ineinander, und eine bestimmte Periode, die sie ihres eigenthümlichen Charakters wegen

hauptsächlich anzog, gab den Leitton für die gesammte deutsche Geschichte. Diese Periode war der Uebergang des Mittelalters zur neuen Zeit, das 15. und 16. Jahrhundert und noch weiter hinaus bis zum westfälischen Frieden. Das 13. Jahrhundert war für die subjectiven Idealisten, für Novalis und Fr. Schlegel, die es a priori construirten; aber das Ideal war jetzt in Verachtung, die neuen Dichter weihten dem Wirklichen einen leidenschaftlichen Cultus, und ließen nur das als wirklich gelten, was dem herkömmlichen Begriff entgegengesetzt war. Das wissenschaftliche Interesse stand ihnen erst in zweiter Linie. Alles Material, das sie vorfanden, sollte unmittelbar poetisch verwerthet werden; die mittelalterliche Literatur wurde in freien Umarbeitungen dem Volk gegeben; die Volksbücher, Volksmärchen und Volkslieder frei umgedichtet, nicht etwa modernisirt, sondern noch träumerischer, noch grotesker, noch fratzenhafter gemacht. Den größten Reiz hatte es, im Sinn und Stil der Periode von Tauler bis zu Jakob Böhme frei zu dichten. Nur aus diesem Bestreben können wir es begreifen, daß die erste Einkehr ins deutsche Leben uns das Seltsamste und Fremdartigste gegeben hat, was wir in der Literatur überhaupt besitzen. — Mit der allgemeinen Theilnahme für den unentwickelten Gehalt des Seelenlebens hing die Wiederaufnahme des Idylls zusammen. Schon Voß hatte, um die Sprache natürlicher zu machen, Provinzialismen angewendet. Indem nun der Begriff der Naturwahrheit mehr und mehr den Idealismus zurückdrängte, entsagten die Dichter auch in der Form ihren griechischen Vorbildern. Der norddeutsche Philolog hatte uns in die trauliche Wohnstube eingeführt, wo er aus dem Studium des Homer Theilnahme für seine Landsleute, die Bauern, einsog. Ein schweizer Dichter, der in der That mitten im Volk lebte, führte uns in die Kneipe ein. **Peter Hebel**, geb. 1760 zu Basel, seit 1790 Lehrer in Karlsruhe, gest. 1826, wird durch seine **Alemannischen Gedichte** (1803) und durch seinen **Rheinländischen Hausfreund** (1808 — 11) unsterblich bleiben. Die Alemannischen Gedichte hat Göthe Februar 1805 auf eine Weise charakterisirt, die jedes weitere Eingehn überflüssig macht. „Wenn antike, oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die anmuthigste Weise durchaus das Universum; sodaß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbar-

keit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wol schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Sehr gern verweilt der Dichter bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, und besonders gelingen ihm Jahres- und Tageszeiten. Hier kommt ihm zugute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern, nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Ueberall predigt ihm die Natur Sittlichkeit, Fleiß und Ordnung. Ueberhaupt hat er den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus zarter oder derber die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der Höhergebildete von dem ganzen Kunstwerk die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren und so in einem höhern Sinn erbaut sein will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehn, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehre sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italienischen herübergenommen; diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Stil zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unsrer Büchersprache große Vorzüge hat.“ —*)

---

*) An Hebel schließen sich zwei schweizer Dichter: Ulrich Hegner, geb. 1759 in Winterthur, Arzt und Jurist in Zürich, gest 1840. Seine Molkenkur (1812), Saly's Revolutionstage (1814) und Holbein's Leben (1828) enthalten viele Züge von überraschender Wahrheit. — Martin Usteri, geb. 1763 in Zürich, starb 1827, zeichnete harmlose Caricaturen und Genrebilder, und trieb nebenbei Studien der historischen Alterthümer, namentlich aus dem 16. Jahrhundert. Bescheiden wie in seinem Leben, war er auch in seinen Dichtungen, er

Wenn Hebel in unbefangener Gemüthlichkeit sich der Weise des Volks anbequemte, so wandte sich **Clemens Brentano**, der excentrische Schüler der Romantik, mit Reflexion dahin zurück. Gemeinschaftlich mit seinen Freunden **Achim von Arnim***), dem spätern Gemahl seiner Schwester **Bettine**, und **Görres**, hatte er in seinen vielfachen Reisen die Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen sich bemüht, und dabei eine unglaubliche Geschicklichkeit entwickelt, alte Volkslieder, Märchen und Traditionen in den entlegensten Orten aufzuspüren. Die Sammlung dieser Lieder, **des Knaben Wunderhorn** (1806—8), ist keineswegs kritisch oder historisch correct, und der strenge Voß durfte sie der Fälschung zeihn. Es kam Arnim nicht darauf an, die echten Quellen herzustellen und ihnen ihre historische Stellung anzuweisen, sondern nur, den Geist der Poesie, wie er sich in der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens krystallisirt hatte, in einem lebendigen Bild zusammenfassen.**) Und dies ist ihm in der That gelungen: der Ton dieser Volkslieder, dem er häufig mit unhistorischer Freiheit nachgeholfen hat, ist der echt deutsche, derselbe, der uns in den besten Liedern von Göthe, Novalis, Uhland, Eichendorff, Heine freundlich entgegenweht,

---

gab sie lediglich als Gelegenheitsstücke und legte nur Werth auf die vaterländische Gesinnung, die er in denselben seinen Lesern mit ebenso viel Wärme als Verständniß einschärfte. Seine Richtung ist der Naturalismus des vorigen Jahrhunderts: er ist der ersten Neigung seiner Jugend treu geblieben und hat stets der Einfachheit und Natur in den Künsten das Wort geredet, weil der Idealismus in der Kunst, der nicht aus dem innern Drange des Lebens, sondern aus dem äußerlichen Wohlgefallen an fremden Idealen hervorgeht, zu leeren Spielereien führt, die das Herz nicht erwärmen und den Verstand verwirren. In seinen Idyllen und Erzählungen aus dem 16. Jahrhundert ist er der Vorläufer der gegenwärtigen Dorfliteratur. Die Idyllen nähern sich am meisten den Vossischen; sie sind in Hexametern in der Züricher Mundart geschrieben und stellen das moderne Stadt- und Landleben dar, mit einem schalkhaften Humor, der auch dem Unbedeutenden eine erfrischende Farbe gibt, und selbst die Schilderungen aus der züricher Philisterwelt in das Gebiet der Poesie erhebt.

*) Geb. 1781 zu Berlin, hatte ursprünglich sich auf Naturphilosophie gelegt: Theorie der elektrischen Erscheinungen 1799; Ariel's Offenbarungen 1807.

**) „Die eigentliche Geschichte, schreibt er zehn Jahre später, war mir damals unter der trübsinnigen Last, die auf Deutschland ruhte, ein Gegenstand des Abscheus. Ich suchte sie bei der Poesie zu vergessen, ich fand in ihr ein Etwas, das sein Wesen nicht von der Jahreszahl borgte, sondern das frei durch alle Zeiten hindurch lebte. Dieses Wesen, das mich in den neuen und alten Schriften gleich lebhaft anregte, suchte ich in seinen sichtbarsten Zeichen auch andern mitzutheilen, ich verschmähte es nicht, wo ich es selbst in mir zu entdecken glaubte, und so wurden diese Lieder ein Aufnehmen des Fremden in uns."

und zu dem wir immer werden zurückkehren müssen, wenn wir uns nach unsrer Art fruchtlos an fremden Weisen abgemüht haben. Darum ist das Wunderhorn ein dauernder und schöner Besitz unsers Volks. Das Nachwort zum ersten Theil stellt in einer ziemlich gothischen Sprache alles zusammen, was die Sehnsucht nach individuellem Leben gegen das humanisirende Streben der Aufklärung vorbringen konnte, vom poetischen, socialen, selbst politischen Standpunkt. Die „Stimmen der Völker“ sollten zeigen, wie in der ursprünglichen Dichtung auch derjenigen Völker, die von der Cultur am wenigsten ergriffen sind, dennoch der ewig gleiche Geist der Menschheit sich offenbart; darum hatte Herder die Weise jener Naturvölker dem modernen Bewußtsein angenähert, durch Abschwächung des Bildlichen und Unvermittelten. Arnim dagegen suchte mit besonderer Vorliebe diejenigen Züge des Volksliedes hervor, welche in Form und Inhalt der herkömmlichen Empfindungsweise widersprechen. Jene Naturlaute, deren Anwendung sowol Schiller als Schlegel, wenn auch aus verschiedenen Gründen, bei Bürger getadelt, kommen im Uebermaß vor, und das sittliche Gefühl ist zuweilen von einer so harten Naivetät, daß wir erschrecken. Die Volkslieder haben die Blüte unsrer neuen Lyrik gezeitigt. Aber auch die neumodische Arabeskenpoesie rührt daher, das kindische Getändel mit wunderlichen Formen ohne Rücksicht auf den geistigen Inhalt. Es ist damit, im Guten wie im Schlimmen, gerade so wie mit den altdeutschen Gemälden. Die Vorliebe für die altdeutsche Kunst entsprang keineswegs aus dem christlichen Interesse; es war die Freude am Besondern, Abnormen, Launenhaften, die Abneigung gegen die Convenienz. Man warf Romantik und Wirklichkeit mit knabenhaftem Spiel in das Kaleidoskop der gesetzlosen Einbildungskraft: christliche Märtyrer, Käfer, Heilige, Blumen, ehrsame Bürgermeister, Musikanten, venetianische Gläser, Hexen und Gnomen, Feen und Elfen, Störche und Gänse, Heuschober, Alräunchen, Zigeuner u. s. w. Nicht der naive Instinct gab das Interesse her, sondern eine gebildete Reflexion: des Knaben Wunderhorn ist eine ungenaue Bezeichnung. Der im Treibhaus erzogene deutsche Naturwuchs war nur den Gebildeten zugänglich, welche die Fähigkeit hatten, zu abstrahiren, sich auf einen fremden Standpunkt zu versetzen: am wenigsten dem Volk und der Kinderwelt. Die Naturmenschen der Romantik sind Sonntagskinder, welche die Feiertagsstunden der Sammlung fixiren, während das wirkliche Volk sich nur darum an ihnen erfreut, weil sie Ausnahmen sind. Es war die an ihrem eignen Wesen verzweifelnde Aufklärung, die mit bewußtem Eigensinn zu den untern Schichten der Bildung, dem beschränkten Bewußtsein gemüthlicher Zustände zurückkehrte und es dadurch in ein phantastisches Licht stellte. Darum war es keine andächtige Hingebung an das Wesen der Natur: es war die Ironie der Senti-

mentalität gegen sich selber. Nirgend war es Ernst mit der Freude an der Beschränktheit: sie verlor sofort ihren Werth, sobald sie aufhörte, bloße Sehnsucht des Herzens, freie Schöpfung des Gedichts zu sein. — Das Wunderhorn wurde durch Göthe in der Jenaischen Literaturzeitung empfohlen (2. Januar 1806). „Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nation dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung stehn, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat. Hier ist die Kunst mit der Natur im Conflict, und eben dieses Werden, dieses wechselseitige Wirken, dieses Streben, scheint ein Ziel zu suchen, und es hat sein Ziel schon erreicht. Das wahre dichterische Genie, wo es auftritt, ist in sich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was sonst will, entgegenstehn, es besitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote steht, und wirkt selbst im dunkeln und trüben Element oft herrlicher, als es später im klaren vermag. Das lebhafteste poetische Anschauen eines beschränkten Zustandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begrenzten, doch unumschränkten All, sodaß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu sehn glauben. Der Drang einer tiefen Anschauung fordert Lakonismus. Was der Prosa ein unverzeihliches Hinterstzuvörderst wäre, ist dem wahren poetischen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und selbst das Ungehörige, wenn es an unsre ganze Kraft mit Ernst anspricht, regt sie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf. . . . Das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehn hat, wenn es durch den Mund des Volks, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht? Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als insofern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte." — Wenn ein Ton erst einmal angeschlagen ist, finden sich bald zahlreiche einklingende Stimmen. Die Sammlungen von Volksliedern häuften sich so massenhaft, daß kaum noch eine Uebersicht möglich war. Göthe hatte davor gewarnt, das Gleichgültige, Mittelmäßige und Schlechte wieder aufzufrischen. An diese Warnung kehrte man sich nicht mehr, man glaubte sich zur Vollständigkeit um so mehr berechtigt, da man mehr und mehr einen literarhistorischen Zweck verfolgte, oder wenigstens ein literarhistorisches Aushängeschild vorzeigte. — Die

nächste „Sammlung deutscher Volkslieder“ von Büsching und von der Hagen*) (1807) war in augenscheinlicher Opposition gegen das Wunderhorn veranstaltet. „Wir haben diese Lieder nicht durch Auslassungen, Zusätze, Ueberarbeitung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen oder gar eignes Machwerk dabei einschwärzen wollen; das ist aufs gelindeste eine poetische Falschmünzerei, wofür die Historie keinen Dank weiß. Wer Lust zu solchen Dingen hat, der sollte es doch wenigstens sagen, oder so thun, daß kein Zweifel darüber bleibt.“ Auch Fr. Schlegel (Heidelberger Jahrbücher 1808) tadelt das Wunderhorn, daß so manches Schlechte mit aufgenommen, so manches Eigne und Frembartige eingemischt ist. „Zwei Abwege“, setzt er hinzu, und diese Kritik bezeichnet den Standpunkt der ästhetischen Romantik und ihre Gleichgültigkeit gegen das Geschichtliche, „sind bei dem Volkslied vorzüglich zu vermeiden: der erste ist der einer gesuchten Seltsamkeit; denn da man leicht bemerken kann, daß besonders die ältern unter den Volksliedern sich nicht selten durch etwas wunderlich Abgerissenes, halb Räthselhaftes auszeichnen, wodurch ihre rührende Kraft und der ihnen eigene Reiz noch erhöht wird, so setzen einige das Wesen des Volkslieds vorzüglich in diese Unverständlichkeit, die sie nun nicht blos lassen, wo sie sich etwa schon findet, sondern geflissentlich aufsuchen, und nie genug davon haben können, welches leicht zum Abgeschmackten führen kann. Der andre Abweg ist noch einfacher, da man das Rohe und Gemeine, aber auch das Unbedeutende, ganz Alltägliche mit dem Volksmäßigen verwechselt, und weil in Spinnstuben, Wachstuben und Schneiderherbergen vielleicht mitunter ein wirklich schönes Lied gehört wird, voraussetzt, es müsse nun auch alles, was an den erwähnten Orten gesungen und gepfiffen wird, unfehlbar ein wahrhaftes Volkslied sein.“ Er macht sich über die „Puthöneken“, „Eene meene mieken“, „Ringe Ringe Rosenkranz“ u. s. w. zunächst vom ästhetischen Standpunkt lustig, dann aber über das Bemühn der Herausgeber, Spuren heidnischer Mythologie darin zu suchen. „Es vergeht wol kein blauer Montag, an dem nicht in größern und kleinern Städten des ehemaligen heiligen römischen Reichs zusammengerechnet einige hundert solcher Lieder gedichtet werden. Und sollte das noch nicht zureichen, so können wir einen leichten und unfehlbaren Handgriff angeben, wo es an Volksliedern, die man sammeln könnte, gebrechen sollte, dergleichen selbst in beliebiger Menge zu machen: man nehme das erste beste Gedicht von Gellert oder Hage-

---

*) Geb. 1780 in der Mark, 1811 Professor in Breslau, 1831 in Berlin, starb 1856. — Büsching, geb. 1783 in Berlin, erhielt 1810 den Auftrag, die säcularisirten Stifter und Klöster zu bereisen, um die wissenschaftlichen und Kunstschätze derselben zu übernehmen; er wurde 1811 Archivar in Breslau und starb daselbst 1829.

dorn und lasse es von einem Kinde von vier oder fünf Jahren auswendig lernen: es wird an romantischen Verwechselungen und Verstümmlungen nicht fehlen, und man darf dies Verfahren nur etwa drei- bis viermal wiederholen, so wird man zu seinem Erstaunen statt des ehrlichen alten Gedichts aus dem goldnen Zeitalter ein vortreffliches Volkslied nach dem neuesten Geschmack vor sich sehn. Manche der eigenthümlichsten und wunderbarsten unter den neuesten Volksliedern verdanken einem ähnlichen Verfahren des Zufalls oder der Absicht ihre geheimnißvoll natürliche Entstehung." — Indem man nun überall das Eigenthümliche und Ursprüngliche, das Naturwüchsige und Volksmäßige gegen die Einförmigkeit der Regel hervorhob, mußte man seine Aufmerksamkeit auch auf die deutschen Mundarten wenden, um aus diesem frisch sprudelnden Quell die immer spärlicher fließende Volkspoesie zu bereichern. Wissenschaftliche Bearbeitungen der Dialekte finden wir schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zahlreich und zum Theil sehr tüchtig. Dahin gehören die Aufzeichnungen volksthümlicher Ueberlieferungen in der Mundart: Sprichwörter, Schwänke, Spiele, Geschichten. Aus diesen Sammlungen hat man namentlich in Norddeutschland eine Fülle von Gemüthlichkeit entdeckt, die man dort gar nicht gesucht hätte. — Wenn Frau von Staël den Deutschen vorwarf, sie hätten keine nationalen Vorurtheile, so kann man von der germanistischen Schule ohne Uebertreibung behaupten, die Apologie des Vorurtheils sei ihre Hauptaufgabe gewesen. Zwar beschränkte sie sich nicht, wie die eigentlichen Romantiker, in ihrer Sympathie auf das Ritterthum und die Geistlichkeit, sie suchte jedem Stand gerecht zu werden, aber jeder Stand sollte eine geschlossene Einheit bilden. Neben den ritterlichen Adel traten die Zünfte mit ihren ehrsamen Sitten, ihren barocken Symbolen und Gebräuchen, aber auch der Bauer, selbst der Vagabund und Zigeuner; jeder Stand, der etwas Originelles hatte, wie fratzenhaft er sich geberden mochte, wurde gerechtfertigt. Mit besonderer Begeisterung behandelte man den Studenten, und zwar den historischen Studenten, der sich raufte, in Völlerei lebte, den Bürger und Bauer mishandelte und in einem zwecklos träumerischen Maskenspiel sein Leben hinbrachte; den Handwerksburschen auf der Wanderschaft, der in allen Schenken ein frisches Lied sang; den Landsknecht, der sein Leben für Geld verkaufte, aber tapfer dreinschlug. Dagegen verabscheute man die moderne Gleichberechtigung, Gewerbefreiheit u. s. w., die um der Zweckmäßigkeit willen das Originelle aufgab. In dieser Vorliebe für Originalität begegnen sich die seltsamsten Widersprüche, Derbheit und Delicatesse der Empfindung, possenhafte Naivetät und mystische Ueberschwenglichkeit, roher Instinct und symbolische Reflexion, Heidenthum und Theologie, Keuschheit und Zote. Diese Vorliebe war empirisch aus der Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts genommen,

wie denn überhaupt der Realismus, wenn er alle ideale Zweckmäßigkeit aufgibt, sehr bald der rohen Empirie verfällt: nur eins blieb das dauernde Kennzeichen der christlich-germanischen Schule, der Haß gegen die classische Bildung. Dem farblosen, undeutschen Idealismus setzte man das Princip des Grotesken entgegen; die eckigen, ungelenken, aber in ihrer Naivetät zuweilen sehr anmuthigen Formen des deutschen Meistergesangs, des Fastnachtsspiels, des Ammenmärchens und Volksliedes; der einförmigen Schönheitslinie der Antike gothische Schnörkel und Arabesken. Es lief auch hier der alte Uebermuth des „Musensohns" gegen das Herkommen des Philisterlebens mit unter. Der ermüdete Weltbürger ging in die Werkstätten, die Hütten des Volks, lauschte auf seine Gespräche, seine Märchen, seine Gewohnheiten; der ungewohnte Anblick überraschte und rührte ihn, und es war natürlich, daß er in seiner Anerkennung des „Wirklichen" das Maß überschritt. Wenn im frühern Lehrbuch der Aesthetik das Schöne als nicht wirklich und das Wirkliche als nicht schön aufgefaßt war, so behauptete man jetzt, alles Wirkliche, d. h. alles in der zufälligen Erfahrung Wahrgenommene sei schön, oder gar, nur das sei schön, was den gewöhnlichen Begriffen von Schönheit widerspreche. Von da bis zum Hexenspruch: Fair is foul and foul is fair, ist nur noch ein Schritt. Früher hatte man für gut nur das gelten lassen, was mit dem Katechismus übereinstimmte: jetzt wurde nur das Individuelle, das dem Gesetz Widersprechende, oder wenigstens aus dem Gesetz nicht Herzuleitende als berechtigt erachtet. Früher hatte man nur klare und durchsichtige Gedanken in das Reich der Begriffe aufgenommen: jetzt verachtete man jeden Gedanken, der nicht etwas Unauflösliches enthielt, als flach und trivial. — So ist dies Streben des Realismus, trotz seines scheinbaren Widerspruchs, mit jenem Supranaturalismus der Kunst verwandt, der statt der Buchstabenschrift Hieroglyphen anwendet. Es ist unglaublich, bis zu welcher Consequenz der Satz der Identitätsphilosophie: das Wirkliche ist das Vernünftige, getrieben werden kann: — das Sonderbare ist das Normale, das Zufällige ist das Nothwendige, das Unbedeutende ist das Bedeutende, das Wunderbare ist das Gewöhnliche, das Lächerliche ist das Erhabene, das Unmögliche ist das Wirkliche. — An dieser Reaction hatte die politische Rücksicht einen großen Antheil. Man suchte die nationalen Instincte hervor, um Barrikaden gegen das französische Weltreich aufzurichten. Die Bewegung beschränkte sich nicht auf Deutschland. Trotz seiner Verachtung gegen das Volk und seines Hasses gegen alle Ideen der Freiheit hatte doch Napoleon das Princip der Revolution zum Theil erst in Ausübung gesetzt. Die Reaction gegen ihn richtete sich also zugleich gegen den Geist des 18. Jahrhunderts, dessen Sohn er war. Fast überall nahm sie eine mystisch religiöse Färbung an, und glaubte die

individuelle Freiheit nicht anders herstellen zu können, als durch die Rückkehr zu den alten individuellen Formen des Staats, der Kirche und der Gesellschaft, welche die Revolution verschüttet hatte. Mit gewaltiger Kraft erhob zuerst Burke die Fahne des germanischen Mittelalters gegen die Revolution. Er setzte ihr keineswegs eine Doctrin entgegen, sondern poetisch historische Anschauungen von den Vorzügen des gemüthlichen Feudalsystems, des heroischen Ritterthums und der geheiligten Königsgewalt. England hatte den Naturwuchs, den man in Deutschland erst aus vergilbtem Pergament herausklügeln mußte, in seiner Geschichte und in seinem Staatsleben in lebendiger Gegenwart. Sein Mittelalter war ihm in seiner Aristokratie, seinen Städten, seiner Verfassung, seiner Kirche, seinen Volksliedern gegenwärtig, ohne allen fremdartigen Schimmer, es durfte nur den französischen Firniß abwischen, um sich selbst wiederzufinden. Während die Poesie der deutschen Romantiker das Eigenthum exclusiver Cirkel blieb, bemächtigte sich der Hauptvertreter der englischen Romantik, Walter Scott, des gesammten Volks. Zwar ging auch er vom Ritterthum aus, und seine ersten poetischen Werke (the lay of the last Minstrel erschien 1805) feierten mit einseitiger Vorliebe die verfallnen Ritterschlösser, Königshallen und Klöster; aber bald dehnte sich sein Gesichtskreis auf die sämmtlichen individuellen Erscheinungen des Volkslebens aus. Er stellte das wirkliche Volk in der bunten Fülle seiner geschichtlichen Erscheinung, wie es noch kein Dichter gethan, der gebildeten Welt vor Augen, und während er die dunkeln Schichten desselben bis zu den Zigeunern und Leichenweibern mit ebenso epischer Deutlichkeit darstellte, wie das historische Costüm, brachte er in diese bunte Welt durch seinen starken sittlichen Geist und seinen untrüglichen common sense die Ordnung eines classischen Kunstwerks. Daß die neue Geschichtschreibung sich bemüht, jedes Zeitalter mit seinem eignen Maß zu messen, jeden historischen Charakter als ein Kunstwerk für sich zu betrachten und die Localfarben in lebendigen Nachbildungen wiederzugeben, statt sie im glatten, nur scheinbar erzählenden Raisonnement zu verflüchtigen, verdanken wir vorzüglich dem Einfluß W. Scott's. Der Sinn für das Detail, für das Individuelle, auch wenn es an das Barocke streift, für gemischte Charaktere, die der gewöhnliche Verstand mit seinen Abstractionen nicht auflösen kann, für den Contrast der Ideen und Leidenschaften, der bisher durch die gleichmachende Convenienz verwischt war, für Farbe, Zeichnung, Perspective, kurz für Geschichte im eigentlichen Sinn, ist durch diesen noch lange nicht genug gewürdigten Dichter in allen Völkern Europas rege geworden. — Die deutschen Dichter, schon durch ihre bisherige Schule an Excentricität gewöhnt, konnten sich an dieser unbefangenen Weise, die Vorzeit zu betrachten, nicht befriedigen. Sie

schilderten nicht die historisch begriffene Vorzeit vom Standpunkt der Gegenwart, sondern sie versetzten ihren Standpunkt in die Vorzeit. Die classische weltbürgerliche Literatur der frühern Periode hatte in Weimar und Jena einen bestimmten, wenn auch nur ideellen Mittelpunkt gehabt. Die neue particularistische Poesie verbreitete sich in die Provinzen; die Dichtung nahm einen localen Charakter an, und man kann die Gruppen geographisch bezeichnen: doch bieten sich diese excentrischen Sonderbestrebungen einander die Hände, und wenn im Publicum die Verbreitung der neuen Literatur nur eine geringe ist, so zieht sie sich wie ein Freimaurerorden durch ganz Deutschland. Die erste Gruppe tritt uns im südwestlichen Deutschland, namentlich am Rhein, entgegen. An Arnim und Brentano schlossen sich zwei Jünglinge, die berufen waren, der deutschen Wissenschaft einen ebenso mächtigen Aufschwung zu geben als F. A. Wolf der griechischen.

Jakob Grimm war 1785, sein Bruder Wilhelm 1786 zu Hanau geboren; beide studirten unter Savigny zu Marburg die Rechte, der erste 1802—5, der zweite, zuerst durch schwere Krankheit aufgehalten, 1804—7. „Jura, erzählt Jakob, studirte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehn Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. Der selige Vater hatte mir noch vor dem zehnten Jahr allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus Juris eingeprägt; er hatte auch wol zum einstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle aufgeschrieben. In Marburg mußten wir eingeschränkt leben; es war uns nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erhalten; hernach habe ich oft das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, möchte ich dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf, und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andre Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln." — Eine tüchtige allgemeine Anregung gab in Marburg Wachler durch seine literarhistorischen Vorlesungen; am mächtigsten aber wurden die Jünglinge durch Savigny ergriffen, dessen Buch über den Besitz 1803 erschienen war, und dem Jakob durch gelungene juristische Arbeiten näher trat. In seiner reichen Bibliothek sah er auch zuerst die Bodmer'sche Ausgabe der Minnesänger, auf die er durch Tieck's Vorrede gespannt war. — Februar 1805 folgte er seinem geliebten Lehrer nach Paris, wo er die Bibliotheken durchforschte; nach seiner Rückkehr erhielt er ein kleines Amt (Januar 1806), das durch die Franzosen-

herrschaft unterbrochen wurde. Johannes Müller verschaffte ihm Juli 1808 die Bibliothek auf der Wilhelmshöhe, und hinreichende Muße, ausschließlich seinen Arbeiten zu leben; die Mutter war einige Monate vorher gestorben. Schon in dieser Zeit beginnt die ungeheure Wirksamkeit der beiden Brüder.*) „Von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unsrer Arbeiten genau zu verbinden." „Fast alle unsre Bestrebungen sind der Erforschung unsrer ältern Sprache, Dichtkunst und Rechtsverfassung entweder unmittelbar gewidmet, oder beziehn sich doch mittelbar darauf." „Ich möchte am liebsten das Allgemeine in dem Besondern ergreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Weg erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst das als unnütz weggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergibt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren." — Das innige Verhältniß der Brüder in der Wissenschaft wie im Leben ist ein unvergleichliches. Selbst als die Sage sich desselben bemächtigte und es zu einer Posse umgestaltete, hat sie die Spuren tiefer Gemüthlichkeit daraus nicht verwischen können. Ihre Anlage ergänzte sich bei ihrer gemeinsamen Arbeit auf eine wunderbare Weise. Was sie von den frühern Gelehrten unterscheidet, ist der feine poetische Sinn, mit welchem sie sich der Gegenstände bemächtigen. In allen Disciplinen, die sie behandelten, kam es ihnen darauf an, der sinnlichen Grundlage auf die Spur zu kommen, der Abstraction zu entfliehn und das Leben in seiner vollen Erscheinung zu fassen. In der Mythologie fragten sie die Blumen, die man zu Zauberformeln anwendete, die Steine, die Berge und Wälder, die Flüsse, und überall antwortete ihnen ein belebender Geist, in dem man noch die altheidnische Physiognomie herauserkannte. Die traditionellen Gebräuche mit ihrer sinnigen Symbolik, die Rechtsformen in ihrer bald feierlichen, bald humoristischen Haltung, selbst die Worte in ihrem eigentlichen poetischen Sinn, das alles vergegenwärtigte ihnen das innere Leben der Vorzeit. Wenn man aus Arnim's Dichtungen gar nichts zu machen weiß, so muß man sie als Uebungen in

*) 1809 hielt sich Wilhelm seiner Krankheit wegen in Halle bei Reil und Reichard, dann in Berlin bei Arnim auf. Während der Freiheitskriege wurde Jakob zu diplomatischen Missionen, auch auf dem Wiener Congreß verwandt; nach der Restauration erhielten sie gemeinsam eine Stelle bei der Bibliothek in Kassel 1814, gemeinsam gingen sie 1829 nach Göttingen, wurden gemeinsam des bekannten Protestes wegen 1838 von da vertrieben, gemeinsam 1841 nach Berlin berufen. Wilhelm verheirathete sich 1825.

der Farbenmischung zu diesem historischen Zweck verstehn. Wenn diese sinnliche Belebung der ganzen Natur durch mythische Bilder an den Pantheismus erinnert, so wird dieser Eindruck noch verschärft durch die Methode, in der sie die verschiednen Beziehungen miteinander verknüpfen. A. W. Schlegel nennt einmal (1814) Grimm einen philologischen Heraklit, weil auch bei ihm, wie bei diesem Philosophen, alles im ewigen Fluß ist. Dem bewußten Erfinden und der Reflexion verstattet Grimm in seiner historischen Darstellung der Sage, der Dichtung und der Sprache wenig Spielraum. Es wächst bei ihm alles mit ewig gleicher Naturkraft aus dem Boden der Erde hervor, und der Genius steht nicht außer der Reihe dieser Naturspiele. Es liegt die Gefahr nahe, in diesem beständigen Ineinanderfließen die Unterschiede zu verwischen, der leidenden, das Empfangene unbewußt verändernden Ueberlieferung zu viel, der freien Dichtung zu wenig einzuräumen, das menschliche Bewußtsein zu sehr in die Gewalt der Natur zu vertiefen, das positive gleichmäßig fortgehende Wachsthum auch da wiederzufinden, wo die unbefangene Betrachtung eine Reihe von Irrthümern entdeckt. Diese Gefahr wird noch dadurch vergrößert, daß die Gebrüder Grimm, wie die Schule, von der sie ausgingen, die festen Unterschiede des Raums und der Zeit zwar in der Erinnerung behielten, aber sie nicht darstellten. Die pantheistische Richtung ihres Geistes ist nicht günstig für die Einfachheit und Deutlichkeit der Erzählung, und wo sie aus der Darstellung und Betrachtung zur Erzählung übergehn, wird durch die Massenhaftigkeit und den schnellen Wechsel der Perspectiven der Zuschauer leicht schwindelig. Die Sprache ist an den Punkten, wo sie die letzten Resultate ihres Gedankens zu einem mächtigen Gefühl energisch zusammenfassen, von einer hinreißenden Schönheit; aber sie ist nicht gleichmäßig, und ihre Bildlichkeit stört mitunter den Gedankengang. Etwas von dem Haß gegen den logischen Schematismus und gegen die Logik überhaupt, dem wir bei Arnim und Brentano begegnen, zeigt sich auch bei den Gebrüdern Grimm, und die Hervorhebung des Unvermittelten und Regellosen grenzt zuweilen an Eigensinn. — Mit richtigem Instinct wandte sich die Gelehrsamkeit bei der Erforschung der alten nationalen Denkmäler auf die eigentliche Heldenpoesie. Dem Princip der romantischen Schule hätte die Graalsdichtung, die mystische Poesie des Parcival und Lohengrin näher gelegen, aber man hat glücklicherweise das Volk damit verschont und diese übrigens höchst bedeutenden Werke der wissenschaftlichen Kritik vorbehalten, wo sie allein richtig gewürdigt werden können. Dagegen ist das Nibelungenlied von alt und jung studirt worden, und diese echte Heldenpoesie hat auf die neuere Dichtung, soweit es möglich war, segensreich und befruchtend eingewirkt. A. W. Schlegel hielt öffentliche Vorträge darüber, Göthe

las es in zahlreichen Gesellschaften vor*), und die stille Gemeinde, die sich an ihn anschloß, wurde genöthigt, sich für die Herrlichkeit der deutschen Vorzeit zu erwärmen. Tieck hatte zuerst daran gedacht, das Nibelungenlied dem Volk zugänglich zu machen; er trat die Aufgabe an seinen Freund F. H. von der Hagen ab, der sie 1807**) ausführte, zur Zufriedenheit Joh. Müller's und andrer Freunde des Mittelalters. Desto strenger urtheilte W. Grimm (Heidelberger Jahrbücher 1809). — „Das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. Jedes Volksgedicht ist es nur, insofern es in seiner Zeit steht, und aus dieser herausgenommen verliert es seine Bedeutung. Es erscheint dann wie etwas, das uns nicht anregt, weil es nicht eingreift in unser Leben, für jene Zeit aber die innere Wahrheit verloren hat, durch die wir es allein verstehn können. Im Nibelungenlied hängt jeder Ausdruck so innig zusammen mit dem, was er bezeichnen soll, daß er nicht weggenommen werden darf, ohne zu zerreißen. Im Modernisiren liegt immer eine gewisse Untreue. Wie man einen Dialekt wieder in einen andern übersetzen könnte, nicht aber in die ausgebildete Sprache, so und noch viel weniger kann man eine solche kindliche und naive Sprache in eine gebildete oder Dichtersprache übersetzen, die immer in einiger Hinsicht steif und unlebendig bleibt. — Hagen's Arbeit ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern; sie ist noch immer unverständlich, theils der ungewöhnlichen Wortstellung, theils einer Menge

*) „Der Werth des Gedichts, schreibt er an Knebel (November 1808, I, S. 338), erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe werth, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen: denn wahrlich, die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Consorten, ziehn noch dichtere Nebel darüber, und wie man von andern sagt, daß sie das Wasser trüben, um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern. Ueberhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen religiösen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneuesten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält." — Schon Johannes Müller hatte 1782, angeregt durch Schlieffen, auf diesen Schatz des deutschen Volks aufmerksam gemacht.

**) 1807 erschienen von Görres „die deutschen Volksbücher; nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsre Zeit erhalten hat". 1808 der 1. Band der „deutschen Gedichte des Mittelalters" von Hagen und Büsching.

dunkler und veralteter Worte wegen. Die Sprache ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat: während auf der einen Seite alte Worte mit modernen Endungen und noch gangbare moderne stehn, sind auf der andern ganz veraltete beibehalten; der schöne Rhythmus ist völlig zerstört, das Auffallende der Formen gibt dem Gedicht einen barocken Anstrich." — Das Buch verbreitete sich weiter, als Grimm geglaubt, und hat auf den Ton der spätern Lyrik sehr bedeutend eingewirkt. — Am deutlichsten zeigt sich der Zusammenhang zwischen der dichterischen Stimmung der Gegenwart und den altdeutschen Forschungen in W. Grimm's Abhandlung über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen (in Creuzer's Studien 1808). Ueberall wo wir zurückgehn auf die frühsten Zeiten eines Volks, ist es leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurden. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche die Historie auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt, und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen. Was will auch die Geschichte zuletzt anders, als daß das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muß die kritische Historie auf einem andern Weg dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hat. — So treibt Poesie und Historie, als Epos, aus einer Wurzel und blühen nebeneinander. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h., wo wirklich etwas geschieht und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann. Bei jeder Nation blickt der Moment einer neuen Grundbildung durch, in hellerm oder trüberm Licht. Für die Deutschen war dieser Moment die Völkerwanderung. Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt; aber die Poesie trat an ihre Stelle. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort im Mund und Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Classe, die ganz eigens sich diesem Geschäft widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben. Bei dem Volk lebten diese Gesänge fort. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr, und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reizendes darbot, alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend. Für die deutsche Volksdichtung bildete den

Mittelpunkt die Nibelungensage. Sie beruht auf Wahrheit und es liegt durchaus Geschehenes zum Grund. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried haben gelebt, die großen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehn, und Chriemhildens entsetzliches Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Gegen die Hypothese einer fremden Herleitung spricht die Unschuld und Bewußtlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte; daher die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden, und daher alles von so frischem Leben angehaucht ist und feststeht auf deutscher Erde. Es hat alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin. Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied (Romanze). Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Takt. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim. Ueberall war es ein andres, wie Sprache, Sitten, Denkart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiednen Orten übereinstimmend gefunden. Die Classe der Sänger erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größern Ganzen, wie Herder den Cid. Solche Gedichte wurden abgesungen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch die größern Gedichte fort, stets mit dem Fortgang der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgendeiner fest, und es ist eine ganz falsche Ansicht, die das Nibelungenlied im ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen entstehn läßt, sodaß nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei: niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend mußte es fast in jedem Munde verschieden sein. Ebenso wenig waren die Grenzen irgendeines einzelnen Gedichts abgesteckt: da in diesem großen Kreis die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie aufeinander hin und ergänzen sich. — An einzelnen Beispielen — denn diese Anschauungen des zweiundzwanzigjährigen Jünglings sind bereits die Frucht tiefster Gelehrsamkeit — zeigt Grimm den Gang, welchen die Poesie nahm: wie, was in frühster Zeit geschah, sich ausbreitete nach allen Gegenden und nun Gestalt, Ton und Colorit erhielt, von der Region, in welche es gepflanzt wurde, und so überall eingehend in den Charakter und das Leben, überall Eigenthum und einheimisch ward. Eine solche auch ist die Wahrheit dieser Sagen: nicht eine diplomatische, sondern eine innere, welche auf lebendigem Begreifen und Anschauen ruht, bei der wir aber mehr ge-

winnen als bei jener, eben weil diese nur uns lebendig ansprechen kann. Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert, konnten die Dichtungen fixirt werden, durch eine zufällige das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Denn Zufall war es allerdings, keine innere Nothwendigkeit bei einem immer fortlebenden Volksgedicht, welche das Nibelungenlied erhielt, wie es im 12. Jahrhundert war. Es scheint, daß bis zum 12. Jahrhundert die deutsche Poesie in ihrer Eigenthümlichkeit fortgeblüht habe, immer reicher und anmuthiger, und fände sich das Nibelungenlied in frühern Zeiten aufgeschrieben, so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in größerm und strengerm Stil sein, denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, daß er in seiner Fortbildung immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Großheit der ersten Idee allmählich versinkt und endlich ganz verschwindet. — Nichts ist mislicher, als wenn die Cultur einer Nation nicht in ihrer eignen Natur gegründet, sondern durch eine fremde gewaltsam fortgetrieben wird: es entsteht dann eine immer größere Spaltung zwischen den Einzelnen, die auf einen höhern Punkt durch fremde Hülfe sich gearbeitet, und zwischen der Totalität der Nation. Alle Bildung sollte später durch eine schon vorhandene fremde gegeben werden, und was aus eigner Kraft in die Höhe bringen mußte, das sollte ein in fremdem Klima gewachsenes Grün sich auf die Spitze setzen und damit zusammenwachsen, um sogleich fertig zu sein. Die Priester holten an den meist getrübten Quellen der Vorzeit Weisheit und sehr verschiedenartig zusammengesetzte Kenntniß, die dem Volk nichts nutzte, weil es sie nicht begreifen konnte. Daher ist es gekommen, daß sich nicht, wie bei den Griechen, aus dem Vorrath alter Nationalsagen eine deutsche Historie entwickelt hat. Die guten Chronikenschreiber fangen erst mit dem 14. Jahrhundert an, als Städte und eine tüchtige bürgerliche Bildung zu werden anfing. Die Kreuzzüge und der durch sie geweckte Handel brachten diese Veränderung hervor. Bisher waren fast nur Edle und Leibeigene, jetzt gab es auch Bürger, als die Vereinigung eines thätigen mit einem stolzen und edeln Leben. Was kann reizender sein als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichthum ernährt, zogen herbei, kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grün bepflanzte Plätze erheitern die zutraulichen Wohnungen, und drinnen ein arbeitsames, reges Schaffen, neben aller Lust im Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen. Eines gegründeten Reichthums sich bewußt, gingen die schöngekleideten Bürger daher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie vertheidigend gegen jede Anmaßung, großmüthig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott. Wie das Leben allezeit die Poesie begleitet, so mußte dieses Eingreifen einer neuen Zeit auch

13*

ihre Saiten anrühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Widerschein dieses Lebens war: Lust, Anmuth, Scherz, mit all der Freiheit und dem Uebermuth, den Reichthum und ein sorgenreiches Leben gibt, durchhin tüchtig und gesund, auch wol derb. — Die Kreuzzüge brachten zugleich durch die Vermischung aller Völker die romantische Poesie hervor, die den ursprünglich Deutschen nicht blos fremd, sondern entgegengesetzt war. Man sagt: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt; welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, die sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten; auf die Nation nicht. Die romantische Poesie des Mittelalters entstand in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adelicher, zu denen sich auch wol Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, solch edle Kunst zu treiben. Sie war nicht nur Kunstpoesie, sondern auch Manier. Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr voneinander abweichen als diese romantische und die Nationalpoesie. Diese war ein großes allumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab. Wie ganz anders jene! Die seltsamen Thaten eines Ritters, freilich voll Tapferkeit, aber übermenschlich und nur als Wunder begreiflich; das Leben nicht in dem strengen heiligen Ernst deutscher Helden, sondern als Feerei, als ein reizendes Spiel anlockender Abenteuer. Dazwischen die Liebe heiß und üppig; den Frauen will der Mantel der Treue nirgend passen und die Männer mögen aus dem Horn keinen Trunk gewinnen. Phantastisch nur erscheint die Treue als Bezauberung bei Tristan. Die Rede wird verwirrt und ängstlich, überall hinfühlend und suchend nach einer Stütze. Die damalige Theologie wird umständlich entwickelt, an Tiraden über die Minne fehlt es nicht. In der Erzählung selbst treten die Gestalten selten in bestimmten Umrissen heraus, jede Gelegenheit zu einer Abschweifung wird mit Freuden ergriffen, und es scheint immer, als habe der Verfasser eine gewisse Aengstlichkeit, die Sache genau anzugreifen, und suche umher, was er daneben finden könne, damit nichts verloren gehe als das Rechte. Die Worte schwimmen gleichsam auf der Oberfläche hin und her und stoßen sich gegenseitig ab; keins steht für sich und seinen Mann, und überall blickt das Hohle und Leere durch. — Poesie und Religion ist ursprünglich verbunden, denn alles trennt erst später der Mensch. Und so ging mit der Religion auch die alte Sage, die von der Vorzeit und asiatischen Herrlichkeit erzählte, für die Germanen verloren. Denn Tradition, Sänger, welche sie erhalten, gedeihen nur im geselligen Leben, nicht in der Abgesondertheit eines Herumstreifenden, das keine bleibende Stätte hat, und nichts, woran die Erinnerung an die Vergangenheit sich anknüpft. — In der Abgelegenheit Skandinaviens krystallisirte sich die alte Religion zu einer vollständigen Mythologie, die den Deutschen

fast ganz unbekannt blieb. Man hat die Untersuchung der Edda*) beständig dadurch verwirrt, daß man ihre Glaubwürdigkeit hat abhängen lassen von ihrem äußerlichen Entstehn als geschriebene Bücher, und ist so weit gegangen (Adelung), eine solche Mythologie, die sich nur von selbst aus der Natur eines ganzen Volks erzeugt, für Lüge und Erfindung müßiger Phantasie zu betrachten. Aber keine Einbildungskraft ist im Stande, eine neue Mythologie zu erfinden, sowenig als eine neue Sprache. — Ein Christ sammelte die Sagen über die mythologische Vorzeit, als solcher mußte er sie nicht für Wahrheit sondern für bloße Unterhaltung ausgeben. Wir haben sie demnach in der Ausbildung und Modification, welche sie durch lange Zeiten erhalten, nicht in der ursprünglichen Form: eben dadurch verliert sie nichts an ihrer absoluten Wahrheit, denn ein beständiges Umwandeln und Accommodiren ist das Schicksal aller Mythologien gewesen. — Auch die Sagen des Nibelungenkreises wurzeln dort wie bei uns in vaterländischem Boden, und alles ist eigenthümlich entfaltet und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es entstanden. Die Gesinnung ist wilder, heftiger geworden, die Grausamkeit entsetzlicher, und umwindet wie eine Schlange ihr Opfer, die in die Wunden ihr Haupt senkt, und sich festfrißt an dem Herzen, daß keine Macht der Töne sie mehr rühren kann. Durch Heerzüge und Kriege vereinigt, erwarben beide Völker eine gemeinsame Poesie, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausdehnte bis nach Süden, so weit Deutsche gedrungen sind, und es wird genau gerechtfertigt werden können, was die nordische Dichtung von Sigurd sagt: sein Name geht durch alle Zungen, von dem griechischen Meer bis nach Norden, und wird wohl bleiben, solange die Welt steht. Nur bei jeder Nation hat sie sich anders entwickelt und ist anders eingerückt worden in schon vorhandene oder entstehende Dichtung. — Davon unterscheiden sich die Uebertragungen deutscher Lieder ins Nordische, deren Originale verloren sind. Was in Deutschland verloren wurde, hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Widerschein darin zu erkennen, was wir sonst besaßen. In der Wilkina-Sage hat sich, wenn

*) Vollständiger und kritisch gesichteter ist die Forschung freilich in W. Grimm's Deutscher Heldensage (1829), die in einer tiefsinnigen Vergleichung der Edda, des Nibelungenliedes und des Heldenbuchs zeigt, wie allmählich durch historische Reminiscenzen, durch Verpflanzung in fremde Gegenden, durch Mischung verschiedener Sagenkreise, durch das unkritische Bemühen, Zusammenhang und Folge herzustellen, die Färbung der Sagen verwandelt und entstellt wird. Aber jene erste Abhandlung behauptet den Vorzug jugendlicher Frische, und zeigt, worauf es uns ankommt, deutlicher den Zusammenhang zwischen den poetischen Stimmungen und der wissenschaftlichen Forschung.

auch nicht vollständig, doch sicher der größte Theil des altdeutschen Heldencyklus erhalten. — Es wird überhaupt bei Betrachtung der nordischen Literatur von neuem klar, wie gedeihlich ein festes Zusammenhalten eines Volks ist, wo alle Kräfte, nicht getheilt durch mancherlei Wallungen, nach einem Punkt zu ernstlich forttreiben. Indem der deutsche Geist nach allen Welttheilen sich ausdehnte und sie zu umfassen strebte, verschwand in den ungeheuern Grenzen, die er zog, der Erwerb seiner Väter als klein und gering, und damit die Vorliebe und Achtung, die ihm gebührte. So mußte sich auch bei der Geschichte der Poesie die sonderbare Eigenthümlichkeit deutscher Literatur wiederholen, daß die aller andern Länder sorgfältig untersucht wurde, ehe man anfing, von der einheimischen etwas wissen zu wollen. — Wer das Studium der alten Geschichte oder Poesie, d. h. der Sagen vorgenommen hat, wird die Bemerkung machen, daß sie sich unaufhörlich localisiren. Die Namen der Länder und Menschen vergehn darin, außer einigen von wunderbarer Kraft, sodaß sie nicht nur ausdauern, sondern durch fremden Anwachs noch reicher geworden sind. Die Anknüpfung, die Folge kann eine andre werden, aber die Thaten selbst und ihre Bedeutung bleiben stehn mitten im Wandel, sie sind auf dem lebendigen Grund des Lebens ihrerseits um so sicherer. Das ist das Lob der frühern Sage und der Tadel der spätern, namenreichen aber lebensarmen Geschichte. Wir verkennen nicht in der Nothwendigkeit beider Verschiedenheit das ewige Gesetz der menschlichen Dinge. Auf das Einverständniß, ja die ursprüngliche Selbstoffenbarung der Natur, welche in den alten Denkmälern wahrhaft, allein unvollständig und darum fast unbegreiflich erfaßt ist, folgt die Wissenschaft. Aber nur wenigen ist diese bereitet zum Lohn für ihre große Mühe, die alte Geschichte wurde in den Herzen aller getragen. — Ein Nationalgedicht ist allezeit hervorgegangen aus einer Begebenheit, die das ganze Volk bewegt hat, indem es ein gemeinsames großes Streben und das ganze reiche Sein desselben erfaßt und in einfachen Worten und Tönen ausspricht. Ein Nationalgedicht dichtet nicht der beschränkte Sinn eines Einzelnen. So das Nibelungenlied, so der Homer. — Aber jedes Volk, das eine Poesie hat, wird, eben weil dann alles poetisch, immer auch seine poetische Geographie haben, ein geheimnißreiches entferntes Land, in welchem es seltsame phantastische Gestalten mit gutem Gewissen darf leben lassen. So hatten die Griechen ihre poetische Geographie, welche Gelegenheit zur Odyssee gab, und es ist ein neuer Beweis für die richtige Ansicht ihrer Entstehung, wenn in 1001 Nacht Sindbad's Abenteuer mit den Riesen denen des Odysseus mit Polyphem gleichen. So hatte Deutschland seine poetische Geographie von dem Morgenland, auf welches wol alles, die Religion, der Handel, Pilgerfahrten die Aufmerksamkeit hinlenkten. Diese bildete sich in bestimmten Zügen traditionsmäßig aus. — Von der

altdeutschen Literatur wandten sich die Gebrüder Grimm zur mündlichen Ueberlieferung. Man wurde auf die Sagen- und Gespenstergeschichten aufmerksam, die sich an eine alte Burg, ein verfallnes Haus, einen Wald knüpften; von den adelichen Ruinen begab man sich in die Herbergen des Handwerks; man zeichnete seine Symbole, Gebräuche und Vorurtheile auf, um überall farbenreiches Leben zur Versinnlichung der deutschen Volksgeschichte zu gewinnen. Der glücklichste Fund waren die Ammenmärchen. Schon Brentano hatte 1810 eine allgemeine Sammlung versucht; in größerm Stil wurde sie zwei Jahre darauf durch die Gebrüder Grimm ausgeführt. An unmittelbarer Bedeutung überragen diese Märchen das Wunderhorn unstreitig ebenso sehr als der hinzugefügte Commentar das Nachwort Arnim's an wissenschaftlicher Tiefe. Es war eine Vorarbeit zu dem großen Werk, dessen letzte Frucht einer spätern Zeit angehört, das aber in dieser seine Wurzeln schlug. Als Jakob Grimm seine Vorstudien in der deutschen Mythologie zusammenfaßte (1835), entstand über diese Fülle neuer Anschauungen, von denen man nichts geahnt, ein gewisser Schreck; die Beziehungen zur griechischen Götterlehre, die man bis dahin doch im stillen immer zu Grunde gelegt, waren völlig verwischt. Grimm geht von der Einwirkung des Christenthums auf die alten Traditionen aus. Um sich verständlich zu machen, mußte das Christenthum die alten Naturgötter in den Rang böser Geister herabdrücken, während das Volk seine Traditionen in das Gewand der christlichen Legende kleidete. Der Polytheismus kennt keine individuelle Symbolisirung des Bösen, die Tiefe der dämonischen Welt geht erst auf, sobald eine neue Religion sich zu dem Naturleben des Glaubens in Gegensatz stellt. Der Aberglaube entspringt aus der Beibehaltung einzelner heidnischer Gebräuche und Ideen im Gegensatz zur herrschenden christlichen Lehre. Durch die heidnischen Vorstellungen, die dem Christenthum Widerstand leisten, zieht sich ein leiser Grundzug von Unbehagen und Trostlosigkeit, z. B. in den Elementargeistern, die trotz großer Begabung und Schönheit die Hoffnung der Seligkeit entbehren. Gebrandmarkt mit dem Fluch der Unseligkeit, muß der Gott Thor nächtlich mit dem wilden Heer über die Gipfel der Forste brausen, gefolgt von persischen und griechischen Göttergestalten, die das Christenthum, ohne es zu wollen, aus dem Orient nach Deutschland übertrug. Mancher Leser, der mit großem Vergnügen die Vision in der Hexenküche des Atta Troll gelesen hat, wo die Göttin Diana, die schöne Herodias und die Fee Abunde in dem nächtlichen Zuge vorüberschweben, wird sich wundern, daß ein so lustiges Bild aus einer so gelehrten Quelle hergeleitet ist. Grimm zeigt den allmählichen Uebergang dieser phantastischen Sagen in das Gemüth des Volks, wo sie einen finstern, schrecklichen Charakter annahmen, ihre Ausbreitung zur Teufelslehre, ihren entsetzlichen Mis-

brauch in den Hexenprocessen, denen eine allgemeine Erkrankung der Phantasie und eine Verwilderung des Rechtssystems zu Grunde lag. Indem auf diese Weise die einzelnen Reste der Sage in ihre Bestandtheile zersetzt werden, taucht aus dem Nebel der spätern Ueberlieferung ein helles Bild des altdeutschen Cultus auf, wie er war, ehe ihn ein feindlicher Glaube ins Böse verkehrte. In der Anknüpfung der alten Götterbilder an starke sinnliche Eindrücke der Natur sowie an lebhafte sittliche Empfindungen des Volks entwickelt Grimm einen Scharfsinn, gegen welchen der Witz, den Feuerbach in seiner Analyse des Christenthums gezeigt hat, doch sehr kleinlich aussieht. Das Christenthum war nicht volksmäßig, es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst gingen zusammen mit Ueberlieferungen, Verfassungen und Gebräuchen des Volks. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und alterthümlich geheiligt. Könige und Fürsten führten Namen und Abkunft auf Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allebem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von Verkündigern und Anhängern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt. Nicht blos die blutigen Opfer, auch die sinnliche lebensfrohe Seite des Heidenthums war ihnen ein Greuel. Für den verheißenen Himmel sollte der Mensch seine irdischen Freuden und die Erinnerung an seine Vorfahren hingeben. Obschon das untergehende Heidenthum von den Berichterstattern geflissentlich in Schatten gesetzt wird, bricht doch zuweilen rührende Klage über den Verlust der alten Götter oder ehrenwerther Widerstand aus gegen die äußerlich aufgedrungene Neuerung. Die heilige Mythe, die früher der Priester an heiliger Stätte verkündet hatte, wurde nun im Kreise der Familie fortgepflanzt. Da alle Vorstellungen schwankten, nahm sie häufig ein fremdes Gewand an, wo irgendeine sinnliche Vermittelung aufzufinden war: aus dem netzwerfenden Thor wurde Sanct Petrus der Fischfänger, Freya verwandelte sich in die Jungfrau Maria, aus dem Kreise der Asen wurden die Apostel. Aber das Stoffliche blieb und wurde selbst in den Einzelheiten so getreu, als es die Sage überhaupt vermag, der spätern Zeit überliefert. Als dann das Leben eine bestimmte Physiognomie annahm und sich zum Träger der allgemeinen Bildung erhob, wurde der Mythus noch mehr in die untern Schichten des Volks herabgedrückt. Herumziehende Handwerker, Schuster und Schneider, Vagabunden und Hanswürste traten an Stelle der alten Götter. So bildete sich jenes volksthümliche deutsche Märchen aus, das in einfachem Zuschnitt dennoch die feinsten Züge unsrer Geistesgeschichte versinnlicht, und dem wir alle in unsrer Kindheit

mit Behagen gelauscht haben. Es ist bemerkenswerth, daß der Eifer der Gelehrsamkeit, diese Denkmäler des Volksgeistes zu sammeln, gerade in einer Zeit eintrat, wo die Sage anfing sich abzuschwächen und zu verblassen, wo also die Gefahr ihres gänzlichen Verlustes nahe lag. Jetzt lernte die gebildete Welt, daß sich das Volk in seinem naturwüchsigen Schaffen bessere Geschichten zu erzählen weiß als der Romantiker, der aus Doctrin zum Naiven und Wunderbaren zurückkehrt. Auch der Wissenschaft wurde ein reiches Material geboten, da häufig hinter dem kleinsten Zuge ein kostbarer Rest der alten Ueberlieferung sich versteckt. Seitdem Arnim, Brentano, Görres und die Gebrüder Grimm die Anregung gegeben haben, wird eine Provinz unsers Vaterlandes nach der andern von unverdrossenen Forschern durchreist, um Märchen, Sagen, Volkslieder, Gewohnheiten und Sprüche zu sammeln. Sie bilden eine Art von Freimaurerorden, der eine macht den andern auf fragliche Punkte aufmerksam, und so entsteht ein methodisches Wirken, welches sich in mancher Beziehung an das naturwissenschaftliche Studium anschließt. Freilich macht eine solche Sammlung stets den Eindruck eines großen Herbariums; der Duft und selbst die Physiognomie dieser Sagenbildungen ist doch abgestreift, und man muß den culturhistorischen Gesichtspunkt mitbringen, um sich mit lebendigem Interesse an diesen auseinander gerissenen Gliedern der Volksdichtung zu betheiligen. — Im engsten Zusammenhang mit der Religion, Sage und Dichtung steht die Sitte und das Rechtswesen; hier haben die deutschen Rechtsalterthümer von J. Grimm eine Seite eröffnet, auf welche man noch gar keine Aufmerksamkeit verwandt hatte: das sinnliche Moment des Rechts. In den ursprünglichen Rechtsformen aller Völker knüpft sich jedes neueintretende Verhältniß an bestimmte hergebrachte Symbole (Wahrzeichen), und die Gesetze sind noch nicht vom poetischen Ausdruck getrennt. Niemand hatte eine Ahnung, eine wie unendliche Fülle dieser Alterthümer sich theils in der Tradition, theils in Schriften bei uns noch erhalten hatte. Durch Grimm's Forschungen gewinnt in unsrer ältern Geschichte alles Farbe und Gestalt, die trockensten Contractverhältnisse erheben sich zu individuellem Leben, alle Gewohnheiten nehmen eine bestimmte, die Einbildungskraft anregende Physiognomie an, alle Gegenstände der Natur, der beseelten wie der unbeseelten, knüpfen sich bedeutungsvoll an altherkömmliche Sitten und Gewohnheiten, und es ist kein Geräth, kein Handwerkszeug so niedrig und so arm, daß es nicht der Wissenschaft dienen müßte. In der Freude über diese farbenreichen Erscheinungen und zur Abwehr der einseitigen Vorliebe für die moderne Gleichförmigkeit läßt sich Grimm hin und wieder zu romantischer Empfindsamkeit verleiten: „Statt der persönlichen Bußen des Alterthums haben wir unbarmherzige Strafen, statt seiner farbigen Symbole Stöße von

Acten, statt seines Gerichts unter blauem Himmel qualmende Schreibstuben, statt der Zinshühner und Fastnachtseier kommt der Pfänder, namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Eintöniger Mattheit gewichen ist die individuelle Persönlichkeit, die kräftige Hausgewalt des alten Rechts." — Grimm sieht in seiner Sprachlehre sehr wohl ein, daß die Abschwächung der sinnlichen Laute nothwendig war, um eine classische Form der allgemeinen Bildung hervorzubringen: es ist mit dem Recht nicht anders; sein sinnlicher individueller Inhalt muß verblassen, damit der allgemeinen Gerechtigkeit Bahn gebrochen werde. — Das Werk regte zu allseitigen Forschungen an, und das Resultat derselben war die Sammlung der deutschen Weisthümer, jene ursprünglichen Rechtsregeln, Sprüche, Gesetze und Einrichtungen, in denen die poetische Form sich noch über das bürgerliche Bedürfniß mächtig hielt. Auf die historische Entwickelung des Rechts und die damit verbundenen concreten Zustände hat Grimm weniger Gewicht gelegt; es kam ihm auch hier mehr auf Farbe als auf Zeichnung an.*) — Grimm

*) Grimm's deutsche Grammatik erschien 1819. Ihre Aufgabe war, den Inhalt und die Gesetze der deutschen Sprache, wie sie sich im Lauf von fast zwei Jahrtausenden und in einer Ausdehnung, die den größten Theil Europas umfaßt, entwickelt hatte, in einem Gesammtbild darzustellen. Wenn auch die indogermanische Sprachverwandtschaft aus dem Spiel blieb, so war der Umfang dieser Untersuchungen doch ungeheuer: das Gothische, das Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsche, das Niederdeutsche, Niederländische und Angelsächsische, ferner die skandinavische Sprache in allen ihren Mundarten wurde in diesen Kreis gezogen; jede dieser Formen in ihren Lauten wie in ihren Flexionen einer individuellen Analyse unterworfen und die Verwandtschaft sowie die Abweichung ans Licht gestellt. Erst durch diese feste Grundlage der deutschen Grammatik, der sich bald darauf Studien über die slawische Sprache anschlossen, wurde in das unermeßliche Gebiet der vergleichenden Sprachwissenschaft Ordnung und Methode gebracht. — Als Jakob Grimm seine Geschichte der deutschen Sprache vollendete, mitten im Ausbruch der Revolutionsstürme, wo man nach sansculottischer, zerfahrener, ungeschichtlicher Freiheit strebte, schrieb er am Schluß seiner Vorrede, 7. März 1848: „Ich arbeite zwar mit ungeschwächter innerer Lust, aber ganz einsam, und vernehme weder Beifall noch Tadel sogar von denen, die mir am nächsten stehend mich am sichersten beurtheilen könnten. Ist das nicht ein drohendes Zeichen des Stillstands oder gar der Abnahme gemeinsam sonst froh gepflogener Forschungen, für die fast kein Ende abzusehn schien?" „Es kann kommen, daß nun lange Zeit diese Studien daniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten wird; sie müssen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns stehender Jugend gemuthen, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und blos am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unsrer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen." Die Furcht war eitel, und es ist keiner der

hat es dem Volk nicht leicht gemacht, den unerschöpflichen Reichthum folgenreichster Forschungen, den er darbietet, sich anzueignen. Seine Methode, aus dem Einzelnen anzufangen und aus der massenhaften Anhäufung des Einzelnen das Allgemeine aufzubauen, ist für die Wissenschaft ersprießlicher als für den Leser, der nach Resultaten eilt. „Jede Wissenschaft hat ihre natürlichen Grenzen, die aber selten dem Auge so einfach vorliegen wie das Stromgebiet des Bachs, in dessen Mitte nach unsern Weisthümern ein schneidendes Schwert gesteckt ward, damit das Wasser zu beiden Seiten abfließe. Willige Forscher sollen also den verschlungenen Pfaden folgen, und bald leichteres, bald schwereres Geschühe anlegen, um sie betreten zu können. Wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Greifen nach der neuen Frucht auch den Muth des Fehlens haben. Aus dem Dunkel bricht das Licht hervor, und der vorschreitende Tag pflegt sich auf seine Zehen zu stellen. Von der großen Heerstraße abwärts liebe ich durch enge Kornfelder zu wandeln und ein verkrochenes Wiesenblümchen zu brechen, nach dem andere sich nicht niederbücken würden.“ — Bei dieser Anlage der Forschung gab es nur einen Weg, dem Suchenden die Folge zu erleichtern, nämlich Hauptweg und Nebenpfade mit starken, sinnlich wahrnehmbaren Strichen zu scheiden. Daß Grimm diese, in der deutschen Wissenschaft sonst übliche Scheidung verschmäht, erschwert hauptsächlich das Studium seiner Schriften. — Viele Jahre hindurch hatte sich Grimm mit dem Plan eines deutschen Wörterbuchs getragen, welches den gesammten Sprachschatz von Luther bis auf unsre Zeit umfassen sollte. Alte und junge Gelehrte waren zu diesem Zweck in Thätigkeit gesetzt. Nach einem streng organisirten Plan wurde gearbeitet. Jedem von ihnen wurde einer von jenen Schriftstellern vorgelegt, in denen die schöpferische Bildungskraft der Sprache sich am bedeutendsten krystallisirt. Sie mußten jedes Wort, welches in irgendeinem ungewöhnlichen oder zu einer allgemeinen Regel anregenden Sinn gebraucht wurde, verzeichnen und die Quelle dazu anführen; Millionen von Zetteln kamen auf diese Weise zusammen, und so sah sich Grimm endlich 1852 in den Stand gesetzt, an die wirkliche Ausführung zu schreiten. Der Zweck des Wörterbuchs ist nicht, wie bei dem berühmten Lexikon der französischen Akademie, die Sprache und ihre Gesetze zu fixiren, das Wohlanständige von dem Unrichtigen zu scheiden, sondern die naturwüchsige Bildung in ihrem ganzen Umfang zu verfolgen. Jedes bedeutendere Wort hat seine Geschichte; von allen sind wenigstens einige sinnige Züge angeführt. Nun könnte man sich zwar versucht fühlen, abgesehn von dem

---

geringsten Erfolge jener Zeit, daß eine solche Verwirrung des politischen Parteiwesens jetzt allseitig überwunden ist.

gelehrten Werth, den im ganzen deutschen Volk niemand in Frage stellen wird, an der Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens für die gegenwärtige unmittelbare Fortbildung unserer Sprache zu zweifeln, die ohnehin schon an einer grenzenlosen Zerfahrenheit leidet, und der vielleicht durch einen strengen ablehnenden Classicismus besser aufzuhelfen wäre als durch eine liebevolle Gefügigkeit; allein diese Ansicht ist einseitig. Die gegenwärtige Verwilderung liegt theils allerdings in der Willkür der einzelnen Schriftsteller, die nach Neuem greifen, um Aufsehn zu machen, theils aber auch an der Unwissenheit und Rathlosigkeit über den Sinn der Worte, die sich durch fortwährende Entstellungen von ihrer ursprünglichen Quelle getrennt haben. Nicht durch willkürliche Festsetzung dessen, was richtig ist, kann diesem Unwesen abgeholfen werden, sondern nur durch gründliche Erkenntniß. — „Wer unsre alte Sprache erforscht und der Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu alten Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Je weiter aufwärts er klimmen kann, desto schöner und vollkommner dünkt ihn die leibliche Gestalt der Sprache, je näher ihrer jetzigen Fassung er tritt, desto weher thut ihm, jene Macht und Gewandtheit der Form in Abnahme und Verfall zu finden. Mit solcher Lauterkeit und Vollendung der äußern Beschaffenheit der Sprache wächst und steigt auch die zu gewinnende Ausbeute, weil das Durchsichtigere mehr ergibt als das schon Getrübte und Verworrene.“ Selbst in Büchern des 16., ja 17. Jahrhunderts kam Grimm die Sprache, aller Verwilderung und Roheit ungeachtet, in manchen ihrer Züge noch beneidenswerth und vermögender vor als unsre heutige. Welchen Abstand stellte die edle, freie Natur der mittelhochdeutschen Dichtungen dar! Doch nicht einmal aus ihrer Fülle schienen alle grammatischen Entdeckungen von Gewicht hergeleitet werden zu müssen, sondern aus sparsam fließenden, fast versiegenden althochdeutschen Quellen, die uns unsrer Zunge älteste und gefügigste Regel kund thaten. Es gab Stunden, wo Grimm für abhanden gekommene Theile des Ulfilas die gesammte Poesie der besten Zeit des 13. Jahrhunderts mit Freuden würde ausgeliefert haben. Den leuchtenden Gesetzen der ältesten Sprache nachspürend verzichtet man lange Zeit auf die abgeblichenen der von heute. Allein auch sie weiß schon ihren Anspruch zu erheben. Nicht nur ist der neue Grund und Boden viel breiter und fester, als der oft ganz schmale, lockere und eingeengte alte, darum aber mit sicherm Fuß zu betreten, sondern jener Einbuße der Form gegenüber steht auch eine geistige Ausbildung und Durcharbeitung. Was dem Alterthum doch meistens gebrach, Bestimmtheit und Leichtigkeit der Gedanken, ist in weit größerm Maß der jetzigen zu eigen geworden, und muß auf die Länge alle lebendige

Sinnlichkeit des Ausdrucks überwiegen. Sie bietet also einen ohne alles Verhältniß größern, in sich selbst zusammenhängenden und ausgeglichenen Reichthum dar, der schwere Verluste, die sie erlitten hat, vergessen macht, während die Vorzüge der alten Sprache oft nur an einzelnen Plätzen, abgebrochen und abgerissen, statt im ganzen wirksam erscheinen. Bei allen durch die Zeit hervorgebrachten Verschiedenheiten waltet im großen dennoch eine beträchtlich durchblickende Gemeinschaft zwischen alter und neuer Sprache, die in allen ihren Wendungen und Sprüngen zu belauschen überraschende Freude macht. — Seit den Befreiungskriegen ist allen edeln Schichten der Nation anhaltende Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen. Seiner Dichter und Schriftsteller, nicht allein der heutigen, auch der früher dagewesenen, will das Volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mitgenießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleusen die Flut des Alterthums, so weit sie reiche, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten verschollnen Sprache fühlen wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfniß, der Trieb, die Neugier, den gesammten Umfang und alle Mittel unserer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. Das Wörterbuch soll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten; ein Denkmal des Volks, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Es soll eine lebhaftere Empfindung für den Werth der Muttersprache einflößen und auf die gesicherte Dauer der Sprache einwirken. Schützt es nicht alle Wörter, so hält es doch die Mehrzahl aufrecht. „Die lebendigste Ueberlieferung erfolgt freilich von Munde zu Munde, und nach Verschiedenheit der Landschaften ist ein Menschenschlag rühriger und sprachgewandter als der andre. Durch ausgestreuten Samen können aber auch verödete Fluren wieder urbar werden." Es gilt, den Umfang des ganzen neuhochdeutschen Zeitraums zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständniß der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen. Es wäre verkehrt, den Blick vom Alterthum abzuwenden und das Wörterbuch auf die kurze Spanne der Gegenwart anzuweisen, als könnte irgendeine Zeit aus sich allein begriffen werden. Jede Sprache steht nicht nur in ihrem nächsten Kreis, es sind auch noch fernere und ausgedehntere um sie gezogen, deren Einfluß sie sich nicht ganz entziehn darf, deren Bewußtsein sie nicht völlig verloren hat, wenn es schon dunkler und schwächer geworden ist, wie dem Gedächtniß die entlegensten Dinge urplötzlich wieder gegenwärtig werden. So ist es auch mit den fremden Ausdrücken. Alle Sprachen, solange sie gesund sind, haben einen Naturtrieb, das Fremde von sich abzuhalten,

und wo sein Eindrang erfolgte, es wieder auszustoßen, wenigstens mit den heimischen Elementen auszugleichen. Fällt von ungefähr ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotz wie ein heimisches aussieht. Erst allmählich begann jener Widerwille gegen den fremden Laut sich abzustumpfen, und man suchte nun eine Ehre darin, das Heimische aufzugeben und das Fremde an dessen Stelle zu setzen. Unmöglich wäre die Ausschließung aller solcher Wörter, die im Boden unsrer Sprache Wurzel gefaßt und aus ihr neue Sprossen getrieben haben. Das Wörterbuch soll der Ausländerei Abbruch thun, aber auch die Abwege vermeiden, auf welche von unberufenen Sprachreinigern gelenkt worden ist. Die Herausgeber sind eifrig allen Wörtern der ältesten Stämme des Volks nachgegangen, der Hirten, Jäger, Vogelsteller, Fischer u. s. w., sie haben auch Kochbücher und Arzneibücher, selbst das Rothwelsch der Gauner nicht verschmäht. In unsern gelehrten Ständen als solchen wohnt heute keine eigenthümliche Uebung und Ausbildung der deutschen Sprache mehr. Die geistliche Beredsamkeit steht ganz unter dem Gesetz des allgemeinen Fortschritts. Bei den Rechtsgelehrten sind fast alle Spuren einer noch bis ins 15. Jahrhundert lebendigen Ueberlieferung der alten reichen Gerichtssprache getilgt; die gegenwärtige Gerichtssprache erscheint ungesund und saftlos, mit römischer Terminologie hart überladen. Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt und verflüchtigt: diese zu ermitteln und zu entfalten, ist eine Hauptaufgabe des Wörterbuchs. — Wie weit immer die Aussichten seien, die dem überraschten Blick des Sprachforschers das Sanskrit eröffnet, wie zutreffend eine Menge der aus ihm gewonnenen und gewinnbaren Etymologien, so verbleibt doch auch jeder der urverwandten Sprachen ihre eigne Durchsichtigkeit, die an bestimmter Stelle wirksam sein muß. Die innern, den Wortbedeutungen wärmer angeschlossenen Ergebnisse sind zuweilen den scharfsinnigsten Vermuthungen überlegen, die auf die bloßen Lautverhältnisse gegründet werden. Bei unsern deutschen Wörtern muß man vor allem versuchen, ob sie nicht auch innerhalb dem deutschen Gebiet selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere, aber der Natur der Sache nach oft sichrere Schritte zu thun erlaubt. — Das Wörterbuch ist ein Bild des deutschen Volks selbst. Wir sind unerschöpflich reich an dem edelsten Besitzthum; aber um es it Anwendung zu bringen, müssen wir es uns erst mühselig zusammensuchen, und die Periode, in der das geschieht, hat etwas Unstetes, Zerfahrenes, ja Revolutionäres, wie im kleinen der Umbau eines Hauses. Darum haben wir im Wörterbuch zugleich den Schlüssel für die

ganz seltsame, unstete und zerfahrne Poesie zu suchen, die mit der Restauration des deutschen Wesens verknüpft war. Die Dichtkunst suchte auf demselben Wege, den die Gelehrsamkeit betrat, und es schwebte ihr auch das nämliche Ziel vor; aber weniger glücklich als jene, blieb sie auf halbem Wege stehn, verlor alle Richtung und warf sich zuletzt hülflos zur Erde, um durch weiche Empfindsamkeit den Zweifel an sich selbst zu ersticken. — Am deutlichsten zeigte sich der innere Zusammenhang in der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen — wenn wir auch mit den Resultaten bedeutend vorgegriffen haben — um das Jahr 1808, wo der Verkehr der Gebrüder Grimm mit Arnim, Brentano und Görres am lebhaftesten war. Die „Zeitung für Einsiedler", die Arnim und Brentano 1808 herausgaben, ein humoristisches Blatt, enthält sehr wichtige Beiträge von W. Grimm; noch lebhafter ist die Theilnahme der Gebrüder an den „Studien" und „Heidelberger Jahrbüchern". Hier tritt uns, in einem entlegenen Winkel Deutschlands, ein neues Centrum der Bildung entgegen: die altdeutschen Studien, der Orient, die griechische Philologie, die Romantik, die Naturphilosophie — das alles sucht zur Kirche ein neues Verhältniß zu gewinnen.

Nachdem in Deutschland fast zwei Jahrhunderte hindurch alle geistigen Kräfte der Theologie gedient, schien es, als ob das neu aufblühende Leben unsrer Literatur sich von der Kirche ganz lösen wolle. Es schien, als ob sich zum zweiten mal zwei Welten voneinander scheiden wollten, jede von einem verschiednen Bildungselement ausgehend und einander gleichgültig, wo nicht feindlich gegenüberstehend. Allein je mehr die weltliche Bildung sich vertiefte, desto lebhafter wurde auch bei ihr das religiöse Bedürfniß, und während sie früher ihre Stoffe vom Christenthum entlehnt hatte, war sie jetzt in der Lage, ihrerseits das Christenthum zu bereichern. Zunächst wurde der innere Sinn und das Bedürfniß des Herzens geweckt. Der Sprung von der alten zur neuen Zeit war doch nicht so groß, als es den Anschein hatte. In ihrem ersten Ursprung war die deutsche Poesie ein auf das Weltliche übertragner und verfeinerter Pietismus, der nach edeln und gebildeten Formen suchte. Auf diesem Standpunkt war die Religion ganz innerlich und individuell; jede schöne Seele suchte ihren eignen Mittler zum absoluten Wesen, und wenn sie sich den historischen Mittler gefallen ließ, so nahm sie doch von diesem nur so viel, als sich für ihr Bedürfniß schickte. — Durch die neuen poetischen Formen war ferner der Sinn für Bildlichkeit, das poetische Verständniß verstärkt worden. Geübt in der Schule der Griechen, entdeckte das Auge im Christenthum Schönheiten, von denen die Theologie früher keine Ahnung gehabt. Wenn man sich dort seinen Gott nach den Bedürfnissen der Seele ausmalte, freute man sich hier des fertigen Bildes von der Gottheit und ihren

himmlischen Umgebungen. Es ist natürlich, daß die Phantasie am liebsten bei derjenigen Form der Religion verweilt, die über eine Fülle sinnlicher Erscheinungen gebietet, und so zeigt sich hier eine merkliche Vorliebe zum Katholicismus, die freilich nur selten zum Uebertritt führte, die aber doch eine ganz andre Auffassung der Kirche innerhalb der allgemeinen Bildung vermittelte. Endlich wirkte der Fortschritt der deutschen Speculation auf die Theologie zurück. Kant und Fichte hatten das menschliche Verständniß auf dasjenige einschränken wollen, was sich in strengen Begriffen ausdrücken und auf das praktische Leben anwenden ließ. Ihre Religion war ausschließlich die des vernünftigen Rechtthuns. Desto kühner wagten sich ihre Nachfolger auf das offne Meer der Speculation, und bald schien es, als ob der einzig würdige Gegenstand des menschlichen Denkens das Absolute sei. Was die Kirchenväter und Scholastiker über die heilige Dreieinigkeit, was Jakob Böhme über die göttliche Qualität, was Spinoza über die Substanz gedacht, wurde wieder hervorgesucht und wunderlich durcheinandergeschüttelt. Durch diese Speculation wurde die Dogmatik auf eine unerwartete Weise bereichert, und wenn es erst Hegel gelang, das neue System mit einer gewissen Vollständigkeit auszuführen, so verdienen doch auch seine Vorgänger Beachtung, schon weil sie frischer und gewissermaßen naiver ans Werk gingen. Unter diesen Versuchen ist einer der interessantesten derjenige, den die heidelberger Theologen in der Periode von 1805—10 unternahmen.

Markgraf Karl Friedrich von Baden (geb. 1728) hatte schon früher für die Cultur seines Ländchens sehr viel gethan; als er nun im Frieden von Luneville Manheim und Heidelberg erwarb, beschloß er, hauptsächlich durch Reizenstein (geb. 1766, gest. 1847) geleitet, durch die Verjüngung dieser alten Universität der deutschen Literatur einen Mittelpunkt zu geben, und so jene Rolle zu spielen, die Jena nicht mehr durchführen konnte und die über sich zu nehmen die bairischen Universitäten vergebens versuchten. Durch die Erhebung seines Ländchens zum Kurfürstenthum (1806), die Vermählung seines Enkels Karl (der ihm 1811 folgte) mit Napoleon's Adoptivtochter Stephanie wurde der Glanz des Hofes erhöht, und die Akademie gewann mit unglaublicher Schnelligkeit eine Bedeutung, welche erst später durch die berliner Universität in Schatten gestellt wurde. Der Leiter der geistigen Bewegung war Daub; an ihn schlossen sich Schwarz, Marheineke (1807—11), de Wette (1807—10), Neander (1811—12). Mit besonderm Erfolg wurde die juristische Facultät besetzt: Klüber, Arnold Heise (1804), Thibaut, Martin (1805), Zachariä (1807). Die Medicin hatte an Nägele (1807) einen ausgezeichneten Vertreter; an ihn schloß sich der Chemiker Kastner und der Naturphilosoph Schelver aus Jena (1806); Fries trug (1805) seine Philosophie vor, später

erhielt er Görres zum Collegen. Der Historiker Wilken trat 1805 ein, in demselben Jahr die beiden Voß; Böckh 1807: Ein seltener Verein von Kräften, der noch durch den Aufenthalt Brentano's und Arnim's (1808), Z. Werner's (1808), Gries (1806—8) und andrer gesteigert wurde. Um aber die Gleichstrebenden aus der Nähe und Ferne heranzuziehn, gründeten Daub und Creuzer 1805 die Studien, die in der Theologie, Philosophie und Alterthumswissenschaft einen Umschwung vorbereiten sollten, in welchem die unruhige Bewegung der jüngstvergangenen Zeit zu ihrem vollendeten Ausdruck kam. — In ihnen concentrirt sich alles, was damals als neuer Keim aufging, das altdeutsche Studium, die Naturphilosophie in ihrer Verbindung mit der Symbolik und Mythologie sowie mit den ersten Anfängen der vergleichenden Sprachwissenschaft, die historisch-juristische Kritik und andres: das alles findet in dem theologischen Synkretismus den Leitfaden.*)

Geb. 1765 zu Kassel, hatte Daub seit 1786 zu Marburg studirt und daselbst gelehrt, bis er 1794 nach Heidelberg kam. Er gehörte damals noch ganz zur Kantischen Schule und noch sein Lehrbuch der Katechetik betrachtet die Religion rein vom moralischen Standpunkt: ihr Zweck sei ausschließlich, die praktische Idee der sittlichen Ordnung zu erwecken. Diesem Zweck könnten die heiligen Bücher der verschiedenen Religionen dienen, und der Vorzug der christlichen beruhe hauptsächlich darin, daß Christus selbst alle Religionsgebräuche für außerwesentlich und überflüssig erkläre. Wie im Princip an Kant und Fichte, so lehnt sich Daub in der Exegese an Paulus; es kommt ihm nicht darauf an, welche Lehren wirklich biblisch und von Christus ausgegangen, sondern welche als Mittel zum Zweck moralisch-religiöser Bildung brauchbar sind; ist der Religionslehrer nur dessen gewiß, daß seine Lehren moralisch sind, so darf er sie mit gutem Gewissen als Lehren Christi darstellen, mit dessen Geist alles wahrhaft Sittliche in Uebereinstimmung ist. Es war hauptsächlich das von Schelling und Hegel herausgegebene kritische Journal, welches andre religiöse Ueberzeugungen in ihm erweckte, und die Bekanntschaft mit dem geistesverwandten Creuzer gab ihm Gelegenheit, die neugewonnenen Ansichten öffentlich zu verkündigen. — In seiner Abhandlung (Studien 1805): Orthodoxie und Heterodoxie, ein Beitrag zur Lehre von den symbolischen Büchern, wird der Begriff der Rechtgläubigkeit in einem ganz neuen Sinn

*) Später dachte man daran, die Allgemeine Literaturzeitung nach Heidelberg zu ziehn; man gab es aber vielfacher Bedenken wegen auf, und gründete statt dessen 1808 die Heidelberger Jahrbücher, vielleicht das bedeutendste Blatt dieses Jahrhunderts.

aufgefaßt. Wahrhaft objectiv ist die Religion nur, insofern sie das gemeinschaftliche und höchste Gut eines Volks in seiner Einheit und Totalität ist. Jedes Volk hat seine Religion, denn sie gehört zu seinem Wesen und Dasein; und wenn also auch mehreren Völkern eine und die nämliche Religion gemeinschaftlich ist, so kann doch jedes von ihnen dieselbe nur unter derjenigen Form besitzen, die seinem besondern Charakter die angemessenste ist. Leere Begriffe sind es, aus denen bald von einer allgemeinen oder katholischen Religion in dem Sinn, als könne und solle sie unter ein und der nämlichen Form die Religion aller Völker werden; bald hingegen von mehreren durch Gott offenbarten und selbst ihrem Inhalt nach verschiednen Religionen geredet wird: denn sind Form und Gestalt der Religion nicht ins Unendliche verschieden, so kann sie selbst nicht wahrhaft objectiv, und ist sie ihrem Wesen nach nicht absolut eine und dieselbe, so kann sie nicht Religion sein. — Worin der Irrthum dieser Auseinandersetzung liegt, ist leicht ersichtlich. In der That ist jedes Volk in der Lage, auch diejenige Religion, die ihm von auswärts überliefert wird, nach seinen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten zu modificiren; allein was vom Proceß der Anbildung gilt, hat Daub als einen fertigen Zustand aufgefaßt, und aus dem Recht des Volks, sich seine Religion zu bestimmen, die Pflicht des Einzelnen hergeleitet, sich nach derselben zu richten: die Heterodoxie, d. h. die Abweichung von der Religion des Volks, denn eine andere gibt es nicht, ist zugleich eine Verletzung des Patriotismus. Noch seltsamer erscheint, wie Daub die Rechtgläubigkeit des deutschen Volks entwickelt. Bei den übrigen Völkern herrscht entweder der Protestantismus oder der Katholicismus, d. h. entweder das Uebergewicht der Doctrin oder das Uebergewicht des Cultus. In Deutschland dagegen bestehen beide nebeneinander und der wahrhafte Glaube des deutschen Volks liegt darin, daß beide gleichberechtigt sind. Orthodox ist in Deutschland derjenige, der die Trennung der beiden Kirchen und die gleiche Berechtigung beider als nothwendig begreift; heterodox, d. h. dem Glauben des Volks widersprechend, sowol derjenige, welcher der einen über die andre das Uebergewicht verschaffen, als derjenige, der beide zu einer Kirche verschmelzen will. Deutschland hat nur eine Kirche unter der zweifachen Form des Katholicismus und des Protestantismus, und diese Kirche hat unter jeder dieser Formen gleiche Rechte. Während bei allen übrigen Völkern die eine oder die andere wesentliche Form des Christenthums einseitig ausgebildet ist, ist Deutschland, um das Bild der Naturphilosophie zu gebrauchen, im Zustand der Polarität. Zu seiner religiösen Natur gehört die besondere Gestaltung beider religiösen Gegensätze. Ein Ketzer ist, wer seine eigne Kirche nach dem Vorbild der andern modificiren will oder sie verläßt, ein Ketzer, wer die andre Kirche, die doch auch ein vaterländisches

Institut ist, anfeindet.*) — Die Encyklopädie der Theologie (Studien 1806) verlangt vom Theologen, das Organ für das Uebersinnliche in sich zu entwickeln und zu üben. Dies ist auch der Standpunkt der Theologumena, welche 1806 erschienen, in elegantem Latein, um dem Ungeweihten von vornherein den Zugang abzuschneiden. Trotz des mystischen Inhalts ist die Sprache von der reinsten Eleganz. Zum Verständniß dieser Schrift muß man die Vorlesungen über die christliche Dogmatik zu Hülfe nehmen (Studien 1809). Die kritische Philosophie hatte die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes dadurch widerlegt, daß die Vernunft immer nur zu Ideen, aber nicht zur Existenz leite, Daub erwidert darauf: die Vernunft ist nicht die Quelle, nur Medium, Organ der Erkenntniß Gottes; Quelle derselben ist die Offenbarung Gottes zunächst nicht in der Natur, nicht in einer Schrift, sondern in der Vernunft selbst. Die Religion ist nicht durch menschlichen Witz erfunden, nicht durch die Natur im Menschen hervorgebracht, überhaupt nicht entstanden; sondern ewig wie Gott selbst geht sie aus Gott hervor als sein Wissen von sich selbst. Sie scheint im Menschen zu entstehn: eigentlich aber entsteht der Mensch für sie; nicht sie erzeugt aus ihm, sondern er wird in sie hinein geboren. Da die göttliche Offenbarung an sich für alle Zeiten und Orte dieselbe ist (in dieser Hinsicht sind alle Religionen geoffenbart): so können die Unterschiede einer Religion von der andern nur in dem verschiednen Charakter der Völker und Zeitalter gegründet sein, durch welche als mehr oder minder getrübte Medien der Strahl jener göttlichen Offenbarung hindurchgehn muß. Hat ein Volk oder eine Zeit besondre Empfänglichkeit und ausgezeichnetes Geschick für das Schöne und Erhabene, so werden sie ihr Ahnen und Erkennen des Göttlichen am liebsten in mythologische Gewänder hüllen; wo der Sinn für Wahrheit vorherrscht, da entsteht die symbolische, wo für das Gute und Sittliche, eine gnomologische Form — Formen, welche sich in verschiednen Verhältnissen miteinander mischen. Unter den verschiednen Religionen ist die christliche, der beiden letzten Formen sich fast ausschließlich bedienend, ohne die Urreligion selbst zu sein, doch diejenige, welche dieser am nächsten kommt und sie nach Inhalt und Form, man kann sagen auf absolute Weise, in sich darstellt. — Bei der überwiegend speculativen Aufgabe tritt diesmal die Dreieinigkeit

*) Wunderlich klingt dazu der Schluß: „Ein Volk kann mit sammt seiner Religion von der Erde verschwinden, aber die Religion an sich selbst nie! Ihr scheinbarer Untergang ist Aufgang: nur in den Gedanken der Menschen sind beide, ihr Untergang und Aufgang, voneinander getrennt. So geht die Sonne nie unter; nur in unsrer sinnlichen Anschauung ist ihr Aufgang von ihrem Untergang gesondert; in ihr selbst ist beides vereinigt; sie geht unter, indem sie auf-, und auf, indem sie untergeht."

in den Mittelpunkt, ein Dogma, welches durch die ausschließlich praktische Richtung der kritischen Philosophie als gleichgültig beiseite gestellt war. In der That läßt sich eine moralische Nutzanwendung aus der Dreieinigkeit nicht herleiten und das Gefühl kann sich ebenso wenig daran erwärmen, daher hat sie Schleiermacher ebenso flüchtig behandelt als Kant. Für die grübelnde Speculation hingegen ist dieses Dogma ein höchst ergiebiges Feld, da bereits aus dem Begriff des absoluten Wesens, abgesehn von der kirchlichen Ueberlieferung, sich etwas deduciren läßt, was ungefähr der Dreieinigkeit des Katechismus entspricht. Gott ist zunächst der Ewige, Unveränderliche, der in unendlicher Vollkommenheit bei sich selbst bleibt und keines andern Wesens bedarf. Zugleich muß er aber ein bestimmtes Verhältniß zur Endlichkeit haben, dem Geschöpf seiner Liebe, und um der Liebe willen in der That eines andern bedürftig sein: das sind zwei Wesensbestimmungen, die sich widersprechen und die doch beide gleich nothwendig zum Begriff Gottes gehören. Es liegt nahe, eine dritte hinzuzufügen, die Rückkehr aus der Verendlichung zu sich selbst. Die Personen des Vaters und des sich selbst hingebenden Sohnes sind dadurch scharf gezeichnet; die dritte Person hat freilich weniger Physiognomie, und die Kirche hat immer nach einem greifbaren Symbol gesucht, wie denn im Katholicismus die Jungfrau und Mutter fast ganz den Platz des heiligen Geistes füllt. Diese und ähnliche Deductionen finden wir zuerst in Daub's Theologumenen glänzend durchgeführt; Hegel ist später noch scharfsinniger gewesen, und andre Theologen haben auch das Ihre geleistet. Es bleibt dabei immer ein fühlbarer Uebelstand: die Kirche verlegt die Offenbarung und Menschwerdung Gottes, den Sündenfall und die Erlösung in eine bestimmte Zeit, und daraus läßt sich kein speculativer Begriff herleiten. Daub hilft sich so, daß nicht die Menschwerdung selbst, sondern nur das Bewußtsein der ewigen Menschwerdung einer bestimmten Zeit angehört, wodurch freilich die Lehre des Katechismus nicht ganz gedeckt wird. Der Abfall des Endlichen von Gott wird nicht ohne weiteres auf den Begriff der Endlichkeit zurückgeführt. Richtig zwar ist der Mensch schon sofern er der Erscheinungswelt angehört: aber böse wird er erst, wenn er als dieses erscheinende Einzelwesen etwas für sich sein will, wenn sein sich in sich Reflectiren nicht zugleich ein Reflectiren in den absoluten Urgrund seines und aller Wesen, in Gott ist; nicht die Selbstheit, sondern die Selbstsucht ist Sünde. Daher auch die Versöhnung für den Menschen nicht, wie für die Naturdinge, das natürliche Sterben ist, als die Auflösung der Individualität in das allgemeine Leben, sondern das geistige Absterben der Eigenheit und sich Hingeben an das göttliche Leben. Wie für die Welt nur der Tod der wahre Erlöser ist, so für den Menschen die Religion, welche ihn über die Anhänglichkeit an sich und an die Welt erhebt. —

In der Abhandlung über das theologische Element in den Wissenschaften (Heidelberger Jahrbücher 1808) wird der Theologie ein sehr hoher Platz angewiesen. „Was der Erde und dem Leben das Licht, was dem Staat und seinen Gliedern die Religion, das ist für die Wissenschaften das theologische Element in ihnen: Princip ihres Entstehens, Grund ihrer Erhaltung, Trieb ihres Wachsthums und ihrer Vollendung. An ihm besitzt der Mensch eine Erkenntniß, worin die Wahrheit und Gewißheit, folglich alle Erkenntnisse, begründet sind." Solche Aeußerungen sind bemerkenswerth in einer Zeit, wo andre Schriftsteller, die mit dieser Richtung nichts zu thun hatten (z. B. Adam Müller und K. L. von Haller) in vollstem Ernst den Versuch machten, die Staatskunde und Aesthetik auf theologische Begriffe zu begründen. Die Entwickelung der Theologie charakterisirt Daub nach den drei Perioden der Contemplation, der Reflexion und der Speculation; als seine Aufgabe bezeichnet er, die Theologie aus der langen babylonischen Gefangenschaft der Reflexion in das gelobte Land der Speculation überzuführen. — Den eifrigsten Theilnehmer an der Ausführung seiner Ideen fand Daub in seinem jüngern Collegen Marheineke (geb. 1780 zu Hildesheim, studirte zu Göttingen, Universitätsprediger zu Erlangen 1804—7, Professor zu Heidelberg 1807—11, zu Berlin bis an seinen Tod 1846), der während seines Aufenthalts in Heidelberg hauptsächlich die Kritik in den Jahrbüchern besorgte. Noch in Erlangen hatte er 1806 eine allgemeine Kirchengeschichte geschrieben, die aber nur bis 604 ging und den Formalismus der Kantischen Schule mit einer bilderreichen Rhetorik verband. Die Religion erschien ihm als das Princip und der Geist der Weltgeschichte, und sehr entschieden wies er die blos moralische Bedeutung des Christenthums zurück. Seine Abhandlung (Studien 1807) „Ursprung und Entwickelung der Orthodoxie und Heterodoxie in den ersten drei Jahrhunderten des Christenthums" enthält eine geistvolle Verallgemeinerung der Daub'schen Ideen. Die Polarität der Gegensätze liegt nicht blos, wie Daub meint, im Wesen des deutschen Volks, sondern bereits im Wesen der christlichen Kirche. Schon der Monotheismus bedingt die Orthodoxie; die Katholicität, unmöglich im Judenthum, geht aus dem universellen Streben des Christenthums hervor; durch diese Geschlossenheit wird der Gegensatz, die freie Speculation hervorgerufen, und erst durch diese erhält die Kirche ihren Inhalt. Das rechtgläubige System ist nicht von vornherein fertig; es entsteht erst, indem die Kirche Mittel findet, auf eine gesetzliche Art (Concilien, Papst) über die verschiednen Speculationen zu urtheilen, und das Fremdartige von sich auszuscheiden. Jede neue Ketzerei erweitert den Inhalt des „rechten Glaubens", der ohne sie leer bliebe. Aber auch innerhalb der rechtgläubigen Kirche geht das Raisonnement immer über die

enge Formel hinaus, und so findet der Protestantismus seine Verbündeten im Mittelpunkt des Glaubens selbst. Die Kirche hat alles, auch ihre Lehre, ihren Gegnern zu danken (es muß ja Aergerniß geben!) und diese wiederum finden ihren Halt und ihr Vorbild in der Kirche, der sie sich entziehn. Wie dieser Gegensatz sich Schritt für Schritt in den drei ersten Jahrhunderten entwickelte, ist mit großem Scharfsinn gezeigt. — Erweitert wird der Gesichtspunkt in den Studien von 1808: „Ueber den wahren Sinn der Tradition im katholischen Lehrbegriff." Schon Lessing hatte nachgewiesen, daß mit dem einfachen Gegensatz, Schrift und Ueberlieferung, die historische Begründung der beiden Kirchen nicht zu erledigen sei, daß auch die Protestanten eine gewisse Ueberlieferung (die regula fidei) gelten lassen: den consensus patrum, soweit er der Schrift nicht widerspricht. Marheineke geht mehr aufs Einzelne; er zeigt, daß die Unsicherheit, wie weit man sich an die Ueberlieferung zu halten habe, nicht blos auf seiten der Protestanten sei, daß die Kirche darüber lange geschwankt, und nur, um sich den Gründen der Ketzer zu entziehn, die freie Untersuchung der Schrift den Laien entzogen habe. Er weist nach, wie man besonders seit Eusebius die Zeugnisse der frühern Rechtgläubigkeit verstümmelt habe, weil sie mit dem durch Widerlegung der Ketzer entwickelten Inhalt der neuen Rechtgläubigkeit nicht mehr stimmten, daß aber in den Begriffen noch immer eine große Willkür herrsche, und daß die Tradition doch nur als Nothbehelf gelte, weil dem Katholiken die Schrift dunkel und unvollständig sei. Die ganze Untersuchung ist sehr sauber geführt, und von einer erstaunlichen Objectivität; in dem beständigen Hinblick auf die beiden Gegensätze vergißt man zuweilen, welchem der Verfasser angehört. Er läßt nur die Wissenschaft gelten, und tadelt nicht selten die Bücher, die er bespricht, ihres confessionellen Standpunkts wegen, doch ist er freilich selbst viel zu sehr Theolog, um der freien Wissenschaft, der kritischen Geschichte, allein das Wort zu geben. — Auch von andern Seiten wurde die Idee einer Annäherung der Protestanten an die Katholiken lebhaft ins Auge gefaßt. Planck, der berühmte Kirchenhistoriker*), schrieb 1803 „über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteien",

*) Planck, geb. 1751 im Würtembergischen, studirte zu Tübingen, 1780 Prediger in Stuttgart, 1784 Professor der Theologie zu Göttingen, wo er 1833 als Generalsuperintendent stirbt. Sein Hauptwerk: Geschichte der Entstehung, der Veränderungen und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs (6. Bd. 1781 — 1800), später (1831) bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts fortgesetzt. Die Zeit vor der Reformation behandeln: die Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung (5. Bd. 1803—9) und die Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt (2. Bd. 1818). — In einem ähnlichen Sinn wirkte Augusti, geb. bei Gotha 1772, Pro-

1808 „über die neuesten Veränderungen in dem Zustand der deutschen katholischen Kirche, besonders über die Concordate“, 1809 „Worte des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen“. Die Untersuchung ist von einer Liberalität, deren nur eine humanistische Bildung fähig ist, und man erkennt mit Freude den Einfluß des Lessing'schen Geistes, namentlich in dem Streben nach historischer Correctheit. Bei seiner umfassenden geschichtlichen Kenntniß versteht Planck den innern Zusammenhang der kirchlichen Institutionen besser als die Katholiken selbst, und nimmt ebenso wenig Anstand diesen ans Licht zu setzen, als auf die Unklarheiten des protestantischen Lehrbegriffs hinzuweisen. Von der mehrfach auftauchenden Idee einer Wiedervereinigung der Kirchen hofft er nicht viel Gutes, „denn ein mislungner Versuch dieser Art muß immer auf diejenigen, mit denen er angestellt wird, und auf diejenigen, denen er fehlschlägt, eine erbitternde Wirkung haben“. Wenn es jetzt irgendwo damit gelänge, so würde es blos dem Umstand zu danken sein, weil das jetzige Geschlecht theils keinen Muth mehr hat, für seine Ueberzeugung zu sterben, theils keine Ueberzeugung, für die es sterben könnte; aber das neue Geschlecht, das unter dem Druck aufwüchse, würde zuverlässig durch den Druck selbst den einen und den andern wieder erlangen. Wenn also die natürliche Folge solcher Versuche ist, daß die Gegensätze schärfer hervortreten, so ist zugleich ein tieferes Eingehn auf den Inhalt der Lehren damit verbunden, aus dem sich ergeben wird, wie viel beide Kirchen miteinander gemein haben. In der Entwickelung dieses Gemeinsamen geht Planck zu weit, indem er die schärfsten Punkte abschleift; er hofft sogar auf eine äußerliche partielle Gemeinsamkeit der beiden Kirchen und empfiehlt bis dahin liebevolle Schonung. — Bei diesem Punkt knüpft Marheineke in seinem Sendschreiben an Planck (Studien 1809) an. Nach ihm ist der größte Vortheil dieser Vereinigungsversuche im Gegentheil, daß die Bekenntnisse sich wieder scharf sondern. Aus dem lauen Indifferentismus hervorgegangen, haben sie grade die Wirkung das stagnirende religiöse Leben in Fluß zu bringen. „Um das wahre äußere Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus zu erkennen, muß man durchaus, sich erhebend über die beiden Gegensätze, wie sie vor uns stehen, und hinaufsteigend selbst über die historische Erscheinung beider zu demjenigen, was beiden ideell in der Historie zu Grunde

---

fessor zu Jena 1798—1812, zu Breslau 1812—19, zu Bonn 1819—41, der vom Rationalismus ausging, seit 1809 nach einer Vermittelung suchte und im strengen Kirchenthum endigte. „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte“ 1805, „System der christlichen Dogmatik“ 1809, Uebersetzung der Bibel mit de Wette 1809—12, „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie“ 12. Bd. 1817—31 u: s. w.

liegt, sich zuvor auf einen Standpunkt gestellt haben, von wo ihr inneres Verhältniß einleuchtet und man ihr beiderseitiges Leben aus dem gemeinsamen Quell einer höhern Einheit ausfließen sieht.“ „Nur dadurch offenbart sich die Einheit, daß sie im Gegensatz erscheint; daher ist alles Leben eine beständige Trennung und Sehnsucht nach Wiedervereinigung zugleich: so wie die Einheit in ihren Gegensätzen sich ausbreitet, so strebt die Trennung zugleich ewig zurück in die Einheit, aus der sie erwachsen ist, gleich wie der magnetische Gegensatz zweier sich entgegengesetzter Pole sich auflöst in eine höhere Einheit.“ „Gleichwie die ewige Religion des Christenthums vor ihrem Anfang in der Zeit eine zeitlose Existenz geführt und in ihrer Erscheinung fortführt, also auch die Erscheinung derselben in einer katholischen und protestantischen Kirche. Solange der eine Gegensatz besteht, ist der andre nothwendig mit gesetzt. Das Christenthum tritt weder im einseitigen Bestehn des Katholicismus noch in dem einseitigen Bestehn des Protestantismus hervor, sondern in dem gleichmäßigen Bestehn und im Gegensatz beider. Wie der Verstand, die besonnene Erkenntniß, die Ruhe, Tiefe und Anstrengung des Denkens sich zur lebendigen Regsamkeit der Phantasie und schwärmerischen Empfindsamkeit verhalten, so der Protestantismus zum Katholicismus. Der Gegensatz poetischer und speculativer, phantastischer und kritischer Naturen herrscht durch das ganze Reich geistiger Organisation. Dem Protestantismus ist der Ernst der Wissenschaft verliehen, dem Katholicismus die heitere Kunst. Der Protestantismus hat in ganz Europa Bildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit gefördert; dagegen ist der Katholicismus kraft seiner Idee mehr auf das äußere und bewegliche Leben angewiesen, auf daß er im Reich der Schönheit herrsche. Sein Cultus besteht noch jetzt als ein Reich schöner Formen, in welchem er seiner ungekränkten Existenz ebenso sicher sein kann als der Protestantismus in seiner Wissenschaft. Jene verständige und besonnene Tendenz des Protestantismus bringt auch in der Religion immermehr Licht und Klarheit hervor, dagegen ist alles mystisch im Katholicismus, in jener zweifelhaften Dunkelheit, in der sich jede Vereinigung des Uebersinnlichen und Sinnlichen darstellt. Es läßt sich begreifen, warum die Weiber durch ihre Natur bestimmt sich mehr zum weichern Katholicismus, die Männer mehr zum determinirten Protestantismus neigen; warum dort eine Mutter Gottes und hier der Sohn Gottes Gegenstand höchster Verehrung ist. Sowie das ewige Wesen des Christenthums durchdrang zur Erscheinung, sich darstellend in der Form einer sichtbaren Kirche, trat es zugleich in zwei Gegensätzen hervor, von denen der eine den andern nothwendig constituirte. Der eine erhob die Form des Christenthums zu seinem Wesen und breitete sich schwelgend in der Cultusfülle aus; der andere nahm sich das Wesen zu seiner Form, einfach und zurückgezo-

gen in sich verbleibend. Jener nahm von jenem Punkt aus seine nothwendige Richtung ins Aeußerliche und bildete das übersinnliche Christenthum symbolisch und im Realen ab, als sichtbare Kirche; dieser, der Idee getreu, kannte keine andre Form, das Wesen des Christenthums zu offenbaren, als die Lehre, und verblieb daher, doctrinell und ideell, im Uebersinnlichen selbst als unsichtbare Kirche. Durch die Reformation wurde in zwei Hemisphären auf immer geschieden, was bis dahin in- und miteinander bestanden hatte. An der Rechtmäßigkeit einer gänzlichen Absonderung von der katholischen Kirche kann niemand zweifeln, da diese den Protestantismus niemals als ihr angehörend betrachtet, bei jeder Gelegenheit verworfen und unterdrückt und ihn eben damit gezwungen hatte, endlich ein eignes, von ihr abgesondertes und selbständiges Leben anzunehmen. Zuerst entbrannte zwischen beiden Gegensätzen ein wilder Kampf, aber diesem verdankt auch die katholische Kirche ihr neues Leben. Jetzt kann keine Kirche mehr ernsthaft daran denken, die andre zu sich herüberzuziehn; Proselyten finden sich nur unter eigenthümlich organisirten Naturen. Mögen alle, die keinen Beruf haben zu tieferer Erforschung der Wahrheit, starr in den Gegensätzen stehn bleiben: es ist nothwendig, es ist weise darauf gerechnet, und wollte Gott, es geschähe von beiden Seiten so. Aber warum sollen auch wir uns unter den Haufen mischen, der nur ein blindes Werkzeug ist in einer höhern Hand, da wir es können sehend sein, so wir es wollen und Gott die Wissenschaft uns aufschließt. — Im Gegensatz zu der gemeinen Annahme wird jede der beiden Kirchen um so vollkommener sein, je mehr sie ihren eigenthümlichen innern Charakter in ihrer äußern Darstellung erscheinen läßt. Möge der Katholicismus in seinem Cultus immer mehr Gleichförmiges, Großartiges und Erhebendes bringen, in seine Verfassung immer mehr Festigkeit, Subordination und Harmonie, in sein Kirchenrecht immer mehr Lauterkeit, Würde und gediegene Festigkeit gegen alle unbescheidenen Ansprüche. Dagegen verrathen die unter den Protestanten so oft schon wiederholten Klagen über die Kahlheit und Nacktheit ihrer Cultusformen, über den gänzlichen Mangel an Pracht und Luxus des Gottesdienstes eine verkehrte Ansicht des Protestantismus. Durch Poesie und Kunst hilft man demjenigen nicht auf, was einmal verfallen ist, der gesunde Protestantismus verschmäht solche von außen an ihn angesetzte Stützen. Was dem Wesen des Katholicismus gemäß bei diesem die Handlung im Sinnlichen ist, soll beim Protestantismus die Handlung im Geistigen, d. h. die Lehre sein. — Diese Doctrinen rundeten sich noch bestimmter ab, als die entgegengesetzte Ansicht mit ihnen in Berührung kam. — Von Stolberg's Geschichte der Religion Jesu erschienen die ersten beiden Bände 1806 und 1807. Fr. Schlegel, der eben seinen Uebertritt zur katholischen Kirche öffentlich ge-

macht, bestimmte die Redaction der neugegründeten Heidelberger Jahrbücher zum Erstaunen aller guten Protestanten, ihm für sich und seinen Genossen das Wort zu gönnen (1808). Er trat nicht blos für das Werk, das er mit überschwenglichem Lob bedachte, sondern für die Sache in die Schranken. „Wenn irgendetwas das sichtbare Mistrauen zu rechtfertigen scheinen kann, das so viele wohlmeinende Protestanten gegen alle diejenigen äußern, welche die katholische Ansicht des Christenthums für sich erwählen, so ist es Folgendes. Sowie in unserm Zeitalter überhaupt die Religion fast immer nur aus dem politischen, oder höchstens aus einem ästhetischen Standpunkt betrachtet wird, so haben sich auch unberufene, sogar philosophisch sein wollende Lobredner gefunden, welche die katholische Religion wegen ihrer politischen Zweckmäßigkeit oder von seiten der ästhetischen Schönheit angepriesen haben. Obgleich für das Wesentliche einer Religion nicht unwichtig sein möchte, ob sie des Ausdrucks liebevoller Schönheit fähig und empfänglich sei, oder ob sie in finstrer Majestät und einsam leerer Geistigkeit hause; so entsteht doch natürlicherweise ein gerechtes Mistrauen gegen denjenigen, welcher in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens durch den Zauber der Phantasie, durch den Reiz der Schönheit sich bestimmen lassen wollte.“ In Fr. Schlegel's Mund klingt dieser Tadel sonderbar genug; auch fehlt es im Folgenden an den „conciliatorischen Filzschuhen“, wie sein Bruder es nennt, keineswegs, durch die er jeden starken Schritt versteckt; fast jeder Satz wird durch Restrictionen wieder aufgehoben. „Dadurch erst wird der Zwiespalt der Katholischen und der Protestanten so gefährlich, daß so viele Nichtchristen, welche die Streitfrage eigentlich nicht angeht, theil daran zu nehmen nicht unterlassen können.“ „Es ist einleuchtend, daß diese Frage nicht anders als auf dem Weg ruhiger Forschung und durch eine historisch-philosophische Kritik entschieden werden kann.“ „Es ist keineswegs unsre Absicht, die Kritik als oberste Richterin in Sachen der Religion aufzustellen, vielmehr erkennen wir gern die Grenze an, wo alle Kritik aufhört, und nichts ferner entscheiden kann, als die innere Stimme, die freie Wahl des Gefühls.“ — Darauf bekämpft Schlegel den Grundsatz, es sei nicht anständig, seine väterliche Religion zu verlassen. „Er beruht auf einer gewissen Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche doch mit einer Art von Anerkennung und mit einer vermeinten Kenntniß derselben verbunden ist: alle Religionen seien als blos äußerliche Formen im Grunde gleich gut, indem es einzig auf das innere Gefühl ankomme. Wenn sie sich aber auch nur zu dem ersten Grad aller lebendigen Erkenntniß, der Erkenntniß des Guten und Bösen erhoben hätten, so würden sie nicht länger als eins betrachten, was doch grundverschieden ist, und erkennen, daß es nur zwei Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form zugleich durch ihr Wesen bestimmt

ist; und die falsche, welche einmal besiegt, in immer andern Formen wieder erscheint; oder weil diese falsche Religion eigentlich keine ist, nur eine ewig wahre, aber von bestimmtem Wesen, und keineswegs wie jene wollen, verflossen und verschwemmt in die unbestimmte Mehrheit aller jener Formen und Unformen.“ Nachdem Schlegel auf diese Weise seinen Uebertritt vertheidigt, setzt er seine Ansichten über den Zusammenhang der Philosophie mit dem Christenthum auseinander, was für den frühern Verehrer Spinoza's charakteristisch ist. „Die Philosophie des Spinoza, welche gegenwärtig so viele Anhänger in Deutschland findet, ist mit dem Christenthum eigentlich durchaus nicht vereinbar, denn der Begriff des lebendigen Gottes ist nicht der jenes todten Gottwesens der unendlichen Substanz des Pantheismus, und nur durch Inconsequenz ist mit dem System des Spinoza die Grundlehre des Christenthums, die Lehre von der Dreieinigkeit zu verbinden.“ „Die Aristotelische Philosophie mag in Rücksicht der Wissenschaftlichkeit viel Lob verdienen, mit dem Christenthum ist sie eigentlich auch nicht sonderlich übereinstimmend, weil sie sich gar nicht bis zu der Region desselben erhebt.“ „Unter allen Philosophien ist es die Platonische, welche mit dem Christenthum am besten übereinstimmt, und wenn wir sie von der einen Seite als den letzten herrlichen Widerschein der ältesten orientalischen Philosophie verehren, so kann man sie von der andern Seite mit Recht als die schöne Verkündigung und ahnenende Morgenröthe der christlichen Philosophie betrachten, als ein verbindendes Mittelglied zweier Welten der geistigen Bildung.“ — Es hängt mit dieser Vorliebe für die Platonische Philosophie zusammen, daß Schlegel im alten Testament einen esoterischen Sinn findet, dessen Schlüssel nur die Offenbarung gibt. Der historische Inhalt desselben ist ihm gleichgültig, er läßt nur eine prophetische Symbolik gelten, die auf die Erlösung hinweist. Kurz er treibt die Auslegung wieder in das System der Kirchenväter. Das Christenthum ist nach seiner Ansicht nicht eine neue Religion, sondern die uralte, von welcher sich Spuren in sämmtlichen orientalischen Religionssystemen vorfinden sollen. — Die Aufnahme dieser Recension in ein protestantisches Blatt gab großes Aergerniß, und Marheineke beeilte sich im folgenden Jahrgang bei dem Erscheinen der beiden folgenden Bände der Stolberg'schen Religionsgeschichte die Einseitigkeiten der ersten Kritik zu ergänzen. Er spricht über Stolberg und Schlegel sehr höflich, aber doch fast nie ohne ironische Beimischung. „Der Hauptcharakter des Stolberg'schen Werks ist Frömmigkeit und eine so gediegene Gottseligkeit, daß ihr zur Noth alles Uebrige, selbst die Wissenschaft und Kritik ohne Aufopferung leicht zum Opfer geweiht wird. Diese Innigkeit des religiösen Lebens und Empfindens, dieser in jeglicher Anschauung zum Himmel gerichtete und geweihte Blick, diese schöne fruchtbare und tiefe, auch aus dem Klein-

sten kräftige Nahrung saugende Bekanntschaft mit der heiligen Schrift scheint uns der höchste Charakter dieses Werks zu sein.“ Daneben aber findet man eine ganz unglaubliche Unkritik, die doppelt verführerisch ist, da übrigens doch eine gelehrte Bemühung unverkennbar ist. In der Orthodoxie geht Stolberg über die Kirchenväter hinaus und die Methode seiner historischen Kritik schmeckt ebenfalls nach dem 13. Jahrhundert. Die schlimmste Seite des Buchs ist aber der kleinliche pfäffische Haß, nicht blos gegen den Protestantismus, sondern gegen jede Art der Philosophie und freien Forschung. — Trotz seines Protestes gegen die blos ästhetische Auffassung der Religionen macht Schlegel doch immer nur auf die harmonische Einheit der katholischen Kirche aufmerksam und vergißt dabei, daß schon früher eine noch schönere, auch durch das Wesen bestimmte Form existirte, die griechische, und doch wurden die Griechen ihrer Nationalreligion entsagend Christen. „Solange des Wesens Göttlichkeit dem Christen genügt, bedarf er keiner sinnlichen Form. Erst wenn der Geist erkaltet und das geistige Auge erstirbt — erst dann wirft sich das Bedürfniß nach außen, begehrt für den Sinn die Anschauung des Wesens ganz und gar in einer verkörperten Form, und befriedigt sich in ihr, oder macht sie doch zur Bedingung für die Erwärmung des erloschenen Geistes. — Der Zeitpunkt also, in welchem das Bedürfniß gefühlt wird, die Form einer Religion zu versinnlichen, ist der Zeitpunkt einer Irreligiosität, welche nothwendig sich selbst vernichtet, indem sie einen Cultus hervorruft, durch welchen früh oder spät der Mensch auf eine Stufe erhoben wird, worauf er die Uebersinnlichkeit des Wesens der Religion sammt der Form erkennt. Er sagt sich deswegen los von einem solchen, das Wesen und sich selbst verunreinigenden Cultus.“ Die angeblichen Mängel in der Form des Protestantismus sind also grade seine Vorzüge. Dagegen tritt Marheineke auf die Seite Schlegel's, wenn es sich um diejenigen handelt, die im Sinn des letztern Protestanten sind. Freilich habe die Reflexionstheologie ein gewisses Verdienst, „ist sie doch, um bildlich zu reden, das alte Testament der neuern Zeit, der Judaismus im Christenthum. Hat sie sich nicht durch eine dürre Wüste geschleppt, bis sie endlich in ihrem gelobten Lande, in dem engen Raum des Begriffs sich ansiedelte? Hat sie nicht hier die Herrschaft, nicht des dreieinigen Gottes, sondern des Einigen aufgerichtet, und alles unterworfen dem kategorischen Imperativ?“ Marheineke hat eine innige Freude empfunden, als Schlegel die heilige Dreieinigkeit als ein Geheimniß der ewigen Liebe abschilderte. „Wir glauben keck behaupten zu dürfen, daß dies der echt religiöse und christliche Standpunkt ist, welcher die schöne Aussicht in die nahe Zukunft gewährt, daß man bald und allgemein das Höchste der Religion auch als das Fruchtbarste für die praktische Theologie erkennen und bearbeiten wird.“ — In diesem Sinn ist

auch die christliche Symbolik gehalten, mit welcher Marheineke (1810—14) seine erste doctrinäre Periode beschloß. — Diese theologische Symbolik gewann an Wichtigkeit durch ihre Verbindung mit der hellenistischen; Daub's und Marheineke's Studien durch Creuzer und Görres.

Friedrich Creuzer wurde 10. März 1771 zu Marburg geboren. Bald darauf starb sein Vater, der erst Buchbinder, dann Steuereinnehmer gewesen war. Im übrigen gehörte die Familie meist zum geistlichen Stand und auch den Knaben hatte man dazu bestimmt. Wie er erzählt, interessirte ihn aber hauptsächlich der katholische Gottesdienst in der schönen St. Elisabethkirche: „wer weiß, ob nicht jetzt schon das Lutherthum, worin ich geboren wurde, einen kleinen Stoß erlitt.“ Auf dem Gymnasium von guten Theologen tüchtig vorbereitet, bezog er 1789 die Universität Marburg. Er war ganz in die neue rationalistische Theologie verfallen. Ein bibelfester Pietist, dem er sich als Theologen zu erkennen gab, machte ihn darauf aufmerksam, was es auf sich habe, dereinst vor Gottes Thron für das Heil so vieler Seelen Rede stehn zu müssen. In der That gab er das theologische Studium auf. „Es dauerte nicht gar lange, so erschien mir jene Neologie seicht, selbst abgeschmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorlesungen eines Professors, der die Psalmen in wässerige Prosa verwandelte, den Wolf'schen Homer mitnahm, um mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart ein Antidotum für die Langeweile zu haben.“ Herbst 1790 ging er nach Jena und schloß sich am engsten an Griesbach und Schütz an; auch Schiller's Vorlesungen hörte er mit Aufmerksamkeit und Verehrung. Der Kantischen Philosophie widmete er ein angestrengtes, aber nicht sehr erfolgreiches Studium. Die vielen Arbeiten hatten den jungen Mann sehr heruntergebracht; selbst Novalis, mit dem er befreundet war, warnte ihn vor Uebertreibung in den Studien. Als er im folgenden Jahr nach Marburg zurückkehrte, lösten ihm Lessing's Laokoon und Winckelmann's Schriften manche Räthsel über das classische Alterthum.*) Er suchte dem Alterthum historisch beizukommen und stellte schon damals Betrachtungen über die Naturgeschichte der Sage an. „Ich hörte als Kind sehr aufmerksam zu, wenn meine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Aeltern vom dreißigjährigen Kriege sprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es ist mir seitdem, was man auch gegen Niebuhr sagen mag, die

*) „Zur Musik habe ich von Natur keine Anlage; und so sehr guter Gesang und Kirchenmusik noch jetzt mich ergreifen, so fehlt es doch an aller theoretischen Erkenntniß. In diesem Gefühl habe ich auch die Metrik um so mehr zur Seite liegen lassen, als ich aus Hermann's Schriften, die ich später studirte, ersehn hatte, wie mir die eigentlichen Geheimnisse dieser Wissenschaft doch ewig verborgen bleiben würden.“

Ueberzeugung geblieben, wie sogar bei schreibenden Völkern der geschichtliche Grundstoff in Liedern von Mund zu Mund übergeht." Uebrigens hatte er fast gar kein Vertrauen in seine natürlichen Kräfte: nur durch einen ungemessnen Fleiß glaubte er den Abgang des Genius ersetzen zu können. Mit einigen Freunden gemeinschaftlich legte er sich auf Privatunterricht. Eine Hauslehrerstelle führte ihn 1798 auch nach Leipzig, wo er Hermann kennen lernte. Einige kleine Schriften zogen die Aufmerksamkeit Heyne's und Böttiger's auf ihn; der erste nahm sich eifrig des jungen Mannes an. Als er im Herbst desselben Jahres nach Marburg zurückkehrte, wurde er mit Savigny näher bekannt, in dessen vornehme Kreise eingeführt und seine äußere Stellung so weit gesichert, daß er schon im folgenden Jahr heirathen konnte, die Witwe des Professor Leske. Seine Studien bezogen sich damals hauptsächlich auf die Geschichte der ältern Philologie. Durch die eifrig gelesenen Schriften der romantischen Schule wurde seiner poetischen Anschauung eine bestimmte Richtung gegeben. Eigenthümlich war auf ihn der Eindruck der Wolf'schen Prolegomena. „Eben weil ich fühlte, welche seltnen Gaben und Kenntnisse dazu gehörten, die höhere Kritik auf solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordnen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philolog nicht eher etwas zu gelten glaubte, bis er irgendeinen Capitalautor für untergeschoben erklärt hatte." — 1799 erhielt er die Professur der griechischen Sprache in Marburg, December 1802 wurde er Prof. eloquentiae ord. Diese Ehre war mit manchen Unbequemlichkeiten verknüpft: es mußten Programme, Lobreden auf verstorbne Professoren und Aehnliches geschrieben werden, was Creuzer um so lästiger fiel, da seine Feder nicht leicht war. Eine Schrift über die historische Kunst der Griechen Ende 1803 verschaffte ihm Anfang 1804 den Lehrstuhl der Philologie und alten Geschichte in Heidelberg. — Er eröffnete die „Studien" April 1805 mit der Abhandlung: das Studium der Alten als Vorbereitung zur Philosophie. Der Werth der Alterthumskunde ist nicht durch einzelne Zwecke bedingt, die sich dieser oder jener für das Leben vorsetzen mag; es ist die ideale Richtung der griechischen Schriften, die Idee einer göttlichen Menschheit, deren wir zur Auffrischung unsrer theilweise mechanischen Cultur bedürfen. „Es kann wol nicht fehlen, daß derjenige, der in den entscheidenden Jahren, wo sich das innere Urtheil bildet, in den Schriften der Alten die hingeschwundne Größe anschaut, sich durch sie ergriffen fühle und an ihnen lerne sein Gemüth zu würdigen Entschließungen zu erheben. Wenigstens ist es keine allzu seltne Erfahrung, daß ein fähiger Lehrling, sobald er zum Verstehn der Alten glücklich durchgedrungen, sich ihnen nun mit voller Seele hingibt und berührt von dem großen Inhalt ihrer Historien, begeistert durch die Dichtungen ihrer Poeten, den

Boden der Wirklichkeit verlassend sich hinüberträumt zu den ehrwürdigen Schatten und in seinen Phantasien ihnen zugesellt wird. Bedauern müssen wir einen jeden, dessen Leben nicht einmal dieses goldne Zeitalter hatte, ehe ihm die bürgerliche Sorge erschien und ihn auf immer in Anspruch nahm." „Erst in unsern Tagen gelang es, das Antike als ein Ganzes in der Idee zu denken, sein inneres Wesen im Gegensatz gegen das Romantische zu erforschen und daraus die Gesetze seiner Bildung abzuleiten; wodurch es allein möglich ward, das Zufällige der antiken Formen von dem Wesentlichen zu unterscheiden." Der Jüngling sei um so fähiger zum Philosophiren, je mehr ihn der Geist des Alterthums ergriffen habe. „Bei unserm zerstreuten Leben fehlt uns nur zu sehr jene Verfassung des innern Menschen, die allein zum Philosophiren fähig macht, jene Befreiung des Geistes von der Herrschaft der Sinne, jene Erhebung zum Anschaun des Ganzen in der Natur, mit einem Wort die Empfänglichkeit für die Ideen. Vorzüglich stellen Plato's Werke einen Canon dar der vollendeten Lehrkunst und einer symbolischen Behandlung des Idealen. Hier erkennen wir einen Künstler, der das Ziel des innern Lebens erreichte, von dem er wie von einem immer heitern Gipfel tief unter sich sieht alle Wolken, die das gemeine Leben umschatten. Das Gefühl des Contrastes zwischen diesem gebildeten Sinn und dem gemeinen Leben ist es, was man als Sokratische Ironie bezeichnet. In diesen Schriften sind Philosophie und Poesie aufs innigste vermählt. Ebenso zeitgemäß ist es, an die neuplatonische Philosophie zu erinnern, wegen ihrer durchgängigen Richtung zum Idealen, wiewol sie in Reinheit der Form nicht die entfernteste Vergleichung zuläßt mit der des alten Meisters, von dem diese Philosophie den Namen trägt. Ein Hauptgrund von diesem Verfall der Darstellung liegt ohne Zweifel in dem Bestreben dieser Philosophen, das Höchste, wozu sich der Mensch zu erheben vermag, direct auszusprechen, und gleichsam das Unbeschränkte in die engen Schranken menschlicher Rede zu zwingen. Wer aber wird nicht tiefe Achtung empfinden für den heiligen Ernst dieser Denker, wenn er sieht den harten Kampf ihrer Ideen mit dem Wort, wiewol sie seltner sich des Sieges freun als der göttliche Platon, der auch in der Trunkenheit nüchtern war und das Selbstvergessen des Dionysos vereinigte mit der Besonnenheit der Athene." — Diese Einleitung dient dazu ein Fragment aus Plotin's Enneaden einzuführen, dem er das bedeutungsvolle Motto aus dem Theätet vorgesetzt hat: „Gib wohl Acht und siehe um dich, damit nicht der Ungeweihten einer dies höre. Das sind Menschen, die nichts glauben, als was sie greiflich anfassen können mit ihren beiden Händen, und nichts hören mögen von dem Unsichtbaren, eben als sei es nicht, solche sind von den Musen ganz und gar verlassen." — In den Erläuterungen wird ein großes Gewicht auf die Plotinische Trinität gelegt,

und überhaupt merkt man daraus, wie sehr die Naturphilosophie um sich gegriffen hat.*) — Die nächste bemerkenswerthe Abhandlung in den „Studien" (1806) war die Idee und Probe alter Symbolik. Es handelt sich um den Silen. Creuzer beginnt, um den Werth ägyptischer Symbolik festzustellen, mit den Neuplatonikern, die gewiß am wenigsten competent sind, über die reale Beschaffenheit der alten Sagen ein unbefangenes Zeugniß abzulegen. „Vorjetzt halten wir uns in den Grenzen des griechischen Mythos, dessen zahllose Kreise eine unendliche Menge von Sinnbildern einschließen; keiner aber mehr als der Bakchische, der von Indien und Thrakien ausgehend, die drei Theile der alten Welt umfaßte. Bei Silen verweilen wir nicht ohne Absicht, weil er auf einer Höhe erscheint, die über den Grenzen der Menschheit hinausliegt, von der er sodann herabsteigt, und sich entäußernd jener mystischen Würde, dem Leben naht, ein ernster Denker und freundlicher Helfer zugleich, selbst in bürgerlicher Noth, und zuletzt ein bedeutsames Bild des Todes." Die Reihe der Quellen, nach denen Silen ausgemalt werden soll, eröffnet das Symposion, eine Schrift, von der man gewiß alles Andere eher erwarten wird als eine correcte Darstellung der alten Sagen. Bei den darauf folgenden Aussprüchen der alten Dichter wird immer die eine Geschichte zu Grunde gelegt, daß der trunkene Waldgott, von Midas eingefangen, endlich antwortete: „Was zwingt ihr mich, auszusprechen, das euch besser verborgen bliebe! Am besten ist's allen, Männern und Weibern, nicht geboren zu sein. Das Nächstbeste aber, was der Mensch erreichen kann, jedoch geringer als jenes ist, sobald er geboren, sofort zu sterben." Bei der Tiefe dieser

*) Plotin de Pulchritudine gab er 1814 heraus; Plotini opp. omn. 1835. Initia Philosophiae et Theologiae ex Platonicis fontibus deducta 1820—22. Für die Ausgabe des Proclus versorgte ihn auch Hegel (1821) mit Anmerkungen. — Es sei hier noch einer dunkeln Episode seines Lebens gedacht. Das unglückliche Ende der Stiftsdame Karoline von Günderode, geb. 1780, ist aus Bettinens Briefen aller Welt bekannt. Das Verhältniß zu Creuzer scheint schon 1804 bestanden zu haben; Creuzer hatte die ernstliche Absicht, sie nach der Scheidung von seiner Frau zu heirathen; eine schwere Krankheit, in der diese ihn treulich pflegte, machte ihn andern Sinns, infolge dessen gab sich Karoline den Tod. Er erfuhr es erst längere Zeit darauf. — Als Dichterin (Tian) erinnert die Günderode am meisten an Schütz: viel Stimmung, keine Physiognomie, die Symbolik hat sich ganz in Hieroglyphen verwandelt, und von realem Zusammenhang ist keine Rede. Ihre „Gedichte und Phantasien" erschienen 1804; zwei Dramen (Udohla, Magie und Liebe) in Creuzer's Studien 1805 (merkwürdig ist die Behandlung des Jambus, in dem stets eine männliche und weibliche Endung wechselt); in demselben Jahr die poetischen Fragmente (Hildgund, Pietro, die Pilger, Mahomed der Prophet von Mekka, ein Trauerspiel in Chören.) —

„Seligkeit des Todes“ ermangelt der Ausleger nicht, auch der Betrunkenheit — trotz der scurrilen Darstellungen in Sculptur und Gedicht — einen mystischen Sinn unterzuschieben, wobei die Ideenassociation merkwürdig ist, die von dem einen Attribut auf das andre leitet. „Auch des Todes Stille erinnert an den stillen Waldgott. Denn jenes Schweigen, jene Scheu vor dem Wort, jenes Zurückziehn der Betrachtung in sich selbst, wodurch sie selige Beschauung wird, ist der herrschende Charakter, unter dem ihn der Mythos zeigt, auch hierin zusammenstimmend mit den Ideen der Philosophie, die die Natur am würdigsten als schweigend dachte; und wenn Dionysos sonst auch der Zunge Fessel ließ, so äußerte sich im Silen dagegen die Macht des Gottes durch stille Begeisterung.“ „Vielleicht sollte durch die Mannichfaltigkeit, womit Proteus sich wandelt, sowie durch die Kunst, womit Silen diese Wandlungen darstellt, jenen Göttern oder göttlichen Wesen ein schwebender Mittelzustand zwischen dem Endlichen und Unendlichen als eigenthümlich beigelegt werden. Wenigstens betrachtet die mystische Philosophie den Silen als das Symbol des belebenden Hauchs, der das All größtentheils trägt und zusammenhält.“ Was nun weiter folgt, verliert sich so tief in die Geheimnisse der höhern Physik, daß vom Mythus nichts übrig bleibt. — Augenscheinlich ist bei dieser Deduction nicht einmal die Absicht des Symbolikers, den wirklichen Volksglauben der Griechen in seiner Fülle auseinander zu breiten und zu analysiren: dazu wäre nöthig, daß er sich mit seiner ganzen Seele in das Leben des Alterthums, in das gemeine Leben hineinfühlte, weil ja auch unter dem verschiedensten geistigen Klima das ewig Menschliche sich geltend machen muß: sondern er grübelt, mit dem Besitz moderner Speculation ausgestattet, darüber nach, was den Sagen des Alterthums für ähnliche Gedanken zu Grunde gelegen, oder auch von geistvollen Denkern sich daraus habe entwickeln lassen. Während neuere Forscher auch in den dunkeln Partien der alten Mythologie nur für das Gefühl, das den Mythus beseelt, eine deutlichere Vorstellung fanden, sucht Creuzer, indem er das Gemeingefühl ganz ignorirt, nach einem esoterischen Begriff; er bringt die mannichfaltigsten Zeugnisse bei, aber er verbindet sie wie eine Mosaikarbeit, nur den einen originellen Einfall mit den andern, nicht das Ganze. Eine lebhafte Vorstellung geht aus diesem scholastischen Durcheinander um so weniger hervor, da Creuzer eigentlich eine trockne Natur ist, der es mehr auf das Register als den Inhalt ankommt.*) — In den

*) Wie übrigens die Naturphilosophie ihre Wirkungen auf Männer von dem verschiedensten Talent und der ungleichartigsten Bildung ausdehnte, zeigt sich in den Abhandlungen Böckhs über Timäos und die Weltseele (1807), Loos' über Paracelsus 1805, Bachmann's über Jakob Böhme 1809, Schlosser's über Bruno 1809 und Welcker's über die Hermaphroditen in der alten Kunst 1808.

Heidelberger Jahrbüchern 1808 finden wir von Creuzer einen bemerkenswerthen Aufsatz über „Philologie und Mythologie in ihrem Stufengang und wechselseitigen Verhalten“ als Einleitung zu einer Recension über J. J. Wagner's „Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt“. Die Recension in ihrer gedrängt abgerissenen Weise ist ziemlich ergötzlich zu lesen, weil sie das Kaleidoskop getreulich abbildet, in das man damals Fetzen aus der Physik, Grammatik und Geographie, Reminiscenzen aus ältern Dichtern und Mystikern mit logischen Kategorien durcheinander schüttelte, um ein Farbengemisch daraus hervorgehn zu lassen, das nur in dem Hexeneinmaleins sein Gegenbild findet. Creuzer findet doch, daß er es mit einem Dilettanten zu thun hat, aber die Aufmerksamkeit, mit der er dies leere Spiel rubricirt, verräth die geheime Sympathie. — 1809 erschien: **Dionysus sive Comment. acad. de rerum Bachicarum Orphicarumque originibus et caussis.** Die Untersuchung, berichtet Creuzer selbst, mußte den Verfasser dieser dionysischen Memoiren (so möchte er sein Buch betrachtet sehn) in den Mittelpunkt der gesammten Mythologie führen, da kein Mythus des Alterthums so beziehungsreich, keiner so fruchtbar gewesen für redende und bildende Kunst, keiner zu so vielen Schriftwerken, Theorien und Dogmen Anlaß und Inhalt geliefert hat. Unter den Zeugnissen der Griechen sind diejenigen die sichersten, die sozusagen willenlos und ohne Vorsatz reden. Alter heiliger Dienst und was dieser zu seinem Ausdruck braucht, Bildnerei und Gebet nebst Satzung und Formel müssen als Quell und Anlaß des spätern Mythus in diesen letztern erst den Schlüssel geben. Demzufolge hält sich der Verfasser, mit vorläufiger Beiseitsetzung aller Streitfragen, z. B. ob die Griechen ihren Dionysos aus Aegypten und Indien hergeholt oder dorthin gebracht haben, zunächst einzig und allein an die stummen Zeugnisse erweislich alter Bilder. — In der That beginnt die Untersuchung mit den Symbolen des Stiers und Bechers, aber in demselben Augenblick sind wir auch schon wieder bei den Alexandrinern, und erfahren, „daß der Begriff des feuchten, schöpferischen und befeuchtenden Elements mit dem Begriff des Stiers und Bechers zusammengeknüpft war“, und daß „besonders in der Weltbildung der Becher bedeutend wird“. Unmittelbar darauf tritt uns Mithra und die Astronomie entgegen, und „die Erörterung der noch unbeantworteten Cardinalfragen führt den Verfasser nach Aegypten, denn dorthin versetzt eine orientalische Nachricht den Ursprung des schöpferischen Weltbechers. Um also über den alten Stier- und Kelchgott Bacchos das Nöthige auszumitteln, muß der griechische Dionysos auf geraume Zeit ganz vergessen werden.“ Eine Stelle des Herodot, verglichen mit der Bibel und selbst dem Firdusi führt uns auf die unglückseligen Kabiren, „unter denen man sich Himmel und Erde unter verschiednen klimatischen und localen Bestimmungen dachte“, bis wir endlich glück-

lich beim Ei der Leda, d. h. beim großen Weltei ankommen, und erschrocken mit Heraklit ausrufen: alles fließt!*) — Gleich darauf erschien sein Hauptwerk: die Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, 4 Bände, 1810—12. In allen einzelnen Mythen und Mysterien sucht er Beziehungen zu astronomischen und physikalischen Kenntnissen; er macht auf die Verwandtschaft der verschiedenen Sagen und Götter, auf ihr Ineinanderfließen aufmerksam, aber er vergißt den Unterschied festzuhalten: es bleibt in seinen Mythen gar keine greifbare Gestalt. Sobald sich die Phantasie der Wortbildung bemächtigt, wird das Unglaublichste möglich; kein Wort, keine grammatische Form leistet der Abstraction Widerstand. Nun zog man die Semitischen Sprachen, das neuentdeckte Sanskrit und selbst die Hieroglyphenschrift, der Aegypter in den Kreis dieser Untersuchungen, um in den sämmtlichen Religionsformen der alten Welt jene Identität herzustellen, die der Pantheismus im Reich der Natur finden wollte. Es ist eine weit größere Kunst, den geringfügigsten Gegenstand in sich selber klar zu entwickeln, als alle möglichen Zeiten mit Aufhebung jeder Gestalt durcheinander zu werfen. Gewisse Grundbegriffe müssen sich in jeder Religion antreffen. Diese Abstractionen werden nun an gewisse sichtbare Erscheinungen der Natur angeknüpft, und der Umlauf der Sonne und der Gestirne, die Jahreszeiten u. s. w. werden benutzt, jene Abstractionen zu symbolisiren. Daher das fortwährende Schwanken zwischen der Abstraction und dem sinnlichen Bild, das dem religiösen Gefühl aller Völker Hohn spricht und sich an spätere Mystiker anschließt, welche die Religion erst tödten mußten, um sie sich begreiflich zu machen. Indem man nun die naturphilosophischen Symbole der verschiedenen Religionen miteinander vergleicht und die Verwandtschaft wahrnimmt, die lediglich darin liegt, daß in der That die Naturerscheinungen im ganzen überall dieselben sind, kommt man zu dem seltsamen Misverständniß, das

*) In demselben Jahr erhielt Creuzer durch die Vermittelung Wyttenbach's, den er als einen der größten Philologen aller Zeiten verehrte, einen Ruf nach Leyden, der so günstig war, daß er ihn trotz Görres' Warnungen nicht ausschlug. Aber kaum war er Ostern dahin abgegangen, als er den Entschluß schon bereute: seine Gesundheit litt unter dem fremden Klima, und den Napoleonischen Behörden hatte man ihn als einen Wühler denuncirt. „Heute könnte ich mir durch ein solches Geständniß eine Art von Relief geben; jedoch meine historische Muse muß ganz demüthig berichten, wie der Professor Creuzer damals zwar den Kopf voll Numismatik, leydner Bibliothek und holländischer Philologie hatte; aber gegen Napoleon und seine Alliirten ebenso wenig conspirirte wie gegen den Kaiser von China." Glücklicherweise war seine Stelle in Heidelberg noch nicht besetzt, er eilte dahin zurückzukehren, und hat später alle anderweitigen Anträge zurückgewiesen.

Eine aus dem Andern herzuleiten. Aehnliche Voraussetzungen bringen ähnliche Erscheinungen hervor, auf dem Olymp wie auf dem Blocksberg, und so ziehn sich gewisse allgemeine mythische Gedanken durch die Poesie aller Völker; aber es ist nicht viel gewonnen, wenn man dieser äußern Aehnlichkeit wegen Wischnu, Bacchus, Hercules, Odin und den hörnernen Siegfried identificirt und sie zu Jahresgottheiten macht. In der abstracten Auffassung der verwandten Seiten ging die concrete Vorstellung der Gegenstände völlig verloren; die Götterwelt tauchte sich ins Chaos. Daher die Herabsetzung des griechischen Alterthums, das man nicht tief und religiös genug fand; die Vorliebe für Aegypten und Indien, für den Naturcultus der alten Germanen und für die stumpfsinnigen Mysterien der Etrusker. Wer sich einmal in diesen Wirrwarr verloren hat, wird bald von Widerwillen gegen alles Maß und alle Schönheit durchdrungen und findet zuletzt nur noch an dem Ungestalten und Abenteuerlichen Geschmack. — Der Inhalt der Symbolik wie Creuzer's enge Verbindung mit Fr. Schlegel, Görres und den übrigen Romantikern, die man als heimliche Katholiken betrachtete, gab zu herben Beschuldigungen Anlaß. „Ich war darauf gefaßt, daß meine Symbolik bei derjenigen Partei eine sehr unwillkommene Erscheinung sein werde, die darauf ausgeht, nur immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geschichte und religiöses Bewußtsein als ewig und unwandelbar festhalten, in eine unsichere Fluctuation zu versetzen, damit sie über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihrer Selbstsucht aufbauen könnten. Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civilisation der Völker und der ganze Inbegriff der edelsten Güter, deren sich jetzt die fortgeschrittene Menschheit erfreut, nur auf dem Grund und Boden des religiösen Bewußtseins erwachsen und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit einem Wort, wie alle ethische und politische Sittigung des Menschengeschlechts nur durch priesterliche Institutionen vererbt und veredelt worden." „Da ich im Plato, Plutarch und Athenäus sehr überraschende Aufschlüsse über einen Culturzustand der frühern Vorwelt fand, die mit der Bibel und den neuern orientalischen Forschungen im innigsten Zusammenhang erschienen, so wurde ich noch mehr über die geistlose Art empört, mit der Meiners u. a. die Religionen behandelten, nach Analogie der Cook'schen Reiseberichte, als habe überall die Menschheit mit der Brutalität angefangen. Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit dieser Ansichten die Augen, ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; und da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtschreiber im 5. Jahrhundert vor Christi als allgemein bekannt seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bildersprache zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen wie zum

andern redeten, und daß die unverwerflichsten Fragmente der ältern griechischen Philosophen bildlichen und symbolischen Charakter hatten, so ergab sich das Resultat: Allegorie und Bildersprache sei ein allgemeines Organ der uns bekannten orientalischen und griechischen Vorwelt gewesen. Die Mythen und Sagen der einzelnen Stämme sind nur unwesentliche Varietäten und Mundarten einer ursprünglichen allgemeinen Muttersprache d. h. der orientalisch bildlichen.“ — „Die älteste Philosophie stellt, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Person dar, und die Schelling'sche Weltseele als ein mit Bewußtsein und Willen ausgerüstetes Wesen.“ „Jederzeit sind mir Mythen als ewig perennirende Pflanzen erschienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der sie wartet und zu einem Kranze flicht. In diesem Gefühl habe ich meine mythologischen Vorlesungen jedes Jahr ganz neu geben müssen. Wenn auch die Hauptgrundsätze dieselben blieben, so gab es doch in der Darstellungsweise nichts Stationäres, sondern der mythologische Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt und auf eine andre Weise wieder beseelt werden, wobei der geistige Blick bald heller, bald trüber und die Auffassungsweise und Stimmung mehr oder minder günstig waren. — Ist nun jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum, so haben ihn die edelsten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert. — Das Hauptgeschäft, welches den Mythologen macht, beruht nicht auf der geschichtlichen Kritik, die freilich unerläßlich ist, sondern auf einer Apperception, die man weder lehren noch ersitzen kann, sondern die von einem geistigen Organismus bedingt ist, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter schafft.“ — Diese Ideen, welche in der Wissenschaft eine schnelle Opposition hervorriefen, regten die Naturalphilosophie, welche namentlich durch die Verbindung mit Göthe damals einen ausgedehnten Einfluß behauptete, zu den kühnsten Unternehmungen an.*) — Die Natur-

*) Göthe selbst war die Sache doch zweifelhaft. „Sie haben mich, schreibt er 1817, genöthigt, in eine Region hineinzuschauen, vor der ich mich sonst ängstlich zu hüten pflege. Wir andern Nachpoeten müssen unserer Altvordern, Homer's, Hesiod's u. a. Verlassenschaft als urcanonische Bücher verehren; als vom heiligen Geist eingegebenen beugen wir uns vor ihnen und unterstehn uns nicht zu fragen: woher, noch wohin? Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personification ohne Hinterhalt und Allegorie alles werth; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten. So lautet unser Glaubensbekenntniß. — Geht's nun aber gar noch weiter, und leitet man uns aus dem hellenischen Gottmenschenkreise nach allen Regionen der Erde, um das Aehnliche dort aufzuweisen, in Wor-

wissenschaft ist in der günstigen Lage, verkehrte Ansichten jedesmal durch einen handgreiflichen Beweis widerlegen zu können, und wenn die Irrthümer sich wiederholen, so behält sie ihre Waffen stets zur Hand. In der Mythologie dagegen ist das Object des Processes nicht mehr vorhanden, und die scharfsinnigsten Forschungen reichen nicht immer aus, Scheingründe, die der Einbildungskraft schmeicheln, zum Schweigen zu bringen. Die romantische Schule hatte das Aufblühen der Kunst von einer neuen Mythologie abhängig gemacht, die allen Religionen, Völkern und Zeiten gerecht werden sollte; sie mußte versuchen, was die Wissenschaft auf dem mythologischen Gebiet festgestellt, den neuen Ideen anzupassen. Da nun die weltbeherrschenden Religionen sämmtlich dem Orient entsprungen waren, da man in Indien einen reichen Schatz mythischer Gebilde entdeckte, so lag es nahe, die Quelle aller Mythologie im Orient zu suchen, und in den bekannten mythischen Geschichten das Dunkle und Verborgene, das anscheinend der Vorzeit und dem Orient Entlehnte mit besondrer Hochachtung zu durchforschen. Man suchte in den heitern Bildern der griechischen Volkssage die symbolische Seite auf und verwandte die Erfahrungen der modernen Dämonologie zur Ausmalung der alten Mysterien. Dieses mystische Moment war im Alterthum wirklich vorhanden, nur wurde die Perspective verwirrt, indem man es in den Vordergrund treten ließ und die rohen Grundstoffe der griechischen Bildung, welche der classische Geist nicht vollständig zu überwinden vermochte, als das Höchste der griechischen Bildung auffaßte. Die Naturphilosophie machte die Entdeckung, daß die Götter- und Heldengeschichten der griechischen Mythologie nichts Anderes wären, als Gleichnisse astronomischer und physikalischer Wahrheiten. Die Griechen hätten dieselben aus Aegypten und Indien entlehnt, aber der leichtere

---

ten und Bildern, hier die Frostriesen, dort die Feuerbrahmen, so wird es uns gar zu weh, und wir flüchten wieder nach Jonien, wo dämonische liebende Quellgötter sich begatten und den Homer erzeugen. Demohngeachtet kann man dem Reiz nicht widerstehn, den jedes Altweltliche auf jeden ausüben muß." — Aehnlich schreibt Jacobs 1818: „So sehr ich mit Ihnen überzeugt bin, daß es ungereimt ist, die Aussicht in das ältere Griechenland durch den Homer sperren zu wollen, ebenso überzeugt bin ich auch, daß, sobald man sich einmal erlaubt, über den Homer und Hesiod hinauszugehn, man wie von einem Wirbelwinde ganz unvermeidlich in den Orient fortgerissen wird. Hier mag!, außer der Mythologie, auch wol ein guter Theil der griechischen Geschichte in der Wiege liegen, aber da ist es mir nun wieder, als wenn der Weg nach dem Lichte hin mit jedem Schritt dunkler würde. Ich begreife aber auch sehr wohl, wie eben diese Nacht, in der doch hier und da ein Stern — vielleicht eine Cynosura — glänzt, den vordringenden Eifer des Forschers entflammen kann: und es ist vielleicht lächerlich, Ihnen so aufrichtig meine Gespensterfurcht zu erzählen."

Sinn des Volks hätte die Bedeutung vergessen, und die altägyptische Weisheit hätte sich nur in den Mysterien erhalten, einer esoterischen Religionsform nach Art des Freimaurerordens, in der die Priesterschaften der Indier und Aegypter sich fortgepflanzt. Die Pelasger waren die Träger der tiefsinnigen Urreligion, die auf Indien und Aegypten hinwies; die Hellenen die frivolen Neuerer, die im Drang ihres bewegten Heldenthums der Geheimlehren nicht achteten. Eine solche Entdeckung einer weisen, über die Bildung des gewöhnlichen Volks weit herausragenden, bis auf die Urzeit des Menschengeschlechts sich fortpflanzenden und die Geheimnisse des Christenthums vorbereitenden Priesterschaft mußte einer Zeit sehr willkommen sein, die auf eine ähnliche Weise die Sonderung der Heiligen von den Unheiligen anstrebte. Das Auffallendste ist, daß man glaubte, der griechischen Kunst durch diese Wendung ins Symbolische einen neuen reichen Inhalt und eine tiefere Bedeutung gegeben zu haben, da sie doch in ihrer plastischen Vergegenwärtigung von Geschichten und Figuren die reinste Poesie ist, die jemals ein glücklicher Stern einem Volk möglich gemacht hat. Wie lebensvoll wußte Göthe in der classischen Zeit seiner Dichtung sowol die antike wie die romantische Welt darzustellen, in ihrem sittlichen Leben wie in ihren phantastischen Sagen; in den Werken seiner spätern Zeit verfließen alle Gestalten in Beziehungen und Anspielungen. Die Abstraction ist immer poesielos. Es mußte sich bei dieser Ansicht nothwendig eine andere Auffassung des Homer herausstellen. Nach Wolf sind die Homerischen Dichtungen wie die spätere Plastik Ausflüsse des griechischen Volksgeistes, der durch das Organ verschiedner Künstler sein religiöses Bewußtsein entwickelt und fixirt hat. Jene Gesänge erschienen als Wahrheit, was in einer naiven Zeit dadurch keineswegs aufgehoben wird, daß der Dichter seinen Gegenstand ausführlicher behandelt, in lebendigern Farben darstellt, den Göttern und Menschen lange Reden in den Mund legt, weil in einer naiven Zeit der Unterschied zwischen Dichtung und actenmäßiger Prosa noch gar nicht besteht. Der Dichter erschien als ein Seher, in dessen gewaltig concentrirtem Gemüth die gegenständliche Welt ihr wahres Abbild fand, nicht nach künstlich ausgearbeiteten Perspectiven, sondern in unmittelbarster zutrauensvoller Anschauung. Nach der neuen Auffassung dagegen waren Ilias und Odyssee Dichtungen im strengsten Sinne des Worts, d. h. bewußte Erfindungen zu künstlerischem Zweck, zum Theil mit Nichtachtung, zum Theil in offenem Widerspruch gegen die herrschende Religion. Was man als eigentlich griechisches Leben und griechische Kunst zu betrachten gewohnt war, sollte ein bewußter Gegensatz gegen die griechische Natur und Ueberlieferung sein. Die letztere findet sich, wenn auch verstümmelt, nur in Hesiod, dem Rechtgläubigen, während Homer der Ketzer war. Bei dem Fall der Königs-

geschlechter, als Griechenland durch Revolutionen erschüttert wurde, sank auch die Herrschaft der Priester, welche bis dahin die theologische Dichtung gepflegt. Darauf bildete sich zu Homer's Zeiten eine derbe weltliche Poesie aus, die Priester wurden von den Laiensängern angefeindet und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Homer kümmerte sich nicht um ihre Weisheit, er machte aus den tiefsinnigen Symbolen inhaltlose Thatsachen und flocht nur hin und wieder doppelsinnige Hindeutungen ein. Das natursymbolische Element der Religion, ungeschickt dem ägyptischen Göttersystem nachgebildet, erscheint als das ursprüngliche und wesentlich griechische, das heroische und epische Moment dagegen als das künstlich gemachte. — Diesen wilden Ausschweifungen der Phantasie gegenüber durfte die Wissenschaft nicht still bleiben. Es waren drei der ausgezeichnetsten Philologen, welche mit glänzender Ueberlegenheit diese Irrlehren aus dem Gebiet der Wissenschaft ausstrichen: Gottfried Hermann in den Briefen über Homer und Hesiod (1818), Voß in der Antisymbolik (1823) und Lobeck zuerst in der Jenaer Literaturzeitung, dann im Aglaophamus (1823), einer Untersuchung der griechischen Mysterien, in welcher sich ergab, daß der Cultus ein rein ceremonieller war und daß die Entzückungen der Eingeweihten durch sinnliche Mittel, keineswegs durch höhere Belehrung bewirkt wurden. Es war nicht blos die unwissenschaftliche Phantastik der modernen Mythologen, was diese wahrhaft deutschen Männer entrüstete, sondern der Zusammenhang dieser mystischen Speculation mit der allgemeinen Neigung zur Unklarheit im Glauben und im Wissen. Sie kämpften für die Aufklärung, für den Protestantismus und für die natürliche Sittlichkeit gegen die einreißende Glaubensverfinsterung und gegen den Aberglauben. Es ist aus ihren Schulen ein hochgebildeter Lehrerstand hervorgegangen, der in Norddeutschland eine feste, unerschütterliche Phalanx gegen die Ueberflutungen der Mystik und des Supranaturalismus bildet. Auf folgenden Umstand haben sie keine Aufmerksamkeit gewandt. In jeder Religion, die eine Geschichte hat, findet man ein doppeltes natursymbolisches Moment, ein ursprüngliches und ein reflectirtes. Der erste Ursprung aller Religion ist natursymbolisch, denn göttlich ist dem Menschen ursprünglich, was er nicht versteht. Die Handlungsweise der Menschen versteht er und weiß ihrer feindlichen Einwirkung zu begegnen; den Grund der physikalischen Erscheinungen dagegen weiß er sich aus seiner Natur heraus nicht zu erklären, er flieht voll Entsetzen, oder er wirft sich vor der unbekannten Ursache derselben in den Staub, wie es dem Wilden ziemt, der noch nicht weiß, daß der Geist über die Natur erhaben ist. Diese naive Natursymbolik des Schreckens, aus welcher der Begriff des Göttlichen hervorgeht, ist aber wohl zu unterscheiden von einer zweiten reflectirten Natursymbolik, die ihre Speculationen in

die bereits vorhandene Religion überträgt. Ein Zeitalter der sieben Weisen, das sich Gedanken darüber macht, welches das erste der Dinge sei, ob die Materie in irgendeiner elementaren Form, oder das Atom, oder die Zahl, oder das Sein im allgemeinen, oder das Werden u. s. w., ist nicht schöpferisch in Beziehung auf die Religion, aber es hat einen großen Einfluß auf die veränderte Auffassung derselben. Ein Volk, welches keiner historischen Entwickelung fähig ist, wird im Schwanken zwischen diesen beiden Extremen und bei der innern Verwandtschaft derselben den Anschein einer größern Einheit gewinnen. Ein Volk dagegen von frisch bewegtem Leben wird zwischen diese beiden Momente ein Zeitalter wirklicher Gottheiten und Heroen einschieben, welches von der alten Natursymbolik höchstens die Namen beibehält. Der Wilde sucht in der Religion nur die unbekannte Ursache der Naturerscheinungen; das historische Volk ist mit der Antwort bei der Hand: es verdichtet die abstracte Ursache zu concreten Gestalten, und die Ausmalung dieser Gestalten wird ihm bald die Hauptsache. Ein solches Zeitalter herbeizuführen, reicht die individuelle Poesie nicht aus, das ganze Volk muß daran gearbeitet haben, wenn aus dem Naturfatalismus sich eine gestaltenreiche und lebendig bewegte Plastik der Götter entwickeln soll. Wenn die Symboliker darin fehlten, daß sie das niedrige Element der Religion ausschließlich gelten ließen, so gingen die Rationalisten zu weit, wenn sie es ganz leugneten oder als unwichtig darstellten.

Die trockne Scholastik des Philologen wurde der Menge verständlich durch seine Verbindung mit einem Mystiker von poetischer Anlage, Joseph Görres (1776—1848). Zuerst ein bitterer Pantheist, warf er dann in phantastisch-doctrinärem Spiel die Religionen durcheinander, bis er als fanatischer Katholik endete. Im Grunde ist aber sein Katholicismus von seinem Pantheismus so wenig verschieden wie seine Deutschthümelei von seiner französischen Begeisterung. Er hatte eine erregbare Phantasie, der aber alles Maß und damit die Fähigkeit abging, wirkliche Gestalten hervorzubringen oder auch nur lebendig anzuschauen; einen Vorrath von Kenntnissen ohne Ordnung und Gesetz; eine Kühnheit, die vor keinem Hinderniß zurückschreckte, der aber das fehlte, was allein den Charakter macht, Integrität des Gemüths und Wahrheit gegen sich selbst; einen schnellfertigen Witz im Combiniren, aber ohne Schule und ohne wirklichen Inhalt. — Einundzwanzig Jahr alt, begründete er die Zeitschrift: „Das rothe Blatt" (1797), worin für die französischen Ideen Propaganda gemacht wurde. Schon damals mischte er die volksthümlichen Vorstellungen von Hexen, Gespenstern und Alraunen mit den Ideen der deutschen Philosophie, diesem Erzeugniß des Protestantismus, das bei dem gebornen Katholiken keine organische Entwickelung haben konnte.

Die Vorliebe für die französische Republik hörte auf, als **Görres in Paris** 1799 Gelegenheit hatte, sich die Militärherrschaft in der Nähe anzusehn. Was ihn empörte, war wol weniger der Despotismus als die nüchtern rationalistische Weise des neuen Regiments. Es macht ihm Ehre, daß er sofort mit seinen frühern Sympathien brach, sich von der Politik gänzlich zurückzog und in einer Stelle am Gymnasium zu Koblenz lediglich wissenschaftlichen Studien lebte. — In jener Zeit entstanden u. a. die Schriften: Aphorismen über Organonomie 1803, über die Kunst 1804, Glauben und Wissen 1806. „Als die Natur, heißt es hier, ihren schönsten Sohn, den Menschen geboren, da freuten sich alle Götter, wie sie, eine göttliche Madonna, um das geliebte Kind schwebte. Höhere Wesen, sonnengeborne, unsichtbare Geister, sandte ihm der Vater als Gespielen zu. Sie pflegten sorgsam seine höhern Kräfte und erklärten ihm in kindischem Geschwätz die stummen verschwiegnen Hieroglyphen des Lebens, die Bildersprache, in der sich die Natur mit ihm unterhielt. Das Kind lernte die Geheimnisse der Natur und der Götter in den Blumen lesen, aber als seine Kräfte gewachsen und seine Leidenschaft erwacht war, da mußten die Kinder der Sonne scheiden, die Erde zog sich in sich selbst zurück und nur noch in den hohen Mythen lebte das Göttliche fort. Und kennt ihr das Land, wo die Menschheit die frohen Kinderjahre lebte? wo die junge Phantasie zuerst in dem Blütenduft sich berauschte, und in dem süßen Rausch der ganze Himmel in zauberischen Visionen sich ergoß? An die Ufer des Ganges, da fühlt unser Gemüth von einem geheimen Zug sich hingelenkt, dahin gelangen wir, wenn wir dem Strom der heiligen Gesänge bis zur Quelle folgen. Schaffend hatte die Gottheit dem All sich offenbart, da offenbarten nachschaffend die Götter sich in der heiligen Mythe. Indiens reiche Natur schwellt in dieser Mythe üppig uns entgegen, zarte, wundervolle Blumen, die mit fremden Augen uns ansehn, in fremder Sprache zu uns reden. Wie ein heiliges Feuer trugen es die Völker auf ihren Wanderungen umher, nur matter und matter glühte es auf, wie sie weiter von der Heimat sich entfernten, aber selbst in der Edda, tief im Eis des Pols, ist die heilige Glut nicht erstickt, sie glüht im Innern wie Islands Feuerberge. Unser ganzes Wissen ruht auf diesen einfach großen Ueberlieferungen der Urwelt. Diese Welt liegt in der Tiefe der Vergangenheit begraben, selbst die christliche Mythe bringt nicht so tief in die Mysterien der Religion ein als die indische, weil sie durch praktische Tendenzen abgeleitet wird. Es ist nun an der Zeit, den Schleier von diesen Mysterien hinwegzuziehn." — Görres gibt sich Mühe, die Mythologien der verschiedenen Völker mit den Speculationen der Naturphilosophie zu vermählen und daraus einen neuen Mythus zu bilden. „Die Schöpfung begann mit dem Ausfluß des göttlichen

Wesens in weiblicher Form, während das, wovon es ausging, in männlicher erschien. Beide ineinander aufgelöst im Medium des Ueberschwenglichen, bilden ohne Zeugung das Wesen der Gottheit." — Das alles geht in einem großen Ei vor sich. Die Personen sind: „Der Mann, das Weib und die fortwährend empfangende Jungfrau; so auch in der christlichen Mythe: der Vater, der über dem Chaos brütende Geist (die Mutter) und der Sohn als Neutralisation des Products." Dann folgen die Titanenkämpfe, die als Symbol der dem Geist widerstrebenden brutalen Natur aufgefaßt werden, endlich als christliche Mythologie die Apokalypse. Erst in der neuen Zeit, die mit dem Christenthum beginnt, war die Austreibung aus dem Paradiese der Natur vollendet. Aber ein Instinct ist in die Seelen eingepflanzt, der sie immer wieder in den Abgrund der Gottheit treibt. Oben im heißen Zenith aller Kräfte, in den Sternenschleier eingehüllt, wird ein unbegreiflich geheimnißvolles Etwas weben; kein Sinn wird es ergründen, keine Anschauung es erfassen, eine Hieroglyphe der ganzen Schöpfung, die von sich selbst wieder eine Hieroglyphe ist, ein Räthsel, das sich immer selbst löst und doch ewig unergründlich ist u. s. w. In diesem pantheistischen Traumleben sind das einzige Maß die Horen: „Einsam ziehen die Göttervögel durch den stillen Aether, ungezählt sind ihre Scharen, majestätisch langsam ziehn sie durch die Räume der Unendlichkeit einher; die ersten erreicht ein sterbliches Auge nicht, die hintersten sieht keine Zeit vorüberziehn, aber alle trägt das Ueberschwengliche, alle wird die Gottheit sie in ihren Schoos sammeln." — Ein wahres Brillantfeuerwerk ist Görres' Religion in der Geschichte (Studien 1807); es handelt zwar von allen möglichen Dingen, hauptsächlich aber von dem Gesetz der historischen Entwickelung: die Sprache steht in der Mitte zwischen den Propheten und den indischen Religionsbüchern. Görres macht auf die Momente des scheinbaren Stillstandes aufmerksam: „Ist das nicht so recht bedeutsam in unsern Tagen auf uns eingedrungen, wo erst jene große Gährung in der Zeit gewesen, die alle Geister in sich eingeschlungen und gewaltsam und rastlos sie in ihren Wirbeln umgetrieben, und nun nachdem sie durch Ueberreiz zahm geworden und als ein fügsam und gelenkig Werkzeug sich dem Erdgeist beugt, nun von allen Seiten sich's zur Ruhe neigt, und die Gegenwart gewissermaßen nur ein einzig großes Gähnen ist, wo die erschöpfte, überwachte Natur gewaltsam ihre Rechte fordert. Schlaftrunken und immer doch von neuem wieder aufgepeitscht, taumelt dies Geschlecht daher; besinnungslos will die kleinste Anstrengung ihm nicht mehr gelingen; wie Nachtwandler gehen Nationen um, böse Träume träumend: der aber wird Herr am Ende sein, über den die Nacht keine Herrschaft übt, der wie der Löwe, vom heißen Blut getrieben, im straff gespannten Muskel keine Ermüdung fühlt und schnell im raschen Umtrieb

jeden Verlust ersetzt.“ „Es hat die alte Erde zuerst ihr Werk vollbracht: aus eigner Tiefe wollte sie sich selbst ein Wunderkind gestalten; in verborgner Kluft und in finstern Abgründen hat sie den Samen zu dem Bilde aufgesucht, und in dem kühlen Thau, der allnächtlich fällt, alle Unterirdischen haben zu dem Werk ihr beigestanden, und mit vielfältigen Gaben den Liebling ihr gesegnet, auch die Lüfte haben wie im Liebesregen sich über ihn hinabergossen, und der Mond hat mit seinen kalten Influenzen freundlich ihn bestrahlt, und in seine dunkeln Effluvien wie ein Netz ihn eingeknüpft. So ist die irdische Natur im Menschen zuerst hervorgegangen ein seltsam kunstreich Werk der Schattenmächte; das Leben, das die Dinge in verschwiegenen Nächten leben, ist ihr Leben auch geworden; es sind die Abgründe der Erde ihr aufgeschlossen, und durch die Spalten schlägt sie die Wurzeln in die Tiefe ein, und vertraut mit ihren Wundern, saugt sie aus dem Centrum ihre Nahrung. Und wie kühle Schauer nach dem Uebergang durch die Lüfte ziehn, und feuchte, kalte Nebelformen unten an der Erde streichen, und ein leiser Athem wie der eines Schlafenden durch den Luftkreis geht, so bewegte sich die beschattete Gestalt durch die Dunkelheit, wie ein Traum, den die Natur geträumt, und der lebendig geworden nun nachtwandelte in der Träumenden. Einer Erscheinung gleich, die aus den Gräbern steigt, war die Gestalt den bildenden Göttern aus der Erde hervorgestiegen, und so lange die mütterliche Nacht verweilte, weilte das dunkle Wesen auch außen an der Oberfläche; wie aber die Morgenröthe am Horizont erschien, da fuhr der finstre Geist in sich zusammen, und flüchtete in tiefe Schluchten vor dem einbrechenden Licht, das ihm feindselig ist und verhaßt.“ Man wird durch diese Phantasiegebilde nicht gerade belehrt, aber man kann sich vorstellen, wie sich jene Zeit daran berauschte, wie kluge Männer Görres über Luther und Shakspeare setzen konnten. Doch hüten wir uns, diesen Visionen zu folgen; wir deuten nur auf den Punkt hin, wo Görres sich mit Creuzer begegnet. Es handelt sich von der Zeit, wo zuerst die Poesie aufblüht. „Die Erde selbst war gebrochen, wie eine Blumenknospe bricht, und eben waren die Geschlechter aus ihrem Kelch hervorgetreten, und es umdufteten sie noch die Arome, und sie horchten dem leisen Athemzug der Mutter, die in den Düften webte, und sie vernahmen was sie gesprochen, und lasen was sie mit Bergen und Strömen, und Bäumen und Blumen geschrieben hatten, und bildeten es in ihrer eignen Sprache lallend nach. Nun erst war die Mythe offenbar geworden; sie war aus der Inspiration übergetreten in die Erscheinung, und hatte zum historischen Object sich gestaltet. Wie die Bildung des Systems mit der Ausbildung der Sonne selbst begonnen hatte; wie alle Erdgestalten wieder auf einer zuerst gestalteten innern Erdensonne ruhen, und nun die eine Weltsonne über allen Planetensonnen,

und diese über allen ihr in der Persönlichkeit des Wandelsternes untergeordneten Besonderheiten schwebt, die nur symbolische Bezeichnung dessen sind, was in jenen höhern Regionen unmittelbar durch sich selber ausgesprochen ist: so hat auf dieselbe Weise auch die Geschichte ihre Sonnenperiode, mit der sie beginnt; es ist eine rein astralische Zeit in ihr, wo sie dem Himmlischen zugewandt, von dem sie ausgegangen ist, noch in solarischem Feuer glüht, und ihre eigne irdische Zeit zuerst abgesprungen ist von einer andern höhern Zeit, die näher der Ewigkeit verwandt erscheint. Ueber dem Orient ist dies Gestirn zuerst dem Geschlecht aufgestiegen, und dann nach Westen allmählich mit ihm fortgeschritten am Himmelsbogen, während die Menschen unten durch den irdischen Thierkreis sich durchgewunden. Der Zug des alten Bacchus von Indien und den Ufern des Ganges und Indus aus, nordwärts gegen den Oxus, Sogdiana, durch Medien, Persien, Phrygien bis nach Thrazien hin, und südwärts über Chaldäa, Arabien nach Aethiopien durch Vorderasien und nach Aegypten, ist das erste Buch der Welthistorie, die Geschichte des ersten Erdensabbats und jenes Sonnenlaufs: Begeisterung spendete der Gott auf seinem Zuge; die Weintraube war das Symbol jenes Götterrausches, der die neugebornen Geschlechter ergriffen hatte, und wie der Freudengeber dahinzog in strahlender Herrlichkeit, in seinem Gefolge Corybanten, Cureten, Pane, Silenen, Satyren, Nymphen, Oreaden und Thyaden, hatten alle sich an ihm in Himmelsfeuer vollgesogen, und den Thyrsus schwingend, Evoe jubelnd, stürzten ihm die Chöre, wie die erglühenden Welten dem Sonnengotte nach. Das war daher die erste Feier auf Erden, wie die alte Titanenzeit vorüber, und die Menschen auf ihr Platz genommen, nachdem der Gott die letzten Giganten durch die Macht des Thyrsus noch gebändigt; es war die erste Flamme, die in dem irdischen Aether sich gezündet hatte: aber es kamen andre Zeiten; es mußte verglühn der junge Phosphorus, um als später Hesperus erst wiederzukehren; es sollten, nachdem der Feiertag vorüber, die Tage der Arbeit nun beginnen. Da zog das heilige Feuer in das Geheimniß und die Verborgenheit der Tempel sich zurück, und wurde dort als ewige Flamme von den Priestern gehütet, und brach nur da und dort periodisch durch und entzündete die Generationen in immer neuer Begeisterung wieder. In den Bacchanalen und den Orgien regte nachglühend sich jene Trunkenheit der frühen Menschenjugend; die alte Sonne, die über der uralten Zeit erglänzt, war zersprungen in einen Sternenhimmel, und die Himmelsfunken strahlten aus der Nacht der Mysterien nun hervor, und glühten an den überirdischen Gewächsen, die der Gott auf seinem Zuge überall im Heiligthum geweihter Oerter angepflanzt. Aus den indischen Tempelhöhlen waren diese Mysterien hervorgebrochen: wie ein unterirdischer Strom waren sie ver-

borgen tief unter der Erde hinweggezogen: in der Mythohöhle brach der Strom brausend, ein siedende Naphthaquelle, zuerst hervor, und stieg innerlich erglühend himmelan; unter den Tempeln der Chaldäer wand er sich dann hindurch, und nun sich in vielfache Arme spaltend drang er in freudig raschem Spiele dort in Saïs, in den Mysterien des Osiris und der Isis hervor; hier in Phrygien im Dienst des Atys und der Cybele; in Syrien und Phönizien in den Geheimnissen des Adonisdienstes; in Lybien im Ammonstempel; dann wieder oben im thrakischen Norden im Cultus der Kabiren und des Sabazius; rann weiter unter dem Meere von allen Weltgegenden sich sammelnd durch, um in Eleusis, als Heiligthum der ganzen Erde von der alten Zeit anerkannt, noch einmal in einer herrlichen flammenden Cascade aufzusteigen, und ganz Griechenland von dort aus mit dem Feuerregen zu übergießen." Wir flüchten auch aus diesem Wirbel, und eilen zur Periode des römischen Kaiserthums. „Es war abermals Nacht geworden in der Geschichte, abermals hatte die dunkle Gewalt aus den Tiefen sich ergossen, und hatte des Geistes Federkraft gebrochen und in schmachvolle Fesseln ihn gelegt; es war das Geschlecht wieder hingesunken und still brüteten die Elemente über dem neuen Werk und der Wiedergeburt, zu der es erwachen sollte." Diesmal war es der Religion vorbehalten. „Alle Religion begann mit Naturdienst; alle Mythologie erscheint, bis zu ihrer innersten Wurzel verfolgt, unmittelbar erst in den Elementen und dann im Sternreich gegründet, und es war der allgemeine Glaube des ältesten Alterthums, daß alle göttliche Begeisterung unmittelbar hervorquelle aus dem Schoos der mütterlichen Erde und den Abgründen der Gestirne, und heraustöne schauerlich und geheimnißvoll aus den Tiefen der Materie." Das wird in der asiatischen Mythengeschichte, die übrigens namentlich über Griechenland viel Schönes und Treffendes enthält, weiter nachgewiesen. „Aus der Mitte des Judenthums war in neuer, höherer Apotheose hinaufgestiegen ein neu göttlich Leben: Jehovah, ganz ein lebendiger, organischer Gott, leidenschaftlich, zornmüthig, mordgrimmig, selbst verklärter Moses wie der spätere Allah ein verklärter Mahomed, herrschte nun in Majestät und Herrlichkeit durch den neuen Olymp; die Elementenwelt aber war tief unter ihm, der Sternenhimmel sein Fußschemel, der Donner seine Stimme und die Blitze seine Boten." Nun aber trat mit dem Christenthum der Logos in die Welt, „das Wunderkind der neuen Zeit" u. s. w.: — es ist merkwürdig, wie mit dem Christenthum sofort die bunten Bilder aufhören und die dürre Scholastik beginnt. „Durch das Christenthum war ein großer Fortschritt der menschlichen Natur bezeichnet: (man höre!) es war eine neue, große Abstraction in das allgemeine Leben eingetreten, und durch Abstractionen geht aller Fortschritt in der Geschichte, ohne sie würde alles in Trägheit und in tiefer

Versunkenheit befangen bleiben auf der Stufe, wo es einmal zufällig sich gestaltet hätte. Mit ihr war ein neuer Organism aus dem Organism des Alterthums erblüht, und es begann ein neuer thatenvoller Tag, und durch Morgen, Mittag, Abend durchlief die Geschichte seine Phasen.“ Im Papstthum vollendete sich dieser Organismus. „So stand der Titan des Mittelalters da, stolz und hochgemuth; nicht mehr von unten herauf von der alten Mutter allein gekräftigt, sondern jetzt in der Gnade des Himmels stark, schritt er daher und bekämpfte nun selbst den feuersprühenden Typhon des Islam, die letzte Ausgeburt des alten Heidenthums“ u. s. w. Kläglich ist der Anblick der Zerstörung, in die der schöne Bau, der in zwei Welten seine Fundamente hatte, zerfallen ist. Mit dem Schießpulver begann der Ruin: mit der Reformation war er vollendet. „Ohne Zweifel waren es die Kräftigern im Volk, der letzte Rest von wahrhaft altdeutscher Energie und Lebendigkeit, was die Reformation zunächst begründete; sie sahen die Verwesung um sich her und wollten neuen Geist eingießen dem Hinfälligen. Sie wandten, um ihren Abfall von der Idee zu decken, sich dem ursprünglichen Christenthum zu, und bewaffneten den einfachen Geist des Stifters gegen sein eigen Werk, das so nothwendig wie die spätern Erdgestalten aus dem Frühern hervorgegangen war; aber sie vergaßen, daß das Christenthum, wenn es länger fortbestehn sollte, nothwendig weiter vorwärts gegen die Abstraction getrieben werden müsse; daß es aber nimmer wie der Strom zu seiner ersten Quelle kehren konnte.“ — Es folgte die Revolution: „Die alten classischen Formen sollten wiederkehren, antiker Republikanersinn; aber es war nicht an der Zeit: die Unternehmung, frivol begonnen, war nicht mit welthistorischer Einsicht geleitet worden; in Worten hatte sich das Geschlecht berauscht, aber die Worte wurden mit Worten abgewiesen, sie verflogen wie Rauch und Dunst.“ „So ist das Zeitalter abermals in sich zusammengebrochen; die Götter sind wieder zurückgegangen in die Elementarwelt.“ Aber wie die Ereignisse der Gegenwart nothwendige Naturproducte, so sind sie auch ein Fortschritt gegen die Vergangenheit. „Nimmer kann der Erdgeist in Verdammniß sinken, er kennt nicht Tod und die Vernichtung nicht, denn er ist unsterblich und ewig jung, und immer erneuten Lebens voll; eine heilige Schlange, die streifend die alte Hülle in jedem Zeitalter von neuem sich erzeugt.“ Leider vertieft sich Görres darauf wieder nicht blos ins Weltei, sondern auch in die Milchstraße, und die historischen Bilder verwandeln sich in mythologische Phantasmagorien. — So ergänzte hier die trunkne Phantasie, was eine tüchtige, aber zu vorschnellen Combinationen geneigte Gelehrsamkeit angebahnt hatte. — In dieselbe Zeit fallen: Die deutschen Volksbücher, 1807 und die Mythengeschichte der asiatischen Welt, 1808, beide Werke in Heidelberg geschrieben, wohin Görres

1806 berufen war. Die philosophische Bearbeitung der neuentdeckten Quellen war um so voreiliger, da man diese noch gar nicht kritisch untersucht hatte. Bevor man das Ganze in seinen Einzelheiten zu überschauen vermochte, suchte man aus abgerissenen Thatsachen ein Ganzes zu machen, und es gingen Gestalten daraus hervor, die an die Misgeburten des Prinzen von Pelagonia erinnern.*) Uebrigens bekämpft Görres sehr lebhaft Fr. Schlegel's Ansicht. Ursprünglich wäre jede Religion pantheistisch gewesen, die Dämonologie sei entstanden, indem man aus den Seelen der Naturformen Abstractionen machte, weiter fortschreitend habe man die Weltseele aus der Welt gesondert, bis endlich das Christenthum in der reinen Abstraction sein Reich gegründet. Aber auch das Christenthum habe sich pantheistisch belebt und so in seinen reichen Mythen und Legenden die höchste Religionsform hervorgebracht. — Hammer's „Fundgruben des Orients" boten willkommnen Stoff, die morgenländische Weisheit phantastisch auszudichten; ebenso der Firdusi und Ramajan. Aber selbst Görres wurde es mit dem Orient zuweilen zu viel. Ein bamberger Professor hatte in einer, Napoleon zugeeigneten Schrift: das Licht vom Orient 1808 alle Weisheit und Religion vom Morgen hergeleitet: „wir nehmen die Widmung, sagt Görres in den Heidelberger Jahrbüchern 1809, als einen Schrei, den die strebende Jugend in dem Verfasser thut, damit sie vernommen werde, und sehn mit Betrübniß ihn auch an der allgemeinen Influenza kranken, die

*) Die Kantianer ließen es an Beleuchtung der Naturphilosophie nicht fehlen. In den „Träumen eines Geistersehers" (Swedenborg) hatte Kant nachgewiesen, daß keine Spur von Vernunft darin zu finden sei: „Nichtsdestoweniger herrscht darin eine so wundersame Uebereinstimmung mit demjenigen, was die feinste Ergrübelung der Vernunft über ähnliche Gegenstände herausbringen kann, daß ich hier diejenige Seltenheit in den Spielen der Einbildung finde, die andre Sammler in den Spielen der Natur angetroffen haben, als wenn sie etwa im fleckigen Marmor die heilige Familie, oder in Tropfsteinbildungen Mönche, Taufstein und Orgel, oder sogar, wie der Spötter Liscow, an einer gefrornen Fensterscheibe die Zahl des Thieres und die dreifache Krone entdecken, lauter Dinge, die niemand sonst sieht, als dessen Kopf schon vorher damit angefüllt war." Einer seiner verständigsten Schüler, Professor Grohmann in Wittenberg („dem Andenken Kant's, oder über die Richtigkeit der neuesten philosophischen Systeme" 1804) setzt hinzu: „Die herrlichen Welten Schelling's haben nur eine imaginäre Existenz; kein Wunder, daß in dem Absoluten Religion und Philosophie zu einer liebevollen Mythologie wird. Aber ein Wunder ist, daß Schelling oder einer seiner Anhänger noch nicht in einer besondern Construction gezeigt haben, wie in den alten Zeiten wirkliche Geister der Finsterniß, als Repräsentanten der damaligen Krankheiten, auf der Erde gewandelt, und Teufel leibhaftig in eine Heerde von gewissen dynamisch organisirten Thieren gefahren sind. Wäre es ein Wunder, wenn wir nach der Philosophie Schelling's wieder an Hexen, Zaubereien und Teufelsbeschwörungen glaubten?"

in dieser Zeit grassirt. Es ist dies jene Unenthaltsamkeit der bildenden Natur, jenes unruhige rastlose Drängen und Treiben, das keiner werdenden Gestalt Ruhe läßt, daß sie sich in sich selbst vollende, jenes angstvolle Hasten immer nur voran zu eilen, damit dem Athemlosen der Rang nicht abgelaufen werde, jene krampfhafte Anstrengung, die sich übernimmt, jene Täuschung endlich, die Keime für Früchte nimmt, und die still und sinnig bildsame Naturkraft mit augenblicklichem Aufwallen der innern Lebenswärme verwechselt. Bildet doch das Leben, wenn es sich verjüngen will, ruhig in sich selbst versenkt an seinem Werk, und erst wenn die gemessene Zeit vorüber, drängen die Wehen zur Geburt: diese aber, kaum befruchtet, möchten schon gebären, und hat nur ganz matt und bleich und blau das Flämmchen erst gezündet, gleich fliegt's wie eine Sternschnuppe von dem Geiste auf, und wird von dem Dunst bald erstickt." Obgleich er selber, nach dem Vorgang Herder's, auf den Orient gewiesen, hat er doch nie gezweifelt, „daß das ganze Leben und die Weltanschauung der Griechen auf einer höhern Stufe gestanden. Gerade der Antagonismus in ihrer Verfassung und in allem, was erschienen, ist das Siegel ihrer kräftigern Natur". „Die Rückkehr der Geschichte zur Wurzel, aus der sie hervorgegangen, ist etwas rein Unhistorisches, und das Streben danach eine verkehrte Tendenz." „Es wäre eine fabelnde Naturgeschichte, die etwa alle Pflanzenformen ableiten wollte aus mannichfaltigen Verschiebungen der Palmenform; und es ist nicht anders um diese Lehre, die den Magism als die Glorie aller Weisheit und den alleinigen Durchbruch der himmlischen Natur in der irdischen verkündigen möchte."*)

Die Bedeutung der Heidelberger Jahrbücher wurde noch durch eine

*) In Görres' Christlicher Mystik 1836—42 feiert der Unsinn seine bunteste Walpurgisnacht. Görres theilt die Mystik in vier Stufen ein, in diejenige, die sich mit der Erde, die sich mit den Heiligen, die sich mit den Dämonen, und die sich mit der Trinität beschäftigt. Während auf den drei ersten Stufen der „Logos" ausschließlich das Wort führt, wird er auf der vierten zu einem untergeordneten Moment herabgesetzt. Mit besonderer Vorliebe wird die Dämonologie behandelt. Die Lehre von den Hexen, den Besessenen, den Kobolden und Teufeln wird mit einer katechetischen Genauigkeit ausgeführt, der die kleinsten Nuancen nicht entgehn. Man weiß nicht, worüber man mehr erstaunen soll, über die Frechheit, mit welcher die alten Hexenprocesse vertheidigt, über die Geschmacklosigkeit, mit der die ekelhaftesten Geschichten in casuistischer Breite auseinander gelegt werden, oder über die geheime Lüsternheit, die sich hinter dem Eifer des Teufelaustreibens versteckt. Es wäre dem Buche eine größere Verbreitung zu wünschen, denn man erkennt aus dergleichen, in welchen Pfuhl der menschliche Geist versinken kann, wenn er den Zügel des Verstandes abwirft und sich gedankenlos der Leitung der Phantasie hingibt.

Reihe strebsamer Männer vermehrt, die sich mehr oder minder den leitenden Principien derselben anschlossen. Der betriebsamste war Jakob Fries (geb. 1773 zu Barby, auf dem Seminar daselbst erzogen, studirte 1795 in Leipzig und Jena, Docent in Jena 1800—4, Professor in Heidelberg 1805—16, starb 1843: Philosophische Rechtslehre 1803, Wissen, Glauben und Ahnung 1805, Neue Kritik der Vernunft 1807), der im beständigen Kampf gegen Schelling die Ideen Kant's und Jacobi's miteinander zu verbinden suchte, und trotz seines Rationalismus bei der unbestimmten Breite seiner Form mitunter an die Mystik streift. — Viel bedeutender war der Historiker Fr. Wilken, geb. 1777 zu Ratzeburg, studirte seit 1795 zu Göttingen, 1803 Erzieher des Prinzen von Schaumburg-Lippe, 1805—17 Professor zu Heidelberg, wo er seit Creuzer's Rücktritt die Jahrbücher redigirte, 1817 bis an seinen Tod 1840 in Berlin. Seine „Geschichte der Kreuzzüge" seit 1807 war seit Müller's Schweizergeschichte der wichtigste Beitrag für die allgemeine Geschichte des Mittelalters, und übertraf sie an Reinheit der Form und an Scharfsinn der Kritik. (Heeren's Preisschrift über die Folgen der Kreuzzüge erschien 1808.) — Auch Fr. Schlosser*) schließt sich schon mit seinen ersten Arbeiten dieser Schule an; die Vorstudien zu den bilderstürmenden Kaisern erschienen in den Studien 1810. — Die bairischen Universitäten, durch Maximilian Joseph (geb. 1756) und Montgelas (geb. 1759) mit allem Aufwand von Erfindsamkeit ausgestattet, namentlich seit Aufrichtung des Königreichs (1. Januar 1806), verbreiteten mehr Glanz als Wärme; doch waren sie von Wichtigkeit, insofern in ihnen die naturphilosophische Bewegung ihren Mittelpunkt fand.

Schelling hatte wiederholt erklärt, man solle, was er bisher geleistet, nur als Fragment eines Systems ansehn, mit dem er noch nicht fertig sei. Auf dieses werdende System verwies er diejenigen, welche von ihm über die höchsten Interessen der Menschheit, über den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit Auskunft verlangten. Die erste Schrift, in welcher er ernstlich an die Ergründung der höchsten Principien ging: Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände (1809), hat ihm unter den liberalen Philosophen einen bösen Leumund gemacht, und man betrachtet sie als seinen Uebergang vom Wissen zum Glauben. — Die letzte und höchste Frage aller Philosophie ist diese: wie

*) Geb. zu Jever 1776, studirte in Göttingen 1793, Lehrer zu Frankfurt a. M. 1800, in Jever 1808—9, darauf wieder in Frankfurt, seit 1817 Professor in Heidelberg. Abälard und Dulcin 1807, Beza 1809.

die im menschlichen Leben geglaubte Freiheit mit der in der Natur waltenden Nothwendigkeit zusammenhängt? Durch Jacobi war das Vorurtheil hervorgerufen, daß jede systematische Philosophie die Freiheit leugne und leugnen müsse, wenn sie aufrichtig sei. Schelling hatte nun leichte Mühe nachzuweisen, daß Jacobi den hohen Begriff der Freiheit, den Spinoza aufstellt, und dessen Erfüllung er in Gott nachweist, nur durch seine eigne Natur bestimmt zu werden, misverstanden habe. Er bekennt sich als Spinozisten, insofern der Spinozismus als ein untergeordnetes Moment der idealen Philosophie aufbewahrt sei. „Der Fehler seines Systems liegt keineswegs darin, daß er die Dinge in Gott setzt, sondern darin, daß es Dinge sind. Er behandelt auch den Willen als eine Sache und beweist dann sehr natürlich, daß er in jedem Fall des Wirkens durch eine andre Sache bestimmt sein müsse, die wieder durch eine andre bestimmt ist, und so fort ins Unendliche. Daher die Leblosigkeit seines Systems, die Gemüthlosigkeit der Form, die Dürftigkeit der Begriffe und Ausdrücke, das unerbittlich Herbe der Bestimmungen, das sich mit der abstracten Betrachtungsweise vortrefflich verträgt; daher auch ganz folgerichtig seine mechanische Naturansicht." Die Naturphilosophie dagegen suche die gemeine Physik zu vergeistigen; in der Freiheit finde sie den letzten Act, wodurch sich die ganze Natur in Empfindung, in Intelligenz, endlich in Willen verkläre. „Es gibt in der letzten und höchsten Instanz gar kein andres Sein als Wollen. Wollen ist Ursein und auf dieses allein passen die Prädicate desselben; Grundlosigkeit, Ewigkeit, Unabhängigkeit von der Zeit, Selbstbejahung. Die ganze Philosophie strebt nur dahin, diesen höchsten Ausdruck zu finden." Die einseitige Schule Kant's hat das Princip des freien Willens auf eine rohe Weise der Natur gegenübergestellt und sie gewissermaßen vernichtet. „Mit solchen abgezogenen Begriffen von Gott, wie sie die neuere Philosophie aus Fürsorge, Gott ja recht weit von aller Natur zu entfernen, immer wieder hervorbringt, läßt sich nichts ausrichten. Gott ist etwas Realeres als eine bloße moralische Weltordnung, und hat ganz andre und lebendigere Bewegungskräfte in sich, als ihm die dürftige Subtilität abstracter Idealisten zuschreibt. Der Idealismus, wenn er nicht einen lebendigen Realismus zur Basis erhält, wird ein ebenso leeres und abgezogenes System, als das Leibnitzische, Spinozische, oder irgendein andres dogmatisches. Die ganze Philosophie seit ihrem Beginn (durch Descartes) hat diesen gemeinschaftlichen Mangel, daß die Natur für sie nicht vorhanden ist, und daß es ihr am lebendigen Grunde fehlt." — Wenn also Gott den Grund seiner Existenz in sich selber hat, so muß die Philosophie diesen Grund von seiner Existenz, seine Natur von seinem Wesen unterscheiden und beides gewissermaßen entgegensetzen. — Es ist das ein geistreicher Gedanke, aber die weitere Ausführung wird durchaus

poetisirend. Man sieht das eifrige Studium der Kirchenväter, des Jakob Böhme und andrer Mystiker, man merkt auch den Einfluß neuerer Theosophen. Die folgende Stelle, welche den Kern der ziemlich weitläufigen Deduction enthält, würde uns im Gedicht ahnungsvoll berühren; man kann aber nicht sagen, daß sie dem Verstand, welchen Schelling in dieser Schrift als den männlichen Theil der Intelligenz ganz mit Recht über die Vernunft setzt, bestimmte und klare Begriffe zuführte. „In dem göttlichen Verstand ist ein System; aber Gott selbst ist kein System, sondern ein Leben, und darin liegt die Antwort auf die Frage wegen der Möglichkeit des Bösen in Bezug auf Gott. Alle Existenz fordert eine Bedingung, damit sie wirkliche, nämlich persönliche Existenz werde. Auch Gottes Existenz könnte ohne eine solche nicht persönlich sein, nur daß er diese Bedingung in sich, nicht außer sich hat. Er kann die Bedingung nicht aufheben, indem er sonst sich selbst aufheben müßte; er kann sie nur durch Liebe bewältigen und sich zu seiner Verherrlichung unterordnen. Auch in Gott wäre ein Grund der Dunkelheit, wenn er die Bedingung nicht zu sich machte, sich mit ihr als eins und zur absoluten Persönlichkeit verbände. Der Mensch bekommt die Bedingung nie in seine Gewalt, ob er gleich im Bösen danach strebt; sie ist eine ihm nur geliehene, von ihm unabhängige. Dies ist die allem endlichen Leben anklebende Traurigkeit; und wenn auch in Gott eine wenigstens beziehungsweise unabhängige Bedingung ist, so ist in ihm selber ein Quell der Traurigkeit, die aber nie zur Wirklichkeit kommt, sondern nur zur ewigen Freude der Ueberwindung dient. Daher der Schleier der Schwermuth, der über die ganze Natur ausgebreitet ist, die tiefe unzerstörliche Melancholie alles Lebens." — Dieser „Grund" oder die Natur in Gott spielt eine ganz mystische Rolle. Daß in dem Bösen auch etwas Positives gesucht, daß sogar ein Enthusiasmus des Bösen angenommen wird, ist an sich eine tiefe Auffassung, aber sie ist nur bildlich ausgeführt, und so ist auch jene mystische Natur in Gott als die Quelle des Bösen zu einer Geschichte Gottes ausgedichtet worden. Gott hat sich nach Schelling zuerst nur nach seiner Natur, nicht nach seinem Willen bewegt. „Die uralte Zeit fängt mit dem goldnen Weltalter an, von welchem dem jetzigen Menschengeschlecht nur in der Sage die schwache Erinnerung geblieben, einer Zeit seliger Unentschiedenheit, wo weder Gutes noch Böses war, dann folgte die Zeit der waltenden Götter und Heroen, oder der Allmacht der Natur, in welcher der Grund zeigte, was er für sich vermöchte. Damals kam den Menschen Verstand und Weisheit allein aus der Tiefe; die Macht erdentquollener Orakel leitete und bildete ihr Leben; alle göttlichen Kräfte des Grundes herrschten auf der Erde und saßen als mächtige Fürsten auf sichern Thronen. Es erschien die Zeit der höchsten Verherrlichung der Natur in der sichtbaren Schönheit der Götter und allem

Glanz der Kunst und sinnreicher Wissenschaft, bis das im Grunde wirkende Princip endlich als welteroberndes Princip hervortrat, sich alles zu unterwerfen und ein festes und dauerndes Weltreich zu gründen. Weil aber das Wesen des Grundes für sich nie die wahre und vollkommne Einheit erzeugen kann, so kommt die Zeit, wo alle diese Herrlichkeit sich auflöst, und wie durch schreckliche Krankheit der schöne Leib der bisherigen Welt zerfällt, endlich das Chaos wieder eintritt. Schon zuvor, und ehe noch der gänzliche Zerfall da ist, nehmen die in jenem Ganzen waltenden Mächte die Natur böser Geister an, wie die nämlichen Kräfte, die zur Zeit der Gesundheit wohlthätige Schutzgeister des Lebens waren, bei herannahender Auflösung bösartiger und giftiger Natur werden: der Glaube an Götter verschwindet und eine falsche Magie strebt die entfliehenden zurückzurufen, die bösen Geister zu besänftigen. Immer bestimmter zeigt sich das Anziehen des Grundes, der, das kommende Licht vorempfindend, schon zum voraus alle Kräfte aus der Unentschiedenheit setzt, um ihm in vollem Widerstreit zu begegnen. Wie das Gewitter mittelbar durch die Sonne, unmittelbar aber durch eine gegenwirkende Kraft der Erde erregt wird, so der Geist des Bösen durch die Annäherung des Guten. Daher erst mit der entschiednen Hervortretung des Guten auch das Böse ganz entschieden und als dieses hervortritt (nicht als entstünde es erst, sondern weil nun erst der Gegensatz gegeben ist, in dem es allein ganz und als solches erscheinen kann); wie hinwiederum eben der Moment, wo die Erde zum zweiten mal wüst und leer wird, der Moment der Geburt des höhern Lichts des Geistes wird, das von Anbeginn in der Welt war, aber unbegriffen von der für sich wirkenden Finsterniß, und in annoch verschlossener Offenbarung; und zwar erscheint es, um dem persönlichen und geistigen Bösen entgegenzutreten, ebenfalls in persönlicher, menschlicher Gestalt, und als Mittler, um den Rapport der Schöpfung mit Gott auf der höchsten Stufe wiederherzustellen. Denn nur Persönliches kann Persönliches heilen, und Gott muß Mensch werden, damit der Mensch wieder zu Gott komme. Mit der hergestellten Beziehung des Grundes auf Gott ist erst die Möglichkeit der Heilung (des Heils) wiedergegeben. Ihr Anfang ist ein Zustand des Hellsehens, der durch göttliches Verhängniß auf einzelne Menschen (als hiezu auserwählte Organe) fällt, eine Zeit der Zeichen und Wunder, in welcher göttliche Kräfte den überall hervortretenden dämonischen, die besänftigende Einheit der Vertheilung der Kräfte entgegenwirkt. Endlich erfolgt die Krisis in der Turba gentium, die den Grund der alten Welt überströmen, wie einst die Wasser des Anfangs die Schöpfungen der Urzeit wieder bedeckten, um eine zweite Schöpfung möglich zu machen, — eine neue Scheidung der Völker und Zungen, ein neues Reich, in welchem das lebendige Wort als ein festes und beständiges Centrum im Kampf

gegen das Chaos eintritt, und ein erklärter, bis zum Ende der jetzigen Zeit fortdauernder Streit des Guten und des Bösen anfängt, in welchem eben Gott als Geist, d. h. actu wirklich sich offenbart.“*) Nichts kann den herkömmlichen Vorstellungen der christlichen Kirche entgegengesetzter sein als diese Scheidung zwischen der Natur Gottes und seinem Wesen. Die Theologie selbst hatte damals für die Uebergriffe der Metaphysik noch kein Auge, desto heftiger mußten die philosophischen Vorfechter des Christenthums sich regen. Mit wachsendem Mistrauen hatte Jacobi**) die Entwickelung

*) Hauptsächlich durch diese Schrift, aber auch durch Hegel's Phänomenologie wurde (1816—18) Daub's Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Böse im Verhältniß zum Guten, hervorgerufen. Judas ist nach Daub der Verbrecher im höchsten möglichen Sinn; in ihm zeigte sich das mit seinem Werkzeug identificirte Böse, d. h. der Teufel in Menschengestalt; daher ist für ihn Begnadigung und Seligkeit ewig unmöglich. In den Theologumenen waren die Wundererzählungen noch zu den mythologischen Bestandtheilen des Christenthums gerechnet; jetzt wird ausdrücklich erklärt, daß der Satz: Wunder sind in der Welt nie geschehn, falsch sei, und daß die Zuversicht, womit er ausgesprochen wird, ihren Grund nicht weniger in einem Wahn und Irrthum habe, wie die, mit welcher ein wundersüchtiger, übrigens ehrlicher Mensch versichert, selbst hier und da ein Wunder gesehn und wirklich erlebt zu haben. Das seltsame Buch charakterisirt Strauß als ein gnostisches: „Die formelle Grundeigenthümlichkeit des gnostischen Denkens, jenes phantastische Umschlagen des Abstracten ins Concrete, der Begriffe in Persönlichkeiten, bestimmt in Bezug auf den Gegenstand der Schrift, den Begriff des Bösen, deren ganze Eigenthümlichkeit. Dies gibt ihr etwas Unheimliches, Schauerliches: wo wir hinsehn, in uns oder um uns, da grinst eine Teufelslarve uns an; unsre Mahlzeiten sind unvermeidliche Greuel, und verzaubert hebt sich der Boden unter unsern Füßen.“ „In den Jahren 1827 und 1828, erzählt Strauß weiter, las man in den Berliner Jahrbüchern, als Anzeige von Marheineke's Dogmatik, eine Abhandlung von Daub, über welche man sich damals den angeblichen Ausspruch des erstern erzählte, er müsse jeden ihrer Sätze dreimal lesen: auf das erste mal verstehe man ihn gar nicht; das zweite mal ein wenig; das dritte mal immer noch nicht.“ „Ohne mich rühmen zu können, überall auch nur bis zur dritten Stufe eingedrungen zu sein, blieb mir doch der Eindruck, das Verhältniß des neuern Supranaturalismus zur alten Orthodoxie und zum Rationalismus nirgend zuvor aus solcher Tiefe entwickelt gefunden zu haben.“ Die Abhandlung fand 1833 ihren Platz in einer größern Schrift: die dogmatische Theologie jetziger Zeit, oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens. Sie ist es hauptsächlich, die ihm den Beinamen eines „Magus des Südens“ (im Gegensatz zu Hamann) verschafft hat, als welchen ihn Rosenkranz und Marheineke gefeiert haben.

**) Seit 1806 Präsident der Akademie in München; in der Rede „über Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften“ (27. Juli 1806) Vorkämpfer gegen den Realismus und die Nützlichkeitslehre. Die Schrift, deren verbitterter Ton unangenehm

Schelling's verfolgt. „Es gibt, schreibt er an Göthe 23. Febr. 1808, zwei wesentlich verschiedne Philosophien, Platonismus und Spinozismus. Zwischen diesen beiden Geistern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder dem andern. Was hier entscheidet, ist des Menschen ganzes Gemüth. Zwischen beiden sein Herz zu theilen, ist unmöglich; wo der Schein der Vereinigung entsteht, da betrügt die Sprache. Diesen Betrug finde ich in Schelling's Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur durchaus angewendet." — Den Altbaiern waren die fremden protestantischen Eindringlinge in hohem Grad verhaßt; in ihrem Namen schrieb Freiherr von Aretin Ostern 1809 die hauptsächlich gegen Jacobi, Niethammer, Jacobs, Schlichtegroll, Feuerbach, Breyer und Thiersch gerichtete Schmähschrift, worin er sie beschuldigte, im verrätherischen Bund mit Oestreich gegen Napoleon und Baiern zu sein. In der That wurden sie dadurch in ihrer Stellung bedroht*), und erst im Frühjahr 1811 erklärte sich die Regierung unumwunden für sie. Um diese Zeit (1811) vollendete Jacobi, der nur noch in Jean Paul einen unbedingten Anhänger fand, die lange vorbereitete Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. In diesem „philosophischen Testament" bekannte er sich gegen das Identitätssystem zum Glauben an einen über der Natur stehenden Gott. Er beschuldigte die Naturphilosophie, den Unterschied zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Natur und Gott aufgehoben zu haben; sie suche mit den Worten: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, gut und böse, nur zu täuschen, sie treibe mit ihnen Betrug und Spiel, sie wolle nichts wissen von dem wahren Gott, scheue sich aber, ihn zu leugnen mit den Lippen. — Zu diesem Angriff konnte Schelling nicht schweigen; er antwortete December 1811 in dem Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen 2c. „Das sind die traurigsten Gottesgelehrten, welche Gott vorschreiben wollen, auf welche Art er gleichsam allein Gott sein könne, nämlich dann, wenn er gar nichts von einer Natur in sich habe. Gerade durch einen solchen Deismus wird die lebendige, nie versiegende Quelle eines wissenschaftlichen

---

wirkt, geht parallel mit Schleiermacher's „gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn" (1808) und Villers' Coup d'oeil sur les Universités de l'Allemagne (1808); die eine für Berlin, die andre für das Königreich Westfalen bestimmt, beide geistvoll, wohlmeinend, und eine liebevolle Schonung der alten Zustände empfehlend.

*) Jacobs ging December 1809 wirklich nach Gotha; Paulus (1803 Professor in Würzburg, seit 1807 Consistorialrath in Bamberg) April 1811 nach Heidelberg an Stelle von Marheineke und de Wette, die nach Berlin berufen waren, wo er mit Hülfe von Voß und den Juristen den Rationalismus zum herrschenden System der Jahrbücher machte.

Atheismus offen erhalten, der Achtung verdient und gewinnt, weil er im Grund nur für das Interesse der Wissenschaft streitet. Der Deismus schwebt ohne den Naturalismus völlig im Leeren. Unablösbar vom Sehnen und Fühlen des Individuums, muß dieses Wesen, für welches schon der Begriff zu kräftig, zu objectiv ist, vor aller Luft der Wissenschaft bewahrt werden, aus zarter Sorgfalt, sie möchte es verwehn. Das Gold göttlicher Erkenntniß wird nicht auf dem nassen Wege thatloser Thränen und müßigen Sehnens gefunden, nur im Feuer des Geistes wird es gewonnen." — Die Polemik, wenn man auch die maßlose Grobheit bedauern muß, war glänzend: Jacobi wurde bis in seine geheimsten Schlupfwinkel auf das unerbittlichste verfolgt. Keine Beschimpfung hatte Schelling seinem Gegner erspart, dessen Werk er als eine literarische Schandthat bezeichnete. Göthe, der zuerst Jacobi's Werk ziemlich ruhig aufgenommen*), schrieb, nachdem er Schelling gelesen, 8. April 1812 an Knebel: „daß es mit Jacobi so enden müsse, habe ich lange vorausgesehn, und habe unter seinem beengten und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Gedanke und Ausdehnung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums sind, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Ich mag die Mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen, und jetzo werde ich mich's freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt." — Auch unter dieses Freundes Existenz hatte er einen dicken Strich gezogen! — Ruhiger schreibt er an Jacobi selbst, 10. Mai 1813: „Ich bin nun einmal einer der ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin, und in Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgendein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen Gott aufdrängen will. Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger, lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein." Dann 6. Jan. 1814: „Ich kann bei den mannichfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer

*) „Freilich trete er der lieben Natur etwas zu nahe, allein das verarge er ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genommen, müsse Jacobi's Gott sich immermehr von der Welt absondern, wie der seinige sich immermehr in sie verschlinge."

Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen." — Die Angst vor der Natur und ihren blinden Beziehungsbegriffen war es, die im transscendentalen Idealismus die Welt auf den Kopf stellte, die, um die Freiheit zu retten, die irdische Bedingtheit aus dem Reich der Ideale ausschloß und der Natur keine andre Bedeutung gab, als die untergeordnete, als roher Stoff des Pflichtgefühls verbraucht zu werden. In das Labyrinth der Fichte'schen Ideen haben sich nur wenige vertieft, aber alle Welt kennt Schiller's Worte des Glaubens und Worte des Wahns, in denen sich in kurzen dogmatischen Sätzen die Hauptpunkte jener Philosophie aufgezeichnet finden. Wir glauben an die Freiheit, an Gott, um ihr eine Basis, an die Tugend, um ihr einen Stoff zu geben, wir glauben aber nicht an eine Natur, die ihr ebenbürtig wäre. Dies ist die Freiheitslehre, die, insofern sie in die Gesinnung und die Phantasie aufgenommen wird, den strengsten Gegensatz zur Lehre des Pantheismus bildet. Es ist eigentlich eine wunderliche Zumuthung, an die Freiheit erst zu g l a u b e n, da wir sie unmittelbar empfinden, denn die Freiheit ist nichts Anderes als die Fähigkeit, von äußern Einflüssen und Beziehungen zu abstrahiren und unsere Handlungsweise nach unserm eignen Wissen und Wollen einzurichten. Diese Erscheinung der Freiheit wird dadurch keineswegs aufgehoben und verkümmert, daß uns die Metaphysik ihre Entstehung aus Naturbedingungen herleitet, sie wieder in Naturelemente auflöst. Nur in diesem Sinn ist das Wort Glauben zu verstehn. In der Poesie wie im praktischen Leben müssen wir an die Freiheit glauben, das heißt, wir müssen uns den Gedanken, daß auch diese Freiheit wieder eine chemisch auflösbare Erscheinung ist, aus dem Sinn schlagen. Der Chemiker, der Metaphysiker hat Recht, über die Individualität wie über die Erscheinung im allgemeinen hinauszugehn; aber der Künstler und der handelnde Mensch muß bei ihr stehn bleiben, weil er sonst nicht zeichnen, nicht schaffen könnte. Die Wirklichkeit ist ein fortgesetzter Taumel, in dem eine Erscheinung die andere widerlegt; aber der Künstler fixirt den Moment und verleiht dem Flüchtigen die Weihe der Ewigkeit. Die pantheistische Dichtung und die pantheistische Philosophie sind diesem Glauben entgegengesetzt. Sie geht wie der Chemiker zu Werk, der nur Beziehungen, nur Werden und Vergehn begreift; sie hebt das Göttliche auf, indem sie es in alle Erscheinungen gleichmäßig vertieft; sie vernichtet den Kern des Lebens, indem sie alle Individualitäten analysirt; sie leugnet den Geist, indem sie ihn zu einem Ergebniß der Elemente herabsetzt und ihn nur im Licht der Erscheinung betrachtet. —

Am deutlichsten sieht man das bei einem der populärsten Schüler Schelling's. Heinrich Schubert, 1780 im Schönburgischen geboren, der Sohn eines Pfarrers, studirte seit 1799 in Leipzig und Jena, zuerst Theologie, dann Medicin, und hielt 1807 in Dresden öffentliche Vorträge, die er 1808: Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, herausgab.*) Die Nachtseite eines Planeten nennt man diejenige Seite, welche der Sonne abgewendet ist. Man hat in derselben ein gewisses, wenn auch schwaches, dem Planeten selbst angehöriges phosphorescirendes Licht entdeckt, bei welchem sich manche Gegenstände auffallender und in einer ganz andern Weise zeigen sollen als im Sonnenlicht. Dieses Bild wendet nun Schubert auf die Naturwissenschaft an. Er stellt diejenigen Erscheinungen zusammen, welche das Sonnenlicht nicht bescheint, z. B. die Teufelsstimme auf Ceylon, bei der sich Schubert fragt, ob es nicht vielleicht der Laut einer untergegangenen Welt sei 2c. Aber die Geheimnisse breiten sich auch auf das gewöhnliche Leben aus, und die bekanntesten, individuellsten Naturgegenstände, z. B. Rosen, Schmetterlinge, zeigen eine überraschende Fähigkeit, ineinander überzugehn, sodaß wir uns in die Ovidischen Metamorphosen versetzt glauben. Die Zahlen spielen eine große Rolle, aber nicht in der Weise, wie sie als Schlüssel der Naturwissenschaften zu allen Zeiten gegolten haben, daß sie nämlich ein mathematisches Gesetz ausdrücken, sondern vom Standpunkt der höhern Mystik. Schubert freut sich über den Gleichklang verschiedner Zahlenverhältnisse in Gegenständen, die scheinbar gar keine Verwandtschaft miteinander haben, und spielt mit ihnen Fangball. Die Hauptsache bilden die dunklern Partien der Geschichte, die Zeichen und Wunder, die man bisher in das Gebiet der Sagen und Märchen gewiesen, die nun aber als die Symbole eines höhern Naturgesetzes gelten sollen. Am Ursprung der Schöpfung sind die Menschen den Göttern gleich gewesen, ihr Wort hat Wunderkraft gehabt, und die Natur hat ihnen Rede stehn müssen. Durch die Sünde haben sie diese Macht über die Natur verloren, und dadurch ist in die Kraft, Wunder zu thun, etwas Finsteres und Dämonisches gekommen. So haben z. B. in den griechischen Orakeln die Erdkräfte, in welche die ehemals den Menschen

---

*) 1809 kam er nach Nürnberg, 1819 nach Erlangen, 1827 nach München. Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens, 1806, Symbolik des Traums, 1814, Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde, 1817, die Urwelt und die Fixsterne, 1822, die Geschichte der Seele, 1830 (eigentlich psychologische Curiositäten). Er ist in all diesen Schriften gemüthlich, bilderreich und phantastisch, geht von Zeit zu Zeit in Verse über und setzt zuweilen, wenn er eine recht auffallende Vision gehabt, gutmüthig hinzu, es sei doch zweifelhaft, ob man das für wahr annehmen könne.

angehörige Wunderwirkung gebannt war, auf die Menschen zurückgewirkt und ihnen in dämonischer Begeisterung das Reich der Natur wieder erschlossen. Das Heidenthum ist auf diese Weise durchaus mit Zauberei verknüpft gewesen. Mit Christus, dem wahren Menschen, wie er zur Zeit der Schöpfung war, ist dann die alte natürliche Wunderkraft erneut. Später sind unter den Rosenkreuzern und Freimaurern dämonische Wunderthäter aufgestanden, und so hat sich die Nachtseite der Natur von Zeit zu Zeit einer aufmerksamen Forschung erschlossen. In neuester Zeit ist man durch die Entdeckung des thierischen Magnetismus endlich diesem Räthsel des Lebens näher gekommen. Man hat das Mittel gefunden, den Geist vom Körper, der seiner freien Schöpfungskraft unnöthigen Widerstand entgegengesetzt, auf Augenblicke zu trennen und ihm die ursprüngliche Freiheit wiederzugeben. Von diesen losgebundenen Seelen, die unmittelbar in das Innere der Natur schauen, sind nun die wichtigsten Aufschlüsse über Gott, Unsterblichkeit und dergleichen zu erwarten. — Diese Wundergeschichten versetzten die blasirte Bildung in die freudigste Aufregung. Die Geister, Dämonen, Nachtwandler u. s. w. waren etwas Neues und Pikantes, was in die Eintönigkeit des gewöhnlichen Lebens eine angenehme Abwechselung brachte; sie gaben Gelegenheit zu einem der Masse unbegreiflichen Wissen, sie verlangten eine besondere Begabung, ein zartes, feines Nervensystem, und gaben der wundersüchtigen Religionsstimmung eine neue Stütze, während sie doch zugleich die angeregte Sinnlichkeit befriedigten. Denn eigentlich waren diese neuen Doctrinen nicht eine Vergeistigung der Natur, sondern eine Vertiefung des Geistes in die Materie. Man ist gegen diese Auswüchse einer überreizten Phantasie zu nachsichtig, man pocht zu übermüthig auf die Sicherheit der modernen Aufklärung. Man weiß dergleichen Dingen immer eine ästhetische oder gemüthliche Seite abzugewinnen. Schubert, Eschenmayer und mehrere andere haben von München aus eine vollständige Propaganda für die „Nachtseite der Naturwissenschaft" organisirt. Der thierische Magnetismus hat selbst unter den Aerzten eine große Zahl von Anhängern gefunden. Und doch war man so nachsichtig, selbst als das bekannte Buch von Justinus Kerner über die Seherin von Prevorst erschien, dem gemüthlichen Schwaben dergleichen Extravaganzen nachzusehn. In diesem Buch bewegen sich die Gespenster in so unermeßlicher Fülle durch die Natur, daß für lebendige Wesen kaum noch ein Raum übrig bleibt. Es wird uns von diesen Geschöpfen eine vollständige Naturgeschichte aufgestellt; wir erfahren, daß es zwischen Geist und Körper noch zwei Mittelglieder gibt, die Seele und den Nervengeist, von denen der letztere, der sich im Tode mit der Seele und dem Geist vom Körper trennt, Gestalt und Farbe hat und so den sterblichen Menschen wahrnehmbar ist; nur richtet

sich die Farbe nicht nach der frühern Beschaffenheit des Körpers, sondern nach der Gemüthsart der Seele; ganz böse Geister erscheinen grün; wenn sie sich allmählich bessern, denn auch die Gespenster haben ihren Bildungsproceß, gehn sie allmählich ins Gelbliche über u. s. w. Das alles ist zwar außerordentlich lächerlich und könnte, wenn es nicht in einer unerquicklichen pedantischen Breite geschrieben wäre, einen humoristischen Eindruck machen, aber es ist doch ein schlimmes Zeichen, daß ein Mann, der der gebildeten Gesellschaft angehört, so etwas in bitterm Ernst glauben und der Welt verkündigen darf, und daß sich nicht blos romantische Schöngeister, sondern weit vorgeschrittene Philosophen finden, die die Gespenster gelten lassen, wenn sie nur mit süddeutscher Gemüthlichkeit zersetzt sind. Es liegt das in jener Tendenz unsrer frühern Bildung, jeder Art individuellen Lebens ein gewisses Recht zuzugestehn, ohne das Maß des Allgemeinen, der Logik und der Sittlichkeit anzuwenden. Wenn wir auf diesem Gebiet es den schönen Seelen zugestanden, Magie und Hexerei zu treiben, so kamen wir in der sittlichen Welt ebenso leicht dazu, die haltlosesten und selbst verworfensten Charaktere vom ästhetischen Standpunkte aus zu beschönigen, wenn nur recht viel Individualität in ihnen war. Der Spiritualismus, der sich bemüht, unterschiedlos in alle Gegenstände Geist und Gemüth einzuführen, verwandelt sich zuletzt in einen wüsten Materialismus, da mit dem Aufhören der Unterscheidung zwischen dem Zufälligen und Nothwendigen das Zufällige sich der Herrschaft bemächtigt. Die Fähigkeit, individuelle, bestimmte, lebendige Gestalten zu schaffen, ging verloren, und ebenso wurde die wissenschaftliche Thätigkeit verkümmert. Denn auch diese soll gestalten und individualisiren, wenn auch nicht für die Phantasie, sondern für den Verstand, was unmöglich ist, sobald man sich in Anspielungen und Beziehungen vertieft und keine einzelne Vorstellung, kein einzelnes Bild, keinen einzelnen Gedanken verfolgen kann, ohne dabei auf tausend ganz entlegene Nebengedanken und Nebenvorstellungen zu gerathen. Alle Mystik beruht auf regelloser Combination der Gedanken und auf ihrer Trennung von den Beziehungsbegriffen, durch die sie allein begreiflich werden, auf der Abneigung, Lücken im Wissen einzugestehn. Während bis dahin die Naturwissenschaft so glänzende Erfolge errungen hatte, indem sie eine genaue Grenzlinie zwischen dem Gewußten und Ungewußten zog, ließ sie sich jetzt auf das vermessene Unternehmen der Synthese ein: sie ergänzte ihre Kenntniß durch Ahnungen und Eingebungen, und bemühte sich, Totalitäten darzustellen, wo sie nur einzelne Seiten wahrnahm. Die überschwenglichste Phantastik drängte sich hart an die trockenste Verstandesabstraction und geschulte Männer hatten eine kindische Freude, wenn ihre Jugendremi-

niscenzen in der neuen Offenbarung wieder zu Ehren kamen.*) Die Wissenschaft bemüht sich, aus ihrer Beobachtung alle unwesentlichen Umstände zu entfernen, und das Bleibende herauszuerkennen; sie wird nicht müde, zur genauen Feststellung der scheinbar unbedeutendsten Thatsache jahrelang mit unausgesetzter Hingebung zuzusehn und das Resultat stets einer neuen, sorgfältigern Prüfung zu unterwerfen, um niemals das Unwesentliche, das nicht der Natur der Sache, sondern einer vorläufig nicht zu berechnenden äußern Einwirkung entspringt, mit den immanenten Eigenschaften des Gegenstandes zu verwechseln. Die Symbolik dagegen verfährt nach dem Gesetz der Ideenassociation; sie geht nicht auf den Grund der Sache, sie läßt sich an äußerlichen Vergleichungen genügen; sie geht dem Gegenstand nicht methodisch zu Leibe, sie tastet an ihm herum und freut sich über jede vermeintliche neue Thatsache, ohne sich über die innere Nothwendigkeit derselben klar zu werden. Daraus erklärt sich, daß bis in die neueste Zeit hin wunderliche Erscheinungen eine so große Theilnahme bei der Menge finden: theils ist es der Drang der Phantasie nach Productivität, der sich in einer romantischen Periode auf die Nachtgestalten der Hexen, Teufel und Gespenster wirft, in unsrer materialistischen Zeit auf die Wünschelruthe, die verborgnes Geld entdeckt, oder auf die rotirenden Tische, die man vielleicht einmal als Locomotive benutzen kann; theils die wissenschaftliche Halbbildung, die zur Beobachtung von Erscheinungen noch weniger geeignet ist als eine vollständige Unkenntniß. Es gibt in

*) Unter den Naturphilosophen heben wir hervor: Eschenmayer, geb. 1768 im Würtembergischen, 1811—36 Professor in Tübingen. „Versuch, die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus aus physiologischen und psychischen Gesetzen zu erklären" (1816), „Conflict zwischen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines besessenen Mädchens beobachtet" (1837), „Charakteristik des Unglaubens, Halbglaubens und Vollglaubens" (1838) u. s. w. — Ennemoser, geb. 1787 in Tirol, im tiroler Aufstand betheiligt, 1819—37 Professor in Bonn, dann in Innsbruck, seitdem seit 1841 als berühmter Magnetiseur in München. „Der Magnetismus in seiner geschichtlichen Entwickelung" (1819), „Geschichte der Magie" (1845) u. s. w. — Carus, geb. 1789 in Leipzig, 1811—14 Professor in Leipzig, dann in Dresden; ein feiner, vielseitiger Beobachter, Freund von Göthe, der aber durch übereilte Symbolik sein schönes Talent verkümmert hat. — Gustav Fechner, geb. 1801 bei Muskau, seit 1834 Professor in Leipzig, auch als humoristischer Schriftsteller unter dem Namen Dr. Mises bekannt. „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen" (1848), „Zendavesta, oder über die Dinge des Jenseits" (1851) u. s. w. — Oken, geb. 1779 im Schwäbischen, studirte in Würzburg und Göttingen, 1807 als Professor der Medicin nach Jena. „Lehrbuch der Naturphilosophie" (1808); stirbt 1851. — Erich von Berger, „Harmonien des Weltalls" (1808).

unsrer Zeit fast keinen, welcher Volksschicht er auch angehören möge, der nicht eine Reihe naturwissenschaftlicher Thatsachen im Kopf hätte, aber zusammenhanglos, unklar und willkürlich durcheinander geworfen. Nun ist der Trieb zur Selbstthätigkeit in jedem Menschen rege, und wenn ihm die Gelegenheit geboten wird, eigne Beobachtungen zu machen und neue Thatsachen zu constatiren, so wird er sich mit dem lebhaftesten Eifer darauf werfen, und den Gelehrten, der seine angeblichen Entdeckungen mit einem zweifelhaften Gesicht aufnimmt, des Hochmuths und des Neides bezichtigen. Nun sind aber diese sogenannten Thatsachen in der Regel nicht wirkliche Thatsachen, d. h. einfache Erscheinungen, die man mit den Sinnen wahrnehmen kann, sondern Combinationen verschiedner Thatsachen mit Ergänzung des Causalzusammenhangs aus eingebildeten Motiven. Zu solchen Combinationen sind nur diejenigen berechtigt, die über die Natur des zu beobachtenden Gegenstandes auf das genaueste unterrichtet sind und sehr bestimmt wissen, wo sie eine mitwirkende Ursache zu suchen haben, wo Kräfte und Störungen eintreten, die sich der ungeübten Beobachtung entziehn. Der Dilettant ist unfähig, eine wissenschaftliche Thatsache zu constatiren, denn eine wissenschaftliche Thatsache ist nicht ein einzelner Fall, der vielleicht aus tausend complicirten Erscheinungen zusammengesetzt ist, sondern eine aus der methodischen Beobachtung unzähliger einzelner Thatsachen abstrahirte allgemeine und einfache Regel. Die ungeheuern Fortschritte der Naturwissenschaft während der letzten Generation haben nicht nur den Reichthum des Materials, über das man speculiren darf, ins Unendliche vermehrt, sondern sie haben auch der Speculation in Form und Methode schärfere Grenzen gesteckt. In jener unschuldigen Zeit der ersten Begeisterung ließ man sich einfallen, was der liebe Gott schicken wollte; und wenn es mit den sonst bekannten Wahrheiten nicht stimmen wollte, so hatte man doch empfunden und speculirt, und das war die Hauptsache. Wenn die Männer, die sich auf hergebrachte Art mit der Wissenschaft beschäftigten, zu diesen neuen Entdeckungen ein verwundertes Gesicht machten, so widerlegte man sie leicht, indem man ihnen Mangel an Gemüthstiefe, an speculativem Geist und an poetischem Verständniß vorwarf. Solche Vorwürfe, die damals wirklich etwas sagen wollten, würden heut nur noch Gelächter erregen. Ja der Naturphilosoph könnte heute die überraschendsten Combinationen aufstellen, Combinationen, die zu den wirklichen Naturgesetzen auf das vortrefflichste stimmten, und die Wissenschaft würde doch unzufrieden sein, da der Philosoph zu seinen Resultaten nicht auf demjenigen Wege gekommen ist, den man jetzt als den allein gültigen zu begreifen gelernt hat. Es geht den heutigen Physikern nicht wie ihren Vorgängern, denen die Speculation, wie sehr sie dieselbe verabscheuten, dennoch als etwas Fremdes und Unbegreifliches imponirte;

sie haben sich selbst aufs Speculiren gelegt und dadurch über ihre Gegner einen großen Vortheil gewonnen, denn so gut oder so schlecht der Physiker speculiren mag, man fühlt immer heraus, daß seine Speculation aus dem Inhalt seiner Kenntnisse und Studien unmittelbar hervorgeht, daß also in seinem Lehrgebäude eine innere Einheit herrscht. Der geschulte Philosoph dagegen entwirft zuerst ein speculatives System, bevor er den empirischen Stoff, den ihm nur die wirkliche Naturwissenschaft bieten kann, in dasselbe aufnimmt. So geschickt er diese Operation anstellt, so wird man sich doch nie darüber täuschen, daß diese empirischen Thatsachen fremdartige Bestandtheile sind, die von dem Fluß der Speculation hin- und hergeschaukelt werden, sich aber niemals mit ihm vermischen. — Als die Verirrung der Naturphilosophie allgemein anerkannt war, hat sich die Forschung mehr und mehr in Detailstudien verloren. Bei dem immer wachsenden Umfang der Empirie haben sich die Handlanger der Wissenschaft in den Vordergrund gedrängt, und die Speculation ist in Verachtung gerathen. „Aber man irrt, sagt ein geistvoller Naturforscher*), wenn man sich einbildet, alle Naturforschung ginge von der Erfahrung aus, die Speculation suchte sich ihrer erst allmählich zu bemächtigen. Thatsächlich sind beide gleich alt und ursprünglich und erhalten sich fortschreitend in unaufhörlicher Wechselwirkung, sodaß zwar bei einzelnen Trägern der Wissenschaft, ja bei ganzen Völkern in ganzen Zeiträumen bald die Empirie, bald die Speculation vorwaltet, doch nie die eine die andere gänzlich unterdrückt. Und wie könnte der Empiriker auch nur zwei Thatsachen miteinander verknüpfen ohne freie Vernunftthätigkeit? und woher nähme der Philosoph den Stoff zu seinen kühnsten Constructionen, wenn nicht aus der Sinnenwelt? Es ist thöricht, die Form auf Kosten des Stoffs zu erheben, weil diesen die Natur darbietet, jene der freie Geist hinzufügt: als ob die Form ohne den Stoff, woran sie sich bethätigt, Realität hätte. Doch ebenso thöricht ist umgekehrt die Verachtung der Form, weil sie der Veränderung unterworfen ist, und der Dünkel auf den Reichthum des Stoffs, der, einmal gewonnen, seinen Werth ewig behauptet; als ob er nicht seinen Werth für uns, für die Wissenschaft, erst dadurch bekäme, daß der Geist ihn bildend zusammenfaßt."

*) Meyer in seiner Geschichte der Botanik.

Als Schubert das dresdner Publicum über die Nachtseite der Naturwissenschaft aufklärte, war diese Stadt, in der Mitte zwischen dem sinkenden Preußen und dem sich erhebenden Oestreich gelegen, ein Sammelplatz merkwürdiger Individualitäten. Adam Müller trieb noch immer dort sein Wesen, er beobachtete das Wetter, suchte den Begriff des Schönen von allen Seiten zu analysiren und grübelte über die theologische Grundlage der Staatsverfassung. Gentz unterhielt von Prag aus mit ihm einen lebhaften Verkehr, junge Offiziere schlossen sich an die „Philosophie des Gegensatzes" an und sprachen zur Verzweiflung von Gentz in der Terminologie Adam Müller's. Darunter war der bemerkenswertheste Rühle von Lilienstern, geb. 1780 zu Berlin, der unter Massenbach den unglücklichen Feldzug mitgemacht und 1807 einen geistvollen Bericht darüber veröffentlicht hatte, und der nun als Major und Kammerherr des Herzogs Bernhard von Weimar von Dresden aus das deutsche Volk über die Gegensätze zu belehren suchte. Vom Sommer 1808 bis Ende 1810 gab er die Zeitschrift „Pallas" heraus, an der auch Müller mitarbeitete und für die er Männer von allen Parteien zu gewinnen suchte, eine Zeitschrift, in der sich neben genialen Blicken zuweilen die grenzenlose Tollheit vordrängt. Gleichzeitig schrieb er die „Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiet der Wissenschaft in die Geschichte des Tags" 1808, welche Schrift nach seiner Absicht eine „Copula zwischen Politik und Mathematik" sein sollte. England wurde darin, wie schon von Buchholz, als Hauptfeind der Civilisation dargestellt. Dieser ausgezeichnete Offizier hat später durch ein glänzendes Organisationstalent die Unklarheit seiner jugendlichen Versuche in Vergessenheit gebracht. Müller selbst redigirte seit Januar 1808 den „Phöbus", welcher die Tendenzen der Horen und des Athenäums in erhöhter Stärke wieder aufnehmen und nicht blos Kunst und Philosophie sondern auch Politik und Religion umfassen sollte. Daß die Zeitschrift keinen günstigen Fortgang hatte (sie dauerte nur bis zu Ende des Jahrs) ist begreiflich, denn sie enthielt fast nur Fragmente: Fragmente von Adam Müller über die dramatische Poesie, über das Schöne, über die Kunstphilosophie, über Frau von Staël und Johannes von Müller; Zeichnungen von dem Maler Ferdinand Hartmann; Balladen von Wetzel; hauptsächlich aber die Bruchstücke aus den sämmtlichen Werken eines Dichters, der hier zum ersten mal in die Bewegung der Literatur eingreift, Heinrich von Kleist. Wenn man vom Standpunkt unsrer heutigen Bildung die letztern mit den Tragödien Werner's und andrer beliebter Dichter jener Tage vergleicht, so findet man einen himmelweiten Unterschied. Fast aus jeder Zeile erkennt man, daß Kleist nicht blos ein echter, sondern der Anlage nach ein großer Dichter ist. Trotzdem ging der Phöbus fast unbemerkt vorüber, während die

Fratzenbilder jener Modedichter allgemeinen Beifall fanden. Adam Müller freilich erkannte in ihm den großen Genius, obgleich er gerade diejenigen Seiten des Dichters hervorhob, die am wenigsten Lob verdienen; er wußte auch bei Gentz Theilnahme zu erregen, und Tieck, der sich Sommer 1808 gleichfalls in Dresden einfand, stimmte in diesem Punkt mit Müller ganz überein, der sonst als Kritiker sein bitterer Widersacher war. Aber das größere Publicum blieb kalt. Durch Schiller an Rhetorik, durch Calderon und die Romantiker an ein schillerndes Farbenspiel gewöhnt, verstand es diesen herben Realismus nicht, der gegen die herkömmlichen Ideale aufs seltsamste contrastirte. — Drei Eigenschaften, die den Dichter machen, besaß Kleist in einem ungewöhnlichen Grade. Zunächst eine plastische Kraft, wie wir sie bei keinem andern deutschen Dramatiker antreffen, auch bei Schiller und Göthe nicht. Jedes Ereigniß, jede Figur, die er darstellen wollte, zeigte sich den Augen seines Geistes in sinnlicher Gegenwart, und seine Hand war sicher genug, was er gesehn, nicht blos in den allgemeinen Umrissen, sondern bis in die kleinsten einzelnen Züge wiederzugeben. Die Farben und Linien, die er anwendet, sind oft hart und schreiend, aber nie undeutlich, und sie kommen ihm ungesucht, das Bild lebt wirklich in seiner Seele. Die Kunst der Farbe geht so weit, daß auch die jedesmalige Stimmung, der Duft des Ereignisses sich auf das bestimmteste der Phantasie einprägen, und das ist um so bewundrungswürdiger, da er einen sehr großen Reichthum an Stimmungen entwickelt und da er niemals auf den Effect ausgeht: es gelingt ihm zuweilen die unmöglichste Voraussetzung glaubhaft zu machen. Ebenso besitzt er die Macht der Leidenschaft. Wenn bei einem seiner Helden das Blut in Gährung kommt, so ist kein Widerstand möglich; wie sie wahrhaft aus des Dichters Seele hervorquillt, so reißt sie alles mit sich fort. Ihr Ausdruck ist häufig wild und unschön, ja er streift an den Wahnsinn, und doch empfindet man nicht blos die Gewalt des innern Lebens, sondern auch das Häßlichste wird durch eine gewisse angeborne Anmuth umhüllt. Zu diesen äußerlichen Talenten kommt aber noch, was bei keiner echten Dichtung fehlen darf, die Ahnung von etwas Höherm; zwar wird die Erde, die er darstellt, fast immer von wilden dunkeln Wolkengebilden überdeckt, aber man hat doch das Gefühl, daß ein Himmel darüber steht, wenn auch dies Gefühl zuweilen sich nur in grellen Schmerzenslauten äußert. Das Göttliche ist ein Verborgenes, aber die Menschen suchen danach, ja dieses Suchen ist ihr eigentlicher Lebensinhalt. Das Leben erscheint als ein Räthsel, dessen Wort man nicht ahnt, aber man hat das Gefühl, daß es da sein müsse. — Wenn trotz so hoher Gaben der Dichter nicht verstanden wurde, so wäre es voreilig, die Schuld ausschließlich dem Publicum beizumessen. Kleist ist kein classischer Dich-

ter, wozu vor allem gehört, daß das innre Leben gesund ist und einen Punkt des Friedens gefunden hat. Selbst die Macht seiner Phantasie und seine Leidenschaft hat etwas Krankhaftes. Er stellt nicht blos das Räthsel des Lebens dar, er ist selbst darin befangen. Göthe sagt einmal von ihm: „Mir erregte Kleist bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme nur Schauder und Abscheu, wie ein von Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbarer Krankheit ergriffen wäre." Der Ausdruck ist stark, aber die Sache ist richtig. Bei Werner hat man dies Gefühl nicht, er ist zum Narren geboren und hat seine Bestimmung erreicht, nebenbei viel Talent entwickelt und eine verkehrte Stimmung der Zeit glücklich getroffen. Bei Kleist finden wir einen tiefen Sinn für Ordnung und Gesetz, Verständniß der Wirkung und Entschiedenheit in der Wahl der Mittel; aber mitten in der Freude über Harmonie eines dichterischen Geistes ergreift uns plötzlich das unheimliche Gefühl, daß etwas Fremdartiges, Unvermitteltes in die Dichtung eintritt. Man könnte fast in jedem seiner Werke den Punkt bezeichnen, wo er aufhört, Herr über seine Gedanken zu sein, wo sie über ihn kommen, wie angstvoll er sich ihrer zu erwehren sucht, und ihn willenlos mit sich fortreißen. Wenn die andern Romantiker mit den dunkeln Mächten ein frevelhaftes Spiel treiben, so steigen diese bei Kleist mit finsterm Schauder aus dem tiefsten Kern seines Gemüths hervor. Der verborgene Wahnsinn tritt dann heraus, nicht als Ausbruch einer vorübergehenden Erregtheit, sondern mit dem Anschein kalter spröder Besonnenheit. Aber selbst die plötzlich hervorbrechende Wildheit einer lange verhaltenen Leidenschaft erschreckt uns noch nicht so, als was uns ebenso oft bei ihm begegnet: das brütende Versinken in die Nacht des Innern, das krampfhafte Wühlen in dem eignen Herzen. Dazu kommt das Räthsel seines unglücklichen Todes. — Was muß dieser herrlich begabte Mensch erlebt haben, um so zu enden? — Wir finden keine Antwort; von bedeutenden Schicksalen ist keine Rede, und was er innerlich durchgemacht, bleibt uns dunkel. — Dasselbe Gefühl, welches sein Leben in uns erregt, geht in noch höherm Grade aus seinen Dichtungen hervor. Ein classischer Dichter hat in seiner Seele den Typus des allgemein Menschlichen so gegenwärtig, daß seine Schicksale und seine Charaktere in uns die Empfindung der Nothwendigkeit erregen. Wir wissen, daß es so zugehn muß, und sind darum im wesentlichen befriedigt, auch wenn er uns das Schrecklichste zeigt. Ein romantischer Dichter wie Calderon geht von den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit aus, die ganz in ihm leben, und die daher ein einheitliches Bild verstatten; er ist seinem Zeitalter ein Prophet, der Nachwelt das interessante Bild eines verschwundenen Zeitalters. Ein romantischer Dichter zweiten Ranges wie Werner wird von den Liebhabereien des Tags bestimmt, er hat jedenfalls einen

Kreis, der ihn versteht, der sich in seinen Dichtungen wiederfindet. Von alledem ist bei Kleist keine Rede. Weit entfernt den sittlichen Vorurtheilen seiner Zeit, den Liebhabereien des Tags zu huldigen, ist er ihnen gänzlich fremd, man kann nicht einmal sagen, daß er sich dagegen empört, er ignorirt sie in schweigender Verachtung. Nur ein Beispiel. Die romantische Schule geberdete sich wenigstens eine Zeit lang als Apostel der Sinnlichkeit gegen die herkömmliche Moral, bei Kleist finden sich in jedem seiner Stücke Scenen, die gegen den herkömmlichen Ton nach dieser Seite verstoßen, Scenen, die zuweilen durch keinen innern Grund gerechtfertigt werden und er spricht sich einmal sehr heftig dafür aus, die Frauen vom Theater zu verbannen, weil durch die Prüderie alle Kunst untergehe: aber er stellt in jenen Scenen nicht das Sinnliche dar, sondern nur das Nackte, und die Menge erträgt lieber das erste als das zweite. Daß in dieser Vorliebe fürs Nackte doch eine gewisse Empörung gegen die sittlichen Begriffe des Zeitalters liegt, zeigt z. B. die Paradoxie im Anfang der Marquise von O., der den meisten Lesern wie ein Faustschlag vorkommen wird. Diese Vorliebe fürs Nackte zeigt sich auch darin, daß er alle Empfindungen auf die Spitze treibt; er würde in seiner Aufrichtigkeit einem Volk wie den Franzosen in jeder Zeile gleich unverständlich und ungenießbar sein. — Wenn aber dieser Individualismus de Dichtung gegen die herrschenden Begriffe verstößt, die er als nicht vorhanden betrachtet, so hat er noch eine zweite schlimmere Wirkung; er bringt den Dichter in Widerspruch mit sich selbst. Fast in allen seinen Werken ist Folgendes die Aufgabe. Ein Mensch von kräftiger und edler Anlage wird durch die Ereignisse, deren rechtlichen Zusammenhang er nicht versteht, in Verwirrung gesetzt, sein eignes Gefühl wird ihm unsicher, aus dieser beklemmenden Herzensangst sucht er sich durch verschiedne Mittel zu retten, nicht selten durch ein scheinbar frostiges Raisonnement. Hat er dann auf die eine oder andre Weise den Punkt gefunden, wo sein Gefühl mit sich selbst einig den Ereignissen gegenüber eine bestimmte Haltung gewinnen kann, so concentrirt sich die ganze Kraft seines Gemüths zu einer Explosion, die etwas Furchtbares hat. Das Tragische liegt nun überall darin, daß sie sich durchweg irren, daß der Punkt des Friedens, den sie gefunden zu haben glauben, ein trügerischer ist; und das Entsetzliche für uns liegt darin, daß Kleist den Irrthum seiner Helden theilt, oder sich wenigstens nicht mit vollständiger Klarheit des Irrthums bewußt wird. Das ist der Fluch des Individualismus, daß er in dem Augenblick, wo er den Frieden gefunden zu haben glaubt, auf das rasendste sich selbst zerstört; denn der innere Friede geht nur aus der Einheit der sittlichen Substanz des Ganzen hervor. Mit diesem organischen Fehler hängen alle andern zusammen. Der Ausgang ist fast überall gräßlich oder absurd; indem der Dichter das Ge-

fühl seines Helden entwirrt, verwirrt er sein eignes und verwirrt dadurch das Ganze. Aber der Irrthum übt auch eine rückwirkende Kraft, auch die Voraussetzungen sind hart oder gar unmöglich, und wenn man dem Dichter während der Handlung, durch den Zauber seiner Plastik umstrickt, Glauben schenkt, so treten bei reiferm Nachdenken die Widersprüche desto greller hervor. Die Gemüthsbewegungen selbst sind so convulsivisch, sie treten in so excentrischen Schwingungen hervor, daß die geläufigste Phantasie, sobald sie nur aus dem Bann des Dichters heraustritt, sich diesen Zumuthungen nicht fügen kann. — Eine empirische Wahrheit hätte der Dichter freilich für seine Schöpfung nachweisen können, denn er selber konnte so empfinden und unter Umständen so handeln wie seine Helden. Leider haben wir von seinem Leben nur fragmentarische Notizen, aber auch diese reichen hin, uns den Zusammenhang wenigstens ahnen zu lassen. — Heinrich von Kleist, den 10. October 1776 zu Frankfurt an der Oder in einer alten preußischen Offiziersfamilie geboren und von vornherein zum Militärdienst bestimmt, wurde seit 1787 in Berlin dazu erzogen und trat 1795 als Fähnrich in Potsdam ein. Als Knabe hatte er sich mit spielender Leichtigkeit alle Kenntnisse angeeignet, mit vorzüglicher Vorliebe aber nur die Musik betrieben, freilich auch ohne systematischen Unterricht. Mit seiner Schwester Ulrike, die sehr geneigt war in Mannskleidern auf Abenteuer auszugehn, hatte er manche tolle Streiche ausgeübt. Als Offizier fühlte er das Bedürfniß, die Lücken seiner Bildung zu ergänzen; er nahm Unterricht in der Mathematik und Philosophie und erkannte bald, daß er diese Beschäftigung nicht blos nebenbei treiben dürfe. Zudem brachten ihn die Pflichten seines Standes nicht selten mit seinem Herzen in Conflict. Mit der Heftigkeit, die alle seine spätern Entschlüsse charakterisirt, nahm er den Abschied März 1799 und eilte nach seiner Vaterstadt zurück, um sich dort die Kenntniß der alten Sprachen anzueignen, und sich etwa zum akademischen Beruf vorzubilden. Es war natürlich, erzählt Tieck, daß er jetzt im dreiundzwanzigsten Jahre viele der Studirenden an Erfahrung, Ausbildung und entwickelten Gedanken übersah, wie er in den nöthigen Vorkenntnissen hinter den meisten zurückblieb. Dies verstimmte ihn oft, da er die Hemmung fühlte und sein heftiger Geist nur gar zu gern alles übersprang, was ihn von irgendeinem Ziel zurückhielt. So heiter kindlich und ausgelassen er sein konnte, so ernst und verschlossen war er wieder in andern Stunden; wie sehr er mit sich oft zufrieden war und sich seiner Fortschritte freute, so haderte er doch auch nicht selten mit sich selber, hielt sich für unbrauchbar und unfähig, und wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit mit Trotz das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Resignation auch dem ausgezeichneten Geiste gewähren können. Derjenige, dem es in dieser Seelenunruhe zum Bedürfniß wird, sich immerdar gegen

andere mit seinen Kräften und diese selbst wieder aneinander zu messen und zu wägen, wird bald alles Maß verlieren. In diesem Fleiß, der manchmal schon deswegen ganz nachlassen mußte, weil er ihn zu andern Zeiten zu sehr anstrengte, gerieth Kleist in eine sonderbare Art zerstreut zu sein, die oft komische Scenen veranlaßte. — In einem Kreise von jungen Damen übte er sofort den künftigen Professor, und verleugnete ihn auch nicht gegen ein Mädchen aus angesehnem Hause, Wilhelmine, mit der er sich verlobte und die er schon damals in ähnlicher Weise gequält zu haben scheint, wie es Göthe in der Laune des Verliebten schildert. Sein Lebensplan änderte sich bald, er wollte zur Diplomatie übergehn und begab sich zu diesem Zweck im Sommer 1800 nach Berlin, wo er in einem Kreise talentvoller junger Edelleute lebte: Pfuel (geboren 1781), Rühle von Lilienstern, Graf von der Lippe und andere. Am innigsten schloß sich darunter Brokes an ihn mit einer fast weiblichen Aufopferung und Hingebung, von welcher Kleist seiner Braut Schilderungen macht, die einen fast bis zum Komischen naiven Egoismus verrathen. Noch im August hielt Kleist es für sein Lebensglück für nothwendig nach Wien zu gehn. Brokes brachte ihn mit Aufopferung eines großen Theils seines Vermögens dahin. Sie hielten sich längere Zeit in Würzburg auf: es ist nicht ersichtlich zu welchem Zweck, sie scheinen es selber nicht gewußt zu haben. Nach Berlin zurückgekehrt November 1800 legte sich Kleist mit besonderer Heftigkeit auf das Studium der Kantischen Philosophie. Er war jetzt entschlossen, niemals eine amtliche Stellung anzunehmen, weil es eine Beeinträchtigung der menschlichen Freiheit sei. Seiner Braut hielt er mit der anmaßenden Zuversicht eines ausgebildeten Philosophen Vorlesungen über die Pflichten eines Weibes u. dgl., bis nach dem Abgang von Brokes nach Mecklenburg Januar 1801 eine andre Stimmung sich seiner bemächtigt. Die Kritik der reinen Vernunft macht ihn darauf aufmerksam, daß wir keine Mittel haben, unser Erkenntnißvermögen zu untersuchen; wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint. „Wenn die Spitze dieses Gedankens dein Herz nicht trifft, so lächle nicht über einen andern, der sich tief in seinem heiligsten Innern davon verwundet fühlt. Mein einziges, mein höchstes Ziel ist gesunken, und ich habe keines mehr. Seit diese Ueberzeugung vor meine Seele trat, habe ich kein Buch wieder angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umhergegangen, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußern Tumult mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken!" (22. März.) „In dieser Angst fiel mir ein Gedanke ein: laß mich reisen! Arbeiten kann ich nicht,

das ist nicht möglich, ich weiß nicht, zu welchem Zweck. Die Bewegung auf der Reise wird mir zuträglicher sein, als dieses Brüten auf einem Fleck. Sobald ich einen Gedanken ersonnen habe, der mich tröstet, sobald ich einen Zweck gefaßt habe, nach dem ich wieder streben kann, kehre ich um." „Nur ruhig kann ich jetzt nicht sein, in der Stube darf ich nicht darüber brüten, ohne vor den Folgen zu erschrecken. Auch werde ich mich unter Fremden wohler befinden als unter Einheimischen, die mich für verrückt halten, wenn ich es wage mein Innerstes zu zeigen."*) — Man denke daran, daß in demselben Jahr Jean Paul im Titan eine ähnliche Stimmung schilderte. Schoppe denkt so tief über das Fichte'sche Ich nach, daß ihn dieses Ich wie ein Gespenst verfolgt, daß er den Kern seines Wesens, die Gewißheit seiner Persönlichkeit verliert und sich selber ein leeres Räthselspiel wird, bis er im Wahnsinn endet. Kant befreite sich aus der Rathlosigkeit des Wissens, die sich aus der Analyse des Erkenntnißvermögens ergab, anscheinend nicht durch einen Act der Erkenntniß, sondern durch einen Entschluß; bei unruhigen, zerstreuten Gemüthern mußte der geheime Reiz des Zweifels, den man nun auf eine so große Autorität begründen konnte, die Freude am Glauben überwiegen, und nach Auslöschung des Lichts, das allen geleuchtet, suchte jeder im Nebel seinen Weg. Für Kleist wurde die Stimmung verhängnißvoll durch die Heftigkeit seines Wesens und die Scham, ein ausgesprochenes Wort zurückzunehmen. Er hatte seinen Umgebungen von seiner Absicht gesprochen, und da er doch einen Ort und einen Zweck angeben mußte, so nannte er Paris, wo er Chemie studiren und den Franzosen die Kantische Philosophie deutlich machen wolle. Man gab ihm Empfehlungsbriefe an berühmte Gelehrte mit und obgleich er in demselben Augenblick das Unsinnige seines Vorhabens erkannte, hielt er sich doch durch seine Erklärung für gebunden. Dazu kam, daß er seiner Schwester versprochen hatte, sie auf jeder größern Reise mitzunehmen, so reiste nun das seltsame Paar im eignen Wagen April 1801 nach Paris ab, in der langsamen Weise jener Zeit. Sie verweilten mit besonderer Vorliebe in Dresden, wo der Umgang mit zwei Fräulein von Schlieben sie anzog; auch in Halberstadt bei Gleim, der sich mit großer Rührung seines alten Freundes Ewald von Kleist erinnerte. In Paris kamen sie im Juli

*) Es ist natürlich, sagt Tieck, daß die meisten Autodidakten dasjenige, was sie auf ihre eigenthümliche, zufällige und heftige Weise erlernen, viel zu hoch anschlagen; es ist ebenso begreiflich, daß sie in andern Stunden, wenn ihnen Wissen und Lernen nicht diese ruhige Genügsamkeit gibt, die unsre Seele gelinde erweitert, dann alles Wissen, Denken und Lernen tief verachten, und einen geträumten Naturstand höher stellen als alle Cultur.

an und Kleist, der bald bemerkte, daß sein kleines Vermögen, auf welches er bei seinen Plänen eines unabhängigen Lebens gerechnet, bei diesem thörichten Unternehmen daraufging, verfiel in eine tiefe Schwermuth; das pariser Leben, von dem er nur die Schattenseiten sah und dem er keinen eignen Zweck entgegenbrachte, widerte ihn an und er wurde von einer tiefen Sehnsucht nach der Natur verzehrt, aus der bei seiner gewöhnlichen Ungeduld sofort ein Entschluß keimte. 15. August schreibt er an seine Braut, indem er auf diesen Entschluß hindeutete: „ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritt, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll. Ich will mich nicht mehr übereilen. Thue ich es noch einmal, so ist es das letzte mal! denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie. Aber sei ruhig, ich werde mich nicht übereilen. Erlaß es mir, mich deutlicher zu erklären: ich bin noch nicht bestimmt und ein geschriebnes Wort ist ewig.“ Die Erklärung erfolgte im October. Er will versuchen in der Schweiz ein Bauergütchen zu pachten, und fordert Wilhelmine auf, ihr Loos sofort mit dem seinigen zu theilen. Zunächst gibt er allgemeine Gründe an, von der Erbärmlichkeit der Wissenschaften, von der Pflicht des Menschen, zu handeln u. s. w.; die Hauptsache folgt aber. Er schämt sich in Preußen um ein Amt zu werben, weil er mehrfach erklärt hat, er wolle es niemals thun. „Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückkehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte!... Du wirst mich wegen dieser Abhängigkeit vom Urtheil anderer schwach nennen, und ich muß dir darin Recht geben, so unerträglich mir das Gefühl auch ist! Ich selbst freilich habe durch einige seltsame Schritte die Erwartung der Menschen gereizt. Und was soll ich nun antworten, wenn sie die Erfüllung von mir fordern? Und warum soll ich gerade ihre Erwartung erfüllen? Es ist mir zur Last. — Es mag wahr sein, daß ich eine Art von verunglücktem Genie bin, wenn auch nicht in ihrem Sinne verunglückt, doch in dem meinen... Ohne ein Amt in meinem Vaterlande leben könnte ich jetzt schon wegen meiner Vermögensumstände fast nicht mehr.“ — Diese Auseinandersetzung, die keines Commentars bedarf, durfte seine Braut nicht bestimmen, auf seinen Plan einzugehn, denn sie verrieth die völlige Unreife seines Willens. Aber Kleist nahm es als eine persönliche Beleidigung, erklärte, sie habe ihn nie geliebt, und brach das Verhältniß ab. Auch mit seiner Schwester, die sich in ihrer männlichen Verkleidung besser in Paris gefallen zu haben scheint als er und die über seinen Plan erschrak, hätte er sich beinahe entzweit; er brachte sie zu Ende des Jahres bis Frankfurt a. M. und eilte nach der Schweiz, wo er aber seinen Plan ein Gütchen zu pachten bald vergaß. Er fand in Bern einige junge Freunde, Wieland's und

Geßner's Söhne; mit ihnen, dem Dichter Zschokke und dem Kupferstecher Lohse verlebte er den Sommer 1802 am Thunersee. In diesem Kreise wurde er zuerst auf seine wahre Bestimmung geführt. Außer einigen kleinen Gelegenheitsliedern scheint er bis dahin nichts gedichtet zu haben; ein poetischer Wettstreit mit Wieland und Zschokke gab ihm nun das Thema zu dem Lustspiel der zerbrochne Krug und gleichzeitig arbeitete er an dem Trauerspiel die Familie Schroffenstein. Das letztere, welches ursprünglich in Spanien spielen sollte, dessen Handlung er aber auf den Rath seiner Freunde nach Deutschland verlegte, wurde gleich hier vollendet und 1803 gedruckt. Das erstere erfuhr noch mehrere Ueberarbeitungen. Für einen jungen Dichter war Stoff und Bearbeitung gleich merkwürdig. Während sonst alles nach idealen Gegenständen strebte und denselben einen declamatorischen oder musikalischen Ausdruck gab, griff Kleist nach niederländischen Stoffen, einem barocken und einem düstern, und wandte auch niederländische Farben an. Die Freunde schöpften die beste Hoffnung für seine Zukunft, und von ihnen angeregt begab er sich im Herbst 1802 mit dem jungen Wieland nach dem Mittelpunkt der deutschen Literatur, wo er von Schiller und Göthe sehr freundlich aufgenommen wurde. Der alte Wieland, durch seinen Sohn bestimmt, lud ihn nach Osmannstedt ein, wo er sich die drei ersten Monate 1803 aufhielt. „Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offnen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten, die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, sodaß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehn schien, und verursachte, daß er nichts weiter von dem, was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andre Eigenheit, die zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tisch sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt, oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit einem ganz andern Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehn, daß er in solchen Augenblicken mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nöthigte ihn mir gern oder ungern zu entdecken, daß er an einem Trauerspiel arbeite, aber ein so hohes Ideal davon seinem Geist vorschweben habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach niedergeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne. Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen und Bitten erschien die glückliche Stunde, wo ich ihn so treuherzig zu machen wußte, mir einige der wesentlichsten Scenen aus dem Gedächtniß vorzudeclamiren. Ich gestehe, daß ich er-

staunt war: wenn die Geister des Aeschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten eine Tragödie zu schaffen, sie würde das sein was Kleist's Tod Guiscard's des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche, was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick an war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu bestimmt die große Lücke in unsrer Tragödie auszufüllen, die auch von Göthe und Schiller nicht ausgefüllt ist." Leider war Kleist zu unruhig, die wohlgemeinte Theilnahme des alten Dichters zu erwidern. Er verschwand April 1803 nach Dresden, wo er mit Pfuel und den beiden Fräulein Schlieben zusammen lebte und nichts weiter von sich hören ließ. Mittlerweile hatte er den zerbrochnen Krug vollendet und Schroffenstein war im Druck erschienen. Schon in dem Lustspiel zeigt sich, wie fein und charakteristisch der Dichter den der Handlung angemessenen Localton zu treffen wußte. Wir glauben uns in ein Gemälde von Teniers oder Ostade versetzt, und diese Haltung ist nicht künstlich gesucht, sie ist die natürliche Form des Lebens. Bemerkenswerth ist ferner die Schärfe der Beobachtung; die kleinsten Züge aus dem Treiben närrischer Originale sind mit einer Sauberkeit, mit einer Naturtreue ausgeführt, die an die Shakspeare'schen Lustspiele erinnert, und dabei ist es keine Mosaikarbeit aus einzelnen Beobachtungen, sondern die Bewegung ist frei und dem wirklichen Leben angemessen.*) — In der Familie Schroffenstein ist ein historischer Ton, der uns zwar nicht in eine bestimmte Zeit, aber in eine den poetischen Voraussetzungen angemessene versetzt. Die Seelenbewegung ist mit einer Schärfe und Präcision wiedergegeben, daß man sieht, der Dichter empfindet in jedem Augenblick den Pulsschlag des Lebens bis in jede einzelne Fiber. Der Gegenstand des Dramas, ein Liebesverhältniß innerhalb des wüsten Kampfes feindseliger Häuser, um den Contrast zwischen der Seligkeit des Gemüths und dem Unfrieden der Welt schärfer hervortreten zu lassen, ist bereits von zahlreichen Dichtern behandelt; am nächsten lag das Beispiel von Romeo. Der Contrast ist mit wundervoller Farbe ausgeführt. Die Scenen zwischen den beiden Liebenden sind von einem seltnen Liebreiz und man wird doppelt erfreut, wenn dieser helle Sonnenschein der Poesie in das wüste Nachtgemälde einbricht. Doch finden wir schon hier einen Fehler, dem wir bei Kleist noch öfters begegnen. Die Scenen sind seiner Phantasie einzeln aufgegangen, sie entspringen nicht dem Organismus des Ganzen. Er hat dann nachträglich versucht einen pragmatischen Zusammenhang hineinzubringen. Das süße wollüstige Geflüster, in dem Ottokar seine

*) Tieck zweifelte an der Aufführbarkeit; aber schon in Hamburg hat es Beifall gefunden, in Berlin hat es Th. Döring seit 1842 zu einem der beliebtesten Stücke gemacht.

Braut von den Mysterien der Hochzeitsnacht unterhält, ist für sich betrachtet von einer tiefen Innigkeit und Anmuth, aber das Motiv, wozu es benutzt wird, die Verkleidung, noch dazu in der furchtbaren Gefahr, die einen männlichen Ernst und keine kindische Tändelei hervorrufen sollte, gibt ihm eine häßliche, ja abgeschmackte Wendung. — Die eigentlichen Helden sind nicht wie sonst gewöhnlich in ähnlichen Stücken die beiden Liebenden, sondern die Häupter der beiden feindlichen Häuser Sylvester und Rupert: der eine ein edler idealer Mensch, der andre jähzornig, mistrauisch, aber doch nicht ohne die Spuren einer bessern Natur. Beide werden in ihrem Gefühl uneinig, der erste bricht zusammen, als ihm, dem Unschuldigen, die Anklage eines entsetzlichen Verbrechens ins Gesicht geschleudert wird, als ihm die Umstände so entgegentreten, daß er selbst nicht weiß wie er sich rechtfertigen soll. „Ich bin dir wol ein Räthsel, nun tröste dich, Gott ist es mir.“ „Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch und welchen Gott trifft, denk ich, der darf sinken.“ — Diese Seelenbewegungen sind mit einer grandiosen Wahrheit dargestellt, noch viel hinreißender aber die Gefühlsverwirrung bei dem leidenschaftlichen Rupert. Er glaubt zuerst nur als Rächer eines Verbrechens aufzutreten, er wird selber zum Verbrechen dadurch verleitet, ein tiefes Gefühl der Scham erfaßt ihn, aber diese Scham facht seinen Haß gegen den Feind von neuem an, dem er es schuld gibt, daß er in Sünde verfallen, und stürzt ihn in neue schlimmere Unthaten. Um dieser Seelenbewegung eine breitere Basis zu geben, hat der Dichter die allmähliche Entstehung der Fehde wie in einem sehr verwickelten Proceß nachzuweisen gesucht. Die beiden Familien haben einen Erbvertrag geschlossen, der Verdacht liegt nahe, daß sie gegenseitig ihren Untergang wünschen, unter Umständen auch wol befördern. Ein Misverständniß tritt ein, das dem Argwohn eine anscheinende Bestätigung gibt und nun zu einer Reihe wirklicher Uebelthaten führt. Der Proceß ist sehr geschickt exponirt, vielleicht nur mit einem zu großen Aufwand juristischen Scharfsinns. Wir begreifen auch wol den allmählich wachsenden Dämon des Hasses, aber wir können uns die Vergangenheit nicht vorstellen, um so weniger, da wir die Hauptereignisse nicht mit erleben, sondern sie uns erzählen lassen müssen von Leuten, denen sie selbst unbegreiflich sind. Es ist eine Kette von Misverständnissen, deren erstes Ende wir nicht absehn. Es ist nicht eine durch längere Praxis eingewurzelte Fehde, die beiden Familien leben äußerlich in wohlanständigem Vernehmen, der bloße Verdacht kann die plötzlich ausbrechende Leidenschaft, die allen Verstand und alle Ueberlegung mit Füßen tritt, nicht erklären. Vielleicht würden wir auf diese Umstände kein Gewicht legen, wenn uns der Dichter nicht selber darauf führte, wenn nicht fortwährend vor unsern Ohren über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit der erzählten

Thatsachen disputirt würde. So aber setzen wir den Thatsachen, die unser Gefühl ergreifen sollen, die kalte Ueberlegung des Richters entgegen, und der Eindruck geht wirkungslos vorüber. Bis gegen die Mitte des Stücks hin, wo wir durch den unaufhaltsam forteilenden Drang der Begebenheiten in Athem gehalten werden, wird es uns nicht deutlich, worin der Grund dieses unbehaglichen Gefühls liegt. Sobald wir aber einen Augenblick zur Besinnung Zeit haben, geht uns das falsche Princip auf: das Misverständniß als treibende Kraft der Handlung ziemt nur dem Lustspiel. Bei einem tragischen Geschick wollen wir auch eine tragische Nothwendigkeit herauserkennen. Der Eindruck der Unglücksfälle, die durch eine Verknüpfung von Misverständnissen herbeigeführt werden, ist, wenn er nicht komisch behandelt wird, ein peinlicher, und es entsteht jenes fröstelnde Gefühl, welches Hebbel in seiner Tragikomödie mit Absicht anregt. Als es zur Katastrophe kommt, weiß der Dichter weder die vielverschlungenen Fäden verständlich und angemessen mit der Vergangenheit zu verknüpfen, noch sie in einen schicklichen Knoten zu vereinigen. Daß der ganze blutige Streit auf einem Misverständniß beruht, fühlt jeder heraus, aber während des Stücks kann sich keiner erklären, was dies Misverständniß sei. Als man endlich darauf ausgeht, ihm bis zu seiner Quelle nachzuspüren, führt uns das in eine fremdartige, mit der bisher erzählten Handlung in keiner Weise zusammenhängende Gegend, die von dem düstern Nebel des Aberglaubens übersponnen ist, in Scenen, die uns geradezu durch ihre Albernheit bestürzen. Der Grund des Streits ergibt sich als ein Nichts, aber die Auflösung kommt zu spät, denn das Unheil ist geschehn. Wie viel glücklicher bei Shakspeare, wo jeder der Betheiligten sich sagen konnte, wie weit er gesündigt hatte, wenn auch die Folgen seiner Vermessenheit über seine Absicht hinausgingen. Das Spiel des Zufalls ist in Romeo nur scheinbar, es wird durch den realen Inhalt der Handlung bedingt und hervorgerufen. — Noch ungenügender als die Katastrophe ist die Auflösung. Der Dichter hat im Lauf des Stücks so viel schlimme Thaten berichtet, daß er sich gewaltsam steigern zu müssen glaubt, und da geräth er in den unnatürlichsten Ausweg. Ein neues, bis zum Burlesken grausames Misverständniß findet statt. In dem Glauben, den Feind ins Herz zu treffen, tödtet jeder der beiden Väter sein eignes Kind. Diese Grausamkeit empört um so mehr, da sie ungeschickt motivirt ist, und wenn gerade wie in „Romeo und Julie“ die beiden Väter über den Gräbern ihrer Kinder sich die Hände reichen, so ist damit für unsern Fall nichts gewonnen, denn dort haben sie nur ein schweres Leid erlitten, und das Leid macht milde; hier aber hat jeder von ihnen ein schweres Verbrechen auf seiner Seele, und daraus kann kein Friede hervorgehn. Reminiscenzen aus dem Lear, bis zur Tollheit übersteigert,

schließen das Stück mit einem schneidenden Contrast. — Diese Fehler, sagt Tieck mit Recht, sind nicht die des Neulings oder der Uebereilung, es ist die Unfähigkeit selbst, den Widerspruch einzusehn. Es ist ein radicaler unheilbarer Mangel, von dem sich wol die Spuren mehr oder minder in allen Werken des Dichters nachweisen lassen: bei seiner Liebe und Kenntniß der Wahrheit und Natur ein plötzliches grelles Gelüst, beide zu überspringen und das Leere, Nichtige dennoch höher als die Wirklichkeit zu stellen. — Das Stück wurde von Huber mit großer Wärme besprochen, es blieb aber doch unbeachtet, man hatte zu viel mit den Söhnen des Thals und der Braut von Messina, mit Genoveva und Johanna von Montfaucon zu thun. — Von Dresden aus machte Kleist im Sommer 1803 mit Pfuel, angeblich um seinen Freund Lohse in Mailand zu besuchen, eine Reise über Bern und Mailand (wo er aber Lohse gar nicht sah) nach Paris. Dort entzweite er sich mit Pfuel in einem Streit über Sein und Nichtsein, verbrannte alle seine Papiere und gerieth in eine tödtliche Verzweiflung, welche seine Freunde schon damals befürchten ließ, er habe Hand an sich gelegt. Dann tauchte er in Mainz wieder auf, wo er mit der Günderode bekannt gewesen sein soll und sechs Monate tödtlich krank lag; darauf April 1804 in Koblenz bei einem Tischler, wie es scheint, mit der Absicht das Handwerk zu lernen. Endlich erscheint er wieder in Potsdam und Berlin, versöhnt sich mit Pfuel, wird dem Minister Altenstein empfohlen und erhält eine kleine Anstellung. Die neuen Freunde, die er gewinnt, z. B. Varnhagen August 1804, ahnen nichts davon, daß sie mit einem Dichter zu thun haben, so wenig war die Familie Schroffenstein durchgedrungen. Dann wird er nach Königsberg versetzt, wo er Wilhelmine verheirathet wieder antrifft und sich mit ihr aussöhnt. Nach der Schlacht bei Jena legt er seine Stelle nieder und will nur von seinen dramatischen Arbeiten leben. Nach der Schlacht bei Eylau 1807 reiste er mit Pfuel und zwei andern Offizieren zu Fuß nach Berlin und wird, während der erstere sich nach Nennhausen zu Fouqué begibt, an den Thoren Berlins aus irgendeinem Misverständniß arretirt, nach Frankreich gebracht und dort fast ein volles Jahr gefangen gehalten. Das Unglück seines preußischen Vaterlands, dem er mit ganzer Seele ergeben war, hatte ihn tief erschüttert, daß nun sein persönliches Schicksal auf eine so unerklärliche Weise mit in den allgemeinen Sturz verwickelt wurde, mußte ihn noch mehr verwirren. „Was sind das für Zeiten? Sie haben mich immer in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden als ich. Wie trostlos ist die Aussicht, die sich uns eröffnet! Zerstreuung und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand, der uns wohlthut. Wo ist der Platz, den man jetzt in der Welt einzunehmen sich bestreben könnte im Augen-

blick, wo alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles im Elend daniederliegt? Ich arbeite, jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe und jetzt mit einem Herzen voll Kummer die Feder wieder ergreife, so frage ich mich, wie Hamlet die Schauspieler, was ist mir Hekuba?" — Indessen waren seine Freunde für ihn thätig gewesen. Göthe hatte den zerbrochnen Krug in Weimar 1807 aufgeführt, aber freilich die Wirkung dadurch verkümmert, daß er das Stück, welches ohnehin sehr ins Breite geht, durch die Zertheilung in mehrere Acte aller einheitlichen Haltung beraubte. Das Verfahren wäre unbegreiflich, wenn er nicht zugleich die natürliche Tochter geschrieben hätte. Kleist schob den schlechten Erfolg dem bösen Willen des Dichters zu, den er später zum Zweikampf herausforderte (in solchen Dingen tritt auch später noch der ehemalige Lieutenant nur zu sehr hervor) und in verschiednen Epigrammen verfolgte. Wichtiger waren die neu angeknüpften Verbindungen in Dresden. Kleist hatte noch in Königsberg Molière's Amphitryon bearbeitet und an Rühle von Lilienstern geschickt, der ihn Adam Müller übergab. Das Stück, obgleich nur eine Uebersetzung, ist charakteristisch für Kleist. Molière hat nach Plautus' Vorgang die Erscheinung Jupiter's bei Alkmene in Gestalt ihres Gatten und Mercur's in der Gestalt seines Sklaven Sosias zu einem Schwank verarbeitet, aber die sehr derben Späße, durch die Anmuth und Eleganz des Stils veredelt. In der Uebersetzung ist das Musikalische der Sprache ganz verwischt, dagegen tritt der Realismus der Handlung viel prägnanter hervor. Aber beim Schwank mochte Kleist nicht stehn bleiben. Daß ein liebendes Weib den Gemahl in der Umarmung nicht erkennen sollte, verwirrte sein Gefühl, und um dasselbe ins Klare zu setzen, stellt er über die Identität des Göttlichen und Menschlichen, über die Allpersönlichkeit Jupiter's, der insofern wirklich mit Amphitryon identisch sei, die seltsamsten Betrachtungen an, Betrachtungen, die unser Gefühl verletzen und alle Wirkung des Scherzes aufheben. Aber gerade diese Seite hob Adam Müller in dem überschwenglichen Vorwort hervor und betonte sie auch den Freunden gegenüber, namentlich Gentz, dem er den Amphitryon als den Verkündiger einer neuen Zeit anpreist. „Der Amphitryon handelt ja ebenso gut von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau als von dem Geheimniß der Liebe überhaupt, und so ist er gerade aus der hohen schönen Zeit entsprungen, in der sich endlich die Einheit alles Glaubens, aller Liebe und die große Gemeinschaft aller Religionen aufgethan, aus der Zeit, zu deren echten Genossen Sie und ich gehören. Protestiren Sie nicht länger mein Freund, gegen die Zukunft des Herrn in Wissenschaft, Leben und Kunst!" Auch die Jenaische Literaturzeitung meinte etwas Aehnliches; so sah es damals in den Köpfen aus!

Uebrigens war die Begeisterung Müller's für Kleist nicht gemacht, und als dieser von seiner Haft in Dresden ankam, fand er einen Kreis vor, der ihm warm und theilnehmend entgegenkam. Auch im Körner'schen Hause wurde er eingeführt und verlobte sich dort zum zweiten mal, brach aber auch dies Verhältniß plötzlich ab, als das Mädchen sich weigerte ihm ohne Vorwissen des Vormunds zu schreiben. Ueberhaupt, obgleich ihm jetzt das Glück günstiger schien, treten noch immer von Zeit zu Zeit die seltsamsten Anwandlungen hervor, und man ist geneigt nach einer physischen Ursache zu suchen. — Im Phöbus, der im Anfang einen günstigen Erfolg zu versprechen schien, traten nun die bedeutendsten Werke Kleist's zuerst ans Licht: ein Auszug aus der Penthesilea, zwei Acte aus dem Käthchen, das einzige Fragment aus dem Robert Guiscard, welches sich erhalten hat, der zerbrochne Krug fast ganz, lyrische Gedichte und Idyllen, die Hälfte des Kohlhaas und die Marquise von O. — In der Penthesilea, die noch 1808 gesondert erschien, erkennt man den Dichter der Schroffensteiner wieder an der streng realistischen Haltung, an der knappen ausdrucksvollen, aber etwas unruhigen und hastigen Sprache; allein in der Farbe ist ein schreiender Gegensatz. In der Familie Schroffenstein ist das Gemälde grau in grau ausgeführt, die einzelnen anmuthigen Scenen sind nur wie ein halbverschleierter Sonnenstrahl, der sich vorübergehend durch das finstre Gewölk Bahn bricht; die Penthesilea dagegen ist in den glühendsten Farben wilder Sinnlichkeit ausgeführt; es ist kein Tageslicht, es ist der Schein einer Feuersbrunst, in der alle Gegenstände ein fremdartiges Ansehn gewinnen. Kleist hat eine Sprache erfunden, die zwar nicht eigentlich mit den griechischen Formen übereinstimmt, die aber unsre Phantasie an das griechische Leben erinnert. Man fühlt, daß er in den beiden Hauptfiguren, in Achill und Penthesilea, seine geheimste Sehnsucht ausgedrückt hat, die freie unbändige geniale Natur, der jede hastige Empfindung das Blut gewaltig ins Gesicht treibt, die aller Berechnungen spottet. Die Leidenschaft bewegt sich tigerartig, bacchantisch, und in je reizendere Formen sie sich zuerst verhüllt, desto mehr schreckt uns ihr plötzlicher dämonischer Ausbruch. — Seltsamerweise ist auch in diesem leidenschaftlich bewegten Gemälde ein Misverständniß das erregende Motiv. Der Dichter hat die Sage von dem Amazonenvolk und ihrer Königin Penthesilea nach seiner Weise umgestaltet. Die Amazonen kennen nicht die Ehe, sie rauben die Jünglinge, mit denen sie der Liebe pflegen wollen, und feiern mit ihnen das Rosenfest, um sie dann nach kurzer Zeit wieder zu entlassen. Es ist nicht Haß, sondern Liebe und sinnliche Lust, was ihre Pfeile in die Herzen der jungen Männer treibt; zwar gehen sie unsanft mit ihnen um, sie tödten sie zuweilen in zu großem Eifer, aber der Gefangene wird von ihnen gepflegt und glücklich gemacht. Penthesilea, die

Königin, hat es auf den schönsten und tapfersten unter den Griechen abgesehn, auf Achill, sie verfolgt ihn durch eine Reihe von Schlachten mit wilder Lust, und er hat eine gleiche Freude an diesem seltsamen Spiel, denn er ist ihr Ebenbild. Endlich kommen sie dazu, sich zu verständigen, er hat sie besiegt, sie glaubt aber die Siegerin zu sein und erklärt ihm in der Freude ihres Herzens die Sitte der Amazonen und ihre persönliche Neigung. Er begreift, daß er sie nicht anders gewinnen kann, als indem er sich ihr überwunden gibt, er läßt sie also zu einem neuen Zweikampf herausfordern, um im Scheingefecht ihr zu Füßen zu sinken. Nun tritt das Misverständniß ein. In dem Glauben, er wolle sie im Ernst bekämpfen, nachdem er ihre Schwäche erkannt, verfällt sie in eine namenlose Wuth, sie rast in einer Weise, wie noch nie ein Dichter eine Megäre hat rasen lassen; er tritt ihr wehrlos gegenüber, sie wirft ihn nieder und zerreißt ihn mit eignen Händen zum Entsetzen und Abscheu ihrer Amazonen. Sowol diese Scene als die folgenden, wo sie zur Besinnung kommt und vor Schmerz und Verzweiflung stirbt, sind entsetzlich, freilich nicht ohne Grazie, aber von jener Grazie, wie wir sie zuweilen in dem Beginn des römischen Kaiserreichs wiederfinden, wo der Tod und die Folter nur als ein neuer Stachel der sinnlichen Lust erschien. — Das ist noch nicht alles. Zwar ist die Handlung und der Wechsel in den Empfindungen mit einem unnachahmlichen Zauber ausgeführt, der Dichter hat auch das Unmögliche so klar geschaut, daß wir ihm für den Augenblick folgen müssen; wenn wir aber überlegen, daß die ganze Handlung auf den unsinnigsten Voraussetzungen beruht, daß dieses Fabelreich der menschlichen Natur widerspricht, so mischt sich in das Entsetzen zugleich ein Gefühl des Komischen, in dem alle Poesie untergeht. „Es läßt sich ihre Seele nicht berechnen", sagt der Dichter selbst von seiner Heldin: eine gefährliche Voraussetzung für die dramatische Wirkung, um so mehr, da trotz der Sprünge in der Entwickelung die Handlung nicht in großen Massen fortschreitet, sondern in kleiner, sauberer, fast ängstlicher Detailarbeit ausgeführt ist. Man merkt die Frevel gegen die Natur erst recht, wenn der Dichter mit seiner analytischen Sonde der Leidenschaft bis in das innerste Leben nachgeht und ihren Nerv bloßlegt. — „Lieber gräßlich verwesen, als ein Weib sein, das nicht reizt" — was ist das anders als der Misbrauch eines Lustspielmotivs zu einem tragischen Effect? — Trotzdem ist Tieck im Unrecht, wenn er dies wunderbare Werk für einen Rückschritt erklärt. Freilich muß man stärker darin abstrahiren als in einem andern Werk von Kleist, von den unmöglichen Voraussetzungen wie von dem entsetzlichen Eindruck der Hauptscene; man muß eine Excentricität der Gefühlsschwingungen, die dem deutschen Gefühl widerstrebt, sich gefallen lassen; wenn man aber das vermag, und sich in die fremdartige Traumwelt vertieft, so wird man von

einer gewaltigen dämonischen Kraft durchdrungen, die den echten und großen Dichter verräth. Es ist als ob man vor der Leinwand steht, und den Liebreiz der wilden Amazone, die Anmuth ihrer Bewegungen, die Glut ihres dunkeln Auges in unmittelbarer sinnlicher Einwirkung empfängt. Den Deutschen ist es so selten gegeben, tiefe und gewaltige Leidenschaft darzustellen, daß man es dem Dichter danken muß, auch wenn er sich mit ihr in ein dunkles, häßliches Feld verliert. Der Schluß — bereits im Schroffenstein angebracht, spricht den tragischen Grundgedanken des Dichters aus: „sie sank, weil sie zu stolz und kräftig blühte; die abgestorbne Eiche steht im Sturm, doch die gesunde stürzt er schmetternd nieder, weil er in ihre Krone greifen kann.“ — Am bewundernswürdigsten ist die geniale Kühnheit, mit der er die Sprache handhabt. Sie hat, im Gegensatz gegen alle seine Zeitgenossen aus der Schule Schiller's und Calderon's, ein sehr individuelles Leben und ist doch stets poetisch, sie ist gehalten und doch voll Energie, wenn er auch zuweilen zu absichtlich nach schroff bürgerlichen Ausdrücken greift, um die conventionelle Phrase zu vermeiden; die Empfindung zu sehr detaillirt, die durch Analyse vermittelte Naturwahrheit zu sehr auf Kosten der Idealität begünstigt, und sich in hastigern Sprüngen bewegt, als es mit der Ruhe eines harmonisch gebildeten Geistes verträglich ist. Dagegen verschmäht er die Kleinkrämerei des Costüms; er gibt sich nie die unfruchtbare Mühe, sich an zufällige Aeußerlichkeiten zu halten, er redet ebenso wenig im Jargon des 17. Jahrhunderts wie in der Sprache des Tacitus, er prunkt nicht mit mythologischer Gelehrsamkeit, nicht mit antiquarischen Curiositäten; aber durch die menschliche Wahrheit und Gemüthstiefe seines Tons weiß er uns in die angemessene Stimmung zu versetzen. Die Sitten der Zeit zeichnen sich lebhaft und glänzend, fast wie ein Bildwerk, in der Harmonie des gleichmäßigen Verses und in der durchsichtigen Sprache ab. — Im Käthchen von Heilbronn ist der Anklang an den Ton des Götz nicht zu verkennen, doch ist es eine freie Nachschöpfung, und gerade die schönsten Stellen würde Göthe nicht so geschrieben haben. Graf Wetter vom Strahl ist eine tüchtige Rittergestalt, vollkräftig und von heißem Blut, ein wackres Herz und doch in den Formen seines Standes befangen; eine Figur, die sich dreist dem Tempelherrn Lessing's an die Seite stellen kann. In gleicher Vortrefflichkeit sind die Nebenfiguren ausgeführt, die dazu dienen, das Costüm zu versinnlichen. — Aber nirgend macht uns die seltsame Mischung des Zartesten und des Widerwärtigsten so betreten als im „Käthchen“. Es ist am wenigsten von dem Scheidewasser der Reflexion zersetzt; es strömt durch das ganze Stück das lebendigste Gefühl und wir werden äußerlich nicht gehemmt. Allein die Natur jenes Gefühls setzt uns zuweilen außer Fassung. Daß ein Mädchen aus den geringern Ständen einen vornehmen

Ritter liebt und von diesem erst schlecht behandelt wird, ehe er ihre hingebende Treue belohnt, ist für Balladen kein ungewöhnlicher Stoff; für ein Drama, wo die schlechte Behandlung im einzelnen ausgeführt werden muß, hat er etwas Mißliches. Hier nun gar, wo die Zudringlichkeit des Mädchens so weit geht, daß der Ritter, der sie gern schonen möchte, sie mit Peitschenhieben entfernen muß, wird der Schönheitssinn so verletzt, daß über die Unwürdigkeit kaum ein Mitleid aufkommt. Wir finden das Betragen des Ritters, der diese Unwürdigkeit selber aufs tiefste fühlt, sehr natürlich, aber es prägt ein Brandmal auf den Leib des Mädchens, das durch den glücklichen Ausgang nicht wieder ausgelöscht wird. Zum Theil ist diese Verirrung daraus zu erklären, daß Kleist jedes Gefühlsproblem auf die Spitze trieb, daß es ihn kitzelte, der hergebrachten Schicklichkeit recht handgreiflich Gewalt anzuthun. Wie in seinen übrigen Stücken, schwebte ihm zuerst eine bestimmte ungewöhnliche vom romantischen Licht beschienene Situation vor und an diese krystallisirte sich dann das Uebrige. Als eine solche erscheint uns hier die äußerst liebliche, aber befremdende Scene, in welcher der Ritter dem schlafenden Käthchen die Geheimnisse seines Lebens entlockt. Die Theorie des Somnambulismus hatte auf Kleist mächtig eingewirkt, aber bei seinem außerordentlichen plastischen Talent beschränkte er sich nicht darauf, dieses Hineinspielen der übersinnlichen Welt dunkel anzudeuten, er malt es wie einen Gegenstand der realen Welt bis zur grellsten Anschaulichkeit aus. Um den seltsamen Eindruck einigermaßen in das Ganze zu verweben, schlingt sich ein Netz geheimer übernatürlicher Beziehungen um die beiden Liebenden. Ein Engel hat früher den Grafen in einem Fiebertraum vor das Bett des Bürgermädchens geführt und sie ihm als seine zukünftige Braut und die Tochter seines Kaisers vorgestellt. Derselbe Engel breitet später schirmend seine Hand über sie aus, als ein brennendes Dach über ihr zusammenstürzt. Solche ungewöhnliche Dinge, die den Zuschauer um so mehr bestürzen müssen, da ihnen die sämmtlichen mitbetheiligten Personen die äußerste Verwunderung und Verwirrung entgegenbringen, können nur dadurch gerechtfertigt werden, daß es sich um einen ernsten und großen Gegenstand handelt. Warum aber hier die Vorsehung sich zu so unerhörten Mitteln anstrengt, bleibt uns verborgen, denn der komödienhafte Ausgang, daß Käthchen ein Kind der Liebe ist, kann die Würde Gottes und der Tragödie nicht retten. Es kommt noch dazu, daß die Mittel der Vorsehung sehr einseitig wirken, daß der Ritter von jenem wunderbaren somnambulen Zustand die Hauptsache vergißt, nämlich wer die Braut sei, die ihm der Himmel gezeigt, und daß er auch durch das ungewöhnliche Benehmen des jungen Mädchens nicht darauf geführt wird. Wenn in den einzelnen Scenen das liebesieche, beklommene Gemüth der Jungfrau uns

rührt und bewegt, so ist doch das Ganze zu unklar. Es wäre ein vergeblicher Versuch, diese Spuren einer phantastischen Welt verwischen zu wollen, denn in ihnen liegt die Feder der Handlung, ja wir vermuthen, daß nach der ursprünglichen Anlage das Stück einen einheitlichern Charakter hatte. Tieck erzählt, daß ursprünglich auch Kunigunde eine märchenhafte Gestalt war, die, als Käthchen sie im Bade belauschte, einen scheußlichen Schuppenleib zeigte und sie durch Gesang und Geberde lockte, sich ins Wasser zu stürzen. Tieck vermochte den Dichter, dies zu ändern*); ob zum Vortheil des Ganzen, ist zweifelhaft, denn die Verwandlung, in der wir Kunigunde gegenwärtig sehn, ist zwar nicht übernatürlich, aber desto unnatürlicher und durchaus unnöthig, denn es wäre von dem Ritter ein viel größeres Verdienst gewesen, eine schöne aber bösartige Dame um der treuen schlichten Liebe des Mädchens willen aufzuopfern, als dieses geschminkte und gepolsterte Scheusal, das uns einen physischen Widerwillen einflößt, ohne irgendeinen dramatischen Grund. — Fast den ganzen Umfang seines Talents erkennt man aus der Erzählung Michael Kohlhaas. Zunächst fällt der lebendige Localton auf. Die Einzelschilderungen heften sich nicht musivisch aneinander, sie werden von dem gewaltigen Fluß der Erzählung getragen und gehn natürlich auseinander hervor. Der Dichter begeht die gröbsten Verstöße gegen die Geschichte so wie gegen die Localbedingungen, es fällt ihm nicht ein, die Sprache der Zeit oder andere Aeußerlichkeiten nachzuahmen, und doch werden wir getäuscht, wir glauben eine Chronik vor uns zu sehn, freilich die Chronik eines geistvollen und hochbegabten Schriftstellers. Er versteht durch die einfachsten Striche, die unscheinbarsten Züge uns so lebhaft in die Mitte der Ereignisse zu versetzen, die Personen und Zustände in ihren Voraussetzungen und Bedingungen so gegenwärtig zu machen, daß er nachher mit fliegender Hast die Flut der Begebenheiten beschleunigen kann, ohne daß wir es merken, wir glauben, sie noch immer Schritt für Schritt zu begleiten. Er überhebt sich aller ruhenden Schilderungen und Betrachtungen und doch kann er gewiß sein, in der Seele des Lesers genau das hervorzurufen, was er will. — Noch bedeutender ist der sittliche Gehalt des

---

*) Tieck hatte nach seiner Rückkehr aus Italien auf dem Gut seines Freundes Burgsdorff (Spätherbst 1806) seinen Verkehr mit Arnim lebhafter wieder angeknüpft und mit ihm den alten Gryph studirt; im Herbst 1807 ging er nach Berlin, wo er mit J. Müller und Woltmann, hauptsächlich aber mit F. H. von der Hagen verkehrte; dann kehrte er zu Burgsdorff zurück. Im Sommer 1808 kam er nach Dresden, von da ging er nach Wien, wo er mit den Brüdern Collin, mit Hormayr und Karoline Pichler, im Herbst nach München, wo er mit Jacobi, Baader und Rumohr verkehrte. Eine schwere Krankheit, die ihn nie wieder ganz verlassen hat, warf ihn 1809 in München nieder, hier besuchte ihn auch Bettine.

Werks. Ein einfacher Mann von starkem Rechtsgefühl wird durch Verweigerung des Rechts von seiten der Behörden allmählich zum Verbrechen getrieben*): um sich selbst Recht zu verschaffen, wendet er Mittel an, die viel schlimmer sind als das Unrecht, das er erlitten. Seine Gestalt ist so markvoll, die Bewegung seiner Seele so durchsichtig, daß wir ihn vollkommen verstehn, selbst da noch, als mit fieberhaftem Ungestüm, mit maßloser Willkür die Ereignisse sich durcheinander drängen. Die Scenen, wie Kohlhaas den Junker durch alle Schlupfwinkel verfolgt, und alles erschlägt und niederbrennt, was ihm Zuflucht gewährt, sind von hinreißender Leidenschaft, von überzeugender Wahrheit. Nun tritt der Wendepunkt ein. Der Arm der Obrigkeit ist zu schwach gewesen, den Empörer zu bändigen, allein es begegnet ihm die Macht eines gleich starken Willens, der ihm an sittlicher Würde überlegen ist. Martin Luther weist den Rebellen in seine Schranken zurück und versöhnt ihn äußerlich mit der Obrigkeit. Sein Recht geschieht ihm, wegen seiner Uebelthaten wird ihm Gnade zugesichert; das verstockte Rachegefühl weiß auch Luther nicht zu bändigen. Nun tritt die Bewegung der Seele zurück und die äußern Ereignisse nehmen den Vordergrund ein. Die Folgen seiner eignen That wenden sich gegen Kohlhaas. Obgleich ihm die Strafe erlassen ist, kann die Gesellschaft den Uebelthäter nicht in ihrer Mitte dulden, es werden ihm Fallstricke gelegt und er erliegt der List seiner Feinde. Auch das ist ganz richtig erfunden, doch wollte es dem Dichter nicht gelingen, für diesen nothwendigen Ausgang die angemessene Stimmung zu finden. Obgleich er sein eignes Gemüth hinter den Ereignissen versteckt hat, zeigt sich nun doch, daß er in dem Irrthum seines Helden befangen war, daß die Poesie des Hasses ihn selber blind machte; Recht und Unrecht hat sich ihm so durcheinander gewirrt, daß er in finstre Grübeleien versinkt und plötzlich einer fremden dunkeln Macht in die Hände fällt. Ganz unerwartet wird die

*) Wie sich auch in dieser Erzählung das leitende Princip des Dichters geltend macht, zeigt die Stelle, wo Kohlhaas, vom Gericht abschlägig beschieden, „mit der widerwärtigsten Erwartung, die seine Brust jemals bewegt hatte, so oft sich ein Geräusch im Hofe hören ließ, nach dem Thorweg sieht", ob der Junker ihm etwa die Pferde zurückschickt: „der einzige Fall, in welchem seine von der Welt wohlerzogne Seele auf nichts, das ihrem Gefühl völlig entsprach, gefaßt war." Aber bald hört er das Gegentheil, „und mitten durch den Schmerz, die Welt in einer so ungeheuern Unordnung zu erblicken, zuckte die innerliche Zufriedenheit empor, seine eigne Brust nunmehr in Ordnung zu sehn". In Ordnung! durch den Entschluß, sich zu rächen. — Wie der schlichte Mann durch den Fanatismus des Rechts selbst ins Mystische getrieben wird, ist vortrefflich entwickelt. — Ein ähnliches Motiv, aber viel wilder und abscheulicher durchgeführt, hat die Novelle: **der Findling**.

zwar düstre, aber in bestimmten Umrissen gezeichnete Landschaft von einem unheimlichen Spinnennetz überzogen, das sich gespenstig auch auf die Vergangenheit ausbreitet. Geheimnißvolle unterirdische Beziehungen drängen sich ein und nehmen uns den Glauben an den sittlichen Ernst, mit dem die frühere Geschichte behandelt war. Die Wirklichkeit verliert sich ins Traumleben, mit ihr auch die sittliche Idee; der Ausgang läßt in der vollständigsten Verwirrung und Rathlosigkeit. — In dieser Geschichte kann man genau die Grenzscheide angeben, wo der Wahnsinn zu dämmern beginnt; in den übrigen Werken sind die Fäden seiner ineinander verwebt und in den innersten Lebensnerv der Dichtung verflochten. — Im Kohlhaas fehlt das sinnliche Motiv ganz, das in allen übrigen Novellen in den Vordergrund tritt. Die seltsamste Voraussetzung ist in der Marquise von O.; ein sonst edelmüthiger russischer Offizier hat in der Aufregung eines Sturms der Marquise, die in Ohnmacht lag, Gewalt angethan; ihre Verwirrung, als sie den unerklärlichen Zustand entdeckt, ihr Entsetzen, als sie später in dem geliebten Mann den Uebelthäter erkennt; seine eignen Versuche, sich mit dem verletzten Gewissen ins Klare zu setzen, sind meisterhaft geschildert; doch schwebt auch diese Erzählung durch ihre nackte Haltung stets auf der Grenze des Lächerlichen, und die höhere philosophische Verklärung, die Müller darin finden will, würde schwer nachzuweisen sein. — Auch das Erdbeben von Chili schildert den Conflict der gesetzlosen Liebe mit den Sitten und Vorurtheilen der Welt; eine wilde glühende Darstellung der tropischen Natur, die einen tragischen Eindruck macht, da sie zeigt, daß der Dämon des menschlichen Fanatismus viel entsetzlicher ist als der Dämon, der die Erde erschüttert, weil er ihn überdauert. Die Farben sind von einer wunderbaren Kraft, das Leidenschaftliche tritt mit dem Ahnungsvollen gleich kräftig hervor. — Die Darstellung des Negeraufruhrs in der Verlobung von St. Domingo ergreift wieder die Einbildungskraft mit großer Macht; der Kern der Erzählung, der Augenblick, wo Tony in den Umarmungen des Fremden eine neue Seele findet, ist von tiefer Poesie; der Eindruck des Ganzen ist aber widerwärtig. — Eine merkwürdige Verirrung ist der Zweikampf. Hier liegt das Motiv der Gefühlsverirrung darin, daß in einem gerichtlichen Zweikampf das Gottesurtheil unklar ausfällt, wie auch das Gewissen der Parteien nicht deutlich spricht. Derselbe Conflict ist in der Marquise von O. viel zarter; der Begriff des Gottesurtheils ist uns fremd, und daß zuletzt eine galante Krankheit die Rechtfertigung Gottes übernehmen muß, streift ans Absurde. — Trotz aller Fehler sind die Kleist'schen Erzählungen doch die besten, die wir in deutscher Sprache haben. — Die Hoffnungen, die man auf den Phöbus gesetzt, wollten sich nicht erfüllen; das Journal mußte mit dem Ende des Jahrs eingehn. Die Verstimmung darüber wurde noch

durch den Mismuth über die Geschicke des Vaterlands, durch den Haß gegen den französischen Eroberer verstärkt. Die Aussicht schien sich zu erhellen, als Oestreich von neuem rüstete. Um diesem Haß, der ihn verzehrte, einen Ausdruck zu verleihn und zugleich Oestreich und Preußen zu gemeinsamem Handeln aufzufordern, dichtete Kleist die Ode Germania und die wilde Tragödie die Hermannschlacht, die zu den ergreifendsten Dichtungen der Deutschen gehört, wenn man in ihr den Ausdruck für den tiefen Grimm erkennt, den die Bessern des Volks über ihre eigne Schmach empfinden mußten. Der Gegenstand, bereits von Klopstock behandelt, ist eigentlich nicht dramatisch. Der Cheruskerheld ist ein verschlagner Staatsmann, dessen That man historisch loben und preisen muß, der aber schwer eine dramatisch interessante Gestalt gewinnt. Es ist mislich, auf dem Theater eine Ueberlistung des Feindes und eine Vernichtung desselben gleichsam durch einen Naturproceß darstellen zu wollen, denn es kommt nicht darauf an, für wen sich unser Verstand, sondern für wen sich unsre Phantasie erwärmt, und da mag der Dichter noch so eifrig die Ueberzeugung zu erregen suchen, daß die Feinde ihr Schicksal verdienen: — wenn sie auf eine unschöne Weise unterliegen, so erregen sie unser Mitleid und die Gehässigkeit fällt auf die Sieger. Die zweite Schwierigkeit ist das Costüm. Trotz des Tacitus haben wir von den Sitten unsrer Vorfahren keine sehr lebhafte Vorstellung, und der Dichter wird nur zu leicht versucht, entweder ganz zu modernisiren und dadurch die historische Folie des Stoffs aufzugeben, wie Grabbe, oder wie Klopstock in einen Ton zu verfallen, der einem idealen, d. h. gar keinem Zeitalter angehört. Es ist Kleist gelungen, diese Schwierigkeiten bis zu einem gewissen Grad zu überwinden. Bei der Neigung des Dichters zu der Nachtseite der menschlichen Natur hätte es nahe gelegen, auf das nordische Heidenthum einzugehn; allein er hat es vermieden, um die Aufmerksamkeit nicht abzulenken, und nur einmal kommt in der Erscheinung einer Alraune eine Spur davon vor, wo sie eine höchst poetische Wirkung macht. Obgleich die Sprache nichts Fremdartiges enthält und zuweilen unser an den Klopstock'schen Bardenstil gewöhntes Ohr verletzt, ist durch die Gruppirung, durch die beiläufig erwähnten Sitten und selbst durch das Costüm der Leidenschaften der Geist des deutschen Alterthums sehr gut charakterisirt. Einige wilde Scenen, die an Penthesilea erinnern, z. B. die Rache Thusneldens an dem römischen Ritter, der ihr den Hof gemacht, um ihr die Haare für die Kaiserin abzuschneiden, hätten füglich wegbleiben können. Es ist nicht angenehm, wenn ein menschliches Wesen, dem wir gemüthliche Theilnahme geschenkt, sich plötzlich in eine Bestie verwandelt, und außerdem regt diese Abweichung vom natürlichen Gefühl noch störende Nebengedanken auf. Der feinste Zug und vielleicht derjenige, der das Intriguenspiel zu einer leben-

digen Tragödie erhebt, ist der Idealismus des Zorns, durch den uns Hermann mit seinem kalten Verstande versöhnt. Wäre er nur ein kaltverständiger Staatsmann, so würde er dramatisch nicht interessiren, aber seine Weisheit wird durch einen wahrhaft dämonischen Haß gegen das Römerthum geadelt, in welchem er alles Mitgefühl für den Einzelnen begräbt. Dieser Haß hat etwas Wildes und Barbarisches, aber er entfaltet die innern Bewegungen einer groß angelegten urkräftigen Natur. Die Wildheit, mit der er sein eignes Gefühl bekämpft, wenn es für einen Augenblick durch schöne Charakterzüge eines einzelnen Römers bestochen wird *), die plötzlichen Ausbrüche einer lange verhaltnen Leidenschaft, die sich wie ein Bergstrom über alle Umgebungen ergießen, selbst die tödtliche Ironie, mit der er seinen vertrauenden Gegnern ebenso begegnet wie seinen unschlüssigen Landsleuten, die an die Höhe seines Hasses nicht hinaufreichen und die er als energielose Tugendbündler verachtet: das alles erregt unser unmittelbares Mitgefühl. Es ist Kleist darum gelungen, aus diesen dunkeln Ueberlieferungen der Vorzeit lebendige Gegenwart zu machen, weil der Inhalt ihm selbst leidenschaftliche Gegenwart war. Eigentlich haben wir es nicht mit den Römern, nicht mit August und Varus zu thun, sondern mit den Franzosen und ihrem großen ruchlosen Kaiser. Kleist wollte seinen Landsleuten einschärfen, daß gegen eine so entwürdigende Herrschaft jedes Mittel erlaubt sein müsse. Gefühlsconflicte, wie sie hier behandelt werden, waren in der Zeit nicht selten. Wenn Dörnberg das Vertrauen des König Jerome, wenn York das Vertrauen Macdonald's täuschen muß, so ist diese Verletzung des Gefühls, dem in den Persönlichkeiten der Feinde manche menschlich liebenswürdige Seiten begegnen, nur durch jenen concentrirten Haß zu beseitigen, der die ganze Seele ausfüllt. Die unhistorische Versöhnung zwischen Marbod und Hermann, die ihre Eifersucht aufgeben, wo es sich um die große Sache der Nation handelt, ist nichts Anderes als ein Aufruf an Oestreich und Preußen; ebenso wenig ist es zweifelhaft, wem das Todesurtheil über Aristan, den gefangenen Fürsten der Ubier, eigentlich gilt.**) — Bei vielen der damaligen Barden war der

*) Auch hier entspringt der Zorn — ebenso wie bei Thusnelda — daraus, daß im Gefühl ein Widerspruch eintritt; aus diesem kann sich der Dichter immer nur durch eine Explosion befreien. — Uebrigens hätte in den kleinen Mitteln, die Hermann anwendet und anwenden muß, ein größeres Maß beobachtet werden sollen: er treibt die Intrigue mit zu großer Virtuosität.

**) „Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich, du bist im Stand' und treibst mich in die Enge, fragst, wo und wann Germanien gewesen? ob in dem Mond? und zu der Riesen Zeiten? und was der Witz sonst an die Hand dir gibt; doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du mich schnell begreifen, wie ich es gemeint: führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!" —

Haß gegen die Franzosen, gegen Napoleon und gegen die Revolution zugleich eine Scham vor der eignen geistigen Vergangenheit; es war daher in diesem Haß wie in der Liebe zum Deutschthum sehr viel Phrasenhaftes, Unklares und Ungesundes. Bei Kleist war beides tiefer gewurzelt; sein Haß gegen die Franzosen hatte keinen literarischen Ursprung, sondern galt den wirklichen Unterdrückern, und seine Liebe zum Vaterland bezog sich nicht auf ein farbloses Ideal, das er sich erst ausdichten mußte, sondern auf den wirklich bestehenden preußischen Kriegerstaat, dem er mit Leib und Seele angehörte. Das Gefühl der Erniedrigung, in welche sein Königshaus und seine Waffengefährten verfallen waren, erfüllte ihn mit lebendigern Bildern, als sie der Tugendbund, oder die an Brutus und Cassius geschulte Burschenschaft geben konnte. Er suchte nicht erst, wie Klopstock, ein deutsches Vaterland, allenfalls im Monde; er fand es in seinen Traditionen, mit einer bestimmten Physiognomie und einer greifbaren Gestalt. — Um diese Zeit, kurz vor dem Ausbruch des östreichischen Kriegs, kam Dahlmann, damals 24 Jahr alt, aus Wismar nach Dresden, um dort Vorträge über griechische Geschichte zu halten. Durch den Maler Hartmann lernte er Kleist kennen und verabredete mit ihm sofort den weitern Verlauf der Ereignisse in Prag abzuwarten, wo sie auch Pfuel und andre preußische Militärs antrafen. Sie reisten darauf weiter, sahen das Schlachtfeld von Aspern, erlebten den Umsturz aller Hoffnungen und trennten sich darauf. Kleist ging nach Berlin, wohin sich Adam Müller schon zu Anfang des Jahrs begeben hatte. Dort wurde seine Stimmung immer finstrer. Er suchte seine Stücke auf das berliner Theater zu bringen, er suchte eine Anstellung im Staatsdienst, beides schlug fehl und beidemal griff er wieder zum Duell gegen seine vermeintlichen Widersacher. October bis December 1810 gab er die Abendblätter heraus, an denen sich auch Fouqué und Arnim betheiligten. Sie enthalten von ihm die beiden schauerlichen Novellen das Bettelweib von Locarno und die heilige Cäcilie. Die gesammelten Erzählungen erschienen noch in demselben Jahr, ebenso das Käthchen, das gleichzeitig in Wien aufgeführt wurde; freilich in der abgeschmackten Holbein'schen Bearbeitung. Es ist das einzige von Kleist's Stücken, welches sich auf der Bühne erhalten hat, weil es dem Ton der alten Ritterstücke am nächsten kommt. — Bei seinem immer wachsenden Unmuth setzte sich die Idee in ihm fest, durch Napoleon's Ermordung Deutschland zu befreien und sich dann selber umzubringen. Es war eigentlich nur der krankhafte Trieb der Selbstzerstörung, der sich in diesen Phantasien aussprach.*) Noch einmal ging ihm

*) Diese grellen Widersprüche, die das Leben zu zerstören drohen, schlafen wol in den Gemüthern der meisten Menschen, ja der Charakter geht vielleicht aus

eine Hoffnung auf, man wollte ein patriotisches Stück, um das preußische Gefühl neu zu beleben, Kleist ging eifrig darauf ein und dichtete den Prinz von Homburg. Bei den Bühnendichtern jener Zeit ist ein beliebtes Motiv, den Conflict der Pflicht und Leidenschaft in einer abstracten Form aufzufassen. Die Befriedigung der Natur, wie sie in Göthe's Zeit von den Dichtern verkündet wurde, konnte nicht mehr genügen, wo die furchtbare Noth des Vaterlandes eine gewaltsame Erhebung der Seele, ein Heraustreten aus den gewöhnlichen Empfindungen verlangte. Der Begriff der Pflicht und der Tugend trat im Bewußtsein des Volks wieder über den Begriff der natürlichen Empfindung heraus. Diese Stimmung durfte sich nur an Kant und Fichte anlehnen, um, was sich dunkel in ihr regte, philosophisch gerechtfertigt zu sehn. Das Leben hatte einen neuen Inhalt gewonnen, und dieser trat gegen die bisherigen Neigungen feindselig in die Schranken. Man kehrte zu den Geschichten des Römerthums zurück, zu Brutus und Manlius, die um des Vaterlandes willen ihre Söhne hinrichten lassen, zu Timoleon, der seinen Bruder tödtet, u. s. w. Das Vaterland in seiner Bedrängniß durfte von seinen Helden ähnliche Opfer, ähnliche Selbstverleugnung verlangen. Die Stimmung, die später in der Ermordung Kotzebue's zum Ausbruch kam, wühlte im stillen schon längst in den Gemüthern der Menschen. Die gewöhnliche Sitte reichte nicht aus, das Vaterland zu retten, der Mann mußte in seinen eignen Busen greifen, um den heilbringenden Entschluß zu finden. Von

---

ihnen hervor. Den gewöhnlichen Menschen drücken und ängsten diese Widersprüche seines Wesens nicht, oder wenigstens nicht auf lange; die jugendliche Ungenügsamkeit beschwichtigt sich bald in irgendeinem herkömmlichen Beruf, in den Gewohnheiten der Welt und alltäglicher Beschäftigung und Zerstreuung; dagegen hat die Jugendgeschichte poetischer Kräfte darin eine große Aehnlichkeit, daß alle mehr oder minder diesen Trübsinn, den die Widersprüche der gewöhnlichen Welt und die Unbekanntschaft des eignen Innern erregen, niederzukämpfen und zu überwinden haben. Das Schicksal sorgt in der Regel dafür, daß ein edler Leichtsinn tröstend über diese Klippen den Wanderer leitet, oder daß sich die Krankheiten der Phantasie selber heilen . . . Nur selten zeigt die Natur die grausame Laune, daß sich Talent, Neigung, Widerspruch und Charakter so mischen und streitend verwirren, daß das irdische Dasein selbst sich zerstört. — Seine Zeit verwandelte sich für Kleist gleichsam zum Gespenst, sodaß er nicht das Unglück fest anschauen und mit klarem Auge nach der Zukunft sehn konnte; so sehr ihn diese Zeit bedrängte, wurde sie ihm durch brütende Trauer doch fast nur in einen ängstenden Traum verwandelt. Die Poesie war diesem finstern Gemüth nur auf Augenblicke ein Labsal, keine Heilung, der unglückliche Dichter konnte ihr nicht leben und sich in ihr beruhigen. Vielleicht waren seine häufigen schweren Krankheiten Folgen eines zerrütteten Gemüths; man wird versucht anzunehmen, daß schon von früher Zeit eine dunkle Macht ihn geistig von innen heraus zerstört habe. (Tieck.)

einer Reihe untergeordneter Dichter sehn wir jenes Thema, den Conflict zwischen der natürlichen Empfindung und der abstracten Pflicht, mit einer Virtuosität behandelt, welche die Verwickelungen häuft und in der Regel mit einem vollständigen Unfrieden schließt. Wenn man nun aufmerksamer die beliebten Dichter, Calderon, aber auch Corneille, Alfieri u. s. w. betrachtete, so fand man in ihnen vorwiegend die Dialektik der Pflichten, bald, wie bei den Spaniern, mit einer fast naiven Casuistik behandelt, bald zu Gunsten der Natur entschieden. Vor allem mußte sich die Schiller'sche Schule versucht fühlen, diesen Conflict ins Klare zu setzen, und so finden wir namentlich bei den Gebrüdern Collin nach dieser Seite hin die reichste Ausbeute. Viel bedeutender wirkten die Conflicte in dem öffentlichen Leben auf die Seele der Dichter ein. Alle Welt jauchzte dem Unternehmen Schill's und der übrigen Verschwörer zu, denn das Bedürfniß der Exaltation siegte über alle Bedenken des Verstandes, und doch mußte man sich sagen, daß Schill dem Gesetz gegenüber ein Verbrecher war. Wie war es nun, wenn Schill gesiegt hätte? Sollte das Gesetz in der Weise des Alterthums auch an dem Befreier des Vaterlands gehandhabt werden? Dieser Conflict nahm später, als York gegen seine militärische Pflicht die berühmte Convention abschloß, eine viel ernstere Wendung. York, der wohl wußte, was er that, bot dem König zur Sühne seinen Kopf an; er wurde in der Folge bei dem glücklichen Ausgang seiner That geehrt und gefeiert, aber in seinem Herzen hat ihm der König doch nie vergeben, daß er die strenge Pflicht des soldatischen Gehorsams, auf welcher der Staat beruht, der Einsicht in das momentan Zweckmäßige opferte. Ein solcher Conflict zwischen der Legalität und Loyalität beschäftigte schon längst die Phantasie der Dichter, und Kleist hat ihm in seinem letzten und schönsten Stück, der Prinz von Homburg, einen classischen Ausdruck gegeben. Der Prinz hat wider das Gesetz das Vaterland gerettet, das Gesetz verurtheilt ihn dafür zum Tode. Aber der Deutsche denkt keineswegs wie der Römer. „Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen und sieht, mit Kreid' auf Leinewand verzeichnet, sich schon auf dem curul'schen Stuhle sitzen, die schwed'schen Fahnen in dem Vordergrund und auf dem Tisch die märk'schen Kriegsartikel. Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn, der unterm Beil des Henkers ihn bewundre. Ein deutsches Herz von altem Schrot und Korn, bin ich gewöhnt an Edelmuth und Liebe, und wenn er mir in diesem Augenblick wie die Antike starr entgegenkommt, thut er mir leid und ich muß ihn bedauern." — Die freie Heldenkraft empört sich mit dem unmittelbaren Bewußtsein ihrer höhern Berechtigung gegen die hergebrachte Ordnung. Die heidnische Tragödie wußte für diesen Conflict keine andre Lösung als eine rein äußerliche; das Gesetz duldet keine

Vermittelung. Die neue Zeit gibt dem freien Bewußtsein das Recht, sich selbst zu richten und damit zu versöhnen; das Gesetz hat nur noch den Schein der unnahbaren Strenge. Als der Drachensieger, der wider das Gesetz das Vaterland gerettet, in der Erkenntniß seiner Schuld sich der Strafe unterwirft, gibt der Meister ihm das Kreuz zurück, als Lohn der Demuth, die sich selbst bezwungen. Nicht als ob der Meister, gerührt von der Bescheidenheit des bestraften Jünglings, mit edler Willkür ihm verziehe, da er ihm ebenso gut auch nicht hätte verzeihn können: diese Freisprechung nach dem Bekenntniß der Schuld ist vielmehr sittliche Nothwendigkeit. — Der Prinz von Homburg verletzt im Drange seines Muths und in dem voreiligen Glauben an seine bessere Einsicht den Plan, der das Ganze der Schlacht leiten soll. Das Glück und seine Tapferkeit geben diesem Uebermuth einen günstigen Ausgang; er schlägt die Feinde und stellt sich mit den erbeuteten Fahnen im stolzen Gefühl seines Sieges und des geretteten Vaterlands dem Fürsten dar. Als dieser ihm den Degen abfordert, ist sein erstes Gefühl Bitterkeit über die Pedanterie des Gesetzes, welches die freie Genialität unterdrückt: er versteht die Welt, er versteht sein eignes Gefühl nicht mehr; das Leben erscheint ihm abgeschmackt. Er hat Unrecht, denn es kommt nicht auf den einzelnen Erfolg an, sondern auf den Geist der Ordnung und des Gesetzes, der die Ewigkeit des Staats sichern soll. Als er zu sich selbst gekommen ist, verfällt er in den zweiten Fehler, die Sache zu leicht zu nehmen; er läßt seine Haft der Form wegen gelten und rechnet auf schnelle Begnadigung. Noch hat ihn der Ernst des Gesetzes nicht durchschauert, und dieser darf nicht fehlen, wenn eine sittliche Wiedergeburt erfolgen soll. Der Prinz, wie das ganze Heer, das ihn vergöttert, muß fühlen, daß es sich um etwas mehr handelt als um eine bloße Form: sie müssen das volle Gewicht und das volle Recht des Urtheils empfinden und tief in sich aufnehmen, ehe die Freisprechung erfolgen darf. Dann aber muß sie erfolgen, denn in dem echten Kriegerstaat ist die Disciplin nicht das Letzte. Das Heer ist sowenig eine leblose Maschine wie ein zügelloser Haufe, und die freie Heldenthat hat ihr Recht, sobald sie ihre Schranken anerkennt. Der Fürst überläßt dem Prinzen selbst das Urtheil, und sein Ehrgefühl, genährt in den Formen eines lebendigen, sittlich geordneten Staatswesens, erhebt ihn über den Trotz der Selbstsucht wie über die unmittelbaren Schrecken des Todes. — Allein in der Ausführung dieses so glänzend angelegten Problems liegt etwas Unnatürliches und Gezwungenes. Der Dichter zeigt seinen Fürsten so überlegen, so weise gemäßigt und dabei so unnahbar verschlossen, daß wir nicht einen Augenblick an die Möglichkeit denken können, es sei ihm mit dem Urtheil Ernst. Für ein bloßes Spiel aber ist das Verfahren zu grausam;

ja die Verstellung hat für einen Helden und Fürsten etwas Unwürdiges. In einem Fürsten, wie der Dichter ihn schildert, muß stets Integrität des Willens, Einheit des Gefühls und der Ueberzeugung sein; der Kampf der sittlichen Momente muß in seinem Innern zur lebendigen Leidenschaft sich gestalten. Und wie schön hätte das Kleist verstanden! Der Kurfürst ist ganz durchdrungen von dem Ernst seines Berufs, der Nothwendigkeit eines strengen Gesetzes für die werdende Monarchie; wo dieser Ernst auf ein Hinderniß stößt, erscheint er als Zorn. Friedrich Wilhelm hätte von seiner sittlichen Größe nichts verloren, wenn er den übermüthigen Helden zuerst mit dem vollen Gewicht seines Zorns niedergeschmettert hätte. Indem ihm im ersten Augenblick nur das Gesetz gegenwärtig ist, mußte es sein Entschluß sein, das Urtheil auszuführen, der Trotz des Prinzen konnte diesen Entschluß schärfen, bis die freiwillige Bescheidung desselben ihn nicht blos rührte, sondern ihm die andre Seite des Gesetzes offenbarte, worauf dann die Vermittelung erfolgen mußte. So aber fühlen wir, daß der Wille der Freisprechung bei ihm von Anfang feststeht, daß er nur grausam scherzt, wenn auch zu einem moralischen Zweck, und dies verletzt nicht nur unser Gefühl, sondern es nimmt auch dem Drama die reale Bewegung. Um nun diesen Mangel zu ersetzen und uns einzuschärfen, daß es mit der Gefahr allerdings etwas auf sich hat, fühlte sich der Dichter genöthigt, jene Scene der Todesfurcht einzuschieben, die uns empört. An sich ist es nicht unrichtig, daß der beste Held vor dem Schaffot ein Grauen empfindet; aber man ist bei dem Soldaten, dem Edelmann, noch dazu der Geliebten gegenüber, stets der äußern Haltung gewärtig. Der Prinz wirft sich weg, und wenn so etwas bei einem Helden ausnahmsweise möglich wäre, so ist es nicht darstellbar. Von einem so erniedrigten Helden durfte der Fürst, durfte die Geliebte eine sittliche Aufrichtung des Rechts, eine Entwirrung seiner Widersprüche nicht erwarten und nicht gelten lassen — Fast ebenso schlimm ist es, daß der gemessne Gang der sittlichen Entwickelung sich durch ein unbestimmtes somnambules Wesen verwirrt. Das Uebermaß des kriegerischen Feuers kann seine Entschuldigung finden, die leere Träumerei eines verliebten Nachtwandlers nicht. Der Führer der Reiterei, der dem Plan der Schlacht deshalb zuwiderhandelt, weil er bei der Verlesung des Plans romantische Visionen im Kopfe hatte — das Leben möge man ihm schenken, aber cassirt muß er werden! Das Schlachtfeld ist kein Tummelplatz für sehnsuchtskranke Gemüther. Außerdem darf man mit einem Helden, den man am Schaffot vorbeiführt, keine Maskerade spielen. Dieser Mangel an einem innern Halt ist nur daraus zu erklären, daß die beiden Tableaux zu Anfang und zu Ende des Stücks, die freilich von dem bezauberndsten Duft der Poesie durchdrungen sind, die aber mit ihrer Mondscheinfärbung in keiner Weise zu dem ernsten sittlichen Charakter, ja

nicht einmal zum äußern Zusammenhang des Dramas passen, der Phantasie des Dichters vorschwebten, ehe sich der eigentliche dramatische Plan in ihm festgesetzt hatte, und daß er sie nachher zu lieb gewonnen, um sie zu opfern. Das ganze Familienverhältniß ist in den übrigen Scenen viel zu edel gehalten, um den romantischen Spuk dieses Sommernachtstraums zu ertragen, und noch viel weniger stimmt dieses opernhafte Getändel zu dem übermüthigen Kriegsleben, dessen Grundton in so kräftigen Accorden angeschlagen wird. — Das ganze Stück gewinnt durch die lebensvolle Färbung der heimischen Zustände einen Reiz, durch den es vielleicht einzig in unsrer Literatur dasteht. Mit frischem Athemzug weht uns der Geist eines wohlgeordneten Kriegerstaats entgegen, der in seiner Weise ebenso anerkennenswerth ist als die republikanische Freiheit, weil er sich an eine Fahne knüpft, die ein höheres Symbol umschließt, als das Wohlbefinden der gegenwärtigen Generation. In der Mitte der Fürst, der mit verständigem Ernst die Zügel des Staats in starken Händen hält, um ihn die treuen Kampfgenossen, die ihn verehren, ohne seine Knechte zu sein, ein gegenseitiges Vertrauen ohne Aufgeben der Selbständigkeit, auffahrende Hitze, wie es Kriegern natürlich ist, und doch strenge Loyalität: es waren das für Preußen keine bloßen Traumbilder. — Auf dieses Stück hatte Kleist seine letzte Hoffnung gesetzt. Es wurde vorgelegt und misfiel, wie es scheint, war man Kleist wegen seiner engen Verbindung mit Adam Müller abgeneigt, der sich mehr und mehr als Vorfechter der Junkerpartei und als Anwalt Oestreichs bloßstellte. Nach dem Abgang desselben aus Berlin Anfang 1811 lebte Kleist in völliger Einsamkeit und auch wol in drückender Noth. Ein kalter Lebensüberdruß hatte sich seiner bemächtigt und das Schicksal gab ihm die traurige Gelegenheit, einer That der Verzweiflung das anscheinende Gepräge der Pflicht aufzudrücken. Eine Frau, mit der ihn Müller bekannt gemacht, mit der er alte Kirchenmusiken trieb, ohne sonst in einem Verhältniß zu ihr zu stehn, Henriette Vogel hatte ihm das Wort abgenommen ihr den größten Freundschaftsdienst zu leisten; sie forderte dann von ihm den Tod, weil sie an einer unheilbaren Krankheit zu leiden glaubte. „Es ist freilich nicht wahrscheinlich, setzte sie hinzu, daß Sie es thun, da es keine Männer mehr auf Erden gibt —" „Ich werde es thun, fiel ihr Kleist ins Wort, ich bin ein Mann, der sein Wort hält." In dem Motiv war es noch der Kleist von 1801. Sie fuhren von Potsdam in ein etwa zwei Meilen davon entferntes Wirthshaus, trieben dort allerlei Possen, und Kleist erschoß zuerst seine Freundin, dann sich selbst, nachdem sie zuvor an Müller's Frau einen Abschiedsbrief geschrieben hatten, dessen Frivolität uns empören müßte, wenn nicht jener dunkle Grund des Gemüths durchblickte, der auch seine Poesien verwirrt, und der immer an der Grenze des

Wahnsinns stand.*) Wenn unter diesen Umständen von einer Schuld die Rede sein kann, so war die schwerste Strafe für seine freventlich übereilte Flucht aus dem Leben, daß die Befreiung des theuern Vaterlandes ihn nicht mehr beglücken sollte.

Gleichzeitig mit Kleist, zum Theil persönlich mit ihm vertraut, pflanzte eine Reihe preußischer Edelleute im Gedicht die Fahne des Ritterthums auf. Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Enkel des bekannten Generals, geboren zu Brandenburg 1777, machte als preußischer Lieutenant den Feldzug von 1792 mit, und schrieb dann als „Pellegrin" wie sein Freund W. von Schütz Exercitien im Stil der romantischen Schule, die „Historie des edeln Ritters Galmy" u. a. Ueber den Roman Alwin (1808) sagt J. Paul: „Das Leben eines ritterlichen Dichters bewegt sich durch deutsche Hoflustbarkeiten, Schlachtstücke, Liebesspiele, provençalische Dichterspiele hindurch frei und jugendlich. Die geographische Straße läuft vom Harz an über Braunschweig und die Provence nach der Insel Rügen, wo alles aussteigt. Fouqué läßt seine Charaktere leben, kräftig, ungehindert, poetisch; die komischen am besten; nur der Held selber gleicht einem Schwanzstern, welcher den Kern, womit er der Sonne zuflog, von ihr im Nebel aufgelöst heimbringt... In den neuern Romanen geben sich die Helden die Erlaubniß, alle Weiber zu lieben. Fouqué läßt Alwin auf seinen Reisen erst an eine Braut wehen, dann von ihr weg an Aline, an Flaminia, an Mathilde, und nach allen sämmtlich auf einmal muß er sich später unterwegs mehrmals innig sehnen.. Dennoch verdient Fouqué Dank für sein Maienfest voll frischer, jugendlicher poetischer Lebenslust." — Fouqué stand damals bei den Freunden der Poesie in hohem Ansehn. Die warme Theilnahme, ja die Begeisterung in den Urtheilen Rahel's, Fichte's, A. W. Schlegel's, J. Paul's, Stolberg's, des ganzen Nordsternbundes, Hoffmann's u. s. w., selbst Göthe's über ihn stimmen nicht zu dem Bild, welches man sich gewöhnlich macht. Die Ideen und Empfindungen seiner Jugend wurden in der Restaurationszeit zu bloßen Redensarten, seine Polemik gegen das Zeitalter nahm immer mehr einen geckenhaften Ton an und der Werth

*) Kurz vor seinem Tode hatte er an Rahel geschrieben: „... Wie traurig sind Sie in Ihrem Brief ... Erheitern Sie sich, das Beste ist nicht werth, daß man es bedaure." — Rahel schrieb nach dem Ereigniß: „Es läßt sich, wo das Leben aus ist, niemals etwas darüber sagen; von Kleist befremdete mich die That nicht, er war wahrhaft und litt viel.... Ich freue mich, daß mein edler Freund das Unwürdige nicht duldete; gelitten hat er genug ... Wer verließe nicht das abgetragene incorrigible Leben, wenn er die dunkeln Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete; uns loszulösen vom Wünschenswerthen, das thut der Weltgang schon."

seiner Schriften sank unter das Niveau der gewöhnlichen Taschenbuchliteratur. Der üble Eindruck dieser spätern Werke ist nicht ohne Einfluß auf das Urtheil über die frühern gewesen. Man hat erkannt, daß der Flitterputz dieser äußerlichen Poesie mit ihrem chevaleresk-burschikosen Wesen Gedankenarmuth und Gefühlsschwäche überdeckt. Aber man ist in der Verurtheilung zu weit gegangen. Varnhagen entwirft von ihm aus dem Jahr 1807 ein anmuthiges und wol ziemlich richtiges Bild. „Wer ihn blos in spätern Jahren gekannt hat, wird ihm einen tiefen Grund von Edelsinn und Gutmüthigkeit nicht absprechen dürfen, wenn auch diese schönen Eigenschaften jetzt von mancher Verbitterung getrübt sind. In jener Zeit aber war der lebhafte, bescheidne, freisinnige und herzliche Mann das Bild der reinsten Liebenswürdigkeit. Er sah auf eine zum Theil schmerzvolle Vergangenheit so ergeben zurück, als hätte er nichts mehr zu hoffen, und hoffte so frisch und fröhlich von jedem neuen Tage das Beste, als hätte er noch gar nichts erlebt. Seine Dichtung stand auf der Höhe des genußreichsten Hervorbringens, die üppigste Fruchtbarkeit ließ ihm alles zu Gedichten und Reimen werden, was er nur berührte, und diese Art von Stegreifdichten erhöhte für seine nähern Freunde, die das Hervorbringen mit ansahn, den Reiz seiner Dichtergebilde, welche von ihrem Entstehn getrennt betrachtet, etwas zu stark in die grünen Blätter geschossen dünkten. Jeder Tag und jede Stunde, besonders aber regelmäßig der frühere Nachmittag, fand Fouqué zum Schreiben aufgelegt, und dann schrieb er seine Sachen, Lyrisches und Dramatisches, und gleicherweise epische Prosa, fast ohne auszustreichen, ununterbrochen hin, so schnell die Feder laufen mochte." — Fouqué verheirathete sich mit Karoline von Briest (geb. 1773, früher vermählt mit einem Herrn von Rochow) und erwarb durch sie das Gut Nennhausen in der Mark. Karoline (als Dichterin Serena) war, erzählt Varnhagen, eine hohe, glänzende Erscheinung, die äußere Schönheit ordnete sich gleichsam als Zugabe dem noch reichern Glanz des innern Lebens bei: solche Begabung des Geistes und solch einnehmende Gemüthsfülle finden sich nur selten vereinigt. Ebenso urtheilte Rahel, und die jungen Dichter, namentlich Chamisso, waren sämmtlich ihre leidenschaftlichen Verehrer. In ihrem ersten Roman: Rodrich, 1806, zeigt sich eine feine, gebildete Reflexion*); und ihre Frauen in der

*) „Das Laster in dem verblichnen Schein mattherziger Tugend auftreten zu lassen, sowie das Verbrechen auf den halben Weg zu führen, und ein verpfuschtes Leben durch ohnmächtiges Wollen und thörichtes Vollbringen zu verwirren, das war jenen frühern Dichtern fremd, die alles scharf und bestimmt außer sich hinstellten." „Diese schwachen, beweglichen Gemüther haben bei alledem einen eignen Reiz. Ihr willenloses Hingeben ist selten ohne Liebenswürdigkeit, und wie viel Unheil sie auch anrichten, man kann ihnen nicht feind sein" u. s. w.

großen Welt (1826) zeigen, wie weit sie ihrem Mann an Verstand überlegen war. Das Buch ist im Ton einer sehr gescheidten Französin geschrieben, voller Spott gegen die herrschende Gefühlsromantik. — Nun kam die Zeit des französischen Drucks, in der man den Inhalt der bisherigen Aesthetik als Waffe gegen den äußern Feind verwerthen konnte, und was man bisher mit halber Ironie besungen, wurde nun in der kritiklosesten Salbung als der einzige Trost in der Noth gefeiert. Die deutsche Nationalität mit ihrem bunten geschichtlichen Inhalt wurde als Barrikade gegen die Franzosen aufgethürmt, ohne daß man es mit der harmonischen Zusammenstellung des Materials genau nahm, wenn es nur dem augenblicklichen Bedürfniß entsprach. Fouqué machte zu seinem Gegenstand das ideale Ritterthum, welches in dieser Form nie bestanden hatte, in welchem sich vielmehr die Reminiscenzen von den isländischen Seekönigen und von dem Hof Ludwig's 14. ziemlich bunt durcheinander mischten. — In dem „Heldenspiel": Sigurd der Schlangentödter*)

*) Es wurde bis 1810 zu einer Trilogie erweitert; jedem Theil geht eine begeisterte Widmung an Fichte voraus. Es befremdet wol, den Erfinder der Wissenschaftslehre in Verbindung mit altdeutschen Heldengedichten zu sehn, aber es ist das nur ein einzelner Zug von jener wunderbaren Beziehung, in welche die Philosophie durch die Gewalt der Umstände zum Instinct der Masse gesetzt wurde: war doch Fichte bald darauf Vorsitzender der von Arnim gegründeten christlich-germanischen Gesellschaft in Berlin! — Jean Paul feierte in den Heidelberger Jahrbüchern 1809 das Drama als die Wiederherstellung des alten Heldengeistes; ähnlich Rahel, beide wol durch den prachtvollen Stoff bestimmt. — Anders eine zweite Kritik desselben Blatts. „Unsre gesammte moderne Poesie darf auch so ein Dichtergarten genannt werden, als sie gleich einem botanischen die Pflanzen aus allen Weltgegenden nimmt, unter denen mancher Strauch blüht, lustig anzusehn (auch die schlangenförmigen saftlosen der heißen Zone stehen darin), die aber nirgend zu einer Laube zusammengebogen sind, in welcher man bei einem Trunk rheinischen Weines des Lebens sich erfreuen könnte. Das Gitterwerk der Aesthetik, das daran gestellt wird, achtet keiner, und jeder wächst mit Recht auf seine eigne Hand fort, nur nicht zum andern, sodaß die Hitze dazwischen nur ärger sticht. Viele stimmten Laute an aus alter Zeit, aber ohne Stimme, und wer hat gesungen aus reiner kindlicher Brust wie jene, einfältige herzliche Lieder?" „Auch hier soll das alte Lied in einem selbständigen Gedicht uns übergeben werden. Eine andre Gesinnung tritt hinzu und beschaut die Stätte, an welcher ein Leben so herrlich gekämpft hat, das äußerlich gering war gegen das Ungeheure, das wir sehn, und innerlich so groß, daß eine einzige jener Thaten die Eroberung von Königreichen aufwiegt. Wir sind erleuchtet worden wie der alte Eichenwald durch Aushauen, und der Strahl der Gottheit dringt nicht mehr von oben in eine kühle, begeisterte, demüthige Nacht. So ist das Verhältniß verschieden." „Wir sind mit mannichfacher Erkenntniß gerüstet auch der altdeutschen Trefflichkeit, aber

1808 legte Fouqué die dem Norden eigenthümliche Wolsunga-Sage zu Grunde, viel wilder und blutiger als die deutsche. Im ganzen macht die einfache Erzählung der Sage (z. B. von W. Grimm in der Zeitung für Einsiedler) einen viel tiefern Eindruck als diese Dramatisirung, da die

---

nicht in die Kraft derselben; in welchem Widerschein wird das alte Lied stehn, wenn die neue Zeit ihr Licht darauf wirft?" „Weil Fouqué einen poetischen Sinn hat, ist er nicht leichtsinnig verfahren, wir erkennen noch den kecken, frommen, kindlich treuen Sinn in Sigurd, das Zerstörende einer tiefen, gewaltsamen, halb überirdischen Natur an Brynhildis u. s. w. Auf eigne Erfindung leistet Fouqué Verzicht, die Unterredung zwischen Sigurd und Brynhildis, wo sie beide ihr vernichtetes Dasein fühlen, war gegeben. Wie eines poetischen Sinns muß man Fouqué auch das Lob einer guten Einsicht geben, die über dem Ganzen waltet und es verständig ordnet und zusammenhält." Aber „ein jedes Gedicht drückt sich ab in seine Zeit, und beide gehören zusammen. So steht die alte Sage in der unsrigen ganz anders; wie sie dort der Mittelpunkt war, um den die Poesie sich bewegte, so steht sie hier einsam und ist nicht an unser Leben, an unsre Sitten und Natur geknüpft; wir begreifen sie nur durch ihre innere Wahrheit. In solcher aber das Gedicht wieder aufzustellen, hilft nicht, daß wir ihre Aeußerlichkeiten verfolgen, die ihr die Zeit damals gegeben." „Wir fühlen durchaus, daß der Stoff noch gebunden und die Poesie nicht, wie sie sollte, frei geworden. Es fließt nicht aus der Fülle eines begeisterten Gemüths, und wenn es nicht fehlt an hellen poetischen Punkten, so sieht man auch, wie der Verstand und eingesammelte Kenntniß, gewandt übrigens, dabei sind und hülfreiche Hand leisten. Diesem schreiben wir auch zu, daß die Figuren nicht immer fest auf den Füßen stehn, und sich voneinander ablösen, sondern in einer gewissen Eintönigkeit verbunden sind." „Es ist sehr charakteristisch, statt der alten Form der Erzählung die modernere dramatische zu finden, aus dem Bedürfniß, das Walten des Schicksals deutlicher zu machen: unsre Zeit kann sich in den schwersten Gegensätzen bewegen, nur nicht unschuldig und gerad erzählen. Die dramatische Form zog die moderne Reflexion, den Witz der Antithesen nach sich." — „Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werks, wie Chriemhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie alle dadurch vernichtet; denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist alles nichts, vergeßt eure alte Lieb' und Treue, und ihr könnt ein neues Leben anfangen. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, und es möchten in vielen Zeiten gar manche mit Sigurd ausrufen: Weh mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb', mein Wort gebrochen, nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin; jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört! — Wir fühlen es besonders, wie nothwendig Trug aus Trug stammen müsse, als Sigurd aus Freundschaft gegen seine unnatürlichen Bundesgenossen sogar seine redliche Gestalt umtauschen muß, sein eignes Weib einem andern zu gewinnen. Alles wird uns so wahr, so natürlich, daß wir die Nornen nicht begreifen, die da als einzige Vorstellung von alter Mythologie, wie die Vorhänge an manchen Theatern mit

sittlichen Voraussetzungen unsrer Zeit, die unbewußt und zum Theil wider Willen jeder Dramatiker seinen Erfindungen zu Grunde legen muß, zu den Voraussetzungen der Handlung im grellsten Widerspruch stehn. Aus der naiven Sage freuen wir uns die verblichnen Züge des Volksgeistes wiederzuerkennen, im Drama ertragen wir nur unsre eigne Empfindung. Fouqué hilft sich zuweilen durch eine Bonhommie, die einen sehr drolligen Eindruck macht: Heine hat nicht Unrecht, wenn er von Fouqué's Rittergestalten sagt, sie beständen nur aus Eisen und Gemüth, und hätten weder Fleisch noch Verstand. — In dem Schloß Hindarfiall schläft die schöne Brynhildis, die Schwester des mächtigen Königs Atle. Die drei Nornen sitzen vor ihrem Lager und singen den Schicksalsgesang. Die ganze Burg ist mit Feuer umgeben, und nur der Held, der es wagt hindurchzudringen, wird Brynhildis' Gemahl. Sigurd besteht das Wagstück und die Vermählung findet statt, obgleich Brynhildis durch ihre zukunftkündenden Runen voraus weiß, daß Sigurd eine andre Braut bestimmt ist. Sigurd reitet auf Abenteuer aus und kommt in das Reich der Niflungen, wo ihm die alte Königin Grimhildis einen Zaubertrank der Vergessenheit reicht, der so mächtig wirkt, daß Sigurd sich nicht mehr erinnert, Brynhildis gesehn zu haben, um Gudruna freit, Grimhildis' Tochter, und das Wagstück der Feuerburg zum zweiten mal in Gunnar's Gestalt besteht, des Bruders der Gudruna, der nun nach dem Spruch des Schicksals Brynhildis' Gemahl wird. Sehr poetisch ist ausgeführt, wie Sigurd zuerst seine Vergangenheit vergißt und, als die Wirkung des Zaubertranks aufhört, sich mit immer wachsendem Grauen erinnert. Mit Brynhildis geht eine ähnliche Verwandlung vor: sie hat ihre Runenkunst vergessen und ist nicht im Stande, die Motive von Sigurd's Handlungsweise vollständig zu übersehn. Sie hat keinen andern Gedanken, als sich an Sigurd zu rächen, und nachdem sie dies durch Hülfe eines ihrer Schwäger ausgeführt, besteigt sie den Scheiterhaufen, den sie selber aufgerichtet. — Im zweiten Theil widerstrebt der Stoff der dramatischen Behandlung. In unserm Nibelungenlied ist der Mittelpunkt die Rache der beleidigten Gemahlin. Hier ist dagegen Gudruna, die an König Atle vermählt ist, nachdem sie längere Zeit vorher sich mit ihrem Schmerz um Sigurd in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, ganz auf seiten ihrer Brüder, und das Motiv der Ermordung liegt in der Habsucht des Königs. Nachdem die Niflungen

---

Apollo und allen Musen geziert beim Anfang und Schluß der Aufzüge sich immer wieder zeigen, auf die aber im Stück weiter keine Rücksicht genommen wird." — „Indeß werden alle jene, die den ersten Eindruck dieser furchtbaren alten Zeit aus diesem Werk empfangen, dankbarer gegen Fouqué sein, der ihnen diese wunderbare Welt aufgeschlossen." (W. Grimm?)

erschlagen sind, rächt sich Gudruna, indem sie ihre eignen Söhne schlachtet und ihr Fleisch dem Vater vorsetzt; dann läßt sie ihn tödten, sein ganzes Gefolge verbrennen und stürzt sich endlich ins Meer. In der dunkeln Stimmung Gudruna's, die ihre Unthaten verübt, weil sie von einer dämonischen Macht getrieben wird, liegt eine Art wilder Poesie, die bedeutender wirken würde, wenn Stil und Haltung correcter wäre. — Am schwächsten ist der dritte Theil der Trilogie. Aslauga ist Sigurd's und Brynhildis' Tochter, die als Hirtin erzogen, dann von dem König Regnar Lodbrok wegen ihrer Schönheit gefreit wird, aber wegen ihrer vermeintlichen niedern Geburt mit den stolzen Vasallen des Königs in Conflict kommt, bis sie endlich ihre Herkunft offenbart. In dem ganzen Drama finden wir von dem süßlichen Christenthum, welches die spätern Werke Fouqué's so ungenießbar macht, noch keine Spur; Costüm und Charaktere sind heidnisch. Als sich die Romantik zum Mittelalter zurückwandte, war es ursprünglich nicht die christliche Idee, die sie aufsuchte, sondern die Spuren der alten Naturreligion, die durch das Christenthum unterdrückt, aber zugleich in seiner Dämonologie aufbewahrt geblieben war. Man hatte seine Freude an den christlichen Dämonen, in denen man die Züge der alten Naturgötter wiedererkannte, bis endlich das Grauen über sie so groß wurde, daß man die christlichen Beschwörungsformeln hervorsuchen mußte, um sie los zu werden. — Eine ähnliche Rückkehr zu den heidnischen Ueberlieferungen ist in dem lieblichen Märchen Undine (1813). Nach Paracelsus haben die Elementargeister keine Seele: sie gewinnen das köstliche Gut erst, wenn sie sich in Liebe mit den Menschen vermischen. Die menschliche Idee, die sich hinter dieser Vorstellung versteckt, hat Fouqué sinnig ausgeführt und die materiellen Mittel, welche die Sage an die Hand gab, mit Anmuth benutzt. Schwächer ist das phantastische Epos Corona (1814), weil keine volksthümliche Basis vorhanden ist, und die Erfindungen maßlos in die Breite gehn. Corona ist Göttin, Zauberin, Gespenst, Ahnfrau, junges Weib rc. mit einer leisen Erinnerung an die Corinna. In einem alten Ritterschloß hängt ihr Bild, mit schwarzen Augen und schwarzen Locken: wenn man dieses Medusenhaupt ansieht, so „hüllt sich die Hoffnung in düstre Nebel ein, und doch bebt ein leises, lindes Liebesthauen heimlich nieder durch das dunkle Grauen“. Corona und der Held der Geschichte begegnen sich in den wunderbarsten Metamorphosen, in Liebe und Haß, bald auf dem Hekla, bald auf dem Aetna, bald in der Schlacht, bald in der Hexenküche, umgeben von einem zahlreichen Heer Gespenster, Kobolde und Alraunen. Sie heirathen sich zuletzt nicht, denn bei Fouqué gewinnt immer das bescheidne, fromme, sittige Veilchen den Preis über die herausfordernde, gefährlich duftende Lotosblume. Was aus Corona wird, die schon durch viele Generationen das Geschlecht des

Helden theils geliebt, theils gehaßt, ob sie als Ahnfrau in die Gruft zurückgeht, oder ob sie sich bekehrt und fromm wird, wissen wir nicht mehr genau. In den Fahrten Thiodolf des Isländers (1815) ist der Anfang nicht schlecht. Der Held ist ein gigantischer Eulenspiegel, der mit seiner Riesenkraft um sich schlägt, ohne zu berechnen, wen und wie er trifft, im wesentlichen ein Cramer'scher Klopffechter, mit etwas Humor und Bildung; aber wie sich dieser Hans Ungeschlacht plötzlich in eine erhabne Heldengestalt verwandelt, wie er in bester Uebereinstimmung mit dem Dichter seine wüsten Streiche für Acte der göttlichen Gerechtigkeit ansieht, und wie er gar nach langer Ueberlegung die Wahrheit des Christenthums einsieht und sich in Konstantinopel bekehrt, wird die Sache unerträglich. Auch die Sprache ist roh; sie verfällt alle Augenblicke aus Schwulst und Ziererei in die gemüthliche Familiarität der gewöhnlichen Räuberromane. — Als Fouqué seinen Zauberring schrieb (1816), hatte die christlich-germanische Reaction schon einen bösartigen Charakter angenommen. Adel und Bürgerstand hatten sich feindlich geschieden, die nationale Begeisterung war im Verrauchen, die Verklärung des mittelalterlichen Ritterthums galt dem Stand, nicht der Nation. Der Zauberring war ein Evangelium für den Adel, wie die gleichzeitige Mimili — Clauren's erstes Werk — für die kleinen Leute. Jetzt zeigte sich der schlimme Einfluß der romantischen Schule, das Ideal der Wirklichkeit entgegenzustellen. Um wie tiefer drang die mittelalterliche Dichtung W. Scott's ins Volk ein! der in demselben Jahr im Waverley vom Gedicht zum Roman überging. W. Scott blieb trotz seiner Vorliebe für das Ritterthum stets auf historischem Boden, und gab den mittelalterlichen Ideen durch Studium und Bildung eine freie Gestalt. Fouqué dagegen geht vollständig in seinen Gegenstand auf und seine Helden haben einen so Donquixote'schen Charakter, daß es einem Cervantes schwer fallen würde, die unfreiwillige Komik dieser Phantastereien zu überbieten. Begebenheiten und Figuren schweben in der Luft, und so sehr er sich abmüht, in jeder eine besondere Eigenthümlichkeit darzustellen, werden sie doch monoton, weil ihre Empfindung und Anschauung immer nur aus der Seele des Dichters hervorgeht. Das Ritterwesen des Zauberrings erinnert mit seiner Färbung an Uhland's Balladen, mit seiner Form an Franz Sternbald, Ofterdingen und — Rinaldo Rinaldini: überall ideale, d. h. unhistorische, unlebendige Ritter, Räuber, Künstler, Schloßfräulein, zarte Blumengesichter mit anmuthig wallenden Locken ohne Charakter und Geist. Uebrigens ist in der Composition viel Hübsches. Der alte Hugo, der in seiner Jugendzeit sämmtliche Weltgegenden durchstreift, überall die unerhörtesten Abenteuer bestanden und illegitime Söhne zurückgelassen hat, die sich zuletzt alle in seinem Schloß zusammenfinden, ist als Symbol des Adels, der sich seinen sittlich-nationalen Voraussetzungen entwunden, ein

poetischer Mittelpunkt, um den sich Märchen und Sagen aus den vier Weltgegenden übersichtlich und anmuthig gruppiren; und es ist in allen Figuren eine gewisse Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, die uns mit ihren Narrenspossen versöhnen kann, wenn wir uns nur die Mühe geben wollen, uns in eine Stimmung zu versetzen, die nicht mehr die unsrige ist. Schade, daß der wackre Probstein aus As you like it mit seinen sieben Ehrenpunkten keine Stelle darin gefunden hat. — Fouqué wollte die ganze deutsche Vorzeit nach ihrer successiven Entwickelung in romantischen Gemälden darstellen; zu diesem Zweck begann er 1817 den Altsächsischen Bildersaal. Der erste Band behandelt den Cheruskerhelden Hermann in seinem spätern Alter, wie er durch das Gefühl seiner bessern Einsicht sich verleiten läßt, die Sitten und Traditionen des Volks zu verachten, und wie er in diesem Conflict zuletzt untergeht. Die Form ist anscheinend dramatisch, d. h. dialogisch, aber von Composition ist keine Rede. Die einzelnen Scenen sind in unübersehbarer Breite ausgeführt und stehn nur in einem äußerlichen Zusammenhang. Der Rhythmus schillert in allen möglichen Farben, italienische Canzonen gehn Hand in Hand mit fünffüßigen Jamben und alliterirenden Versen. Wenn ein Deutscher sich mit einem Römer unterhält, so redet der eine in der Nibelungenstrophe, der andere im Trimeter. Der alte Segest, Hermann's Schwiegervater, hext mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache werth wäre, und Ingomar, sein wilder Oheim, kommt in jeder dritten Scene auf einem schnaubenden Rosse herangesprengt, um irgendeine Tölpelei zu begehn. Trotz dieser Absurditäten sind einzelne Bilder glänzend. Die Gegensätze zwischen dem disciplinirten Heer des Germanicus, dem zähen, auf seine Freiheiten und seine Vorrechte trotzenden Sachsenvolk und dem auf unnatürliche Verhältnisse basirten Reich des Marbod sind sehr treffend und anschaulich ausgeführt; ebenso der blutige Götzendienst der Druiden, dessen „arge Götter scheu im Düstern lauschen“, wenn auch ein bloßes Phantasiegemälde. Aber wenn zuletzt der Oberpriester aus dem Orient zurückkommt und die feindlichen Gegensätze mit einem höhern Licht verklärt, so ist der Spaß nicht mehr auszuhalten. — Die folgenden Theile des „Altsächsischen Bildersaals“ erinnern an Lohenstein. Je älter Fouqué wurde, desto schlechter schrieb er.*) — Ein rüstiger Mitkämpfer für die gute Sache des mittelalterlichen

*) Von seinen spätern Dichtungen erwähnen wir nur noch das Drama Don Carlos (1823). Nach Schlegel's Vorgang faßt der Dichter Philipp und Alba als tugendhafte, edle Helden auf, und doch erscheint trotz der entgegengesetzten Intention Philipp bei Schiller viel menschlicher und selbst königlicher als bei Fouqué, wo er die nämlichen Unthaten begeht und dabei fortwährend über die traurige Nothwendigkeit weint, wie Werner's Attila. Dagegen ist Don Carlos selbst, als

Ritterthums war der Däne Oehlenschläger (1779—1850). Schon 1802 hatte ihn Steffens für die romantische Schule geworben und er brachte nach Deutschland ein Märchendrama Aladdin (geschrieben 1804) mit, in der phantastisch freien Form der Tieck'schen Dichtung. Der Ton ist gut getroffen, doch ist das Stück im Verhältniß zu dem dürftigen Inhalt viel zu weit ausgesponnen, und der Versuch, den liebenswürdigen Possen eine metaphysische Bedeutung unterzulegen, stört den guten Eindruck. Während seines Aufenthalts in Deutschland 1805—9 dichtete er die drei ersten seiner vaterländischen Stücke und zum Schluß den Correggio (1809), der im Stoff wie in der Form seinen deutschen Ursprung verräth, aber in den romantischen Kreisen wenig Anklang fand. Göthe sprach sein Misfallen aus, und Tieck hat es grausam zerfetzt. Wir müssen dem letztern fast in allen Punkten Recht geben. Oehlenschläger hat in der Auswahl der Traditionen über das Leben des berühmten Malers sich nur die empfindsamen angeeignet, die der sinnlichen Farbenpracht seiner Gemälde widersprechen. Den Künstler unter materieller Noth erliegen zu lassen, ist an sich schon ein unschöner Vorwurf; wenn aber die Noth so handgreiflich symbolisirt wird, so streift der Eindruck ans Lächerliche. Bekanntlich stirbt Correggio vor Erschöpfung, weil er einen schweren Sack mit Kupfergeld nach Hause tragen muß. Unmöglich kann man sich der Frage erwehren, warum er das Geld nicht gewechselt oder einen Wagen genommen hat, und das ist keine Stimmung, uns für die Tragik des Ereignisses empfänglich zu machen. Außerdem ist die Schilderung des künstlerischen Schaffens und der Wirkung, welche die Kunst auf die Menge ausübt, mehr romantisch als naturgetreu. Allein es ist in Correggio doch vieles sehr poetisch gedacht, und wir werden nicht übermäßig durch artistisches Geschwätz belästigt. — Von den Ein-

---

gemischte Natur, in der Gutes und Böses streiten, mit warmem Gefühl aufgefaßt und einer sehr beweglichen Einbildungskraft durchgeführt, und der erste Theil des Stücks, der die Exposition enthält, selbst theatralisch nicht ungeschickt. Zuletzt aber verläuft alles in unklare Stimmungen, in unmotivirte Gemüthskrämpfe und in eine gezierte Blumensprache. Der Schluß, wo dem Prinzen die Adern geöffnet werden, während der König segnend seine Arme über ihn breitet, ist scheußlich. — An Fouqué schließen sich unter Andern: der sächsische Hauptmann Fr. Krug von Nidda (geb. 1776, gest. 1843: Romanzen; Heinrich der Finkler, Drama, 1818; Skanderbeg, Epos, 1823; u. s. w.); Isaak von Sinclair, östreichischer Hauptmann (geb. 1776, gest. 1815: Der Cevennenkrieg, Trauerspiel, 1806); Luise Brachmann (geb. 1777, sprang 1822 aus Liebesgram bei Halle in die Saale; Rittergedichte, Novellen, Volkssagen u. s. w.); Geib (geb. 1777, bis 1814 französischer Hauptmann: Volkssagen des Rheinlandes 1828); Wetzel (geb. 1779 in Bautzen, Redacteur in Nürnberg, stirbt 1819: Die Trauerspiele Hermannfried und Jeanne d'Arc 1817; und Rhinoceros, ein lyrisch-didaktisches Gedicht 1810).

drücken dieser Bildungsperiode gibt Oehlenschläger in seinen Lebenserinnerungen ein sprechendes Bild. Wir lernen den Menschen mit seiner gutmüthigen Eitelkeit, seiner polternden Treuherzigkeit und ehrlichen warmen Gesinnung lieben, auch wo wir dem Dichter unsern Beifall versagen. Er hielt sich abwechselnd an den verschiedenen Sitzen der Romantik auf, in Halle bei Steffens und Schleiermacher, in Berlin bei Arnim und Fichte, in Weimar bei Göthe, in Dresden bei Tieck, in Coppet bei Frau von Staël (1808), auch in Paris und Rom, wohin ein großer Theil der Romantiker nach der Katastrophe von Jena verschlagen wurde. Es ist den meisten so gegangen, welche aus der Ferne von den Ideen der romantischen Schule angezogen wurden, daß sie bei näherer Bekanntschaft mit den Persönlichkeiten sich stark enttäuscht sahen. Ein gesunder Sinn mußte bald dahinter kommen, daß die Kühnheit der Tendenz weit über das schöpferische Talent hinausging, und daß die Schärfe des Urtheils keineswegs durch ein gutes Gewissen gerechtfertigt wurde. Ein organisirtes Cliquenwesen, welches sich ebenso gegen die nachwachsende Jugend abschloß, als es die alten Autoritäten erschütterte, eine blinde Nachbeterei dessen, was die Wortführer im Ganzen und im Detail behauptet hatten, Gleichgültigkeit gegen den Kern aller echten Poesie, die sittliche Erhebung, das alles mußte die Berechtigung der neuen Poesie mehr als zweifelhaft machen. Bei seiner unverdorbnen Natur gewann Oehlenschläger sich allmählich ein poetisches Princip, welches dem romantischen entgegengesetzt war und welches er in seiner Kritik wie in seinen Leistungen streng festgehalten hat: die Einheit des Aesthetischen und des Ethischen in der Poesie und namentlich im Drama. „Alle menschlichen Handlungen gehn darauf aus, die Ordnung im gesellschaftlichen Leben entweder zu befördern oder zu zerstören. Da das Drama die ideelle Darstellung menschlicher Handlungen ist, so bilden die moralischen Verhältnisse einen wesentlichen Theil des Ganzen. Der Dichter muß für die geistige Ordnung begeistert sein; er darf nicht indifferent mit einer parteilos matten Ironie spielen, er darf die Bilder nicht nur heraufbeschwören und sie wieder verschwinden lassen, er darf nicht allein erschüttern und spannen, denn in der bloßen Lust an dem Entsetzen Erregenden ohne ein edles Gefühl liegt der Keim zu aller Schlechtigkeit." — Bei dieser Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines sittlichen Inhalts für die Poesie mußte Oehlenschläger nach einer bleibenden sittlichen Basis suchen, die er sich nicht erdenken, sondern die er nur in einem historisch Gegebenen finden konnte. Er fand sie in der Vorzeit seines Volks und in den beiden leitenden Ideen, welche dieselbe bewegten, in dem nordischen Heldenthum und in der christlichen Religion. Der dänische Idealismus bewegt sich theils in der Welt, die ihm die alten Heldenlieder seines Volks vorspiegeln, in dem normännischen Seeräuberleben

mit seinen rohen Tugenden und Lastern, theils in dem ebenso einfachen, aber weniger romantischen Volkstreiben, wie es Holberg schildert. Beides hat nicht viel miteinander gemein; es gibt keine Vermittelung zwischen der Tradition und der Gegenwart. Natur und Kunst haben keine Denkmäler jenes Heldenzeitalters zurückgelassen, nur das Meer ist den Dänen geblieben und mit ihm der sehnsüchtige Blick in die Ferne hinaus. Bei der durch die französische Weltherrschaft hervorgerufnen Reaction der Nationalitätsidee in allen Theilen Europas begann auch in Dänemark die geschichtliche Einkehr in sich selber. Indem Oehlenschläger in epischen*) und dramatischen Gedichten den nordischen Sagenkreis darstellte, kam er damit der Neigung seines Volks entgegen, und das zeigte, daß sein Instinct ein richtiger war. Uns Deutschen ist es bisher unmöglich gewesen, für unsre Dichtung eine allgemeine geschichtliche Grundlage zu finden, nicht, weil wir eine zu arme, sondern weil wir eine zu reiche, zu verwickelte Geschichte haben, und dadurch verleitet wurden, das Zunächstliegende zu übersehn. Den Dänen kommt die Armuth ihrer Geschichte zu statten; ihr Blick wird nicht durch die Mannichfaltigkeit der Motive verwirrt, und die Concentration der Localität, die einheitliche Form der historischen Bildung gibt ihren Heldensagen jene Volksthümlichkeit, die eigentlich in ihrem ethischen Inhalt nicht lag. Denn sie gehn von der Idee des Adels aus, und diese hat in Dänemark keine Stätte mehr; die vorwiegende Richtung des Geistes ist bürgerlich und demokratisch. Außerdem sind diese alten Heldenlieder von einer Naivetät in Beziehung auf die sittlichen Ideen, daß sie uns als barbarisch erscheinen, nicht in ihrer Urform, aber in der modernen Bearbeitung. Sie lassen nur die Kraft gelten, und zwar eine Kraft, die sich nicht dem Maß der Natur anschmiegt wie die Griechen, sondern die jeden Augenblick in die Uebertreibungen der nordischen Phantasie verfällt. Aber die Dänen betrachten ihre Heldengeschichten als Bilder für sich, nicht als Spiegelbilder der Gegenwart. Die Kämpfe des Christenthums und der skaldischen Mythologie ließen sich in einfache Gegensätze bringen; es bedurfte nicht einer künstlichen Ueberspannung, um die Nebelbilder der alten Asen mit Farbe und Blut zu erfüllen. Oehlenschläger's Dramen bilden den Mittelpunkt des dänischen Theaters. In Deutschland haben sie keine Wirkung ausüben können, was sie nach den Aussagen seiner Landsleute vorzugsweise auszeichnet, der Duft der poetischen Sprache, ist in der Uebersetzung verloren gegangen. Den Maßstab unsrer dramatischen Kunst dürfen wir

*) Helge 1814 — Die Götter des Nordens 1819 — Hrolf Krake 1827 — Regnar Ludbrok 1840. — Die Dramen: Hakon Jarl 1805 — Palnatoke 1806 — Axel und Walborg 1807 — Starkodder 1811 u. s. w. — Eine zweite Reise durch Deutschland 1817—20 führte ihn in den Kreis der Hoffmann, Fouqué u. s. w.

nicht anlegen. Sie sind blos skizzirt, die Handlung und die Charaktere von der größten Einfachheit und nicht einmal immer naturgetreu: auch die Einheit des Stils ist nicht streng beobachtet.

So wohlgesinnt und eifrig diese Dichter waren, so ging ihnen doch zu größern Schöpfungen die Kraft ab. Es lag das nicht blos an dem Talent der Einzelnen; die ganze Zeit empfand die Nachwehen einer übertriebenen Anspannung. So kam es, daß man seine Neigung auf kleine Kunstwerke warf, die unermeßlichen Perspectiven aufgab und sich mit Lust und Liebe ins Einzelne und Beschränkte vertiefte. Es beginnt jener Cultus der Gemüthlichkeit, dem wir wunderbar schöne Blüten verdanken, der uns aber zu sehr an die süße Gewohnheit des Stillebens gefesselt hat. Dem Menschen ist es da gemüthlich, wo er sich zu Hause fühlt, wo er nur gewohnten Vorstellungen und Formen begegnet und sich ungenirt bewegen kann. Wir sind geneigt, den fremden Nationen das Gemüth abzusprechen, und nur da eine Ausnahme zu machen, wo wir den uns geläufigen Modulationen des Gefühls begegnen. Aber in Deutschland selbst hat die Gemüthlichkeit sehr verschiedne Formen. In der schlauen Treuherzigkeit und dem naturwüchsigen Humor der norddeutschen Sprichwörter ist eine sehr ausgeprägte Physiognomie des Empfindes, die für den Niederdeutschen vollkommen den Begriff der Gemüthlichkeit ausdrückt, obgleich sie der schwäbischen, der rheinischen, der wiener Gemüthlichkeit entgegengesetzt ist. Das Ueberwiegen der Naturbestimmtheit in der Poesie bezeichnet stets eine Abnahme der schöpferischen Kraft. Die Einflüsse der Abstammung und der heimatlichen Gewohnheiten auf den Charakter und die Bildung werden von einem mächtigen Geist entweder ganz überwunden oder wenigstens so verarbeitet, daß sie für seine Charakteristik keine erhebliche Bedeutung haben. Dagegen ist bei den Dichtern zweiten Ranges, deren Werth vorzugsweise darin besteht, daß sie den überlieferten Stoff in eine angemessene Form kleiden, die Abstammung in Rechnung zu bringen, namentlich in Zeiten, wo es an einer Kraft fehlt, die gebundnen Geister gewaltsam nach einer allgemeinen Richtung fortzureißen. In solchen Fällen hat der Localgeist freiern Spielraum und auch größere Berechtigung, denn in ihm individualisirt sich die Nation. Indem alsdann die individuelle Form des Vorstellens und Empfindens über die allgemeine heraustritt und sich in der Dichtung fixirt, wird dadurch eine bestimmte Art der Gemüthlichkeit mit Verdrängung aller andern gleichsam zur Convenienz erhoben. So ist diese Freude am Nieblichen, diese Ehrbarkeit im Spiel, diese Beschränkung auf bestimmte Stoffe des Gefühls, wie sie sich in den Liedern der schwäbischen Schule ausspricht, in unsern literarischen Cirkeln zur Norm des gemüthlichen Wesens gestempelt worden, und man nimmt keinen Anstand, den Mangel an Sympathie für verfallne Nonnenklöster, für das Waldhorn und die Flöte,

für Frühling und Waldeinsamkeit u. s. w. als ein untrügliches Zeichen der Gemüthlosigkeit zu betrachten. — Wenn man nun nach einer Kunstgattung suchte, in der ein bescheidnes Talent sich geltend machen konnte, so war durch das Wunderhorn der Weg gewiesen. Wie man das Volkslied zu idealisiren habe, hatte Göthe im Erlkönig, im König von Thule, Todtentanz, Wandelnde Glocke, Getreue Eckard u. s. w. gezeigt. In allen Provinzen Deutschlands, wo der Volksgesang sich noch lebendig fortgepflanzt hatte, tritt nun die Ballade als Kunstgattung wieder hervor; am umfangreichsten in Schwaben, wo durch die Verbindung eines schönen Talents und eines innigen Gemüths der schlummernde Sinn des Volks für Ton und Bild geweckt wurde. — Uhland, 1787 in Tübingen geboren, kam 1802 auf die Universität, begann 1805 das Studium der Rechtswissenschaften und trat als Dichter zuerst 1806 und 1807 in den Musenalmanachen von Leo von Seckendorf auf.*) 1811 gab er mit Justinus Kerner und seinen andern Freunden den Poetischen Almanach, dann den Deutschen Dichterwald heraus. 1814 erschien die Sammlung seiner Gedichte, denen später nur noch sehr unbedeutende hinzugefügt wurden. Wenn die spätern Lyriker, verführt durch seinen Rath, den Vögeln auf den Zweigen nachzusingen, mit dem poetischen Ausdruck ihrer Gefühle kein Ende finden konnten, so hat Uhland sehr weise sich beschränkt. Seine dichterische Periode fällt in die kurze Zeit von 1806—14; aber aus dieser Zeit sind nur wenig Gedichte, die nicht in ihrer Gattung die höchste Vollendung erreicht hätten. Uhland's Lieder, so bescheiden ihr Inhalt ist, gehören zum liebsten Besitz des deutschen Volks; vielleicht gerade darum, weil er in ihnen nichts gegeben hat, als die zur höchsten Reinheit geläuterten Empfindungen und Anschauungen des Volks. Später hat er sich durch seine Forschungen über die alte Volksdichtung verdient gemacht. Als Politiker zeigte er einen ehrenfesten Charakter, Muth und hohen Sinn, nebenbei eine gewisse romantische oder provinzielle Beschränktheit, die bei dem Staatsmann befremden würde, dem Dichter aber wohl ansteht. — Sein nächster Freund und Universitätsgenosse seit 1804 war Justinus Kerner, geb. 1786 zu Ludwigsburg, später Arzt und Geisterseher. Seine Gedichte haben

*) Varnhagen, der Tübingen Ende 1808 besuchte, als die Schwabenschule noch gar nicht bekannt war, gibt in seinen Denkwürdigkeiten von den jungen Dichtern eine ansprechende Schilderung, wie sie in der eben erschienenen „Geisterkunde" Stilling's studirten und den Volkssagen und Volksliedern nachspürten. Bald darauf (Juli 1809) finden wir J. Kerner in Berlin, wo er Rahel vorgestellt wird und mit Cl. Brentano verkehrt, der sich in derselben Zeit mit Arnim, Grimm und Adam Müller bei Fouqué aufhielt. Uhland traf Chamisso 1810 in Paris auf der Bibliothek, unter alten Handschriften vergraben.

einen krankhaften Anstrich, und machen ebendeshalb zuweilen einen rührendern Eindruck als Uhland's, obgleich sie in der Form unendlich zurückstehn. Bekanntlich hatte Kerner mit sämmtlichen Gespenstern Schwabens einen so familiären Umgang, daß er sie alle bei Namen zu nennen wußte und zuweilen in seiner Stube gar keinen Platz mehr für lebendige Menschen hatte. Er empfand vor ihnen kein Grauen, sondern verkehrte mit ihnen höchst gemüthlich in seinem schwäbischen Dialekt, und darin hat man viel Poesie finden wollen, in einer Zeit, wo Poesie soviel sagen wollte als partielle Verrücktheit. — 1809 schloß sich Gustav Schwab an die beiden an, geb. 1792 in Stuttgart, später Pfarrer. In einer Reise nach Norddeutschland 1814 vermittelte er den Verkehr der Schwaben mit den Lyrikern jener Gegenden. Er war in seiner Schule der eifrigste Parteimann und brach 1835 mit Chamisso und den übrigen Berlinern, als sie Heine's Porträt zur Vignette des Musenalmanachs nahmen, wie er auch die schwäbischen Hegelianer vom christlichen Standpunkt sehr eifrig befehdete. Er starb 1850. Seine Gedichte sind bequem und gemüthlich, ohne tiefern Inhalt. Von den übrigen Schwabendichtern, Karl Mayer u. s. w., mit ihren kleinen Naturgedichten genügt die Erwähnung. Das innige Zusammenleben dieser Männer, ihre gemeinsame Bildung, die mit den germanistischen Studien, der Wiederauffindung der Volksdichtung und dem neuerweckten Christenthum zusammenhing, brachte trotz der Verschiedenartigkeit des Talents eine Einheit des Tons hervor, wie wir sie in der deutschen Literatur selten antreffen. Charakteristisch ist noch die strenge sittliche Reinheit, deren keusche Formen Heine im Schwabenspiegel verspottete. In dieser Beziehung stehen sie mit den Lyrikern der Freiheitskriege auf einer Stufe, die sich im übrigen wesentlich von ihnen unterscheiden, da sie in der Form von der Schiller'schen Schule ausgehn, während die Schwaben sich an Göthe anschlossen. In Masse genommen bilden sie gegen die frühere deutsche Lyrik einen merklichen Contrast; schon in den Stoffen. Früher nahm man kein erhebliches Interesse an den Ritterfräulein, die von dem Söller ihres Schlosses dem einsamen Schäfer ein trauriges Ade zuwinkten, an der Vätergruft, in der sich der letzte der Ritter des Stammes schlafen legte, an den Turnieren, in denen sieben melancholische Ritter zu Ehren einer noch dazu verstorbenen Königstochter einander erstachen. Diese Stoffe erinnern an die Theorie der romantischen Schule, als deren eifrige Parteigänger sich Uhland und die übrigen in ihren ersten Glossen und Sonetten darstellten, aber die Verwandtschaft ist nur scheinbar. Die romantische Schule hatte, um die befangene Selbstzufriedenheit der Zeit zu verspotten, eine Reihe wunderlicher Stoffe hervorgesucht, die sie aber nicht mit naivem Glauben hegte, sondern von denen sie sich selber durch Ironie frei machte. In diesen Stoffen lag in der That vieles, was dem

Geist und dem Herzen Nahrung geben konnte, und von dieser Seite wurden sie von der jüngern Generation aufgefaßt, die nicht übermüthig mit ihnen spielte, sondern sie ernsthaft in sich aufnahm. Daraus ist zu erklären, daß die Romantiker selbst ihren Jüngern, die doch in ihrem Geist zu dichten versuchten, nicht mit warmer Aufmunterung entgegenkamen, sondern sie mit ablehnender Verwunderung betrachteten. Es lag ihnen im Grund nicht viel am Mittelalter, am Deutschthum und an der Kirche; die subjective Freiheit von den gewöhnlichen Vorstellungen war ihnen wichtiger. Bei Tieck ist das gothische Wesen nur eine Waffe, mit der er die Philisterhaftigkeit der Aufklärung bekämpft, oder besser gesagt kitzelt: er kann sich niemals eines kleinen Zugs von Ironie erwehren. Dagegen entspringt Uhland's Vorliebe für jene romantischen Gegenstände nicht aus einem ästhetischen Bedürfniß, sondern aus einem sehr lebhaften, durch gründliche Kenntniß der altdeutschen Literatur und das innige Zusammenleben mit dem Volk vermittelten Nationalgefühl: sie ist nie mit Ironie zersetzt, sondern immer ehrbar und treuherzig, sie quillt mit ursprünglicher Natur aus seinem Herzen. Weil sein ganzes Gemüth mit seinen Stoffen verwachsen war, gelang es ihm, jene reine und edle Form zu finden, die ihn von all seinen Nachahmern unterscheidet. Nie findet sich ein Zug, der gegen die Stimmung verstößt, und wenn sein Genre klein ist, so hat er es mit einer wunderbaren Feinheit, Anmuth und Zierlichkeit veredelt. Aus einer gründlichen Analyse seiner Romanzen würden sich alle Regeln des edeln dichterischen Stils herleiten lassen. So unbefangen wie seine Vorliebe, ist nun seine Darstellung allerdings nicht. Seine Popularität entsprang zum Theil aus der milden Gemüthlichkeit, mit der er seine mittelalterlichen Gestalten idealisirt, d. h. aus dem Wilden und Barocken ins Zierliche übersetzt: es sind anmuthige Figuren, aber sie haben keine historische Aufrichtigkeit. Uhland führt uns zuweilen historische Persönlichkeiten vor, aber diese gehn ganz in die Anekdote auf, und von der Anekdote bleibt eigentlich nur die Stimmung oder die epigrammatisch-sentimentale Wendung: seine Lieblingsfiguren sind abstracte blinde Könige, Harfner, Burgfräulein u. s. w., d. h. Figuren, die keinen weitern Inhalt haben, als was das Gedicht von ihnen gibt. Jedes seiner Lieder ist ein liebliches Bild, aber in den leichtesten Aquarellfarben gemalt, fast immer von matter, sanfter Färbung und etwas einförmiger Physiognomie. Das Ritterthum, das er schildert, erinnert an Fouqué: nur hat Uhland den großen Vorzug, daß sein Verstand von den Neigungen seines Gemüths nicht befangen wird: es fällt ihm nicht ein, für die Nonnenklöster und Turniere, von denen er so anmuthige Bilder gibt, gegen den Geist seiner Zeit in die Schranken zu treten. Er hegt Sympathien, aber keine Leidenschaften: daher sind seine Lieder immer anziehend, nie verletzend — aber auch freilich selten von mächtigem Eindruck.

Das gilt auch von seinen politischen Liedern: die Variationen über das gute alte würtemberger Recht haben nicht mehr historischen Sinn als seine spätere Stellung in der frankfurter Demokratie, wo er gegen den engern Bundesstaat war, weil er in der Stimme eines jeden Oestreichers das Rauschen des adriatischen Meeres zu vernehmen glaubte; und der resignirte Ton derselben entspricht mehr dem Charakter der Burschenschaft als der wirklichen Bewegung des geschichtlichen Lebens. Eigentlich schweben ihm bei seinen mittelalterlichen Gestalten bestimmte Vorbilder aus seiner burschenschaftlichen Umgebung vor: Studenten, Künstler, Handwerksburschen, er gibt ihnen nur ein fremdes Costüm, und dadurch wird ihre Bewegung zuweilen steif und altfränkisch. Viel reiner ist der Eindruck, wo er mit seinem poetischen Gemüth und seiner keuschen Empfindung eine reale Seite des Lebens verklärt, wo der Gegenstand mit der Empfindung vollständig zusammenfällt: „Das ist der Tag des Herrn!" „Was klinget und singet die Straßen herauf?" Es sind Töne, denen an Wärme und Innigkeit nichts gleichkommt, und bei denen wir die fehlende Tiefe und Fülle kaum vermissen. Der Ton der alten Volkslieder klingt durch, aber er ist in gebildete Formen übertragen, ja wir empfinden erst aus der Uhland'schen Ballade, welch tiefe Poesie in den alten Volksliedern verborgen lag. Sprache, Ton und Gesinnung ist vom höchsten Adel, und doch ist er volksthümlicher als die Volkslieder selbst, weil das Volk sich lieber zu einer geläuterten Bildung erheben, als in seine eigne unklare Voraussetzung zurückdrängen läßt. Die anscheinend höchste Einfachheit ist der vollendete Sieg der Kunst über den Stoff, und in seiner Reinheit siegt der gebildete Geschmack stets über die verwilderten Neigungen der Masse. — Der Gegensatz gegen die ältere Lyrik lag nicht blos in den Stoffen. Voß, Hölty, Bürger und selbst ihre schwächern Nachfolger, Matthisson, Salis u. s. w. waren in der classischen Bildung und in den Traditionen der Aufklärung aufgewachsen. Sie ergehn sich häufig in melancholischen Empfindungen, aber sie geben immer den Grund an, ihre Sehnsucht geht nicht ins Blaue; sie arbeiten ihre Gedanken und Vorstellungen aus, wie sie es von ihren Vorbildern gelernt hatten. Bürger's Stoffe sind häufig sehr romantisch, aber die Darstellung ist plastisch: nicht blos die Begebenheit, sondern auch die dazu gehörige Stimmung wird vollständig ausgeführt, wir können uns genaue Rechenschaft geben über alles, was wir gesehn und empfunden haben. — Ganz anders bei Uhland. Seine Darstellung ist nicht plastisch, sondern musikalisch; er führt die Zeichnung niemals aus: er begnügt sich, anzudeuten, was wir uns vorstellen und was wir dabei empfinden sollen. Darum sind seine Lieder so vortrefflich zur Composition geeignet: was in Worten bereits vollständig ausgedrückt ist, bedarf der musikalischen Ausführung nicht. Das merkt man selbst bei Göthe's kleinern Improvi-

sationen: sie scheinen die Mitwirkung der Tonkunst herauszufordern und entziehn sich ihr dennoch. Göthe's Lyrik ist überall der Ausfluß einer bedeutenden Individualität, die, auch wo sie zu spielen scheint, mit unwiderstehlicher Macht fortreißt; man muß sich sammeln, in sich gehn; das leichte Spiel der Töne stört, wo die Gedanken zu nahe stehn. Bei Uhland tritt uns niemals eine bedeutende Individualität, niemals ein mächtiger Strom der Empfindung entgegen. Auch wo seine Seele am meisten bewegt ist, z. B. in dem schönen kleinen Frühlingslied: „Nun muß sich alles, alles wenden", ist es nicht eine bestimmte individuelle Empfindung, die zu den Gegenständen herantritt, sondern es sind die Gegenstände selbst, die in süßer Empfindung zittern. Der Dichter ist nur ein Widerhall von den Klängen der Natur. Diese Abwesenheit einer tiefern psychischen Erregung und einer ausgeführten Individualisirung war für den frei erfindenden Tonkünstler ein großer Reiz. Der Stoff widerstrebte der musikalischen Freiheit so wenig als möglich, er gab ihr nur den Grundton der Stimmung. Die Melodie dieses Stils dehnt sich auf die Reihenfolge der Bilder und Empfindungen aus, die der Musik auf das günstigste in die Hände arbeiten. — Die Tonart der schwäbischen Schule hat sich über alle Provinzen unsers Vaterlands verbreitet und ist die Grundmelodie unsrer Gemüthlichkeit geworden. Seitdem vollends das Lorle alle Bühnen entzückt hat, muß man nothwendigerweise schwäbeln, wenn man Gemüth zeigen will. Allein der provinzielle Typus hat sich in Schwaben nicht blos auf die Lyriker erstreckt. Nicht blos bei Hauff's Novellen, nicht blos bei Auerbach's Dorfgeschichten, nicht blos bei Wolfgang Menzel's verzerrter Deutschthümelei erkennt man Anklänge an den Schwabenspiegel heraus, sondern selbst in den Werken so ganz verschieden angelegter Naturen wie Strauß oder Vischer. Die schwäbischen Dichter bildeten für sich eine stille Gemeinde, die sich gegen den Ungeweihten abschloß, den höhern Stand, wie bei dem Grafen Alexander von Würtemberg, durch die gemeinsame Weihe neutralisirte. In neuester Zeit, wo man, des Weltschmerzes müde, wieder zur Natur zurückkehrte, ist diese gemüthliche Genremalerei mit vielem Eifer gepflegt worden. Gegen die Ueberverfeinerung hat sie ihre volle Berechtigung; aber sie verführt auch leicht zur Manier. In dem zierlichen und finnigen Gewebe der Arabesken geht zu leicht die wirkliche Gestalt verloren, und über dem ewigen Gesumm der Käfer, dem Zirpen der Grillen und dem Geflüster der Blätter verstummt die menschliche Stimme, die doch allein dauerhaft zur Seele sprechen kann. Man hat vergessen, daß die Welt der Empfindung von vorhergehenden Gedanken zehren muß, daß sie ohne neue Gedanken nothwendig versumpft. Die Idealisirung der Wirklichkeit durch lyrische Stimmungen, die Virtuosität in kleinen zierlichen Phrasen, das bewußte kindliche Gemüth, die frommen

nichtssagenden Gesichter und die theatralisch gedachten Stimmungen haben sich über sämmtliche Künste verbreitet.*) — Man pflegt die Uebergangsperiode der romantischen Malerei an die Namen der düsseldorfer und münchner Schule anzuknüpfen, wobei man nur nicht vergessen darf, daß wahrhaft schöpferische Künstler aus dem engen Bereich der Schule heraustreten, daß man Lessing nicht als bloßen Düsseldorfer zu betrachten und in Cornelius und Kaulbach noch etwas Anderes zu sehn hat als die Vertreter einer Schule. Zwar gehört das studentische Maskenspiel des rheinischen Lebens wesentlich zum Charakter der Schule; aber die Art und Weise ihrer Kunstleistung treffen wir auch anderwärts wieder. Durch die Romantiker war das Interesse für die Kunst im allgemeinen und der Sinn für Farben und Contraste gefördert. Der unausgebildete plastische Sinn der Deutschen bedurfte starker Reizmittel, und wenn die Dosis zuweilen gar zu reichlich war, so war der Schade nicht groß. Die Düsseldorfer zeigen zuerst wieder einen lebendigen Farbensinn, und was damit zusammenhängt, die Neigung, lyrische Stimmungen auszudrücken; in der neuern Landschaftsmalerei ist durch sie der Grund gelegt worden, Sonne und Mond, Wald und Flur, Fels und See sind uns seit der Zeit in einer Mannichfaltigkeit bekannt geworden, daß auch der nüchternste Spießbürger ohne einen gewissen Natursinn nicht mehr auskommt. Die Landschaft wurde nun durch die entsprechenden, der Romantik entnommenen Arabesken belebt, badende Nixen, tanzende Elfen, Kobolde des Blocksbergs u. s. w.; auch Gespenster fehlten nicht. Dann suchte man in der Geschichte oder Mythe Momente einer ruhenden Stimmung, womöglich von elegischem Charakter, wie die trauernden Juden, Jeremias in der Wüste u. s. w. Oder man kehrte zum eigentlichen Genre zurück: man hob gemüthliche Seiten des Kinder-, Volks- und Kneipenlebens hervor, zuerst theatralisch geziert, wie bei Hasenclever, dann aber mit liebevollem Eingehn auf die Wirklichkeit und in jenem bescheidnen Maß, welches der lyrischen Stimmung gerecht wird. Wenn man überhaupt zwei Künste miteinander vergleichen darf, so steht Ludwig Richter Uhland am verwandtesten und ebenbürtigsten zur Seite.

---

*) Die Schule Uhland's dauert noch immer fort. Es gibt kein Kloster, keine Burg, keine Ruine, der nicht von diesem oder jenem Dichter eine Artigkeit gesagt, keine Stimmung irgendeiner beliebigen Jahreszeit, der nicht in poetisch-musikalischen Accorden ihr Recht widerfahren wäre. Jede Provinz hat ihre Localdichter, die beiläufig meistens nebenbei Germanisten, Sagenforscher, Maler oder Musiker sind. Der Rhein hat die zahlreichsten Dichter geliefert, z. B. Simrock, geb. 1802, Pfarrius, geb. 1800, u. s. w. Auch Thüringen wimmelt von Balladensängern; aus dem Braunschweigischen ist Hoffmann von Fallersleben, geb.

Unter den künstlichen Formen der Romantik hatte man ganz verlernt, schlicht oder wie es nun hieß, „unschuldig" und „keusch" zu erzählen; die Einkehr ins deutsche Leben weckte auch dies angeborne oder verkümmerte Talent. Wie fast überall, hatte auch darin Göthe mit seinen Novellen den Ton angegeben; wenn er seine Quellen im Boccaccio und Hans Sachs suchte, kehrte man nun zu den Volksromanen des 15. und 16. Jahrhunderts zurück. Brentano gab 1809 Wickram's Goldfaden heraus; gleichzeitig stellte Arnim im Wintergarten eine Reihe altdeutscher Geschichten zusammen: die Liebesgeschichten des Kanzler Schlick und der schönen Sienerin, Gisander's Fata einiger Seefahrer, Arbegast von Andelon, Philander unter den Soldaten und Zigeunern des dreißigjährigen Krieges, Nelson und Meduse, Fragmente aus Froissart, die drei Erznarren u a. Eine durch poetische Winterereignisse zusammengereihte Gesellschaft poetischer Personen verflicht diese einzelnen Erzählungen zum wunderbaren Ganzen, über dem der Nebel norddeutscher Uebellaunigkeit schwebt und dadurch den Charakter einer Wintergesellschaft noch schärfer hervortreten läßt. Fortgesetzt wurden diese Geschichten im Landhausleben (1810): die naive unbehülfliche Anmuth der Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts, das Eckige oder das Falsche der Zeichnung, die natürliche Eigenschaft einer mangelhaften Technik, wird absichtlich nachgemacht, als etwas Kindliches, Unschuldiges, Ursprüngliches. Doch sind diese Erzählungen nicht ohne Interesse. Arnim hat sich mit allem Aufgebot der Phantasie in die geschilderte Zeit vertieft: in ihren närrisch verständigen Sinn, ihre durchgebildete Detailempfindung und ihre ehrbar grotesken Beschäftigungen. In den Erzählungen: Holländische Liebhaber und: die drei schönen

1798, 1823—42 in Breslau. Die östreichische Heerschar wird von Egon Ebert angeführt, geb. 1801. Es wäre zwecklos, die Sänger aufzuzählen, die alljährlich um einige hundert vermehrt werden. Fast jedem von ihnen ist das eine oder das andre Lied gelungen, und die Blumenlesen finden in ihren zerstreuten Sammlungen die anmuthigsten Feldblüten, deren irgendeine Nation sich rühmen kann; aber in die Literaturgeschichte gehören sie nicht. Wenn sie das Dichten, wie es in alter Zeit geschah, als angenehme Beschäftigung ihrer Mußestunden betrachten, so haben sie Freude und Segen davon; betrachten sie es aber als den Mittelpunkt ihres Lebens, so entsteht in ihrer Seele jenes unbehagliche Gefühl, welches nie ausbleibt, wenn die Kraft dem Wunsch nicht entspricht. Nur noch ein Dichter von größerer Bedeutung ist zu erwähnen: Wilhelm Müller, geb. in Dessau 1795, nach den Freiheitskriegen in Berlin, 1817—19 in Italien, später bis an seinen Tod 1827 in Dessau. Seine Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten (1821) sind zum Theil sehr schön, wenn auch in der Form etwas rauh, und die Griechenlieder (1822) entwickeln zuweilen eine Glut, die an die schönsten Erzeugnisse der Freiheitskriege erinnert.

Schwestern und der glückliche Färber ist ein Realismus, wie wir ihn in Deutschland gar nicht gewohnt sind, eine bunte und grelle Mannichfaltigkeit der Farben, selbst hinter den grotesken Formen eine gewisse Gemüthlichkeit. Aber es fehlt in der Erzählung wie in der Charakteristik alle Idealität, wir wissen nicht, warum wir uns für die einen oder für die andern interessiren sollen. Und dies Interesse zu erwecken, ist allerdings die Aufgabe des Dichters; auch der Humor, wenn er die scheinbaren Gegensätze der Welt ineinander aufgehn läßt, kann dies nur durch die Andeutung eines idealen Standpunkts rechtfertigen. Arnim dagegen verbindet sich die Augen und tappt in dem Labyrinth seiner Erinnerungen, Studien und Träume ohne Faden herum. Ob er seine Stoffe aus der realen Welt oder aus der Phantasie nimmt, ist dabei gleichgültig, denn wenn seine Realität einen spukhaften Eindruck macht, so ist sein Spuk zu materiell, z. B. in den beiden Erzählungen: Maria Meluk Blainville und die drei Majoratsherren. Die Fratzen erinnern an Höllenbreughel. Zuweilen wird uns über diesen Humor schlimm und weh zu Muthe; Schuld und Buße, Zweck und Vernunft sehn aus wie eine Grimasse. Und doch werden wir wieder durch einzelne Züge des tiefsten Verständnisses überrascht, so in der Novelle: die Kirchenordnung, die tiefer, als es von einem Theologen geschehn, den großen Sinn der Reformation ausdrückt. Sie ist deutsch im besten Sinn, freilich etwas altfränkisch und eckig, aber die Handlung schreitet deutlich fort, die Charaktere sind lebendig und nicht ohne Gemüthstiefe angelegt, die Reflexionen wahr und bedeutend. Eine zweite Novelle: die Metamorphosen der Gesellschaft, schildert die Gährung der Gegenwart. Die Darstellung ist zuweilen barock und hölzern, die Ereignisse und Figuren drängen sich wie Pierrots in einem Maskenspiel ungeschickt durcheinander, und wir werden in den Entwickelungen der Charaktere durch Wendungen überrascht, die uns verletzen, weil wir nicht darauf vorbereitet sind; aber das Gefühl des Dichters ist wirklich in dem, was er sich vorstellt, und die sociale Umwandlung, an der er in seinem innern Leben theilnimmt, bedeutend genug, um interessante Perspectiven zu eröffnen. Unter Brentano's Erzählungen ist die Geschichte vom braven Kaspar und vom schönen Annerl (1814) die einzige mit einem sittlichen Gehalt. Wie Kleist im Kohlhaas die Ueberspannung des Rechtsgefühls, so hat Brentano die Uebertreibung des Ehrgefühls als den Keim von Uebelthaten dargestellt. Der Volkston ist glücklich getroffen, die nebelhaft-träumerische Färbung, die sich über die Begebenheit breitet, poetisch ausgeführt, und die einzelnen Figuren, wenn auch nur skizzirt, voll Leben und Interesse. Ganz rein ist indeß auch der Eindruck dieser Erzählung nicht, die Tendenz drängt sich zu stark hervor, und Scenen wie die Geschichte vom Schwert

des Scharfrichters, welches nach dem Blut des kleinen Annerl dürstet, und von dem Kopf des Hingerichteten, der sie beim Herunterfliegen in die Schürze beißt, erinnern zu sehr an das Virtuosenthum der Romantik. — Am nächsten kommt das humoristische Genrebild: die mehreren Wehmüller und die ungarischen Nationalgesichter (1817), eine phantastische Skizze aus dem Leben der ungarischen Grenzdistricte. Ein Pestcordon treibt eine bunte Menge komischer Figuren in eine Zigeunerhütte zusammen, sie erzählen sich die dem schlechten Wetter und der Nacht angemessenen Hexengeschichten. Verwechselungen folgen auf Verwechselungen, ein Abenteuer drängt das andre, zuletzt weiß man nicht mehr, ob man wacht oder träumt. Der Dichter ist nur zu hastig, um diese vortrefflichen komischen Elemente zu einem bestimmten Eindruck zu verbinden; man muß sich öfters besinnen, um nicht den Zusammenhang zu verlieren, und die ausgelassene Lustigkeit, die in der Erzählung herrscht, ist sehr weit von wirklicher Heiterkeit entfernt. Die übrigen Erzählungen sind von einem so manierirt kindlichen Wesen, daß Franz Sternbald und der Zauberring dagegen wie Feldblümchen aussehn, daß man sich nach Zacharias Werner wie nach einem recht verständigen Denker sehnt. Es ist eine kindische Märchenwelt, aber ohne das Naive, Handgreifliche und Entschlossene der Erzählung, unterbrochen durch fortwährende Anspielungen auf Wortwitze, die nur einem kleinen Kreise verständlich sein können, durch groteske, in ihrer Abscheulichkeit unnatürliche Züge und durch eine gezierte, holzschnittartige, süßliche Heiligkeit — das alles in einer Sprache, die durch Diminutive ganz zersetzt ist und doch den Anspruch auf Salbung macht. Der Gipfel der Abgeschmacktheit sind die Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau und die Fortsetzung derselben Hinkel Gockel und Gackeleia. Eine Reihe allegorischer Hühner gackern auf eine so geschwätzige Weise durcheinander, daß man das Geschnurr der Spinnstuben und das Brodeln des Kessels, in welchem Kamillenthee gekocht wird, Brentano's Lieblingsgetränk, kaum vernehmen kann. Neben dem fremden Hühnlein ist auch viel von dem Mythus eines Bübleins die Rede, und außerdem von einem Korallengeschmeide, welches die Gräfinnen von Vadutz auch in der Nacht nicht von der Schulter nehmen dürfen: sie müssen daher stets auf der rechten Seite liegen, und es sind Einflüsterungen des Teufels, wenn sie sich zuweilen auf die linke wenden; in diesem Fall berühren sie gewöhnlich eine keusche Lilienjungfrau, die darüber wahnsinnnig wird, bis eine zweite Berührung sie heilt. Dieses Geschmeide ist eigentlich der Ring Salomonis, der in der Kosmogonie eine tiefe Bedeutung hat.

Arnim's Hauptwerk, in welchem sich die Strahlen seiner Poesie concentriren, ist der Roman: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehr-

reichen Unterhaltung armer Fräulein (1810). Ein deutscher Minister von großer Bildung und wenig Charakter fällt in Ungnade und geht, um seinen Gläubigern zu entfliehn, nach Indien, indem er seine Familie in Armuth zurückläßt. Die Familie stirbt aus bis auf zwei Mädchen, die in dem alten verfallnen Schloß fortleben. Es ist reizend geschildert, wie das Unkraut die Werke der Kunst überwuchert, wie Gassenjungen sich in den verwilderten Baumgängen herumtreiben, die ehemals der Aufenthalt der feinsten Welt gewesen, und einer umgestürzten Venus mit Nesseln den marmornen Hintern geiseln. In diesem Zustand werden die beiden Mädchen von einem jungen Grafen gesehn. Er verliebt sich in Dolores, die leichtfertige kleine Kokette, und heirathet sie, während die andre Schwester Clelia die Gemahlin eines sicilianischen Herzogs wird. Graf Karl ist das Ideal des Dichters, christlich fromm und dichterisch kühn, göttlich hart und von liebevollem Erbarmen, mädchenhaft schüchtern und männlich besonnen. Als Jüngling war er mit den revolutionären Gedanken der Zeit erfüllt; die Art, wie er davon zurückgeführt wird, verräth eine tiefe, überraschend wahre Auffassung der Revolution. Ein frecher Mensch, der unter dem Namen des häßlichen Barons auftritt, hat ihm eine schwere Beleidigung zugefügt. „Viel hundertmal hatte der Graf demonstrirt, daß der Zweikampf nur zwischen gewissen Ständen eingeführt, eine elende Taschenspielerei mit der Ehre sei, während ihn zahlreiche Classen des Volks für etwas Schädliches halten; da sei keine allgemein geglaubte Ehrenreinigung dabei, und in seinem unbestimmten Verhältniß zu den Landesgesetzen und Sitten, die ihn bald geboten, bald verboten, stelle er ein trauriges Zeichen jener Unbestimmtheit aller Einrichtungen dar, die gerade so wesentliche, edelste, höchste Beziehungen im Volke, wie die Ehre, ohne allgemein durchgeführte Gesinnungen willkürlich mishandelten, brauchten und unterdrückten. Das war seine Betrachtung. Aber mit dem Augenblick der Leidenschaft faßt ihn die gewohnte Gesinnung seines Standes. Der Baron war längst über dergleichen Verhältnisse hinaus, er lachte den Grafen an, ob er ihn denn für wahnsinnig halte, sich auf so etwas einzulassen; er dictirte in großer Ruhe eine so beschämende Abbitte, daß der Graf, der von dem Muth des Barons manche Proben wußte, über eine Natur staunte, die aus dem ganzen Ehrenkreise seiner Zeit, seines Volks ohne große Begebenheiten, blos durch sich selbst herausgerissen worden; mit Schrecken dachte er, daß eine Revolution nothwendig gerade solche Menschen an ihrer Spitze tragen müsse, und mancher jugendliche Umwälzungsplan, den er mit dem gährenden Moste der Zeit getränkt hatte, verschwand vor seinen Augen in Einem bedeutenden Augenblick: nur der Ruchlose fängt eine neue Welt an in sich.“ — Neben jenem

Cyniker führt der Dichter eine Reihe von Charakterbildern ein, in denen sich die Hohlheit und Lügenhaftigkeit des Zeitalters ausprägt: der Dichter Waller, einer von jenen unglücklichen Genies, deren Leben sich im Anempfinden fremder Begeisterung ausgibt, die, weil sie jede Empfindung zu einem Gedicht umwandeln, sich wie Nachtwandler in einer dichterischen Traumwelt bewegen, aber durch die Fäden, welche diese Traumwelt mit der sittlichen Welt verbinden, mit verhängnißvoller Unsittlichkeit in das Reich der Wirklichkeit übergreifen. Auch diese an sich sehr fein ausgedachte Figur ist durch mystische Aeußerlichkeiten entstellt. Seine Gedichte sind durch einen sonderbaren Zufall in einen Kirchthurmknopf eingemauert und er ist untröstlich über ihren Verlust, bis er sie sich endlich von seinem clairvoyanten Sohn von da aus vorlesen und wieder dictiren läßt. Die interessanteste Erfindung ist jener sicilianische Herzog, der Gemahl der frommen Clelia. Hochgebildet und mit den feinsten Empfindungen ausgestattet, wendet er seine Gaben nur zur Lüge an. Er hat die Kunst, alle Seelen zu durchschauen und in seine Gewalt zu bringen. Ein routinirter Weltmann, der die ausgedehntesten Studien gemacht, um schrankenlos genießen zu können, die physische Lust, wie den höchsten geistigen Reiz, tritt er in entgegengesetzten Masken auf, bald als Diplomat, bald als Gelehrter, bald als Schwarzkünstler. Die Rollen, die er spielt, gehören gewissermaßen zu seinem Wesen: er empfindet in dem Augenblick wirklich, wo er die Empfindung spielt. Dieser Herzog, der sich unter einem fremden Namen bei seinem Schwager Karl eingeführt hat, verführt die schöne Dolores dadurch, daß er sich ihr als eine Art Messias darstellt. Nachher reist er ab und Dolores entdeckt im Schlaf ihre Schuld ihrem Gemahl. In seinem Gram des Lebens überdrüßig, gibt er ihr ein geladenes Gewehr in die Hand, das sie ohne Absicht auf ihn abdrückt. Er fällt zur Erde, aber stirbt nicht daran, und die schreckliche Folge macht in ihr das Gefühl ihrer Schuld lebendig. Beide Gatten treten getrennt voneinander eine Wallfahrt an, um zu büßen, und finden sich dann unter dem Schutz eines Muttergottesbildes zusammen, durch welches sie versöhnt werden. Die Begebenheiten sind lose aneinander gefädelt. Eine Figur nach der andern tritt auf, um irgendwelche Reflexion einzuleiten, und verschwindet alsbald; die Handlung stockt auf einmal, um durch allerhand Nebengeschichten unterbrochen zu werden. Die Hauptsachen werden mehr angedeutet als ausgesprochen. Mitten in einer Scene, die mit der scharfen Zeichnung und dem farbenreichen Humor der niederländischen Schule ausgeführt ist, umspannt plötzlich das Grau einer nebelhaften Allegorie den Horizont, und dieselben Figuren, die wir eben lebensfrisch neben uns gesehen, mit denen wir uns unterhalten, uns verständigt, verwandeln sich in Abstractionen oder Gespenster. Von der einen Seite

spielt die dunkle physikalische Macht, von der andern das unheimliche Licht der übernatürlichen Welt in die Realität des Menschenlebens hinein, und durch diese falsche Beleuchtung wird das Wirkliche selber sich unverständlich und unheimlich. Der Schluß übersteigt allen Glauben. Jener Minister, von dessen feiger Flucht wir zu Anfang des Romans gehört hatten, kehrt aus Indien als Nabob zurück, mit einem indischen Weibe. Er findet sein Schloß festlich erleuchtet, seine zurückgelassene Gemahlin empfängt ihn an der Schwelle mit ihren Kindern, und da er seiner neuen Heirath wegen etwas in Verlegenheit geräth, so beruhigt sie ihn, erzählt ihm, sie habe das Gleiche gethan, und stellt ihm eben jenen sicilianischen Herzog als ihren neuen Gemahl vor. Man behandelt sich gegenseitig sehr höflich, obgleich in der Art und Weise doch etwas Besonderes ist. Der Herzog beeilt sich, der schönen Tochter Hindostans die Cour zu machen, und reussirt. — Auf den Leser macht die ganze Geschichte den Eindruck, als ob er im Fiebertraum wäre. Die Gemahlin des Ministers ist lange vor Anfang des Romans gestorben, der Herzog, der nicht mit ihr, sondern mit ihrer Tochter vermählt war, ist gleichfalls todt; das Schloß ist viele Jahre hindurch unbewohnt und verfallen, und die Anverwandten, die wir plötzlich darin treffen, wissen wir in weit entlegenen Landen. Dem Minister fängt die Sache an unheimlich zu werden: es wird ihm endlich klar, daß er es mit Gespenstern zu thun hat, und er reist heimlich ab, ohne sich etwas merken zu lassen. Mit dem Schlag Eins verschwindet der Spuk, das Schloß wird von dem aufgeregten Landvolk an allen vier Ecken angezündet.*) — In Arnim's zweitem Roman:

*) „Manchmal, sagt Göthe, 1810, als er über die mittelalterlichen Tendenzen spricht, machen sie mir's doch zu toll. So muß ich z. B. mich wirklich zurückhalten, um nicht gegen Arnim, der mir seine Dolores zuschickte, und den ich recht lieb habe, grob zu werden. Wenn ich einen verlornen Sohn hätte, so wollte ich lieber, er hätte sich von der B. bis zum Schweinekoben verirrt, als daß er sich in den Narrenwust dieser letzten Tage verfinge, denn ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung." — Tieck äußerte sich über Arnim: „Er arbeitet fast planlos; er schachtelt Anekdoten und Episoden ein, die ihn gerade im Augenblick ansprechen, ohne sich um das Ganze zu kümmern. Er spielt mit den Dingen, seine Poesie bekommt so den Charakter des willkürlich Gemachten. Oft zieht er im Augenblicke an, und weiß zu interessiren, aber ebenso oft stößt er auch wieder ab durch das Willkürliche und Bizarre. Mit Arnim und Brentano habe ich im Leben manche persönliche Berührung gehabt, und sie fühlten sich, besonders in früherer Zeit, durch Manches in meinem Wesen angezogen. Wirklich stimmten wir in einigen Punkten überein. Dennoch ist immer etwas Fremdes zwischen uns geblieben, und dichterisch habe ich mich von beiden stets fern gefühlt. Es fehlte ihnen eines, was bei mir von der Poesie unzertrennlich ist, der reine und wahre Sinn für die Natur und das Natürliche. Bei ihnen kommt sie immer als etwas Reflectirtes

die schöne Isabella von Aegypten, Kaiser Karl's 5. erste Jugendliebe (1811) ist einzelnes von einem hinreißenden Zauber. Bei Eröffnung der Scene sehn wir die junge Zigeunerin Isabella unter dem Galgen, wie sie eine Alraunwurzel ausgräbt, als eben ihr Vater, der gehängte Zigeunerkönig, mit der Krone auf dem Haupt, auf dem vorüberfließenden Strom nach Aegypten schwimmt. Als die Wurzel ausgerissen wird, hört man einen unendlich klagenden, herzzerreißenden Ton, der das Mädchen tödten würde, wenn sie sich nicht die Ohren verstopft hielte. Der Alraun ist eine Art lebendiges, aber sehr häßliches Wesen, welches von der schönen Isabella mütterlich geliebt und gehegt wird. Sie setzt ihm eine Hagebutte als Mund ein, die sie aus übergroßer Zärtlichkeit schief küßt: ein paar Wachholderbeeren als Augen und zum Ueberfluß noch ein drittes in den Rücken, mit welchem er in den Seelen der Menschen liest, bis man es ihm endlich eindrückt. Isabella ist ein naives Kind, die in ihrer Unschuld den Erzherzog Karl bittet, sie doch mit einem Kinde zu beschenken, welches Gesuch ihr auch erfüllt wird. Sie versteht mit ihrer lustigen Kokretterie den strengen Erzieher Karl's, den nachmaligen Papst Hadrian, so zu bethören, daß er die Augen zudrückt: dabei muß auch jenes Alräunchen eine Rolle spielen. Dies kleine Männchen ist boshaft und eitel. Er nennt sich Cornelius Nepos und will Feldmarschall, wenigstens Corporal werden. Mit geheimem Verdruß erinnert er sich an die frühere Zeit seines Lebens, wo er unter dem Galgen mit gemeinem Volk, mit Ameisen und ähnlichem Ungeziefer Bekanntschaft machen müssen. Wilhelm von Oranien stellt ihm für Geld und gute Worte die schriftliche Bescheinigung aus, er sei kein Gespenst, er sei vielmehr im Kriege sehr gut zu gebrauchen, da man ihn den Soldaten in die Tasche stecken könne, von wo aus er den Feind gefährlich überraschen würde. Der schlaue Chievres, Karl's Erzieher, macht ihn zum Finanzminister, weil er als Wünschelruthe verborgene Schätze zu entdecken weiß, und läßt ihm Isabella zur linken Hand antrauen. Der arme Cornelius nimmt aber ein böses Ende. Statt der wirklichen Isabella wird ihm ein Golem in die Hände gespielt, eine Lehmfigur, die durch Hexerei Leben und Verstand erhält, und als diese durch neue Hexerei wieder in Staub verwandelt ist, verfällt das Männchen in Verzweiflung und läßt sich vom Teufel zerreißen. Neben diesem Alräunchen spielt die Hauptrolle ein „todter Bärenhäuter", das Gespenst eines Geizhalses, der neben seinem Schatz begraben liegt, und der durch seinen fortlebenden Geiz, als dieser Schatz gehoben wird, sich angetrieben fühlt, ihm zu folgen und bei dem

---

und Gemachtes heraus; es scheint, als sei es ihnen nicht rechter Ernst mit der Sache, als sei es ein Spaß."

neuen Besitzer in Dienst zu gehn. Er erhält täglich einen bedeutenden Lohn, und hofft dadurch seinen Schatz allmählich wieder zu erwerben. Obgleich Gespenst, hat er einen starken Appetit, und dadurch wächst ihm immer neues Fleisch an. In diesem neuen Fleisch liegt zugleich menschliche Gutmüthigkeit, und während er als Gespenst dem gemeinsten Egoismus folgt, läßt er sich als Halblebendiger von natürlichen Gefühlen bestimmen. Isabella führt endlich ihr Volk, die Zigeuner, nach Aegypten zurück und wird als Herzogin anerkannt. Sie stirbt in demselben Jahre mit ihrem alten Liebhaber Karl 5., nachdem sie vorher ein Todtengericht über sich hat halten lassen. — Das „verwilderte" Drama: Halle und Jerusalem (1811) dürfte wol in der gesammten europäischen Literatur nur in einigen Stücken von Brentano seinesgleichen finden. Cardenio, Sprecher eines geheimen Ordens, dabei tüchtiger Zecher, ausgezeichneter Paukant, keusch wie alle Helden unsers Dichters, vertieft sich in die Mysterien der geheimen Gesellschaft, bis eine wahre Liebe ihn über die Nichtigkeit seines bisherigen Treibens aufklärt; er löst den Orden auf, geräth in Zweifel und Verwirrungen, fällt dann in die Netze einer geistreichen und empfindseligen Buhlerin, wird plötzlich von Reue und einer mystischen Sehnsucht nach dem heiligen Grabe ergriffen, pilgert mit jener Schönen nach Jerusalem, wo sich alle Bekannte aus Halle zusammentreffen, und wird dort, erschöpft von einer mühsamen Reise, unter den Füßen der frommen Christen, die nach Jerusalem pilgern, todtgetreten. Aber bei seinem Tode wird er von einem wunderbaren Licht, das von dem Jesuskinde ausströmt, erleuchtet und geheiligt. Das Stück spielt um die Zeit, wo der Capitän Sir Sidney Smith um Acre kämpfte. Eine Menge barocker, eckiger und doch zugleich verschwommener und nebelhafter Gestalten bringen in die Scene größere Abwechselung: schmuzige kindesmörderische Juden, britische Seehelden, Matrosen, Kuchenweiber, Gespenster, Hexen, Vampyre u. s. w.; auch der ewige Jude, der sich später als Cardenio's Vater ausweist, obgleich man noch im Unklaren bleibt, ob es wirklich der ewige Jude ist oder nicht, oder vielleicht gar ein Gespenst; endlich der Teufel selbst in eigner Person mit etwas humoristischem Anstrich. Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Dichter beabsichtigt; es geht alles so wahnsinnig durcheinander, daß es aussieht wie ein Product der Blasirtheit, die, weil sie sich unbefriedigt fühlt, nach diesem und jenem greift, um es sogleich wieder wegzuwerfen. Viele Personen treten nur auf, um ein paar Worte zu sprechen und dann sofort zu sterben.

In dem Trauerspiel: Die Gründung Prag's (1815) wollte Brentano die Gesammtanschauung eines Zeitalters geben, dessen Bild uns abgesehn von den Berichten einzelner dunkler Chronisten, verloren gegangen war. Es sollte sich mit dem ganzen Inbegriff seiner Empfindungen,

Ideen, religiösen Vorstellungen und Sitten darin spiegeln, und diese Momente sollen das ganze Gedicht geistig so durchdringen, daß jeder einzelne Zug, ja jedes Wort mit Nothwendigkeit daraus hergeleitet werden könnte. Da von den altböhmischen Vorstellungen in lebendiger Ueberlieferung nichts mehr vorhanden war, so nahm der Dichter seine Kenntniß von den sämmtlichen slawischen Stämmen zu Hülfe, namentlich von den Russen und Südslawen, in deren isolirtem und wildem Leben sich Traditionen der Vorzeit erhalten hatten. Alle einzelnen Notizen aus diesem weitläufigen Gebiet werden combinirt, durch die lebendigern Vorstellungen, die wir von dem Wesen des Aberglaubens, z. B. aus unsern eignen Hexenprocessen entnehmen, gefärbt und durch naturphilosophische Vorstellungen vergeistigt. „Die Hexen, die Zaubereien, der Aberglaube stehn im Garten des Weltnaturforschers wie verdorrte, nicht perennirende Pflanzen und Stauden; sind sie von seltnen Geschlechtern, so verdienen sie eine so ernsthafte Würdigung und Untersuchung, als irgend Conchylien auf Berggipfeln, ausgegrabne Mammuthgerippe oder sonst Fußtapfen der Urwelt, die längst vorübergewandelt ist. Die empirische Grimasse höherer Götterkunst oder das Wunderwirken der Hölle liegt uns mit seinem ganzen Costüm in tausend Hexenprocessen vor Augen und lebt noch in lebendiger Sage. Im Leben begegnet uns oft der tiefste Aberglaube, wenn ihn die höchste Wissenschaft bereits schon wieder als eine Erscheinung untersucht, zu der die Gesetze verloren gegangen." — Um „die Gründung Prags" richtig zu würdigen, müssen wir es im Zusammenhang mit den mythologischen Forschungen der Gebrüder Grimm betrachten. Etwas von der Divination, mit der sie aus vereinzelten Ueberlieferungen ein System des alten Heidenthums zusammensetzten, ist in Brentano's Werk vorhanden. Allein jene mythologischen Gebilde würden im Gedicht nur dann eine künstlerische Berechtigung haben, wenn sie zur Versinnlichung einer sittlichen Idee oder eines lebendig angeschauten Ereignisses dienten. Etwas derart schwebt zwar dem Dichter vor. Er läßt in einigen höher begabten Geistern des böhmischen Volks den dunkeln Instinct einer bessern Religion aufgehn, und er kommt diesem Drange durch die Darstellung einer christlichen Figur entgegen. Allein einmal sind diese widerstrebenden Momente in keinen dramatischen Rapport gebracht, das Christenthum ist nicht der Gipfel der Handlung, nicht die siegreiche Cultur, welche die überwundne Barbarei zu Boden schlägt, es spielt nur wie ein fremdartiger, geisterhafter Schein auf der chaotischen Woge der Leidenschaften, die in diesem Drama durcheinander wüthen, und macht den Sinn des Gedichts nicht deutlicher. Der weiße Gott war dem Dichter unnahbarer als der schwarze; er hat keine sinnliche Vermittelung gefunden, keine Traditionen und Anschauungen, die ihn belebt hätten, und darum ist ihm der Geist des Christenthums ein

bloßer Schemen geblieben, während er für die finstern Gestalten der Nacht Farben und Linien gefunden hat, die eines Callot würdig wären. Den Schauder, den Hoffmann unter günstigen Umständen hervorruft, erregt Brentano freilich nicht; dagegen hält er sich von eigentlicher Trivialität frei. Die wüsten Zustände sind mit zu scharfen Strichen gezeichnet und unter sich so zusammenhängend, daß wir mit einem ähnlichen Interesse daran gehn, wie an die Besichtigung eines vorsündflutlichen Ungeheuers, freilich mit dem Unterschied, daß wir es bei dem letztern mit einer Realität zu thun haben, während uns bei den mythologischen Visionen des Dichters doch eigentlich nur die Natur seiner eignen Phantasie Gegenstand ist. Da das Gedicht wenig bekannt ist, geben wir von dieser mythologischen Productivität eine Probe. Es ist der Monolog einer Hexe Zwratka, der Mutter der Amazone Wlasta, der eigentlichen Hauptperson des Stücks. „Bald reißt der Hahn mit sichelförm'gem Schrei ins Herz der Nacht, und bricht die Zauberei. Jetzt muß es sein, eh noch der graue Saum des Himmels sich in Glut des Safrans taucht, eh Morgenluft in Thau und Duft dem Traum die zauberischen Larven noch zerhaucht. O Kikimora, Traumgott, steh mir bei! Schon in Triglawa's, deiner Mutter, Schoos triebst ungeboren du Verrätherei, ihr ward das Herz in Liebessehnsucht groß, und mit dem Monde ihre Buhlerei gabst ihrem Herrn, dem finstern Tschart, du bloß. Da riß er, zweifelnd, wer dein Vater sei, erzürnend dich aus ihrem Schoose los; sie fluchte dir und gab dich vogelfrei, und zwischen Nacht und Tod fiel dir dein Loos, gespenstisch Kind, ins Reich der Zauberei. Die Nacht des Himmels hast du losgerissen, Verräther, von des Abgrunds Finsternissen; und zwischen beiden saugst du nun, Bastard, des Zwitters Brust, des Schlafs, der Amme ward. Wie ein Vampyr trinkst du sein friedlich Blut, ihn mit des Traumes Heuchlerflügeln fächelnd, daß er sich reich und selig glaubt, und lächelnd hinschiffet auf der goldnen Lügen Flut. Auch beißest du ihn wol mit schwarzem Zahn und jagst ihn athemlos den Fels hinan, wo unter ihm ein Chor von Geisterschwänen sein Sterblied singt auf bitterm Meer der Thränen. Oft liegst du Bleiklump mit dem dummen Alpe auf edler Brust und schmuz'st das Leben ein u. s. w." — denn es geht noch eine ganze Weile so fort. — In diesen wunderlichen Geschichten bezieht sich jeder einzelne Punkt auf bestimmte mythologische Traditionen, und dabei hat es Brentano doch verstanden, diese Traditionen so weit zu idealisiren, daß sie ungefähr ein Symbol von dem Wesen des Traums geben, wie es sich im Kopf einer Hexe gestalten mag. — Die weibliche Leibwache der Libussa, die nach dem Tod ihrer Gebieterin, wie die Sage berichtet, den böhmischen Mägdekrieg begann, schildert Brentano mit all den Umständen, die man bei zügellosen Mannweibern voraussetzen darf, wie sie sich untereinander

betrinken, alles kurz und klein schlagen u. s. w. Das wird um so wüster, da nicht weniger als zweiundzwanzig Amazonen auftreten, jede mit einer gewissen Physiognomie. Trotzdem ist in der Zeichnung einzelner unter ihnen, namentlich der finstern Wlasta, eine nicht gemeine Kraft, und einzelne Scenen, z. B. der Moment, wo das hochmüthige Weib sich um die Liebe eines Mannes bewirbt und darüber in das nie gekannte Gefühl der Scham verfällt, sind poetisch und selbst mit sinnlicher Lebendigkeit gedacht. Dagegen fehlt es auch nicht an burlesken Stellen, die mehr als cynisch sind, und die Sprache wird zuweilen mit einer Freiheit behandelt, die an Frechheit grenzt. Darunter ist die merkwürdigste die Emancipationspredigt der Wlasta. — Von Arnim's größtem historischen Roman: Die Kronenwächter erschien zu seinen Lebzeiten nur der erste Theil: Berthold's erstes und zweites Leben (1817). Er spielt in der Zeit des Kaiser Maximilian. Die Scene eröffnet sich in der ärmlichen Behausung eines alten Thürmers, dessen Frau nicht vom Thurm herunterkann, weil sie den Schwindel hat, nicht, wie der böse Leumund sagt, weil sie zu dick für die enge Wendeltreppe ist. Später wird sie von außen durch eine Maschine heruntergewunden. Ein seltsamer Hornstoß ruft den Wächter herunter. Von einem finstern Reiter wird ihm ein Kind übergeben mit der Warnung: Gedenke deines Schwurs! Er schaudert zusammen, aber in einem gemüthlichen Augenblick vergißt er doch diesen Schwur, nichts auszuplaudern, und erzählt seinem Weib und seinem Hausfreund, dem Privatschreiber Berthold, seine Geschichte. Er hat früher bei den Kronenwächtern gedient, einer mystisch alterthümlichen Verbrüderung, die den Zweck hat, die Hohenstaufen auf den Thron zu setzen und mit ihnen das Mittelalter wieder heraufzubeschwören. Ihre Hauptbeschäftigung ist, das Geschlecht der Hohenstaufen fortpflanzen zu lassen und zu seiner künftigen Bestimmung zu erziehn. In der Regel aber werden die einzelnen Hohenstaufen, sobald sie ein Kind erzeugt, von ihren Erziehern selbst erschossen, weil sie Geheimnisse ausplaudern. Die Kronenwächter sind alte, knorrige, finstere nur im Mittelalter lebende Gesellen und wohnen in einem verzauberten Schloß, das zum Theil von Glas ist, und in dessen höchstem Thurm die alte Krone der Hohenstaufen aufbewahrt wird. Die Hohenstaufen selbst hassen einander bis auf das Blut, und es fallen unendliche Mordthaten unter ihnen vor. Sobald der Thürmer seine Geschichte erzählt, trifft ihn der rächende Pfeil eines Kronenwächters. Seine Frau verheirathet sich mit jenem Hausfreund, der ihr zu Liebe Thürmer wird und das Hohenstaufenkind, ebenfalls Berthold genannt, zum Schreiber erzieht. Seine Dienstzeit, sowie überhaupt das städtische Kleinleben jener Tage ist im Detail mit aller Gemüthlichkeit des niederländischen Humors, man kann wol sagen mit Meisterhand ausgeführt. Der schüchterne junge Schreiber in seinem alterthümlichen, künstlich zusammengeflickten Rock ver-

liebt sich in Apollonia, die Tochter seines Bürgermeisters, der ihn deshalb mit Fußtritten aus dem Hause jagt; er kommt in seinem Gram in einen verzauberten Garten, wo plötzlich das lange verschwundene Schloß der Hohenstaufen sich als Vision oder Realität, man weiß nicht genau, seinen Blicken zeigt. Hier erfährt er von einem Kronenwächter seine Geschichte, kauft den Platz, legt darauf eine Tuchfabrik an, wird reich und endlich Bürgermeister, aber er ist siech und hinfällig und dem Sterben nahe, bis ihn der Schwarzkünstler Faust, ein wüster, großsprecherischer und boshafter Trunkenbold, durch ein neuerfundenes chemisches Experiment herstellt und verjüngt, indem er das überschwellende Blut eines überkräftigen Knaben in seine Adern leitet. Dieser Knabe Konrad ist gleichfalls ein Hohenstaufenkind, der von den Kronenwächtern beauftragt, den Kaiser Maximilian zu ermorden, da er das Geheiß nicht vollziehn wollte, um ihrer Rache zu entgehn, Maurergeselle wurde. Berthold wird in einer Deputation zum Kaiser geschickt und sieht dort so stattlich aus, daß eine Prinzessin ihn für den Kurfürsten von Brandenburg hält. Er heirathet endlich die Tochter seiner alten Geliebten Apollonia, die ihm noch immer zugethan ist und der eifersüchtigen Tochter manches Herzeleid bereitet. Diese selbst ist in einem züchtigen Einverständniß mit dem jungen Konrad, dem sie heimlich Schinken zusteckt. Von da an dreht sich die Geschichte um einen Brunnen, den Berthold's wirthschaftliche Schwiegermutter gern neben dem Hause haben möchte. Um das zu bewerkstelligen, verletzt er als Bürgermeister die Rechte der freien Reichsstadt, indem er wider ihren Willen eine Gasse versperrt. Diese Gesetzlosigkeit erregt in ihm die Stimme des Gewissens und zieht viel häusliches Elend nach sich. Später macht Berthold mit seiner Frau einen Besuch auf dem Stammschloß der Hohenstaufen, wo es sehr unheimlich hergeht. Der eine trachtet dem andern nach dem Leben. Dort erfahren wir Näheres von den Kronenwächtern, die sich in ihren Mußestunden im Holzschnittstil von der Urzeit der Hohenstaufen unterhalten. In jener Urzeit legten sich die Könige, selbst wenn sie incognito reisten, mit der Krone auf dem Haupt zu Bette, und wurden daran erkannt, wenn die Mütze herunterfiel, die sie darüber gezogen hatten. — Zum Schluß wird Berthold ermordet. — Arnim hatte sich bei seinem Roman einen Plan vorgesetzt, der mit seinen großen-Perspectiven an Heinrich von Ofterdingen erinnert. Er wollte ein Gesammtbild von der Cultur Deutschlands im Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert geben, das Ritter- und Hofleben, das Städtewesen, den Bauernkrieg und die Reformation mit ihren Auswüchsen darin aufnehmen und durch symbolische Beziehungen dieses Zeitalter mit der Vorzeit und der Zukunft des deutschen Volks verknüpfen. Wenn man die bedeutenden Vorstudien in Anschlag bringt, die ihn zu einem der größten Kenner der Sittengeschichte des 16. Jahrhun-

derts machten, ferner das tiefe, zuweilen überraschende Verständniß für die geheimen Beziehungen der Geschichte, das überall hervortritt, wo er nicht symbolisirt, endlich das große plastische Talent in der Darstellung des Details, so ist es im höchsten Grade zu bedauern, daß der Entwurf nicht zur Ausführung gekommen ist. Aber Arnim hatte keinen Begriff von künstlerischer Composition, ja er verstockte sich mit einem gewissen Eigensinn selbst gegen die kleinen Hülfsmittel, durch welche Naturalisten ihrem massenhaft durcheinander geworfenen Stoff den Anschein eines idealen Zusammenhangs zu geben pflegen. Er will das Bestreben kritisiren, die Zukunft eines großen Volks auf historische Reminiscenz zu gründen; an sich ein löblicher Vorsatz. Aber daß er diese jedem historischen Zeitalter immanente Neigung zur Reaction einem mystischen Geheimbund unterlegt, der nicht nur nie existirt hat, sondern dessen Existenz allen historischen Voraussetzungen widerspricht, und dessen Handlungsweise um so zweckwidriger und lächerlicher aussieht, je verwickelter sie ist, das ist ein Misgriff, den man nur aus einer falschen Doctrin erklären kann. Die Idealisirung der Wirklichkeit kann nicht darin bestehn, daß man ein der Wirklichkeit widersprechendes Motiv in dieselbe einführt, sondern daß man ihre wesentlichen Motive, die im gemeinen Leben auseinander fallen, zu einem harmonischen Ganzen krystallisirt. — Selbst dieser Fehler hätte noch ausgeglichen werden können, wenn der Dichter seinem Stoff nur einigermaßen einen festen künstlerischen Willen entgegengebracht hätte; statt dessen läßt er sich vom Stoff überwältigen, und wir finden nirgend die ordnende Hand des Künstlers, sondern nur das blinde, zuweilen geradezu wahnsinnige Walten des Zufalls. Die Geschichte ist ein so wüstes Durcheinander, daß man in einem Traum zu schweben glaubt; aber dazu sind die Gestalten wieder viel zu wenig luftig und phantastisch. — In seiner Richtung auf das deutsche Mittelalter weicht Arnim wesentlich von den Romantikern ab. Gleich der historischen Schule war er protestantisch, und weil er die deutsche Geschichte mit norddeutschem Ernst auffaßte, in der Hauptsache antighibellinisch. Wenn man sich nur die Mühe gibt, es aufzusuchen, so findet sich in seiner Beurtheilung des deutschen Lebens ein gesunderer Sinn und ein tieferes Verständniß, als bei einer großen Zahl der Tugendbündler, Burschenschafter und frisch-froh-fromm-freien Turner, die deutsch zu sein glaubten, wenn sie eine abenteuerliche Tracht anlegten, sich in einer unzusammenhängenden Sprache ausdrückten, und dann als Ideal einer deutschen Verfassung eine Studentenrepublik mit einem hohenstaufischen Kaiser an der Spitze erträumten. — Am tollsten nimmt sich die Mischung von Traum und Leben in Arnim's Theater aus. Ueberall scheint ein gespenstisches Licht in das breite und spröde Detail der Geschichte hinein. Der mangelnde Idealismus des Stoffs soll durch eine zweite übernatürliche Welt ersetzt werden, die über

die närrisch wehmüthigen Geschichten eine geisterhafte Dämmerung breitet, sich mit der Realität nicht recht vermischt und sich doch nicht strenge von ihr scheidet. So possenhaft diese buntscheckigen Harlekine sich tummeln, man kann nicht über sie lachen; so greulich das Schicksal wüthet, man wird nicht erschüttert; so seltsam die Abenteuer wechseln, man wird nicht gespannt. Die dramatische Form ist ganz zufällig, in der Composition — wenn man diesen Ausdruck überhaupt anwenden darf — ist kein Unterschied gegen die Romane. Ueberall spricht der Dichter, nur in verschiednen Masken. — Eine Reihe dieser Stücke, z. B. „Jan's erster und zweiter Dienst", „das Loch oder das wiedergefundne Paradies", „Herr Hanrei", „Jemand und Niemand", sind in der Manier der alten Puppenspiele. Es ist noch der Nachklang der Tieck'schen Ironie, die aber bei dem letztern bewußt ist, während Arnim sich selber einzureden sucht, er treibe etwas Wichtiges, wenn er einem alten Hanswurst einen neuen Schnurrbart malt. — Die beiden geschichtlichen Genrebilder: Glinde, Bürgermeister von Stettin und der Strahlauer Fischzug sind voll von eigenthümlichen Gestalten und in einer schönen vaterländischen Stimmung; aber sie geben nur das unverarbeitete Material. Wäre in diese bunten, dreisten Farben eine ordnende und gestaltende Zeichnung gekommen, so würden sie nichts zu wünschen übrig lassen. Anspruchsvoller tritt der Auerhahn auf, ein historisches Stück, welches die höchste Tragik und die höchste Komik vereinigen soll, aber in einer so bunten Mischung, daß man die richtige Stimmung nicht findet. Ein Landgraf von Thüringen hinterläßt drei illegitime Kinder, die in dem verödeten Schloß ihr Leben in der Einsamkeit fortführen: dem einen wachsen vor Langeweile die Beine unter dem Tisch fort, der andre beklagt sich, daß sein guter seliger Vater ihm keinen Fußtritt mehr gibt und ihm dabei ein Stück trocken Brot zuwirft. Sie werden von ihrem Stiefbruder, dem eisernen Landgrafen, aus dem Schloß getrieben, der endlich im Jähzorn seinen frommen Sohn tödtet und durch seinen Halbbruder erschlagen wird. Die komischen Charaktere sind glänzend ausgeführt, einige wild-tragische Stellen von echter Poesie, aber die Mosaikarbeit des Ganzen widersteht auch der geduldigsten Neigung des Lesers. — In einem andern Stück: die Belagerung von Wesel, läßt sich der ehrliche Niederländer, welcher die Stadt von den Spaniern befreit, in einem Traumgesicht die zur Durchbrechung der Palisaden nothwendigen Werkzeuge beschreiben: so greift der Spuk selbst in die materiellsten Handlungen ein. — In dem Drama: der echte und der falsche Waldemar ist das nordische und seemännische Heldenthum in seiner rohen Tüchtigkeit, was Ton und Farbe betrifft, sehr gut geschildert. Auch die Schuld des Helden, die den Wendepunkt seines Lebens bildet, ist kräftig empfunden: aber die Geschichte ist so undeutlich erzählt, so vielfach

durch possenhafte Episoden unterbrochen und gegen den Schluß hin mit so unklaren mystischen Spielereien durchflochten, daß uns Verständniß und Geduld ausgeht. Die sittlichen Fragen werden im Anfang mit großem Ernst behandelt, aber an unklare Verhältnisse geknüpft und fallen endlich ganz auseinander; die an sich vortrefflichen Maximen verlieren mit der bestimmten Anwendung ihren Werth. Wenn Waldemar, der sich zu Anfang in schwierigen Verhältnissen würdig bewegt, einer einzelnen Schuld wegen die ihm von der Vorsehung bestimmte Stellung aufgibt und sich in einer elfjährigen Bußfahrt zwecklos umhertreibt, um endlich mit der Erklärung abzugehn: „Ich bin kein Geist des alten Waldemar, nur Schatten seines Geistes, ich lebe und bin gestorben, ich bin mir selbst und andern ein Räthsel, ihr seht mich nicht wieder, doch lernt die Lehre noch von mir, daß aller Trug erst mit der Sünde in die Welt gekommen“ — so ist das ein sehr unbefriedigender Ausgang, der durch die angefügten komödienhaften Genrebilder keineswegs versöhnt wird. — In dem Trauerspiel: Die Gleichen (1819) hat der Dichter der Sache dadurch eine eigenthümliche Wendung gegeben, daß zum Schluß der Graf von beiden Frauen verlassen wird, und daß beide einen andern Gemahl finden. Wäre dieser Ausgang durch die innere Structur des Dramas herbeigeführt, so würde das Problem vielleicht nicht ohne Interesse sein: aber es geht rein aus dem Zufall hervor, wie denn überhaupt der Zufall in diesem Reich der Träume die unbedingte Herrschaft führt. Die Ereignisse sind massenhaft aufgehäuft, aber ohne Inhalt; sie verlaufen ohne Folge und die Motive werden vergessen. Die Schuld ist nach allen Seiten hin so verwickelt, daß man sie nicht übersieht, man weiß nicht einmal, wie sich der Dichter dazu stellt, ob er die Schuld in den Gedanken oder in die That verlegt. Die Personen verwandeln sich im Nu in ihr Gegentheil, viele werden umgebracht, ohne daß man Theilnahme empfände, um so weniger, da sie alle Augenblicke wieder aufwachen, und da man nie weiß, ob es mit dem Tode Ernst oder Spaß ist. Es waltet ein dunkles Traumleben, zu welchem der durchklingende Gedanke der Vorsehung nicht stimmt, und daneben eine ängstliche Scheu vor der eignen Romantik, vor dem allegorischen Gespensterwesen, das bald mit dem nüchternsten Rationalismus aufgelöst, bald mit dem unbefangensten Aberglauben festgehalten wird. Die Stellung des Dichters zum Glauben der Kirche — ein höchst charakteristisches Zeichen — ist ganz unklar: vieles könnte der ärgste Freigeist, vieles aber auch der gläubigste Schwärmer geschrieben haben. — Die wunderbarste Dichtung des Nachlasses ist die Päpstin Johanna. Der Dichter hat die mittelalterliche Sage, daß in der Kirchenverwilderung des 9. Jahrhunderts einmal ein Weib den päpstlichen Thron bestieg, zu Grunde gelegt und einzelnes mit der Tendenz einer historischen Schilde-

rung ausgeführt. Aber diese Darstellungen werden nicht nur durch ein phantastisches Jenseits, sondern auch durch Beziehungen auf die Gegenwart beständig unterbrochen. Alle denkbaren Versarten, Prosa, Dialog und Erzählung sind auf das bunteste durcheinander geworfen, Legenden, Balladen und Lieder in großer Zahl eingemischt. Da gleich zu Anfang nicht blos der leibhaftige Teufel, sondern auch ein allegorisches Wesen, Melancholia, die Mutter der Johanna, auftritt — noch dazu im Innern des Hekla — so werden wir in eine Stimmung versetzt, daß uns nichts mehr befremden würde, auch wenn die Menschen anfingen, auf dem Kopfe zu gehn und mit den Füßen zu sprechen. Dann aber werden wir zuweilen mitten in dem dunkelsten Märchenwesen durch einen handgreiflichen Rationalismus, durch verständige und eindringliche Maximen und durch eine holzschnittartige Genrezeichnung in Erstaunen gesetzt. Man sieht wohl, daß der Dichter darauf ausgeht, den Gestalten des mittelalterlichen Volksglaubens Fleisch und Blut zu leihn; manche burleske Schilderungen vom Teufel sind mit köstlichem Realismus ausgeführt. Aber er ist viel zu reflectirt, um bei der Naivetät einer solchen Zeichnung stehn zu bleiben, es spielt doch wieder alles ins Symbolische und Allegorische, und die Gestalten, kaum entworfen, lösen sich wieder in Beziehungsbegriffe auf. Zuweilen hat er offenbar die Absicht zu philosophiren, zuweilen aber vertieft er sich blind und gedankenlos in den Stoff. So kommt es, daß die vortrefflichsten Maximen beziehungslos verlaufen, obgleich sie immer viel zu denken geben*); es fehlt der Abschluß, die Gedanken haben etwas Unfertiges und Embryonisches. Auch wo er historische Ereignisse analysirt, werden wir zuweilen von einem auffallenden Verständniß überrascht**); nur treffen uns solche Gedankenblitze zum Theil bei Gelegenheiten, die eigentlich jeden Gedanken ausschließen sollten, weil sie in das Gebiet der inhaltlosen Erscheinung gehören. In seinen rohesten Gestalten verbirgt

*) „Er ist eine von den leichtsinnigen guten Seelen, mit denen der Himmel am meisten wirken kann, weil sie am wenigsten sich kennen, weil Absicht und Grundsatz die reine Ansicht der lebendigen Welt ihnen am wenigsten färbt." „Diese scheinbare Ruhe in einer Angelegenheit des Gewissens, die alle bis zur Raserei erhitzt, ist die gefährlichste Aeußerung der alles überschauenden Gelehrsamkeit, die in der Beurtheilung unendlich viel umfaßt, das zu einer Thätigkeit des ganzen Lebens erhoben sich gegenseitig schrecklich zerstören würde." — „Ich knie' vor Gottes Thron, vor dieser Welt erschrocken, wie sie so schaudernd schön, wie sie so herzlich gut, so voll von Spielerei und voll von Uebermuth." —

**) So fragt er sich einmal, wie Marozia das Papstthum beherrschen konnte: — „Weil sie gemein, aber vollständig gemein war und deswegen keine nothwendige Ansicht der Dinge, keinen Wunsch der Noth und Gemeinheit übersah; dies aber bedarf jeder, der den Anfang einer freien Volksverfassung leiten will."

sich eine Welt von Ahnungen und Gefühlen, dennoch hinterlassen sie nur einen geringen Eindruck: wie eine in der Mitte abgebrochene Dialektik, die sich erst im Fortgang mehr zusammenfassen müßte, um auf irgendeine Weise verständlich und lehrreich zu werden und durch ein bleibendes Interesse zu fesseln. Arnim stürzt sich muthvoll in die wildesten Bewegungen der Geschichte, wo Vergangenheit und Zukunft, das Beschränkteste des Gegebenen, Ueberlieferten und das Ueberschwenglichste des Geahnten und zu Erreichenden sich zu gleicher Zeit aufdrängt und Darstellung fordert. Aber es fehlt ihm Ruhe und Bestimmtheit. Zuerst entsteht ein wüstes Gewühl von Ereignissen, ein Knäuel widerwärtig verschlungener Personen, die alle Ruhe der Entwickelung zerstören und bei dem unmöglichen Bestreben, dem, was erst werden soll, Umrisse und Gestaltung zu geben, jede gegebene Gestalt vernichten. Verworrene Massen, deren Gegenwärtiges und Zukünftiges nebelhaft ineinander verschlungen ist, können nur durch die grellsten Contraste auseinander gehalten werden. Johanna wird im Verlauf des Buchs von einem isländischen Gelehrten, Namens Spiegelglanz, der trotz seines barocken Aussehns und seiner intimen Bekanntschaft mit Lucifer stark an den Tieck'schen Nestor erinnert, in dem Glauben erzogen, sie sei ein Knabe, hart behandelt und häufig geschlagen. Einmal erwacht in ihr das Gefühl der Liebe zu einem römischen Mädchen. Erschrocken offenbart ihr Spiegelglanz das Geheimniß ihres Geschlechts, worauf sich ergibt, daß jenes angebliche Mädchen ein verkleideter deutscher Pfalzgraf ist. Spiegelglanz fällt ihr zu Füßen und erklärt sie für eine Göttin. Es folgen Scenen, die an die jungdeutsche Poesie erinnern, z. B. wie sie als Göttin die Statue des belvederischen Apoll zerschlägt. Um ihre Götterkraft zu erproben, will sie Wunder thun. Ein Gelehrter, der eigentlich der Mensch gewordene Lucifer ist, widerspricht ihr, und sie befiehlt ihm, zu erstarren. Warum sollte er nicht wirklich erstarren? es würde uns nicht im geringsten wundern. Aber er thut nur so, um sie in ihrem Götterwahn zu bestärken, und es macht ihm Mühe, in der erzwungenen Stellung zu verharren. Als sie dasselbe Experiment bei Spiegelglanz anwenden will, prügelt sie dieser, obgleich er sie für eine Göttin hält, tüchtig durch. Gleich darauf wird sie zum Papst gewählt und führt ein sehr unheiliges Leben. Eine liederliche vornehme Römerin lockt sie in eine Art Venusberg, will sie zum Heidenthum verführen, auch wol opfern, und magnetisirt sie endlich, worauf einige somnambul spukhafte Erscheinungen folgen. Der Teufel selbst macht ihr häßliche Anträge; endlich aber bekehrt sie sich, heirathet ihren Pfalzgrafen, und so schließt das wunderbare Werk mit einem lächerlich idyllischen Ausgang. — Die Grille hat dem festen Arnim gerade solche Tollheiten eingegeben als dem zerrissenen Brentano; sie ist stets eine Muse von zweideutigem Charakter. —

Arnim's Dichtungen sind recht geeignet, jeden Leser, welcher Bildungsstufe er auch angehören möge, in Verwirrung zu setzen. Man findet die reichsten Bilder, aber man erräth nicht, in welcher Absicht sie zusammengestellt sind; man entdeckt keinen Grundgedanken, keine Grundempfindung; man wird durch eine ebenso tiefe als umfassende Bildung überrascht: dann aber kommt unvermittelt eine Reihe von Absurditäten, die so übermenschlich sind, daß sie jeden Faden abschneiden. Die Form des Humors erklärt diese Unsicherheit nur theilweise. Auch Jean Paul geht darauf aus, durch das anscheinend Komische zu rühren, durch das anscheinend Rührende zu belustigen, das anscheinend Bedeutende in seiner Kleinlichkeit zu analysiren, für das anscheinend Unbedeutende Interesse zu erregen; aber er weiß immer sehr wohl, und er stellt es auch deutlich heraus, daß nur von einer anscheinenden Vermischung der Gegensätze die Rede ist. Die Mittel, die er zur Rührung anwendet, sind nur für eine triviale Auffassung komisch, in der That verdienen sie wirklich die Theilnahme, die sie erregen sollen, und wenn sich der Dichter zuweilen irrt, so liegt das nicht in seiner Absicht. Für ihn besteht ein sehr bestimmter Unterschied zwischen Gut und Böse, Schön und Häßlich, Wahr und Unwahr: auch wo er zu spielen und zu tändeln scheint, ist es ihm um die Sache Ernst. — Ganz anders bei Arnim. Wenn in seinem Geist ein Unterschied besteht, so zeigt er ihn nicht; er überläßt dem Leser, für das Labyrinth seiner Gedanken und Empfindungen den Leitfaden herauszufinden; dargestellt ist nicht der geringste Unterschied.*) Der Unsinn tritt als gleichberechtigt neben die Vernunft, der Schein neben das Wesen. So ist die Anwendung des Spuks in der Poesie, wie in der Kunst überhaupt, doch nur unter zwei Voraussetzungen zu erklären: entweder will man Schauder erregen, oder durch übermüthige Anwendung grotesker Formen eine ausgelassene Lustigkeit. Bei Arnim weiß man nie, welches von beiden er bezweckt. Er erregt keinen Schauder, denn er hebt die Gespensterfurcht durch burleske Einfälle auf; aber er ruft auch keine Lustigkeit hervor, denn er nimmt zugleich die Sache ernst. Freilich kann der komische Eindruck dadurch verstärkt werden, daß man eine ehrbare Miene aufzieht, aber dann muß

*) Freilich schrieb Arnim noch 1817 einen Aufsatz über Stilling's Geisterkunde, in dem er sich ernsthaft der Gespenster annahm. „Die neue Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, sowie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niedern Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niedern ansteigenden wahrnimmt und anerkennt." — Aus dieser empfundenen Unklarheit in seinem Innern ist auch wol sein leidenschaftlicher Haß gegen die „zersetzende und negirende" Kritik zu erklären. Es war der ausgesprochene Skepticismus.

man nachträglich merken, daß der Dichter in die Thorheiten, die er darstellt, nicht wirklich aufgeht. Das merkt man bei Arnim nicht, und darum bleibt man befangen und in einem unangenehmen Zweifel. Erfindungen, die offenbar auf das Komische, Phantastische angelegt sind, werden mit so breitem Pragmatismus ausgeführt, und zugleich mit so ernsthafter Moral zersetzt, daß wir jene Freiheit der Phantasie, welche der komische Eindruck voraussetzt, darüber verlieren. Diese Unklarheit der Empfindung bei einem hellen Kopf und edeln Herzen ist nur aus einem öffentlichen Leben zu erklären, wo kein Verhältniß dem andern scharf geschlossen und in bestimmten Umrissen gegenüberstand. Die Romantik, der krankhaft poetische Schimmer dieses Lebens, war nicht eine bestimmte Weise des Denkens und Empfindens, sondern der Mangel aller Bestimmtheit, der, weil er in sich kein Maß fand, dem Zufall die Herrschaft überließ. — Um Arnim's dichterische Eigenthümlichkeit zu verstehn, muß man zweierlei in Rechnung bringen: einmal die Abneigung gegen die fertige ideale Kunstform und den Idealismus überhaupt; sodann eine gesteigerte und erhöhte Auffassung der Poesie als einer weit über das wirkliche Leben hinausragenden Kraft. Während Arnim auf der einen Seite mit einer gewissen Aengstlichkeit nach jenem barocken Realismus strebt, wie er ihm in dem altdeutschen Leben und der altdeutschen Kunst entgegentrat, bemüht er sich auf der andern ebenso einseitig, alle Gestalten in jene „mondbeglänzte Zaubernacht" der Poesie zu tauchen, in welcher die Unterschiede verschwinden, jeden Gedanken in ein überschwengliches Gefühl, jede That in verworrene Intentionen aufzulösen, jedes Ereigniß in seiner eignen dunkeln Zukunft untergehn zu lassen. Aus diesem doppelten Bestreben, welches trotz seines augenscheinlichen Widerspruchs doch vielfach auf das nämliche Ziel hinlief, wird bei Arnim vieles begreiflich, was wir nicht verstehn würden, wenn wir die Dichtung als den Ausdruck eigner Individualität auffassen. — Der Supranaturalismus zeigt sich theils darin, daß er in seiner Rückkehr zum nationalen Leben nicht die Geschichte, sondern die Sage aufsucht, daß er also das lebhafte und starke sittliche Gefühl, welches in ihm lebte, nicht auf concrete, sondern auf phantastische Gegenstände anwendete, zu denen es in der Regel nur in ein künstliches Verhältniß gesetzt werden konnte; theils in der märchenhaften Behandlung der geschichtlichen Stoffe. Die kritische Philosophie hatte so lange die Begriffe Raum und Zeit zu bloßen Denkformen verflüchtigt, daß die Dichter, die wenigstens dieselbe Atmospäre athmeten, gar keine Ehrfurcht mehr vor Raum und Zeit hegten, noch mehr darin bestärkt durch Jakob Böhme's Wahlspruch: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit, und Ewigkeit wie die Zeit, der ist befreit von allem Streit." Wie aber Raum und Zeit die nothwendigen Formen unsers intellectuellen Anschauens sind, so bilden sie auch die ersten Grundlagen

der künstlerischen Gestaltung, und jeder Versuch, ohne diese Grundformen ein Bild zu entwerfen, führt entweder zu einem schwärmerischen Traumleben oder zu jener romantischen Ironie, die alles eben Geschaffene augenblicklich wieder auflöst und vernichtet. Zum Verständniß dieser Poesie ist noch ein Moment in Rechnung zu ziehen: das Talent. Arnim hatte ein lebhaftes und edles Gefühl, eine leicht bewegliche Phantasie und ein empfängliches Auge, aber keine feste Hand: die Intention, die Einsicht und Empfindung ging bei ihm weit über die schöpferische Kraft hinaus. Für ein solches Talent ist es verhängnißvoll, einer Doctrin zu verfallen, die es gegen die Regel gleichgültig macht. Der Genius darf sich über die Regel erheben, weil in seiner Natur und in seinem Schaffen jene innere Nothwendigkeit liegt, welche die Regel ersetzt; für das Talent ist diese launenhafte Nichtachtung verderblich. In seinem Leben soll Arnim nichts von dem phantastischen Wesen seiner Dichtung gezeigt haben. Steffens nennt ihn eine edle, echt vornehme Gestalt: er sprach wenig, erschien durchaus ruhig, ja zurückhaltend, und dennoch war sein mildes Wesen so anziehend, daß er in jeder Rücksicht Vertrauen erwarb. Er lebte als deutscher Edelmann im besten Sinn des Worts, thätig für das Vaterland, für sein Haus besorgt, fromm ohne Pietismus und der Kunst ergeben. Die bittre Noth der Zeit, die auch den Grundbesitz schwer drückte, trug er mit edler Würde; er starb auf seinem Landgut Wiepersdorf in der Mark 1831. Seine Wünsche ans Leben stellt er in dem schönen Spruch zusammen: „Gib Liebe mir und einen frohen Mund, daß ich dich, Herr, der Erde thue kund; Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut, ein frommes Herz und einen festen Muth; gib Kinder mir, die aller Mühe werth, verscheuch die Feinde von dem trauten Herd; gib Flügel dann und einen Haufen Sand, den Hügel Sand im lieben Vaterland, die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist, daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.“ *)

Widerlicher ist der Ausgang Brentano's. Schon in seinen frivolen

---

*) Seine Werke wurden von Bettine und den Brüdern Grimm herausgegeben. Seine Tochter Gisela ist 1858 auch als Dichterin aufgetreten, ganz in der Weise des Vaters. — Einer der gelehrtesten und geistreichsten Freunde Arnim's war Hartwig von Meusebach, geb. 1781 im Mansfeldischen, seit 1819 Geheimrath in Berlin, gest. 1847, der Begründer jener ausgewählten deutschen Bibliothek, in welcher so ziemlich unser Sprachschatz erschöpft ist. Wenn einer seiner genauen Freunde es über sich gewinnen könnte, von diesem widerspruchsvollen Charakter, in dem die tiefste Weisheit und die ausgelassenste Albernheit, sittlicher Ernst und ruchlose Gelüste seltsam vereinigt waren, ein getreues Bild zu entwerfen, so würden wir die ganze Uebergangsperiode besser verstehn.

Tagen zieht sich durch seine Dichtung die geheime Leidenschaft nach einem Asyl vor der Verworrenheit seiner Gedanken. Als geborner Katholik fand er es endlich (1818) im Kloster, wo er eine Reihe frommer Gedichte schrieb. Aber er hörte darum nicht auf, in den Mußestunden in der alten frivolen Weise zu denken und zu empfinden, er konnte sich niemals ganz jener Ironie erwehren, durch die häufig ganz unvorbereitet die heiligste Miene sich in eine krampfhaft verzerrte Teufelsfratze verwandelt. Tief verstrickt in den Aberglauben, über den er spottete, war sein Gemüth doch nicht so davon erfüllt, daß seine Bekehrung einen Wendepunkt seines Lebens bildete; er fuhr fort, sich und andre zu belügen. „Poesie die Schminkerin nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben, daß ich wehrlos worden bin, nackt zur Hölle hingetrieben. Nur ein Schild blieb unbewußt mir noch aus der Unschuld Tagen, heilige Kunst, auf Stirn und Brust ein katholisch Kreuz zu schlagen.“ Dies Kreuz habe ihn bewahrt, als er übermüthig in die Hölle herabgestiegen sei, und die Hölle habe ihn ausgestoßen und er habe lange zwischen Licht und finsterm Graus in der Wüsten Mitte geschwebt, „eingemauert in die Säule eigner Nacht“, bis er endlich den „Mutterpfennig“ wiederfand. Allein das Kreuz leuchtet ihm nicht mit jener naiven Siegesgewißheit wie Calderon; er muß sich von Zeit zu Zeit in Ekstase und Verzückungen versetzen, um daran festzuhalten und sich vor jener Frivolität zu bewahren, die ihn wie ein Fieber überfällt. Die angekünstelte Schwärmerei hat ebenso ihre unheimlichen Seiten wie der naive Fanatismus. Den schlimmsten Eindruck macht sein Verhältniß zu Katharina Emmerich, einer ehemaligen Nonne, die nach der Auflösung ihres Klosters 1811 einsam ihren religiösen Entzückungen nachlebte, bis sie 1824 starb. An dieser heißgläubigen Katholikin kam das Wunder der Stigmatisation zur Erscheinung, d. h. es zeigten sich an ihrem Leibe die Wundenmale des Erlösers; sie litt persönlich und physisch alle die Qualen mit, denen er selber ausgesetzt gewesen. Wie es mit dem natürlichen Zusammenhang dieser Erscheinungen beschaffen war, geht uns hier nichts an, wir haben es nur mit der Auffassung des Dichters zu thun. Dieser sieht in den Schmerzen und Verrenkungen, die durch den rasendsten Aberglauben entweder geradezu hervorgebracht werden, oder doch wenigstens ihre Färbung erhalten, ein erbauliches und preiswürdiges Wunder der göttlichen Liebe, vor dem er sich mit Andacht und Verzückung niederwirft. Diese katholische Inbrunst will denn doch noch etwas ganz Anderes sagen als die Geisterseherei unsers Freundes Justinus Kerner, denn es athmet jener teuflische Geist darin, der die Hexenprocesse hervorgerufen hat und wohl geeignet ist, der Menschheit Schauder vor sich selbst einzuflößen, wenn sie in den Spiegel ihrer Geschichte blickt. Die Romantiker haben mit der Poesie dieses Aberglaubens kokettirt, wie mit Jesus Christus und der

Emancipation des Fleisches: es war eine Selbstbefleckung der Phantasie. — Brentano starb 1842 zu Aschaffenburg.

Dies war der Ausgang der jüngern Romantiker; die ältere Schule hatte mittlerweile die Entwickelung der Literatur mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. A. W. Schlegel, seit 1804 im Dienst der Frau von Staël, hatte 1807 die unerhörte Kühnheit gehabt, in Frankreich selbst und in französischer Sprache dem Classicismus zu Leibe zu gehn; er hatte Racine's Phädra mit dem Euripides verglichen und dem letztern durchweg den Vorzug gegeben. Die kleine Schrift hatte unerhörten Unwillen aber auch Aufmerksamkeit für den kühnen Barbaren erregt. Im Gefolge seiner Freundin begab er sich im Frühling 1808 nach Wien, und hielt daselbst vor einem glänzenden Auditorium unter der unmittelbaren Protection des Hofes seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Als er sie 1809 herausgab, wurden sie gleich darauf ins Französische, Holländische, Englische und Italienische übersetzt und machten überall Epoche. Um das Buch richtig zu würdigen, müssen wir auf die Zeit Rücksicht nehmen, der vieles neu und unerhört erschien, was uns geläufig ist. Schon 1819 konnte Solger in den Wiener Jahrbüchern das Buch als eine geistreiche und glänzende, aber unfertige Dilettantenarbeit darstellen. Der Dilettantismus liegt vornehmlich darin, daß Schlegel die technische Seite seines Gegenstandes ganz unberücksichtigt läßt; er gibt seine Geschichte des Theaters nur vom literarischen Standpunkt. Daß die dramatische Kunst eben eine Kunst ist, die bestimmten Gesetzen folgt, spricht er hin und wieder aus, aber er weist es nicht nach, und bei seiner beständigen Polemik gegen die von den Franzosen überlieferten Regeln zu Gunsten der freien Genialität erhellt deutlich, daß er die Regel überhaupt geringschätzt. Er redet nie von der Composition und ihren Gesetzen, sondern gibt nur einzelne pikante Züge und erzählt den Inhalt der Stücke. „Ein echter Kenner, sagt er in der Einleitung, kann man nicht sein ohne Universalität des Geistes, d. h. ohne die Biegsamkeit, welche uns in den Stand setzt, uns in die Eigenheiten andrer Völker und Zeitalter zu versetzen, sie gleichsam aus ihrem Mittelpunkt herauszufühlen. Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist der Despotismus des Geschmacks, womit diese gewisse, vielleicht ganz willkürlich bei ihnen festgestellte Regeln allgemein durchsetzen wollen, eine ungültige Anmaßung." — In der That soll der Kritiker liberal sein, er soll das Schöne auch hinter einer auffallenden Verkleidung herauserkennen; allein da die menschliche Natur sich immer gleichbleibt, so kommt es gerade darauf an, abgesehn von allen conventionellen Zufälligkeiten, das Gesetz aufzufinden, nach welchem sie durch die Kunst erregt wird. Erst durch die Auffindung eines solchen Gesetzes tritt sowol die Praxis als die Kritik

aus dem Naturalismus heraus. Der Gegensatz zwischen der classischen und romantischen Kunst ist Schiller nachgebildet: daß jene den harmonischen Genuß, diese das Gefühl des Contrastes ausdrückt. Daraus leitet Schlegel her, daß in der classischen Kunst die strenge Sonderung des Ungleichartigen herrschte, in der romantischen dagegen die Vermischung. Als die Krone der dramatischen Poesie bei den Griechen erscheinen diejenigen Dichter, in denen sich das specifisch griechische Leben am eigenthümlichsten entwickelt, während die spätern, die sich den modernen Begriffen in der Form wie im Inhalt nähern, als Verfälscher des griechischen Lebens verdammt werden. Aus diesem Princip begreift sich die Geringschätzung des Euripides, Menander und Terenz. Euripides war für die Franzosen das Muster der griechischen Tragödie gewesen, und noch Göthe und Schiller hatten, als sie sich der Antike zuwandten, auf ihn zunächst ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Nur geht Schlegel nicht ganz unbefangen zu Werke: er bespricht mit besondrer Vorliebe seine schwachen Stücke, und geht über die bessern ziemlich rasch hinweg; aber es ist richtig, daß mit der Aufgebung des sittlichen Lebensprincips auch die Kraft der Poesie allmählich erlischt. Daß Schlegel aus denselben Gründen den König Oedipus in den Hintergrund schob, weil er sich am meisten der Natur des modernen Intriguenstücks nähert, und dagegen den Oedipus in Kolonos wegen seiner symbolischen Beziehungen verherrlichte, werden wir leicht begreifen, da er nicht als technischer Dramaturg, sondern nur als Literarhistoriker verfährt. Die bedeutenden und tiefsinnigen Züge in diesem Stück hat er herauserkannt, aber wie das wunderbare Gewebe von Empfindungen und Stimmungen, dem der Faden einer Handlung fast ganz fehlt, auf dem Theater eine Wirkung ausüben konnte, diese Frage hat er sich gar nicht vorgelegt, weil sein Sinn für die reale Darstellung der Poesie viel weniger geschärft war als für die ideale Seite derselben. Die Darstellung des französischen Theaters ist mit einer wahren Virtuosität des Hasses geschrieben. Sehr ungeschickt ist aber, daß er fortwährend über Lessing mäkelt, als ob dieser den Franzosen zu viel gethan habe. Die höhnische Abfertigung des Corneille und Molière ist im Ton unpassend; noch verkehrter ist die Andeutung, daß vor ihnen das französische Theater auf einem bessern Wege gewesen sei. Aber im einzelnen hat er meistens Recht, und sowol die Scheidung der beiden Begriffe Classicität und Correctheit, als die Widerlegung der drei Einheiten durch den Begriff der idealen Zeit ist gelungen. Die englische Literatur ist sehr ausführlich behandelt. Der Grundton ist die Abneigung gegen die nüchterne Alexandrinische Gegenwart und die Vorliebe für die poetischen Seiten des Elisabethischen Zeitalters. Ganz flüchtig ist die Darstellung des spanischen Theaters, obgleich hier auf dem streitigen Terrain der entscheidende Schlag

zu führen war. Wenn Schlegel die schwächsten Seiten Calderon's, die Beschränkung seiner Lustspiele auf die Schablone der ritterlichen Convenienz, sowie den Supranaturalismus seiner Tragödie, zu Vorzügen stempeln möchte, wol gar ein tiefes Gemüth darin findet, so war dabei die Rücksicht auf den östreichischen Adel maßgebend. So oft Schlegel darauf zurückkommt, daß man bei dem Urtheil über ein poetisches Werk die historischen Voraussetzungen in Anschlag bringen müsse, so tritt doch an Stelle der historischen Deduction regelmäßig die unmittelbare artistische Vorliebe. Am schlechtesten geht es dem deutschen Theater: Lessing wird als eine prosaische Natur geringschätzig behandelt, Clavigo gegen den Triumph der Empfindsamkeit zurückgesetzt; wahrhaft widerwärtig ist die Darstellung Schiller's. Schlegel macht einzelne unbedeutende Ausstellungen, bemerkt dabei, Schiller sei ein großes Talent und ein tugendhafter Dichter gewesen, und das ist alles. Für die Zukunft empfiehlt Schlegel das versificirte romantische Lustspiel und das historische Drama.*) Seit dieser Zeit wandte er sich den politischen Bestrebungen zu, die überhaupt alle lebendigen Kräfte in Anspruch nahmen.

Die classische Periode hatte dadurch gesündigt, daß sie gegen das geschichtliche Leben gleichgültig war. Das Hauptbestreben der Wissenschaft war jetzt, sich in dem geschichtlichen Leben zurecht zu finden. Wenn die frühere Zeit ihre Ideale dem wirklichen Leben entgegengesetzt hatte, so ging der neue Idealismus von der Ehrerbietung vor dem Wirklichen aus. Auch

*) Frau von Staël berichtet über die Vorlesungen ihres Freundes in dem Buch **de l'Allemagne**, das in derselben Zeit geschrieben wurde, in einer Weise, die fast wie Spott klingt: „die deutsche Sprache, deren er sich mit Eleganz bediente, umhüllte mit farbenreichem Ausdruck die hochtönenden spanischen Namen, diese Namen, die man nicht aussprechen kann, ohne daß die Einbildungskraft die Orangen von Granada vor sich sieht.“ Von Tieck's Genoveva sagt sie: **qu'il a voulu se faire naïf comme un contemporain de Geneviève; mais, à force de prétendre ressusciter l'ancien temps, on arrive à un certain charlatanisme de simplicité qui fait rire, quelque grave raison qu'on ait ailleurs pour être touché. Sans doute il faut savoir se transporter dans le siècle que l'on veut peindre; mais il ne faut pas non plus entièrement oublier le sien. La perspective des tableaux, quelque soit l'objet qu'ils représentent doit toujours être prise d'après le point de vue des spectateurs.** Ueber das Weitere dieses auch auf unsre Literatur sehr einflußreichen Buchs vergleiche meine französische Literaturgeschichte seit der Revolution.

hier war es wieder die philosophische Speculation, welche der wissenschaftlichen Methode den Leitfaden gab. Die eigentlichen Kantianer begnügten sich, die Ideen des Lehrers in einfache und bald triviale Glaubenssätze zu verwandeln, und die Gegenstände, die er etwa noch nicht untersucht, nach den von ihm aufgestellten allgemeinen Gesichtspunkten zurecht zu legen. Ganz anders wirkte die leidenschaftlose aber unerbittliche Analyse Kant's, der ebenso wenig die Voraussetzungen der öffentlichen Meinung als die Drohungen des geheiligten Glaubens imponirten, auf jeden tüchtigen Geist, der ein eignes Gebiet beherrschte. Das energische Streben dieser Philosophie nach dem Geistigen, ihre großartige Geringschätzung alles Materiellen, ihre gewaltsame Abstraction von allen Ueberlieferungen, die bei unreifen Gemüthern leicht zu einem übermüthigen Idealismus führt, regte gesunde und kräftige Naturen mächtig an, das anscheinend Sinn- und Geistlose mit um so größrer Aufmerksamkeit zu durchforschen, um auch hier das Bleibende, das dem Geist Angehörige herauszufinden. Angehaucht von dem Kantischen Geist, strebte die historische Schule, aus dem Wust des Materiellen und Thatsächlichen die Idee, die Regel, das Gesetz herauszufinden. Persönlich hatte Kant bei seinem starren Protestantismus der Geschichte kein Interesse abgewonnen, aber er hatte die großen sittlichen Kräfte, welche die Geschichte bewegen, ans Licht gezogen. Herder's in der griechischen Poesie gebildeter Geist war zu sehr auf das Ruhende, Zuständliche, harmonisch in sich Abgerundete gerichtet, als daß er nicht die wirklich historischen Mächte hätte hassen sollen; sein Streben wie das der gleichzeitigen Dichter ging auf die Befreiung der Individualitäten. Die historische Schule dagegen unterwarf die Individualitäten den geschichtlichen Mächten und machte das Leben, das nach der bisherigen Geschichtsauffassung immer nur sporadisch gewesen war, zu einem universellen; denn die Nationen gewannen, was den einzelnen begünstigten Persönlichkeiten abgenommen wurde. Ehe diese analytische Thätigkeit sich der Geschichte bemächtigte, warf sie sich auf das Gebiet der Poesie. F. A. Wolf's Prolegomena wirkten wie ein Blitz in der Nacht und eröffneten für das ganze Gebiet der Geschichte und Literatur Aussichten, die er selber nicht ahnte. Indem man die Homerischen Gesänge als ein Naturproduct des schaffenden Volksgeistes begriff, faßte man den Muth, zunächst bei den Poesien andrer Völker, dann in ihrer Rechtsschöpfung und Staatenbildung einen Naturproceß ganz wie in der Fortbildung der Sprache zu belauschen und nach Continuität zu suchen, wo man früher nur eine lose Zusammenstellung einzelner Acte des Willens gefunden hatte. Insofern gab Wolf, wie er selber unbewußt durch den Geist der kritischen Philosophie bestimmt war, die erste Anregung zur historischen Schule. Freilich gehörte er selbst der classischen Richtung an, jener freisinnigen, weltbürgerlichen Bildung,

die in der Religion wie in der Politik das allgemein Menschliche suchte, nicht das specifisch Christliche oder Germanische. Den Sinn für das staatliche und das nationale Leben, der die historische Schule auszeichnet, hatte er nicht. Als sein ruhiges Wirken in Halle durch Aufhebung der Universität (1807) gestört war, konnte er sich in die neue Lage der Dinge nicht finden: seine Seele war der großen Erregung des Volks fremd geblieben. Die historische Schule ist in dem innersten Kern ihres Lebens eine kritische. Sie entstand im Gegensatz gegen den jugendlichen Idealismus, der seine Schöpferkraft nicht bethätigen konnte. Ihre Führer waren feine Köpfe, scharfsinnig in der Zerspaltung der Begriffe, erfinderisch in der Verknüpfung auseinander liegender Thatsachen. Ihr Streben war gegen die Herrschaft der Abstraction gerichtet, und doch führte es zuletzt wieder zur Abstraction. Diese Erscheinung ist nicht selten. Ein gebildeter Geist sträubt sich häufig gegen die Herrschaft der Phrasen und merkt bei der Verallgemeinerung dieses Bestrebens nicht, daß auch das Leugnen der Phrase eine Phrase sein kann. Die Reaction gegen den politischen Idealismus führte durch eine scharfsinnige Dialektik zu dem Resultat, daß die herrschenden Ideen der Zeit sich selbst widersprechen, und daß sie in der Hand der Leidenschaften zur Auflösung aller Civilisation führen müssen. Als die verderblichsten Ideen der Zeit bezeichnete man die Freiheit und Gleichheit, den Gesellschaftsvertrag und die Volkssouveränetät und die Anwendung derselben in der Repräsentativverfassung und in der Codification. Die Kritik hatte leichtes Spiel auf geschichtlichem Boden. Daß niemals eine Staatsverfassung oder ein bürgerliches Gesetzbuch aus einem wirklichen Vertrag, aus einem unmittelbaren Entschluß hervorgeht, war leicht zu erweisen. Bestehende Staaten tragen an der Last ihrer angeerbten Geschichte und Sitte, und selbst den Auswanderer begleitet die sittliche Gewohnheit über das Meer. Eine Verfassung ist undenkbar ohne gegebene Verhältnisse, ohne ausgebildetes, durch lange Tradition genährtes Rechtsgefühl, ohne Einwirkung der Sitte. Ebenso leicht war zu zeigen, daß jene Ideen in ihrer letzten Ausführung einander widersprechen. Allein man übersah, daß sie zunächst eine negative historische Beziehung gehabt hatten. Wenn man dem Druck eines despotischen Regiments gegenüber, das in alle Lebensverhältnisse eingreift, Sehnsucht nach Freiheit empfindet und, soweit es geht, zu bethätigen sucht; wenn man einer geschlossenen Aristokratie gegenüber, deren Angehörige das Volk beschimpfen und beeinträchtigen, das Verlangen der Gleichheit ausspricht, so sind das zunächst ganz aus der Natur der Sache hervorgehende Bedürfnisse, die als solche sich mit historischer Kraft geltend machen und erst später bei dem Bestreben, alles zu verallgemeinern, zu Ideen verarbeitet werden. Die absurde Consequenz dieser Ideen zu ziehn, ist ein leichtes Geschäft; an sich sagen sie nichts

Anderes, als daß man von der Obrigkeit nicht weiter belästigt sein will als nöthig, und daß es keinem Stand erlaubt sein soll, die andern ungestraft zu beeinträchtigen. Ob man das nun angeborne Rechte des Menschen nennt, ist gleichgültig: jedenfalls sind es angeborne Bedürfnisse des Menschen. Jede Kraft widerspricht der andern und bedingt sie dadurch. Wenn also der Trieb der Gleichheit zuweilen mit dem Trieb der Freiheit in Conflict geräth, so ist das noch keine Widerlegung, denn erst aus dem Gleichgewicht der Kräfte geht ihre wirkliche Gestaltung hervor. Mit den Begriffen des Gesellschaftsvertrags und der Volkssouveränetät ist häufig ein grober Misbrauch getrieben worden; aber auch in ihnen lag ursprünglich nur eine Negation. Seit Ludwig 14. stand bei den Doctrinärs der Monarchie der Grundsatz fest, daß der Souverän unbedingter Herr über seine Unterthanen sei. Im Begriff der Volkssouveränetät lag ursprünglich nichts Anderes als die Leugnung dieses Grundsatzes. Wenn Friedrich der Große behauptete, der Fürst sei ein Beamter des Staats, d. h. seine Herrschaft werde dadurch bedingt, daß er nicht das Staatsinteresse seinem individuellen, sondern sein individuelles dem Staatsinteresse unterordne, so war im Grunde nichts Anderes damit gesagt. Aber die gewöhnliche Consequenzmacherei ging auch hier bis zu einer völligen Umkehrung der Begriffe. Wenn man das Gesammtinteresse des Volks als den wahren Inhalt des Staats oder der Souveränetät darstellte, so wird dieser unzweifelhaft richtige Satz gewiß nicht dadurch widerlegt, daß es schwer ist, das wahre Gesammtinteresse des Volks zu constatiren. Wenn man aber die unsinnigen Vorstellungen Ludwig's 14. von der Souveränetät auf das Volk anwendete und behauptete, die Launen des Volks müssen den Staat regieren, so war das sinnlos, denn die Laune eines Einzelnen kann sich bis zu einer gewissen Grenze durchsetzen, die Laune eines Collectivbegriffs hat selbst darüber keine Macht. Indeß lag in jenen dunkeln Begriffen ein bedeutendes Moment für die Fortentwickelung der Geschichte, das von der historischen Schule verkannt wurde. Wenn sie die Idee von der Entstehung des Staats durch einen Vertrag seiner Angehörigen als unhistorisch verwarf, da der Staat zugleich mit dem Menschen entstehe, so reichte ihre Kritik des Begriffs nicht aus. Wo die Menschen in der Geschichte auftreten, erscheinen sie als einem organischen Körper angehörig und durch die Sittlichkeit desselben substantiell bestimmt. Allein diese substantielle Gebundenheit hört durch den friedlichen oder feindlichen Verkehr der Völker auf, die festen Organisationen gerathen in Auflösung, und in den neuern politischen Gestaltungen ist das Moment des Zufälligen überwiegend. So war es im Mittelalter. Die Beziehungen von Herrschaft und Unterthänigkeit, von Rechtsschutz und Rechtsgenossenschaft durchkreuzten sich so labyrinthisch, daß man wol von jedem Einzelnen sagen konnte, er gehöre irgend-

einem Staat an, daß es aber schwer zu bestimmen war, welchem Staat. Nun trat der dem Menschen angeborne Trieb hervor, einem selbständigen individuellen und souveränen Organismus anzugehören, und führte zur Gründung der modernen Staaten. Zunächst regte sich der Trieb bei denen, die herrschen wollten, aber bald pflanzte er sich auf die Unterthanen fort, und so ist z. B. das französische National- und Staatsgefühl schon sehr früh entwickelt worden. Wo es den Fürsten nicht gelang, das absolute Staatsleben zu gründen, erwachte dieser Trieb im Volk mit um so größerer Gewalt, als ihm Hindernisse entgegenstanden. Als im vorigen Jahrhundert die Idee des Weltbürgerthums in ihrer Consequenz dahin führte, alle politischen Organisationen in Atome zu zerstückeln, war die Civilisation in einer größern Gefahr als jetzt. Die Idee der Volkssouveränetät ist nur anscheinend destructiv; sie verfolgt in ihrem unklaren Streben das Ziel, den Menschen seiner selbstsüchtigen Vereinzelung zu entreißen und ihm an einem lebendigen Organismus festen Halt zu geben. Die Idee von dem Absolutismus des Staats, von dem Aufgehn aller Kräfte in das Leben des Staats und das damit zusammenhängende Streben, sich ein Vaterland zu erobern und als berechtigtes Glied eines sittlichen Gemeinwesens eine höhere Stufe des Erdenlebens zu ersteigen, ist die leitende der neuen Zeit; und so lange sie nicht zur Geltung gebracht ist, entbehrt der Deutsche des höchsten Guts, das den Menschen zu Theil werden kann. — Die historische Schule suchte die staatsrechtlicheu Ideen ins Privatrechtliche überzuleiten, die Einwirkung des freien Bewußtseins auf das Leben durch das Walten der langsam schaffenden Tradition zu ersetzen. Sie erkannte diese Kraft im Mittelalter; aber sie vergaß, daß die neue Bildung ihr Recht verlangt, ja daß sie mit ihrer scharfen Kritik selber nur eine Erscheinung der Zeit ist, die an alles die Kritik legt, überall die freie Reflexion in Thätigkeit setzt. In dem vertieften Studium des römischen Rechts entdeckte man, daß in dem gemeinen Recht wie in dem volksthümlichen Christenthum sich noch immer Spuren der alten heidnischen Volksrechte aufbewahrt hatten, und bemühte sich, dies ursprünglich deutsche Recht so ungemischt als möglich darzustellen. Das Interesse für das Naturwüchsige kam dazu; man erinnere sich an das lebhafte Gefühl, mit welchem Göthe im Götz von Berlichingen den Untergang der heimischen Volksrechte durch die römischen Juristen dargestellt hatte. Die poetischen Versuche Arnim's und seiner Schule waren die Erzeugnisse unclassischer Naturen, der Verstand mußte bei ihnen fortwährend arbeiten, die Anschauung zu ersetzen, und es kam noch jene norddeutsche Zurückhaltung, jene Blödigkeit des Gemüths dazu, das sich scheut, sein Inneres zu öffnen, das aber, wenn der Damm einmal gebrochen ist, mit überraschender Gewalt hervorströmt. Ihre Neigung zum specifisch deutschen Wesen war eine Reaction gegen die

conventionelle Phrase; ihre blinde Verehrung vor allem Regellosen und Unvermittelten eine Reaction gegen den Rationalismus, der alles Lebendige verachtete, wenn es sich der Regel nicht fügen wollte, und so lag auch in der scheinbaren Wiederaufnahme des Volksthümlichen und Naturwüchsigen eine gewisse Ueberhebung der Reflexion, denn sie sahen im Volk nur, was sie sehn wollten, und das war nicht immer das Wesentliche. Spuren dieses Charakters begegnen uns auch in der deutschen Rechtswissenschaft. Zum Theil brachte das die Natur der Gegenstandes mit sich. In der Geschichte des römischen Rechts machte sich trotz der verschiedenartigen äußern Einflüsse, die seinen ursprünglichen Lauf verwirrten, immer noch die Logik des Rechtsbewußtseins geltend, welche aus der Natur eines einheitlichen Staats hervorgegangen war. Dieser stetige Zusammenhang fehlte durchaus dem deutschen Recht. Man mußte auf die verschiedenartigsten Grundlagen eingehn, auf die einzelnen Stämme und Dynastien, deren jede sich eine eigne Form geschaffen; man mußte von der frühesten Zeit an die Einflüsse des romanisirten Staatslebens und der Kirche verfolgen. Dazu kam die Bildlichkeit und Symbolik der ursprünglich deutschen Rechtsformen. Für das Grimm'sche Werk waren diese Umstände kein Hinderniß, denn hier kam es nur auf die Mannichfaltigkeit der Bilder und Farben an. Anders bei dem Unternehmen einer eigentlichen Geschichte. Es war ein Glück, daß der erste Begründer der deutschen Rechtsgeschichte trotz einzelner romantischen Sympathien eine rationalistisch angelegte und in der strengsten Methode gebildete Natur war. — K. Fr. Eichhorn (geb. 1781 zu Jena, studirte in Göttingen, 1805 Professor zu Frankfurt an der Oder, 1811 zu Berlin, starb 1854) war ein Gelehrter im eigentlichsten Sinn des Worts. Seine Arbeiten sind unmittelbar aus den ersten Quellen geschöpft; was er gibt, ist eigne, selbständige Forschung. Seine Bildung war nicht die herkömmliche philologisch-philosophische: aller Speculation auf das entschiedenste abgeneigt, war er vor allen Dingen praktischer Jurist, nicht blos in sämmtlichen Theilen der Rechtswissenschaft zu Hause und mit ihrem Stoff vertraut, sondern von jener eigenthümlichen Organisation, welcher sämmtliche Lebensverhältnisse gleichsam von selbst in rechtswissenschaftliche Kategorien fallen. Dieser praktische Sinn zeigt sich auch in seiner historischen Forschung. Bloße Antiquitäten ohne Beziehung auf das heutige Recht und die heutigen Zustände hatten für ihn keinen Werth, so reich sich auch seine Gelehrsamkeit gerade in den Anfängen der Geschichte entwickelte. Nur da, wo bestehendes Recht, wenn auch in seinen entferntern Wurzeln, Halt und Ursprung nahm, ward ihm die Erkundung und Darstellung geschichtliche Aufgabe. Sein geschichtlicher Sinn zeigte sich in der großartigen Auffassung des untrennbaren Zusammenhangs aller Rechtsinstitute seines

Volks. Er war es zuerst, welcher das Bedürfniß fühlte, und das Wissen und die Geschicklichkeit hatte, die bis dahin getrennten Theile des deutschen Rechts zu einem umfassenden Ganzen zu verbinden und ihre geschichtliche Entwickelung in dieser Einheit und Wechselwirkung darzustellen. Es ist nicht ohne Interesse, sich das Verhältniß zwischen der Eichhorn'schen Richtung und der verwandten der Gebrüder Grimm zu versinnlichen. Die Hauptsache war, daß bei Eichhorn die juristische, bei Grimm die philologische Bildung überwog. Wenn es Eichhorn ausschließlich auf die Regel, den Grundsatz, die dominirende Thatsache ankam, so liebte es Grimm, sich auf Seitenpfade zu verlieren, die ihm den Gewinn brachten, eine Fülle von Farbe und Detailanschauung zur Belebung der trocknen Thatsachen aufzuspeichern. Wenn sich Eichhorn auch die Resultate dieser Forschungen aneignete, soweit sie auf seinen Hauptzweck, auf die Rechtsregeln, sich erstreckten, so widerstrebte es doch seiner Natur, von der Farbe mehr aufzunehmen, als zur Illustration seines Systems nothwendig war; er strebte auf dem kürzesten Weg seinem Resultate zu. Für Grimm war der Weg die Hauptsache, und zuweilen möchte man meinen, es sei ihm an dem Ziel weniger gelegen, als sich mit einer wissenschaftlichen Arbeit verträgt; er war Feind jedes Systems und jeder Regel, weil er in ihr eine Beeinträchtigung des individuellen Lebens sah. Eichhorn's Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte (erste Ausgabe 1808 u. s. w.) hat diese Wissenschaft recht eigentlich erst geschaffen. Die Eigenthümlichkeit der Arbeit im Vergleich mit den Vorgängern bestand darin, daß er das ganze deutsche Recht, öffentliches sowol als privates, als organisches Ganze auffaßte, in der Darstellung desselben nicht blos die äußere Rechtsgeschichte, d. h. die Geschichte der Quellen, sondern die weit wichtigere und schwierigere innere Geschichte, nämlich die Entwickelung der einzelnen Rechtsinstitute berücksichtigte und dadurch die wechselseitigen Beziehungen ans Lichte stellte: unmittelbar aus den ersten Quellen, mit großer Gelehrsamkeit, ohne verfälschende Systemsucht, mit sicherm geschichtlichen Urtheil. Man darf es nicht vergessen, daß er den Blick auf die alte Größe Deutschlands und auf die Eigenthümlichkeit seines Rechts zu der Zeit richtete, als das Vaterland tief danieder lag, Deutschland ganz aufgehört hatte eine rechtliche Einheit zu sein, und ihm selbst sein Name verloren gegangen war. In solcher Zeit war es nicht nur ein großmüthiger Entschluß, jahrelange Forschungen dem verlassnen und scheinbar einem völligen Untergang geweihten vaterländischen Recht zu widmen, sondern eine politisch wichtige That. — Eichhorn ist kein Meister der formalen Darstellung. Nicht nur ist die ganze Anlage seiner Werke schwerfällig, sondern es glückt ihm häufig der Ausdruck der einzelnen Gedanken so wenig, daß es Mühe kostet, den wahren und vollen Sinn derselben zu erfassen. Nicht selten ist es noth-

wendig, seine Sätze neu zu formuliren, um sie klar und plastisch hervortreten zu lassen. Sein Zweck war, ein Lehrbuch zu schreiben. Daraus ergab sich die Form der Darstellung, die jeden äußerlichen Schmuck verschmähte und kurz und trocken, höchstens mit einigen kritischen Excursen begleitet, dasjenige zusammenstellte, was über den vorliegenden Gegenstand bekannt war. Ferner bemühte er sich, mit Rücksicht auf den Schüler, der durch sein Werk in die Wissenschaft eingeführt werden sollte, in Bezug auf Quellen und Urkunden vollständig zu sein. Zwar arbeitete er rüstig in den neuen Forschungen mit, und jede neue Ausgabe war eine vollendetere Entwickelung seines Systems; aber gegen fremde Forschungen verhielt er sich spröde und war abgeneigt, die Grundzüge seines Systems nach der fortgeschrittnen Bildung zu modificiren. Die politische Geschichte machte bei jeder Periode die Grundlage, an sie schloß sich das öffentliche Recht an, die Rechtsquellen, das Privatrecht, die ständischen Verhältnisse, die Gerichts- und Kriegsverfassung, die Finanzen und die Verwaltung wurden daran angeknüpft, und das allmählich sich entwickelnde Kirchenrecht bildete den angemessenen Gegensatz. Am gründlichsten war die älteste Zeit der deutschen Rechtsentwickelung ins Auge gefaßt, weil hier der Geist des deutschen Rechtsbewußtseins am deutlichsten hervortrat. Doch ist auch die Periode bis zu den Habsburgern ausführlich und sorgfältig behandelt. Mit dem 14. Jahrhundert merkt man, daß das Interesse allmählich abnimmt. Die Reformationszeit und das daraus hergeleitete protestantische Kirchenrecht wird wieder mit Vorliebe dargestellt, der weitere Verlauf aber ganz summarisch und mit einer gewissen Wehmuth. Wenn der Gegenstand diese Gruppirung mit sich brachte und sie vom wissenschaftlichen Standpunkt rechtfertigte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die Neigung und das Interesse mitwirkten, wenn die Idee, die neuere Zeit sei in Beziehung auf die Rechtsschöpfung unfruchtbar, sich als letztes Resultat herausstellte. Ebenso deutlich springt die Vorliebe für die alten ständischen Unterschiede und für das Corporationswesen in die Augen, obgleich Eichhorn viel zu sehr Historiker war, um das deutsche Recht nach Art der romantischen Schule zu einer abgelegten Form zurückführen zu wollen, deren innere Auflösung er mit wissenschaftlicher Schärfe verfolgt hatte. In seinen politischen Ansichten war er streng conservativ und legte ein großes Gewicht auf eine ungeschwächte fürstliche Macht. Er war der Gegner der Volksvertretung sowol in den Einzelstaaten wie am deutschen Bund. Er hat für die Befestigung und Ausdehnung der Freiheitsrechte des Volks keinen Sinn gehabt, aber er hat durch ehrliche und eifrige Forschung, richtiges Gefühl für das was noth thut, und durch abgerundete Vollendung dessen, was er unternahm, auf die Geschichte einen segensreichen Einfluß ausgeübt. — Die deutsche Geschichte konnte nur dann einen wirklichen

Inhalt gewinnen, wenn sie sich in die Besonderheiten des Volkslebens vertiefte. Freilich wurde diese Arbeit dadurch erschwert, daß die Staatsentwickelung nicht mit der Stammesentwickelung zusammenfällt. Es ist den deutschen Stämmen nicht gelungen, sich von innen heraus zu entwickeln, für die Gemeinsamkeit ihrer sprachlichen, ökonomischen und Rechtsverhältnisse eine gemeinsame Form zu finden. Die deutsche Politik ging in das Spiel der Dynastien auf, die sich bei der Ohnmacht des Reichsregiments zu selbständigen Staaten entwickelten. Diese Staaten sind nicht der Ausdruck einer besondern Volkseigenthümlichkeit, sondern nur die Besitzmasse einzelner Familien. Mit besonderer Vorliebe faßte daher die Geschichtschreibung diejenigen Landschaften auf, in denen trotz der politischen Unselbständigkeit dennoch ein natürliches, auf der Stammessonderung beruhendes Leben sich entwickelt hatte. Nothgedrungen mußte man den bisher ausschließlich bevorzugten Adelstand fallen lassen und sich in die sittlichen Verhältnisse der Bürger und Bauern, namentlich in Norddeutschland, vertiefen. Bei einem gewissenhaften Studium erkennt man auch hier, daß in diesen Schichten trotz aller Gesundheit und Manneskraft das Volk doch zum Theil an der Kleinheit und Eingeschränktheit seiner Verhältnisse verkümmerte. Die Ueberzeugung, dieses natürliche Stammleben sei zur Auflösung bestimmt und nur durch diese Auflösung für die höhere Nationalität zu gewinnen, kann nur diejenigen irren, die jedes Leben gern unvergänglich sehn möchten, da doch das echte Leben stets berufen ist, sich selbst aufzuheben. — Einer der fruchtbarsten Schriftsteller, die auf die Vertiefung der historischen Studien durch die Rechtswissenschaft hinarbeiteten, Hüllmann, (geb. im Mansfeldischen 1765, Lehrer in Berlin, dann Professor in Frankfurt an der Oder, 1808 in Königsberg, 1818 in Bonn, starb 1846) beginnt die Reihe seiner Forschungen mit der deutschen Finanzgeschichte des Mittelalters 1805; seine Hauptwerke sind die Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland 1806—8, 3 Bände, und das Städtewesen des Mittelalters, 4 Bände 1825—9. Ueberall bemüht sich Hüllmann, genau nach den Quellen, und doch lesbar, gedrängt, selbst unterhaltend zu erzählen; die organischen Gesetze herauszufinden und nach ihnen das Ganze zu einem übersichtlichen Bild zu gruppiren. Seine Physiologie der Stände erinnert an Göthe's Urpflanze. Wenn es ein allgemeiner Grundsatz ist, daß das hervorstechende Hauptgewerbe einer Nation die Form ihrer Verfassung bestimmt, wenn namentlich aus allen Krümmungen der bürgerlichen Verfassung von Deutschland der landwirthschaftliche Charakter hervorleuchtet, so kann man mit Recht sagen, die öffentliche Verfassung der altdeutschen Völkerschaften sei nichts Anderes als eine erweiterte und veredelte Nachbildung der innern Verfassung eines großen damaligen Gehöftes. Die Leute, Hintersassen einer gutsherrlichen Familie, leisteten für die

Nutzung einiges Landes verschiedne Dienste im herrschaftlichen Hause oder Hofe, begleiteten ihren Herrn auf Kriegszügen; der Grundherr war Gesetzgeber und Richter über seinen Hof, jedoch mit Zuziehung der nicht leibeignen Hintersassen. So auch im großen. Der reichste Landeigenthümer, der angesehenste, war Haupt des Grundherrenvereins in Nationalkriegen, Volksversammlungen, bei der Selbstgerichtsbarkeit der Staatsbürger. Blos darin unterschieden sich Copie und Original, daß in jener die Mitglieder der Gesellschaft auf freiem Grund und Boden saßen, völlig frei; in diesem aber auf den Grundstücken der Herrschaft, dinglich unfrei. Die besondre fränkische Verfassung wurde noch genauer dieser ursprünglichen Verfassung eines altdeutschen Gehöftes nachgebildet, die wirthschaftlichen Privatbeamten des Königs wurden Reichsbeamten. In den Zusammenfluß zweier uralter Gewohnheiten, von dem Landeigenthum Parcellen als nutzbares Eigenthum den Hintersassen zu überlassen, und dann eben diesen Leuten Theil an der Beute zu geben, muß die Grundveranlassung des Reichslehnwesens gesetzt werden. Staatsrechtliche Freiheit im alten Deutschland war keine andre, als auf eignem erblichen Grund und Boden zu sitzen, in keinem Privatverhältniß der Ministerialität zum Könige zu stehn! Das Ganze dieses Zustandes von Deutschland, nach welchem die zerstreut liegenden Gehöfte lauter kleine Staaten bildeten, die untereinander in weniger Gemeinschaft des Rechts und der Polizei standen, wurde verändert durch allmählichen Uebertritt der Freisassen in königliche Dienste, wozu die damit verbuhnden Vorzüge reizten. Die alten grundherrlichen Haus- und Hofleute wurden Reichsministerialen, insofern sie für die Nutzung reichsfässiger Güter dem König als Reichsoberhaupt dienten, nach den verschiednen Abstufungen der ordentlichen und außerordentlichen Dienste. Die persönliche Unfreiheit der königlichen Leute verlor sich nach und nach, durch den Uebertritt vieler Reichsfreiherren unter die Immediatleute; dadurch, daß die Reichsministerialen auch ihre Staatslehngüter auf den Fuß ihrer Allodialherrschaften zu behandeln, diese durch jene zu vermehren anfangen, und dadurch sich Rechte angemaßt haben, welche allverfassungsmäßig nur dem Eigenthum zukamen; endlich durch die Theilnahme an der gesetzlichen Gewalt: alle Reichsstandschaft, wie in der Folge alle Landstandschaft, geht aus dem Ministerialen- und Vasallenwesen hervor, der Grundlage, die das ganze fränkisch-deutsche Staatswesen trägt. Es waren mit dem Untergang der alten Zustände viel unerfreuliche Erscheinungen verbunden, aber das Lehnwesen hat auch den Despotismus der vielen kleinen Grundherren, unter welche in den ältesten Zeiten der deutsche Boden getheilt war, gesprengt; das Grab der vermeintlichen altdeutschen Freiheit ist die heilsame Grundlage einer neuen gesellschaftlichen Ordnung geworden. — Wie nun die wirklich historische Anschauung durch Doctrinen getrübt wer-

den kann, zeigt ein gleichzeitiger Schriftsteller, der aber erst in der Restauration zur Geltung kam.

K. L. von Haller, Enkel des berühmten Dichters, geboren zu Bern 1768, Mitglied des großen Raths 1795, durch die Revolution 1800 aus seiner Stellung vertrieben, kehrte unter lebhafter Zustimmung J. Müller's 1806 als Professor nach Bern zurück und kündigte gleich in seiner Antrittsrede seinen Lebensplan an, eine ganz neue Lehre des Staatsrechts auszuarbeiten. Weder Ruhmsucht noch Kampflust, nur das Gefühl der Pflicht, gleichsam ein göttlicher Ruf, treibe ihn zur Bekanntmachung. Ihren Triumph sehe er voraus. Einen Vorgänger habe er nicht, der diese einfachen Principien rein aufgestellt und consequent entwickelt hätte; einige hätten sie oft geahnt, aber wieder vergessen und mit entgegengesetzten Irrthümern vermischt. Dies Programm führte er 1808 in dem Handbuch der allgemeinen Staatenkunde aus.*) — Da Staaten allenthalben angetroffen werden, so hätte die Allgemeinheit der Thatsache vermuthen lassen sollen, daß sie ihren Grund in allgemeinen und nothwendigen Gesetzen der Natur haben müsse; dennoch habe man diesen bisher in dem freien Gesammtwillen gesucht; habe einen, allen geselligen Verhältnissen vorangegangenen Stand der Natur vorausgesetzt, in welchem die Menschen in vollster Freiheit und Gleichheit gelebt, wobei aber kein Recht, keine Sicherheit, sondern nur Streit und Krieg gewesen sei, dem man durch den gesellschaftlichen Vertrag und durch Uebertragung der Gewalt an einen oder mehrere abgeholfen habe. Diese scheinbar unschuldigen Fictionen seien dem Gang der Natur zuwider und der staatlichen Ordnung verderblich, indem sie dem Volk, dem ursprünglichen Souverän, stillschweigend das Recht beilegten, diese Souveränetät wieder an sich zu nehmen. Dieses System habe sich durch die Encyklopädisten selbst an den Höfen verbreitet; die französische Revolution sei nichts Anderes als die Geschichte seiner versuchten, aber mislungenen Realisirung. Es habe die Geschichte aller Zeiten und Völker gegen sich. Ein andres rechtliches Fundament müsse also aufgefunden werden, und dieses zeige sich in der vor Augen liegenden Erfahrung. Der Stand der Natur habe nicht aufgehört; aber er sei nicht

*) J. von Müller, der sich schon früher sehr lebhaft für ihn interessirt hatte, schreibt ihm Mai 1808: „Hingerissen wurde ich von dem vortrefflichen Buch, das alle meine Ueberzeugungen, die Resultate der ganzen Historie, so lebendig und herrlich und ergreifend ausdrückt. Es war eine Herculesarbeit, den Augiasstall der revolutionären Meinungen zu säubern. Sie haben den einzig wahren Weg gewählt, die Begriffe scharf gefaßt, und das Licht der Erfahrung nicht verschmäht." Er tadelt nur das Unbedingte und den bittern Ton der Polemik, namentlich gegen Montesquieu.

ein Stand der Unabhängigkeit, Freiheit und Gleichheit, sondern er begründet durch Ungleichheit der Fähigkeiten und Kräfte, durch das Vermögen der einen und das Bedürfniß der andern mannichfaltige Verhältnisse der Herrschaft und Dienstbarkeit. Väter, Hausherren, Anführer, Lehrer, Grundbesitzer, alle herrschen; keiner habe seine Macht durch die Untergebenen, diese wären vielmehr durch die Natur von jenen abhängig, oder sie dienten ihnen, um Bedürfnissen abzuhelfen. Diese Verhältnisse seien so alt als die Welt. Um ihren rechtmäßigen Ursprung zu zeigen, bedürfe es keiner Hypothesen und keiner Blicke in das unbekannte Alterthum. Die Natur sei noch immer dieselbe und das oberste Gesetz, nach welchem sie alle geselligen Verhältnisse bilde und wieder auflöse, sei leicht zu erkennen. Jede Herrschaft habe eine natürliche Ueberlegenheit, jede Abhängigkeit ein Bedürfniß zum Grunde. Beides hänge nicht von dem Willen des Menschen ab. Der Mächtigere herrsche, sobald man seiner Macht bedürfe, und wo Macht und Bedürfniß zusammentreffen, da werde ersterer die Herrschaft, letzterm die Dienstbarkeit zu Theil. Dieses Gesetz gehe durch die ganze Schöpfung. Auch sei es ein allgemeiner Hang der Menschen, sich freiwillig und ungezwungen dem anerkannt Mächtigern anzuschließen und sich seiner Leitung zu unterwerfen, niemand wolle von seinesgleichen oder von Geringern beherrscht werden. Diesem Gesetz sei eine göttliche Einfachheit, Weisheit und Wohlthätigkeit eigen. Es mache ungleiche Kräfte zu Freunden, schaffe Ordnung und Frieden, bilde Staaten und Gesellschaften. Den Misbrauch der höchsten Gewalt durch menschliche Einrichtungen hindern zu wollen, sei widersprechend, eben weil die höchste Gewalt keine höhere über sich habe. Sie könne nur durch Moralität und Religiosität gezügelt werden. Von der Herrschaft der Mächtigsten sei aber auch am wenigsten Misbrauch zu besorgen, weil ihnen für sich nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Auch liege die Neigung, Schwächere zu beleidigen, nicht in der Natur des Stärkern, die Kräfte würden vielmehr meistentheils gegen Gleiche oder gegen Höhere gemisbraucht. — Macht und Ueberlegenheit wären relative Begriffe. Man könne in einer Hinsicht mächtig, in der andern schwach; in einer herrschend, in der andern dienstbar sein. Diese Verkettung und Unterordnung der menschlichen Verhältnisse müsse jedoch bei irgendeinem ganz Freien aufhören, der niemanden diene, niemand über sich habe. Wo sich dieser Freie finde, da sei der Verband geschlossen, der Staat vollendet; der Fürst, die höchste Gewalt, nicht durch fremden Auftrag, sondern von der Natur selbst gegeben. — Der Staat sei also nicht eine Rechtsversicherungsanstalt, sondern nichts weiter als ein natürliches Verhältniß zwischen Freien und Dienstbaren, das sich von andern ähnlichen Verhältnissen nur durch die Unabhängigkeit des Oberhaupts unterscheide. Letzteres allein, nicht der Zweck, mache

die Gesellschaft zum Staat. Ein Fürst sei nichts Anderes als ein durchaus freier Mensch, der keinen Obern über sich habe. Jeder Mensch, den Glück und Umstände vollkommen frei machten, werde eo ipso ein Fürst. — Die Fürstenthümer entstanden, wie alle herrschaftlichen Verhältnisse, von oben herab, d. h. sie gehn alle von einem einzelnen Menschen aus, der unabhängig ist, und erhalten und vermehren die Zahl ihrer Untergebnen durch successive Aggregation. Ueberall geht der Staat nicht aus einem Vertrag hervor, nicht durch eine widersinnige Uebertragung von seiten Schwächerer, sondern aus dem natürlichen Abhängigkeitsverhältniß des Schwachen und Hülfsbedürftigen gegen den Starken. Die ersten unabhängigen Menschen finden sich unter den großen Landeigenthümern, die von Bedürfnissen frei sind und fremde Bedürfnisse befriedigen können. Grundeigenthum entsteht durch Besitznahme: die Anerkennung eines solchen Besitzes und die Vertheidigung des seinigen ist dem Gemüth des Menschen angeboren. Alle Gesetze entstehn erst nach dem Eigenthum. Der Landeigenthümer herrscht natürlich und rechtmäßig über seine Familie, Beamten, Diener, Knechte, Pächter, Grundsassen, Lehnleute u. s. w. Diese Classen werden nach dem alten Kanzleistil ordentlich aufgezählt: dieser lehrreiche Stil sei kunstlos aus der Natur der Dinge hergeflossen und habe sie mit reiner Treue zurückgespiegelt; um alle Spuren der alten Verhältnisse zu vertilgen, habe man in neuerer Zeit gegen ihn declamirt, er sei aber noch immer eine fruchtbare Quelle der Wahrheit. Aus der Unabhängigkeit und dem Grundeigenthum lassen sich alle landesherrlichen Rechte ganz ungezwungen und vollständig herleiten. Der Fürst hat die Verhältnisse mit seinen Nachbarn zu ordnen, über seine Diener — alle sogenannten öffentlichen Beamten sind nur für die eigne Sache des Fürsten da — frei zu verfügen; in seinem Gebiet Verordnungen zu erlassen. Allgemeine Gesetze gebe es keine andern als die göttlichen. Allgemeine Gesetze seien fast immer despotisch, und je weniger derselben in einem Lande vorhanden, desto glücklicher werde es sein. Criminalgesetze gingen die Unterthanen gar nicht an, sondern wären nur Instructionen für die Richter. Die oberste Gerichtsbarkeit sei eine natürliche Folge der Macht, welche schützen könne; sie entspringe aus dem Bedürfniß der Unterthanen, Schutz zu haben gegen Gewaltthätigkeiten, und sei daher weniger ein Recht des Fürsten als eine Wohlthat, die er seinen Untergebenen auf Ansuchen erweise. Alle Richter seien seine Diener, die Appellation gehe daher von dem Diener an den Herrn. Der Fürst selbst sei keinem Gericht unterworfen. Beginge er ein Verbrechen an seinen Unterthanen, so bliebe den Beleidigten nur das Recht der Nothwehr oder der Flucht übrig; aber eine Gerichtsbarkeit über ihren Herrn könnten sie sich nicht anmaßen. — Der Fürst lebt, wie der Grundbesitzer, von seinen Domänen, und hat aus denselben die Regierungs-

kosten zu bestreiten: wenn Steuern nöthig sind, müssen dieselben von den Freieren des Landes verwilligt werden, und es ist eine entsprechende ständische Einrichtung hiezu erforderlich. Solche Stände repräsentiren dann aber nur sich, nicht das Volk, von welchem sie gar nicht abgesendet sind. Das Verhältniß der Unterthanen ist wesentlich privatrechtlicher und individueller Art und richtet sich nach dem Grade des Schutz- und Hülfebedürfnisses des Einzelnen oder der einzelnen Classen. Von einem Staat ist nirgend die Rede, sondern es löst sich alles in einzelne privatrechtliche Verhältnisse auf, wie bei den Angehörigen eines großen Guts. — Die militärischen Staaten entstehn durch allmähliche Ansammlung von Getreuen und durch Dienstverträge mit denselben, sodann durch Unterwerfung Schwächerer. Daraus ergibt sich von selbst die Unfreiheit der letztern, die bevorzugte Stellung eines Adels und die Aufrechterhaltung des Lehnsystems. — Der Priesterstaat wird als die segensreichste Staatsform dargestellt. — Republiken sind unabhängige, begüterte und mächtige Corporationen, deren Mitglieder unter sich gleich sind, und welche sich anderweitige Besitzungen erworben haben. Den Unterthanen gegenüber verhält sich die Gemeinde als Collectivfürst. — Ein Theil des Buchs, der das meiste Aufsehn erregte, gab die angebliche Geschichte der staatsrechtlichen Lehren, die mit der kleinlichsten Bosheit und einer völligen unwissenschaftlichen Abstraction durchgeführt war. Haller sieht in dem ganzen vergangenen Jahrhundert eine fortgehende allgemeine Verschwörung der Encyklopädisten, Illuminaten, Jakobiner und Freimaurer. Auf diese Verschwörung werden alle neuern Systeme zurückgeführt. — Es liegt auf der Hand, daß, wenn über die Entstehung der Staaten manches Richtige gesagt wird, dennoch die Nutzanwendung durchweg eine falsche ist; wenn der Staat ursprünglich aus privatrechtlichen Beziehungen hervorgeht, so leitet ihn doch die Geschichte selbst zu einer höhern Form der gesellschaftlichen Verbindung. Aus den privatrechtlichen Beziehungen entwickelt sich eine Nation, die einen gemeinsamen Willen hat, und dieser Wille veranlaßt eine neue Regulirung der Gewalten. Die Geschichte zu ihren Ursprüngen zurückschrauben zu wollen, ist um so thörichter, da diese Ursprünge lediglich aus der gemeinen Natur des Menschen hergeleitet sind. Die Roheit dieser Auffassung zeigt sich auch in der Form. Einzelne Körner von Wahrheit werden durch einen sinnlosen Schwulst der verschiedenartigsten Einfälle und Sophismen überschüttet, durch eine mehr als eine byzantinische Theologie aus dem Kreise aller wirklichen Verhältnisse herausgerückt und durch die bösartigsten Angriffe gegen alle frühern Staatslehrer auf die widerwärtigste Weise durchflochten. Am rohsten geschieht das in der erweiterten „Staatenkunde" die in 6 Bänden seit 1816 erschien: Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustandes,

der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesetzt. Es ist in diesem Buch kein neuer Gedanke, dagegen viel pfäffische Declamation und pöbelhafte Beschimpfung der Andersdenkenden. Haller wurde in dem restaurirten Bern 1814 Mitglied der Regierung; erst 1821 erklärte er, der seit 1808 im Herzen, seit 1820 förmlich Katholik gewesen, seinen Uebertritt. Noch nachdem er die evangelische Lehre abgeschworen, hatte er in seinem Amtseid für die Aufrechthaltung der evangelischen Lehre zu wachen gelobt. Er starb als Privatmann 1854. Haller war das enfant terrible der Partei; die Masse und die lautesten Wortführer folgten ihm unbedingt, aber alle ernstern Mitglieder der historischen Schule sagten sich von ihm los; so namentlich Eichhorn und Savigny; selbst Leo.*) — Eine tiefere religiöse Begründung das Bestehenden versuchte der Philosoph des „Gegensatzes".

*) „Haller's Ansicht vom Staat kann man als die Caricatur der Burke'schen bezeichnen. Er schiebt an die Stelle des lebensvollen Begriffs des Erbes den todten, starren Begriff des Besitzes, für den er keine andere Begründung sucht oder findet, als die vorhandene Macht, also ursprünglich die Gewalt oder den Zufall. Burke will kein erstarrendes Dasein der menschlichen Gesellschaft, sondern ein lebendig sich entwickelndes; er verlangt die Continuität als Princip des Gesellschaftsbestandes, des Rechtsbestandes, aber wie ihm das Recht selbst nur eine nach veränderten Umständen lebendig sich ändernde Anwendung von Principien ist, soll auch jenes Princip der Continuität nicht die Entwickelung aufhalten, sondern begleiten. Indem aber Haller an die Stelle der organischen Succession das privatrechtliche Eigenthum an Staatsberechtigungen stellt (wie es zufällig entstanden ist aus der ebenso zufälligen oder aus der kräftig ergriffenen Macht des Einzelnen und der egoistischen Betrachtung anderer, daß diese vorhandene Macht ihnen nützlich werden könne, wenn sie sie anerkennten), erhält in der That der Staat bei ihm nur die Stellung und Weise jener privatrechtlichen Verträge. Haller übersieht ganz, daß, wenn er einmal Kraft und Zufall und privatrechtlichen Vertrag zu den Factoren der Staatsverhältnisse macht (hinter welchen nur immer der liebe Gott als wahrer Deus ex machina hingemalt wird), er, da diese Factoren nicht nur einmal gewirkt haben, sondern immer neu und mit gleicher Berechtigung heute wie in den Urzeiten in die Gestaltung menschlicher Verhältnisse eingreifen, im Grunde genommen alle Gewalt (auch wieder die revolutionäre) rechtfertigt, wenigstens eine Basis gewährt, von wo aus eine solche Rechtfertigung unternommen werden kann. Haller sagt sogar selbst einmal: „„Gleichwie alle Herrschaft auf höherer Macht beruht, so dauert sie auch nicht länger als diese."" Der Besitz und selbst das damit verbundene Erbrecht wird nach Haller's Auffassung selbst zu einer starren, geistlosen Thatsache, die sich atomistisch aus dem übrigen Leben heraushebt und den Anspruch macht, dies Leben solle in allen Collisionsfällen ihr zum Opfer fallen, weil sie nun einmal durch Macht gegründet zum Recht geworden sei, während er doch der Macht fortwährend, wenn er consequent sein wollte, auch das höhere Recht, also im Grunde allein das Recht zuschreiben und ganz ge-

Adam Müller, der in Berlin durch den Bund mit der Junkerpartei seine Stellung verscherzte, kehrte 1811 nach Wien zurück und leitete seitdem als k. k. Generalconsul in Leipzig gemeinschaftlich mit Schlegel, Gentz und andern die reactionäre Presse. Er starb in Wien 1829. — Von seinen Schriften sind am wichtigsten die nationalökonomischen: die Elemente der Staatskunst (1809), die agronomischen Briefe im Deutschen Museum (1812), Versuch einer neuen Theorie des Geldes (1816), und die innere Staatshaushaltung auf theologischer Grundlage (1820) in Fr. Schlegel's Concordia. Gegen die agronomischen Briefe schrieb Wilhelm von Schütz, der Dichter des Lacrimas und Uebersetzer des Casanova, gleichfalls im Deutschen Museum; dann vereinigten sich beide und arbeiteten gemeinschaftlich an der Restauration der Staatswirthschaft. Das herrschende System der Staatswirthschaft und zugleich dasjenige, was dem ganzen Ideenkreise der französischen Revolution zu Grunde lag, war das System von Adam Smith. Seine Analyse der bei dem Handelsverkehr wirkenden Kräfte wird von keiner neuern Theorie umgangen werden dürfen, und die Vorwürfe, die man ihm macht, kommen nur darauf heraus, daß es vorwiegend analytisch ist. In einer Zeit, wo man der Analyse überhaupt abhold war, wo man Newton in der Physik bekämpfte, mußte man consequenterweise auch für die concreten Kräfte des Lebens gegen die künstlich analysirten Kräfte Adam Smith's in die Schranken treten. Adam Smith hatte sich so sehr in die wirthschaftlichen Elemente und Kräfte versenkt, daß ihm darüber die sittliche Bestimmung des Arbeiters, die sittliche Aufgabe des Gemeinwesens und der Werth der nicht producirenden Classen entging. Der Arbeiter wird von ihm nur als eine ökonomische Kraft in Erwägung gezogen, wie ein Theilchen einer Maschine. Seiner atomistischen Anschauung war das Gemeinwesen nur eine Summe von Individuen, sein alleiniger Zweck die Förderung der Zwecke der Individuen. In der Ueberzeugung, daß der Privategoismus, wenn er in allen frei walte und wirke, von selbst in der besten Weise das Gemeinwohl verwirkliche, verlangte er Aufhebung aller Schranken, Aufhebung aller überflüssigen staatlichen Bande. Für Adam Müller hat der Einzelne seine Existenz nur im unlöslichen Verband mit dem Gemeinwesen; der Mensch existirt ihm nur als Bürger. Er findet in den politischen Einrichtungen des Mittelalters den Begriff der wahren Freiheit und Individualität verwirklicht. Indem er den relativen Werth des Systems für England gelten läßt, verlangt er für den Continent ein neues System, welches statt des Tauschwerths der Güter den nationalen Charakter

rechtfertigt finden müßte, daß die Bergpartei Ludwig 14. hinrichten ließ, denn sie war ja die mächtigere."

desselben ins Auge fasse, an Stelle der einzelnen Production die harmonische Fortbildung der nationalen Bedürfnisse setze und neben der Theilung der Arbeit ihre nationale Concentration, neben dem physischen Capital das geistige berücksichtige. Die Aufgabe der Gegenwart sei, das natürliche Gleichgewicht der gesonderten Stände wiederherzustellen und jeden in seine alten Rechte wieder einzusetzen. Seine Wendungen werden in späterer Zeit immer theologischer. Aus der göttlichen Dreifaltigkeit beweist er, daß jedes auf einem einfachen Begriff beruhende nationalökonomische System falsch sein müsse: er beweist die Nothwendigkeit der Dreifelderwirthschaft! „Die Revolutionen unsers Jahrhunderts haben uns den politischen Leichnam kennen gelehrt und dadurch die Wissenschaft von dem Irrthum abgeleitet, den Leichnam mit dem lebendigen Leibe zu verwechseln. Glaube niemand, daß er den Leib begriffen habe, weil er die Anatomie gelernt, oder daß er den Staat verstanden, weil er in der politischen Section die Elemente des Staats unterschieden. Unter dem Messer des Anatomen entweicht das wahre Lebensgeheimniß, das geistige Band, wodurch alle Organe ihren Werth und ihre Bedeutung erhalten. Ein strenges Privateigenthum von Grund und Boden, von der Nahrungsquelle, auf die nicht blos der vorübergehende Inhaber, sondern das ganze menschliche Geschlecht angewiesen ist, ist so unmöglich als unrechtlich. Der Bodenbesitz ist ein göttliches Amt. Es ist nothwendig, daß das Grundeigenthum, das heißt die bestehende Verbindung des Menschen und des Bodens, durch welche letzterer zu einem lebendigen Capital erhoben wird, bleibe. Dies aber ist nur möglich dadurch, daß der mit dem Grund und Boden eigenthümlich verbundne Mensch und seine Arbeit auch den bleibenden Charakter dieses Grundeigenthums annehme, und daß Willkür und veränderlicher Sinn, selbst Witz, Verstand und Geschicklichkeit, die offenbar in dem Gebiete der eigentlichen Industrie mit Nutzen verwendet werden, hier, im Gebiete der Landwirthschaft, dem großen Zwecke der Erhaltung einer bestehenden Verbindung nachgesetzt werden müssen. Die ewige Ordnung der Dinge erfordert ein dienstbares und Unterthänigkeitsverhältniß im Ackerbau, und der herrschende, unselige Irrthum, daß eine allgemeine und blos industrielle Bewirthschaftung des Bodens möglich, und das ganze Dienst- und Unterthänigkeitswesen beim Landbau in ein Arbeits- und Lohnwesen zu verwandeln sei, hat, außer der revolutionären Richtung des Zeitgeistes überhaupt, nur darin seinen Grund, daß die Herren und Eigenthümer des Bodens vergessen haben, wie vor allen Dingen und vor allen ihren Unterthanen sie selbst durch Gottes ewige und schlechthin unabänderliche Anordnung glebae adscripti, Unterthänige und Diener seien, und es Hochverrath sei, über ein Gut, dem sie als bloße Beamte und Stellvertreter zu dienen berufen sind, nach Willkür zu

verfügen.“ — Die naturphilosophische Construction brachte es also mit ihrer Versittlichung der Arbeit nicht weiter, als den Menschen zu einem glebae adscriptus zu machen. Mit großem Behagen spricht Adam Müller den Satz aus: Freiheit ist ein thierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und geadelt wird, und der Klang dieses Satzes gefällt ihm so wohl, daß er ihn öfters wiederholt. In dem Ueberwiegen der bürgerlichen Verfassung findet er das reine Princip der Zerstörung und Revolution, denn sie betrachte den Staat nur als ein Industriegeschäft. Die bürgerliche Thätigkeit, Industrie, Gewerbe, freier Handel u. s. w., dürfe erst in zweiter Linie stehen; als materielle Grundlage des Staats bleibt der feudalistisch geregelte Landbau mit großem befestigten Grundbesitz und Leibeigenschaft, das zünftige Gewerk und der in Innungen und Gilden geschlossene Binnenhandel, mit Zwecken der städtischen Erhaltung. Für sich betrachtet hätten diese halbpoetischen Einfälle weder auf den Gang der Wissenschaft noch auf das praktische Leben einen erheblichen Einfluß ausgeübt, aber die Doctrin wurde eine sehr brauchbare Waffe in den Händen des Egoismus. Die Junkerpartei in den verschiednen deutschen Staaten hätte für die Erhaltung ihrer ständischen Rechte, für die Steuerfreiheit der Rittergüter, die Beibehaltung der Majorate, der Hörigkeit und der Leibeigenschaft gekämpft, auch wenn sie sich ihr egoistisches Motiv hätte eingestehn müssen; aber sie konnte es mit größerm Selbstgefühl, wenn man sie belehrte, daß das allgemeine Staatswohl und das Heil der untern Volksclassen mit ihren eigennützigen Wünschen Hand in Hand ging. Das sogenannte Legitimitätsprincip, die Idee von der Unantastbarkeit des Rechts ist niemals so verstanden worden, daß das Recht aller Stände unantastbar sei, und wenn die christlich-germanische Partei jenen Spruch: Heilig ist das Eigenthum, auf ihre Fahne schrieb, so meinte sie damit eigentlich nur: Heilig ist das Eigenthum der Ritterschaft.

Populärer als die Mystik dieser auf Theologie basirten neuen Staatskunst waren die Vorlesungen über neuere Geschichte, welche Fr. Schlegel 1810 in Wien hielt. Für jene Zeit ist es ein Verdienst, daß der Napoleonischen Herrschaft gegenüber ein streng nationaler deutsch-östreichischer Standpunkt festgehalten wurde; nur fehlt es Schlegel, um die deutsche Geschichte wahrhaft zu begreifen, an allem Verständniß des Volks. Er ging mit besonderer Vorliebe auf diejenige Zeit des Mittelalters zurück, welche dem wirklichen Leben des Volks wenig Spielraum gab, die Zeit der italienischen Kriege und der schwäbischen Hofpoeten; gegen das Städtewesen, die Entwickelung des Handwerks, die Hansa, die Reformation u. s. w. war er blind. Er suchte frischweg das deutsche Wesen im Kaiserthum, in der katholischen Kirche und im Adel, hauptsäch-

lich, aber im Gegensatz gegen die französische Bildung. Frankreich hatte theils durch seine Eroberungspläne, theils durch seine Aufklärung und seine Revolution — die geistreiche Allegorie auf W. Meister und den transscendentalen Idealismus, wie sich Fr. Schlegel früher ausdrückte — den deutschen Organismus verrückt; mithin wurde als deutsch alles Antifranzösische verherrlicht, und was in irgendeiner Beziehung zu Frankreich stand, als undeutsch gebrandmarkt. Daher die Lobpreisungen von Männern wie Karl 5., Philipp 2., Alba, Ferdinand 2. u. s. w., daher die Anklagen gegen Moritz von Sachsen, Heinrich 4. von Frankreich, Gustav Adolf und Friedrich 2. von Preußen, den „Erbfeind". Indem Schlegel einen Gesichtspunkt, der für die augenblickliche Auffassung der politischen Verhältnisse, wenn er mit Maß und Vernunft behandelt wäre, ersprießlich hätte werden können, der ganzen Geschichte aufzwängte, arbeitete er seinem eignen Zweck entgegen: denn es wurde nicht eine Verherrlichung der Gesammtheit und Fülle des deutschen Lebens, sondern die Verherrlichung einer bestimmten Partei; und so ist es gekommen, daß die spätern Nachfolger dieser angeblich nationalen Richtung den Grundsatz aufgestellt haben, die Partei gehe über das Vaterland. In Preußen suchten damals die Vertreter der nationalen Ideen das Volk zu gewinnen, indem sie eine freiere Bewegung des Staatslebens verhießen und zum Theil auch anbahnten. Der östreichische Publicist thut das Gegentheil. Alle Staatsverfassungen, die auf irgendeine Weise dem französischen Liberalismus Zugeständnisse machen, werden als Verkehrungen des göttlichen und natürlichen Rechts verworfen. Als Ideal des Staats wird eine Mischung der mittelalterlichen Feudalität und des Ritterthums mit dem monarchisch aristokratischen Prunkwesen des französischen Hofs unter Ludwig 14. aufgestellt. Schlegel sprach sich für Stände aus, die aber wesentlich nur aus dem hohen Adel und der Geistlichkeit bestehn und den Glanz des Hofs erhöhen sollten. Der Staat sollte wieder der Kirche unterworfen werden, das Rechtswesen sich in die patriarchalischen Verhältnisse des Mittelalters zerspalten. Das väterliche Regiment des Adels auf dem Lande, die Wiederherstellung des Zunftwesens in den Städten sollte dem Staat eine Dauerhaftigkeit und Gliederung wiedergeben, die ihm durch die liberalen Doctrinen geraubt war. Es ist wunderlich genug, daß durch diese dilettantischen Einfälle der deutschen Politik eine neue Richtung gegeben ist: nicht sowol der ausübenden, denn in dieser treten doch immer verschiedne Interessen bedingend ein, als der raisonnirenden. In frühern Zeiten war die Opposition doctrinär, die Gewalt war praktisch; durch die Schlegel'sche Schule ist es dahin gekommen, daß das conservative Princip sich zu einem System abgerundet hat und vom Katheder aus regiert: freilich mit Hülfe der Polizei, aber doch mit dem geheimen Nebenwunsch,

den Gegnern auch durch die Höhe der Bildung zu imponiren. — Das Kennzeichen der politischen Romantik ist der Supranaturalismus in sittlichen Dingen. Sowie der religiöse Supranaturalismus an ein doppeltes Naturgesetz glaubt, von denen eines das andere aufhebt, so lehrt die Doctrin ein doppeltes Recht, ein göttliches und ein menschliches; das göttliche Recht soll aller Reflexion, allem Interesse und aller geschichtlichen Entwickelung entzogen sein, und das menschliche Recht, die Summe der menschlichen Bedürfnisse, soll vor diesen höhern Ideen schweigen. Man hat das göttliche Recht des Adels, das göttliche Recht der Kirche an die Spitze der Geschichte gestellt, uneingedenk, daß diese Ideen sich ebenso historisch entwickelt, sich im Lauf der Zeit ebenso modificirt haben als die übrigen Rechtsformen. Mit dem Naturwuchs des germanischen Faustrechts hat man angefangen, und mit der Begeisterung für das byzantinische Kaiserreich, d. h. für den Zustand der gänzlichen Sklaverei und Erstorbenheit, hat man aufgehört. Zu der Natur des deutschen Volks hat man zurückkehren wollen, und hat seine Zuflucht jenseit der Berge gefunden, in einer heiligen Theokratie, welche die deutsche Nationalität wie jede andere ausschließt. — Das in den Vorlesungen begonnene Werk setzte Fr. Schlegel unermüdlich in Zeitschriften und größern Abhandlungen fort. Einen so widerwärtigen Eindruck diese mit theologischer Salbung überfirnißten Sophismen machen, man stößt doch immer von Zeit zu Zeit auf Spuren einer ungewöhnlichen Bildung und Begabung. Einzelne Uebelstände des Zeitalters werden mit scharfem Blick erfaßt, man fühlt sich lebhaft angeregt und erwartet eine durchgreifende Kritik, aber schon hat der Verfasser seinen alten Stand verlassen, und wir tauchen uns tief in den Nebel sinnloser Mystik. Am zusammenhängendsten spricht sich Fr. Schlegel 1820 in der Signatur des Zeitalters aus. Im Kampf gegen die Abstractionen des staatlichen Absolutismus und der mechanischen Denkart des vorigen Jahrhunderts und anknüpfend an Burke, Görres, Adam Müller u. s. w. sucht Fr. Schlegel den Begriff des christlichen Staats festzustellen, durch welchen der in unselige Parteien zerspaltenen Menschheit das neue Heil erblühen sollte. Er gibt folgende Merkmale desselben an. Der christliche Staat ist ein Staat ohne Sklaven, und wo die Ehe als etwas Heiliges betrachtet und behandelt wird. Leibeigenschaft und Hörigkeit widerstreiten nicht gegen das Christenthum. Der Staat ist nicht an sich heilig, sondern nur die Obrigkeit ist von Gott, die gerechte wie die ungerechte. Der christliche Staat hat vermöge seiner positiven Natur eine entschieden friedliche Tendenz, und die christliche Gerechtigkeit ist zugleich auf ein System der Billigkeit gegründet. Das starre Recht gehört dem absolutistischen und heidnischen Staat an. Das Christenthum geht nicht, wie ein System der Philosophie, von einem selbsterdachten Begriff

des Staats aus, sondern von der factisch bestehenden Obrigkeit und von dem nothwendigen Gehorsam gegen dieselbe, ohne Rücksicht darauf, daß die obrigkeitliche Macht mit Härte und Ungerechtigkeit verwaltet wird, oder als ob der legitime Ursprung der factisch bestehenden Staatsgewalt erst weiter untersucht und nach allgemeinen Rechtsbegriffen geprüft werden müsse. Das Christenthum hat eine entschiedene Tendenz zur Monarchie. Das römische Recht ist das abstracte, aus dem Begriff ohne alle Rücksicht auf Nebenumstände hergeleitete, unerbittliche Recht; das christliche Recht dagegen ist das historische, auf dem factischen Bestand, den eigenthümlichen Sitten und Localverhältnissen positiv beruhende und geschichtlich daraus hervorgegangene Recht. Daher hat es sich auf deutschem Boden am natürlichsten entwickelt, denn auch das germanische Recht ist seinem Ursprung nach größtentheils ein historisches Recht des Herkommens gewesen; dagegen ist ihm das römische Recht seiner innersten Natur nach entgegengesetzt. Der christliche Staat erkennt das rechtliche Dasein der Corporationen an und beruht selbst auf ihrem organischen Zusammenwirken. Der auf Corporationen beruhende ständisch-monarchische Staat ist dem modernen Repräsentativstaat entgegengesetzt. Unter den vom Staat anerkannten Corporationen nimmt die Kirche die erste Stelle ein. Der Papst ist der wachsame Volkstribun der Christenheit zu Gunsten aller Unterdrückten und Beeinträchtigten, und seine Anhänger, die Welfen, sind die wahren Liberalen des Mittelalters, während die Ghibellinen in ihrer Opposition gegen das religiöse Gefühl auch alle sittliche Würde einbüßten. Die Wiederaufnahme des ständischen Staats auf Grundlage der ständischen Corporationen und einer unabhängig fundirten Kirche ist die einzige Rettung vor jenen willkürlichen Ausgeburten der revolutionären Theorie, welche mit der Verwerfung und Vernichtung alles historisch Begründeten beginnen, alles eigenthümlich Locale in Sitten und Provinzialeinrichtungen verschmelzen, so wie die geschichtlich, factisch und rechtlich begründeten Stände und Corporationen aufheben wollen und nichts Bestehendes zu achten wissen, indem sie den ganzen Körper der bürgerlichen Gesellschaft erst in seine einzelnen Staatsatome oder Individuen zerschlagen, und diese Atome dann in Masse bald nach dieser, bald nach jener Richtung in Bewegung setzen. — Auch die Aesthetik wurde durch das neugewonnene Princip gefärbt. In den Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur (gehalten zu Wien 1812, gedruckt 1815) hat sich Fr. Schlegel die neuen Entdeckungen sehr geschickt angeeignet, aber man fühlt, bald in der Unsicherheit, bald in der übertriebnen Zuversicht seiner Behauptungen heraus, daß es nicht seine Arbeit ist. Im Gegensatz zu seinem Bruder trägt er Wolf's Hypothese über die Entstehung des Homer, Niebuhr's Hypothese über die römischen Volkslieder, die dem Livius zu Grunde

liegen sollen, Grimm's Hypothese über die altheidnische Basis der deutschen Volksdichtung und Aehnliches im Ton einer einfachen Erzählung wie eine ausgemachte Sache vor. Er bemüht sich, seinen Uebertritt zu rechtfertigen, seinem Publicum, dem östreichischen Adel zu gefallen, und doch dem Gebildeten so wenig Anstoß als möglich zu geben. Man muß ihm sehr genau auf die Finger sehn, um zu unterscheiden, wo der Jesuitismus anfängt. Am deutlichsten zeigt sich seine Perfidie in dem was er verschweigt. Ueber dieser Treulosigkeit der Gesinnung darf man die Vorzüge des Buchs nicht übersehn; vor allen Dingen darf man es nicht mit den Ausgeburten der gleichzeitigen Mystiker und Geisterbanner verwechseln; bei Schlegel bleiben wir immer in der gebildeten Gesellschaft, die wir bei Görres und Schubert im Stich lassen. Schlegel verschmäht jene buntscheckige Sprache der Deutschthümler, die uns in die alte Barbarei zurückzubringen drohte, in dem Bewußtsein, daß jede nationale Eigenthümlichkeit der freiesten Bildung fähig ist. Er zeigt, daß die Dichtkunst aus dem nationalen und religiösen Boden erwachsen müsse. Damit hängt zusammen, daß die Literatur nicht mehr für sich, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Culturentwickelung betrachtet wird: ein wichtiger Fortschritt, denn die Literatur schwebt in der Luft, solange man ihre endlichen Beziehungen außer Acht läßt. Zwar werden Religion, Wissenschaft, Politik, Architektur u. s. w., auf das bunteste durcheinander geworfen, und man merkt niemals die feste Hand heraus, die nach einem bleibenden Princip das Gesetz der Entwickelung nachzeichnet, sondern das müßige Behagen eines Spiels, welches den neugewonnenen Gesichtspunkt mehr künstlerisch als wissenschaftlich verwerthet. Allein der richtige Weg war doch gewiesen, und spätere Culturhistoriker, die gewissenhafter ans Werk gehn, werden immer dieser Schrift ihre erste Anregung verdanken. — Seine Darstellung der griechischen Poesie sieht im einzelnen mitunter so aus, als sei sie aus dem ältern Buch abgeschrieben; die Tendenz des Ganzen ist aber die entgegengesetzte. Er stellt die Grundlage des griechischen Empfindens, die Religion, als eine unrichtige dar, und findet in der gesammten griechischen Poesie einen durchklingenden Schmerz, die Klage über den Verlust einer bessern Menschheit, eines bessern Göttergeschlechts. Diesen Schmerz sucht er im Aeschylus, im Thucydides, im Aristophanes nachzuweisen, im Pythagoreischen Bunde und in den Mysterien. Der leichtfertigen attischen Poesie stellt er die tiefere dorische gegenüber (Pindar). Sokrates habe das Leben überhaupt, wie viel mehr in dem damaligen Zustand der Welt, als ein Gefängniß der Seele betrachtet, von welcher der sonst so heitere Weise gern zufrieden war, durch den Tod, da es sich nun so fügte, geheilt und befreit zu werden. Des Aristoteles Philosophie sei unbefriedigender als Plato's, weil er die höhere Quelle der Erkenntniß

verschmähte, und sich mit seinem Verstand nur im Endlichen bewegte. Bei der Hervorhebung des nationalen Princips für die Dichtkunst kommen diesmal die Römer weit besser weg als sonst. Schlegel bemerkt sehr richtig, daß, so unpoetisch die Römer in allem Uebrigen waren, sie doch von Einer großen poetischen Idee getragen wurden: der Idee von Rom. Den Untergang des römischen Lebensprincips durch orientalische Einflüsse hat er mehr angedeutet als ausgeführt. So dilettantisch seine Darstellung der orientalischen Literatur ist, so war sie doch wichtig, da man bisher diesen Theil der Culturgeschichte außer allem Zusammenhang mit der europäischen Entwickelung betrachtet hatte. Diesmal ist ihm der Orient nicht mehr die Urquelle der Weisheit, er erkennt das Gefährliche der orientalischen Naturbestimmtheit sehr wohl heraus. Er macht die Literarhistoriker darauf aufmerksam, die Periode, wo die verschiednen orientalischen Denkarten in Europa eindrangen und miteinander kämpften, die Periode von Hadrian bis Justinian, schärfer ins Auge zu fassen, so unerfreulich sie auch für den Kunstfreund ist. „Es gibt Epochen in der Literatur, wo das Genie des Einzelnen zur glücklichsten Entwickelung gelangt auch in Stil und Kunst, und weit vorragt über sein Zeitalter; andere Epochen, wo jede einzelne Kraft in dem Geist des Ganzen verschwindet und in dem Kampf der Entwickelung der allgemeinen Denkart. Eine Geschichte der Literatur muß beiden Zuständen des menschlichen Geistes, dem ruhigen der kunstreichen Entwickelung und dem schöpferischen der chaotischen Gährung, ihr Recht widerfahren lassen." — Recht hat er ferner, wenn er die übliche Ansicht vom Mittelalter, als sei es eine bloße Lücke in der Entwickelung des menschlichen Geistes, zurückweist und ihm ein eignes Lebenselement sucht. Die Kraft und Schönheit der germanischen Heldensage wird warm vertreten, ebenso die Fortsetzung der überlieferten Bildung durch die Geistlichen. Daß die Bewegung der Cultur nicht in gerader Linie fortging, muß Schlegel selbst zugeben. „Für die romanisch redenden Länder mußte eine Art chaotischer Zwischenzeit entstehn, ehe die veränderte Mundart des Volks von ihrem lateinischen Ursprung sich ganz lostrennen und sich wieder zu einer eigenthümlichen und einigermaßen bestimmten Sprachform gestalten konnte." In der durch orientalische Einwirkung veränderten Gemüthsrichtung der Deutschen vergißt Schlegel sein leitendes Princip. Während er die wahrhaft nationale Erhebung der Araber im Islam mit einem völlig unhistorischen Verdammungsurtheil abfertigt, überschätzt er den wohlthätigen Einfluß der orientalischen Phantasie auf die germanische Dichtkunst bei weitem. In seiner Begeisterung für die Poesie des Mittelalters macht er keinen Unterschied zwischen der naturwüchsigen Poesie des Volks und den künstlichen Erfindungen der ritterlichen Sänger. Er sucht für den Dichter der Nibelungen nach einem berühmten Namen, der sich

dem Wolfram von Eschenbach an die Seite stellen könne, und glaubt ihn in Heinrich von Ofterdingen gefunden zu haben. Hätte er W. Grimm's Entdeckungen auch hier benutzt, so würde dieser Theil seiner Untersuchungen besser mit seinem Princip übereinstimmen; aber bei seiner Darstellung der mittelalterlichen Poesie verläßt ihn die Idee der Nationalität völlig, er wittert überall Symbole und höhere Mysterien, er beschäftigt sich mit den tiefen Geheimnissen der Tempelherrn, er sucht nach einer Wahlverwandtschaft zwischen den Deutschen und Persern, zuletzt findet er die Blüte der Symbolik in der gothischen Baukunst. Die großen Baugesellschaften haben nach ihm nicht blos Steine übereinander häufen wollen, sondern Gedanken darin ausdrücken. „Ein noch so herrliches Gebäude, wenn es keine Bedeutung hat, gehört auf keine Weise zur schönen Kunst. Alle Baukunst muß symbolisch sein. Was am nächsten liegt, ist der Ausdruck des zu Gott emporsteigenden Gedankens, der vom Boden losgerissen kühn und gerade aufwärts zum Himmel zurückfliegt. Aber auch alles andere in der ganzen Form ist bedeutend und sinnbildlich. Der Altar wurde gegen Aufgang der Sonne errichtet; drei Thürme entsprachen der Dreizahl des christlichen Grundbegriffs von dem Geheimniß der Gottheit; der Chor erhob sich wie ein Tempel im Tempel mit verdoppelter Höhe; die Gestalt des Kreuzes war schon früh in der christlichen Kirche gesucht worden. Die Grundfigur aller Zierathen ist die Rose; daraus ist selbst die eigenthümliche Form der Fenster, Thüren, Thürme abgeleitet; auch aller Blätterschmuck und die reichen Blumenzierathen. Das Kreuz und die Rose sind demnach die Grundformen und Hauptsinnbilder dieser geheimnißreichen Baukunst. Was das Ganze ausdrückt, ist der Ernst der Ewigkeit, ja wenn man will, der Gedanke des Todes, des irdischen nämlich, umflochten von der lieblichsten Fülle eines unendlich blühenden Lebens." Die Einfälle sind artig, allein sie berühren die Hauptsache nicht. Schlegel hätte nachweisen sollen, daß die gothische Baukunst national war, durch das Klima, das Baumaterial, die bestimmten Zwecke bedingt; daß sie durch eine organische Entwickelung die höchste künstlerische Vollendung erreichte; daß die Kirchen, Burgen 2c. nicht vereinzelt standen, sondern dem Charakter der Städte, der Landschaften, des ganzen Volkslebens entsprachen. Auffallend ist die veränderte Ansicht von der eigentlich romantischen Poesie. Schlegel merkt diesmal, namentlich bei den Italienern, die geheime Frivolität heraus. Er findet es anstößig, die Religion zum Gegenstand der Dichtung zu machen; er tadelt an Dante den ghibellinischen Trotz, die grausame Härte des Gemüths; er tadelt bei den Epikern die durchgehende Persiflage und die Nachahmung der Antike. Nur die Spanier und Camoëns finden Gnade vor seinen Augen wegen ihres nationalen Gehalts. Er entdeckt, daß am Ende des 15. Jahrhunderts ein Machiavell lebte,

dessen Fürsten er zwar nach Fichte's Anleitung als einen Ausfluß des zur Verzweiflung getriebenen Nationalgefühls auffaßt, dessen völlig heidnische Gesinnung er aber doch nicht leugnen kann. Weiter zu gehn und zu erkennen, daß die heidnische Gesinnung sich der ganzen katholischen Kirche bemächtigt hatte, war dem Renegaten nicht erlaubt. Statt dessen declamirt er gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers. Von einer empörenden Frivolität ist seine Darstellung der Reformation. Während seine ganze frühere Darstellung ihn darauf hätte hinweisen müssen, daß die Empörung des deutschen Gemüths über das Spiel, das mit der Religion getrieben wurde, nothwendig zu einer Umgestaltung führen mußte, gleichviel, ob die nächsten Erscheinungen derselben erfreulich oder unerfreulich waren, ob der völlige Bruch mit der Tradition vortheilhaft oder nachtheilig auf die Kunst einwirkte, begnügt er sich mit einigen salbungsvollen Redensarten. „Wenn es eine unsichtbare Kirche geben könnte, die im Widerspruch wäre mit der sichtbaren, so würde diese Trennung noch schrecklicher, wie eine Trennung von Körper und Seele sein und uns mit einer gänzlichen Auflösung bedrohen. Doch dem ist nicht also; Leib und Seele der Menschheit sind noch nicht getrennt und die Wahrheit ist nur eine. Wer den Felsen verlassen hat, auf dem sie ruht, der wird ihren Tempel nicht erbauen." Wahrscheinlich hat das vornehme Publicum bei dieser Stelle lebhaft geklatscht; nicht minder bei der Erklärung, daß Luther's Leben ihm jenes Mitgefühl erregt habe, „welches wir immer empfinden, wenn wir sehn, wie eine große, erhabene Natur durch eigne Schuld zu Grunde geht und sich zum Verderben neigt". — Auf dieses vornehme Publicum war es auch berechnet, wenn Schlegel zum Urtheil über diese große Katastrophe jene kleinen Motive anwandte, die ungefähr darauf herauskommen, ob die Geschichte nieblich aussah oder nicht, während die Hauptsache ganz unberücksichtigt bleibt: daß eine große und edle Natur, was sie als Lüge empfindet, auch als Lüge aussprechen muß, so sehr es dem eignen Gefühl widerstrebt. — Um die Anklage gegen die Reformation, sie habe die freie Entwickelung der Kunst hintertrieben, zuzugeben, müßte man sich auch zu den weitern Folgerungen bekennen, daß Rafael, Michel Angelo und Albrecht Dürer u. s. w. die Verderber der Kunst gewesen seien, weil sie dieselbe zu freien Schöpfungen leiteten und das Handwerksmäßige der Tradition brachen. Charakteristisch war für den Entwickelungsgang der Romantiker, daß sie vom absoluten Ideal, von der freien stofflosen Kunstform ausgingen und mit einer Anbetung des rohen Stoffs endeten. Denn der rohe Stoff, der Gegenstand und die Gesinnung ist in dieser neuen Wendung das maßgebende Princip, nicht die Bildung und das Talent. — Der Hauptgrund, auf den Schlegel seine Klage stützt, ist, daß durch die Refor-

mation mit dem alten Glauben auch viele damit zusammenhängende bildliche Vorstellungen, poetische Symbole und Sagen verworfen, verkannt und endlich vergessen wurden. Einen andern Vorwurf, daß sie das religiöse und theologische Interesse zu sehr in den Vordergrund gedrängt, daß sie das Geistige zu sehr auf Kosten des Sinnlichen gehegt habe, konnte der bekehrte Dichter der Lucinde nicht wohl aufstellen. In der Klage über den Verfall des Romantischen wird er wider seinen Willen zuweilen drollig. Er schüttelt den Kopf über die Astrologie. „Solche Phänomene, die für wunderbar und geheimnißvoll gelten, nicht als ob sie an und für sich ganz regellos, unzusammenhängend und unbegreiflich wären, sondern weil sie allerdings einer höhern und verborgenern Ordnung und Region angehören, bin ich weit entfernt leugnen zu wollen u. s. w." — Dazwischen kommen Reminiscenzen aus Jean Paul's „Vorschule der Aesthetik". Dann findet er, daß Jakob Böhme nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein großer Dichter gewesen sei, und stellt ihn über Dante, Milton und Klopstock. Die französische Poesie wird getadelt, aber doch nicht mit der alten Heftigkeit, Racine wird sogar sehr gelobt. Die Geschichte der Philosophie hat ein sehr trostloses Ansehn. „Die ältere Philosophie erkannte in Raum und Zeit den unendlichen Schauplatz der Verherrlichung des Ewigen und den lebendigen Pulsschlag in dem ewigen Meere der Liebe u. s. w." Spinoza, sein alter Liebling, erhält einige aufmunternde Lobsprüche, doch wird die irreligiöse und unsittliche Richtung seiner Philosophie sanft getadelt. Cartesius wird strenger behandelt. Schlegel bedauert, daß Lessing sich nicht mehr mit Philosophie beschäftigt habe, wozu er, abgesehn von seiner Neigung zur orientalischen Schwärmerei, im ganzen ein gutes Talent gehabt. Als Kunstrichter habe er mehr schädlich als nützlich gewirkt. „Das Größte, was Kant geleistet hat, bleibt immer, wie er gezeigt, daß die Vernunft in sich selbst streitend und für sich leer und ohne Inhalt sei, mithin nur in ihrer Anwendung auf die Erfahrung und im Gebiet derselben gültig, eine Erkenntniß von Gott oder göttlichen Dingen durch sie zu erreichen also nicht möglich sei. Statt aber nun anzuerkennen, daß diese nur durch innere Wahrnehmung erlangt werde, daß die höhere Philosophie eine Erfahrungswissenschaft sei, statt der Vernunft auch hier im Gebiet der übersinnlichen Erfahrung dieselbe zweite, ordnende und dienende Stelle anzuweisen, stellte er statt dessen dennoch die Vernunft, obwol unter der ihr gar nicht anstehenden Maske des Glaubens wieder auf den Thron u. s. w." — Was ist nun gar aus Fichte, dem gefeierten Propheten der romantischen Philosophie, geworden? Er muß sich mit einer kümmerlichen Existenz neben Kotzebue und Jean Paul als ein Symptom von den Unarten des Zeitalters begnügen. Daß Schiller ein unbefriedigter Skeptiker genannt wird, kann nicht wunder nehmen; auffallender ist der Ton, in

welchem von Göthe gesprochen wird. Durch das ganze Buch ziehn sich versteckte Seitenhiebe auf die Werke des Dichters. Zuletzt wird zwar seine Kunstvollendung gelobt, aber doch hinzugesetzt: „In Rücksicht auf die Denkart, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte unser Dichter auch wol ein deutscher Voltaire genannt werden. Es wird unter all der mannichfaltigen Bildung, der geistreichen Ironie und dem nach allen Directionen hinstrebenden Witz fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle von geistigem Spiel an einem festen innern Mittelpunkt fehlt.“ Auch auf Schelling's schnelles Weltconstruiren und sein dynamisches Spielen mit allerlei immer veränderten Natursystemen wird mit ernstem Tadel herabgeblickt, doch wird ihm das Zeugniß gegeben, daß er sich neuerdings gebessert habe. Der einzige Weg, auf welchem die Zeit wieder ihr Heil finden kann, ist die Rückkehr zur alleinseligmachenden Kirche. „In einfacher Würde und mit der schönsten Klarheit hat Stolberg die Herrlichkeit jenes Glaubens entfaltet, die nicht blos seinem Herzen Beruhigung, sondern auch seinem Geist und seinem Talent eine höhere Entwickelung und ganz neue Kräfte gegeben hat. Schon werden Annäherungen zur Wahrheit fast überall gefunden, und ich hoffe, die Rückkehr soll ganz allgemein stattfinden, und die deutsche Philosophie eine Gestalt gewinnen, wo man sie nicht mehr als eine Zerstörerin der Wahrheit wird zu fürchten haben, sondern sie als eine Vertheidigerin und Dolmetscherin derselben wird betrachten dürfen.“*) — Die romantische Schule war darauf ausgegangen, eine poetische Atmosphäre künstlich hervorzubringen, die sie in der Wirklichkeit vermißte. Sie stellte künstlerische Ideale auf, die den Begriffen des Zeitgeistes widersprachen, aber sie nahm, solange sie nicht die Besinnung verlor, für diese Ideale keine Gültigkeit innerhalb der wirklichen Welt in Anspruch: sie billigte den poetischen Idealismus des Ritters von der traurigen Gestalt, aber sie fand seinen Irrthum darin, daß er diese Ideale ins Leben einführen wollte, da doch die kalte Wirklichkeit der Feind des Ideals sei. Ihr Princip bestand darin, daß der poetische Glaube, das poetische Lebenselement ein andres sein müsse als das Lebenselement der Wirklichkeit — und in diesem Grundirrthum lag ihre Verwandtschaft mit dem Katholicismus. Der Protestantismus nahm die Gegensätze des Göttlichen und des Irdischen in das menschliche Herz auf, wo sie sich in concreter Fülle entfalteten; während sowol in der alten Kirche wie in dem neuen Jesuitismus der Himmel und die Erde zwei Welten waren, die sich ganz äußerlich bekämpften. Bei dem wahrhaft protestantischen Dichter ist das Leben, der Charakter eine Continuität, die Seele ein organisches

*) Fr. Schlegel ging endlich ganz in Sinnengenuß auf und endete als vollendeter Epikureer 1829.

Ganze. Wenn sie auch die äußere Versöhnung entbehrt, so verliert sie doch nicht sich selbst. In diesem Sinn, freilich nur in diesem, wird man als Princip des Protestantismus die Freiheit, d. h. die Selbstbestimmung, als Princip des Katholicismus die Autorität aufstellen können. Die Freiheit kann zur Qual werden, und dann flüchten schwachmüthige Idealisten zur Autorität; aus dieser geht aber nie ein wirklicher Glaube, also auch nie eine wirkliche Dichtung hervor. Die Poesie soll nicht Ausnahmezustände, sondern Ideale darstellen, solche, die jeder Mensch von richtiger Gefühlsbildung versteht; und der Dichter muß an seinen Stoff und an dessen sittlichen Inhalt glauben, d. h. er muß ihn bereits in seiner Seele vorfinden: das Lebenselement seiner Fabelwelt muß auch das seinige sein, und das Gewissen seiner Charaktere muß an dem seinigen den Regulator haben.

Man hat ein äußerliches, fast untrügliches Kennzeichen, die Romantik von der historischen Schule zu unterscheiden: die letztere ist immer protestantisch, die erstere neigt sich stets dem Ultramontanismus zu. Das Wesen der historischen Schule ist die liebevolle Anerkennung der unbemerkt, aber stetig schaffenden Volkskraft; das Princip der Romantik die Leugnung derselben und die Herleitung alles Rechts aus einem übernatürlichen Licht, das auf Erden kein Maß findet.

Fr. von Savigny, 1779 zu Frankfurt am Main geboren, wurde bereits 1800 Docent zu Marburg, schrieb 1803 sein Werk über das Recht des Besitzes, und widmete sich seit 1804 auf mehrjährigen Reisen durch Deutschland und Frankreich der Aufsuchung unbekannter oder wenig benutzter Quellen des römischen Rechts und der Literaturgeschichte. 1808 wurde er Professor in Landshut, 1810 in Berlin; 1842 — 48 versah er die Stelle eines Justizministers. In der Wissenschaft werden seine beiden Leistungen: Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, 6 Bände, 1815 — 31, und System des heutigen römischen Rechts, 8 Bände, 1840 — 49, unsterblich bleiben. In der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft, die er seit 1815 mit Eichhorn in Berlin herausgab, fand die historische Schule ihren Mittelpunkt. — Die öffentliche Aufmerksamkeit fesselte er zuerst durch eine polemische Schrift. Thibaut (geb. 1774 zu Hameln, Professor der Jurisprudenz in Kiel 1796, in Jena 1802, in Heidelberg 1805 bis an seinen Tod 1840), der schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts mit erfolgreichem Eifer an der logischen Auslegung des römischen Rechts gearbeitet hatte, schrieb 1814 eine Broschüre über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland. Er entsprach damit einer allgemeinen Stimmung der Nation, die sich nicht blos durch staatliche Zerspaltung in ihrem Gemeingefühl gehemmt sah, sondern auch durch die Ungleichheit aller bürgerlichen Verhältnisse. Wenn in früherer Zeit das

Volk dem Recht, welches ohne sein Zuthun und Wissen ausgeübt wurde, mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit zusah, so war das jetzt nicht mehr möglich, nachdem die Revolution alle großen Fragen des bürgerlichen und staatlichen Lebens vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen hatte. Außerdem war durch geistvolle Rechtslehrer die Theilnahme für die Ausbildung der Gesetze im Volk erweckt worden.*) Da an der Durchführung einer das ganze Reich umfassenden Verfassung der ruhigere Beobachter bald verzweifeln mußte, so suchte man wenigstens die Schranken aufzuheben, welche dem geistigen und materiellen Verkehr in Deutschland entgegenstanden. In Beziehung auf das Recht dachte man sich die Ausgleichung in der Form eines neuzuschaffenden Gesetzbuchs, wie der Code Napoléon und das preußische Landrecht. Gegen diese Ansichten erhob sich Savigny 1814 in der kleinen Schrift über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung. Man glaubte, es käme nur auf den guten Willen an, um eine nach allen Seiten hin befriedigende Ausgleichung der gesetzlichen Bestimmungen mit den öffentlichen Wünschen und Forderungen eintreten zu lassen. Der Grundirrthum lag darin, daß man den Staat als die souveräne Macht auffaßte, aus welcher alle übrigen Rechtsfunctionen ihr Dasein und ihre Berechtigung erst herleiten müßten und von der sie in ihrem Fortbestehn abhängig wären. Savigny bekämpfte diese Abstraction mit großer Ueberlegenheit. Er zeigte, daß die Gesetze nichts Anderes sind als die ins Bewußtsein aufgenommene natürliche Ordnung, daß sie nichts Neues schaffen, sondern nur das Bestehende anerkennen; so wie man im Staate nichts Anderes suchen dürfe als die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selber geschaffen. Aber Savigny vergißt, wie auch in den wirklichen Verhältnissen zuweilen sehr rasche und eingreifende Veränderungen eintreten und seinem eignen Princip nach zu einer Beschleunigung in der Gesetzgebung, das heißt in der Anerkennung jener Veränderungen führen müssen. Aus der gerechten Abneigung gegen die abstracten Bemühungen des damaligen Liberalismus, das selbstgemachte Bild einer idealen Staats- und Rechtsform jedem belie-

---

*) Anselm Feuerbach, geb. 1775 in Jena, studirt daselbst und beginnt 1799 seine akademische Wirksamkeit. 1802 nach Kiel, 1804 nach Landshut, 1805 in Staatsdienst nach München, stirbt 1833. Seine „Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts“ (1799) und sein „Lehrbuch des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts“ (1801) waren epochemachend für diesen Zweig der Wissenschaft. Seine „Merkwürdigen Criminalrechtsfälle“ (1808) erregten durch ihren eleganten, ganz unjuristischen Stil, wie durch ihre psychologische Begründung das allgemeine Interesse, und seine Schrift über deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände (1814) zeigte seinen vaterländischen Sinn.

digen Inhalt aufzuzwängen, entsprang die entgegengesetzte Einseitigkeit, gerade diese der öffentlichen Meinung genehme Form aus dem Kreise der natürlichen Formen zu streichen und als den Inhalt des wirklichen Rechtsbewußtseins alles Mögliche anzunehmen, nur das nicht, was die öffentliche Meinung als solches begriff. Daher die Neigung, alte Rechtsformen, deren Leben längst abgestorben war, gegen den Willen aller Betheiligten nicht aus einem egoistischen Motiv, sondern rein aus doctrinären Gründen festhalten und dagegen neue Formen, die bereits von der allgemeinen Anerkennung getragen wurden, wie z. B. der Code Napoléon in der Rheinprovinz, wieder aufheben zu wollen. Wenn man die Fortbildung des Rechts mit der Fortbildung der Sprache verglich, sowie die Entwickelung des Staats mit der Entwickelung eines natürlichen Organismus, so vergaß man einen wesentlichen Umstand. Wenn die Gesetzgebung materiell nichts Neues schafft, wo nicht neue Verhältnisse eintreten, so ist sie doch in ihrer Form ein bestimmter Act des Bewußtseins, der dann wieder auf die bestehenden Verhältnisse rückwirkende Kraft ausübt, und das ist bei der Fortbildung der Sprache nicht der Fall. Nach Savigny ist das Recht nicht nach dem Einfluß des Zufalls, der menschlichen Willkür, Ueberlegung und Weisheit verschieden, sondern in jedem gegebenen Zustand hat es, als positives Recht, ein schon wirkliches Dasein, in dem Volk, und für dasselbe. Jedes positive Recht ist Volksrecht: nicht, als ob es die einzelnen Glieder des Volks wären, durch deren Willkür das Recht hervorgebracht würde, vielmehr ist es der in allen Einzelnen gemeinschaftlich lebende Volksgeist, der das positive Recht erzeugt. Urkundlich läßt sich diese unsichtbare Entstehung des Rechts nicht beweisen, ebenso wenig wie die Entstehung andrer Eigenthümlichkeiten der Völker, der Sitten, vor allem aber der Sprache. Eben diese gemeinsamen, durch eine Art Naturnothwendigkeit gegebenen Richtungen und Thätigkeiten, unter welchen die Sprache, als die sichtbarste und ihrer sinnlichen Natur nach anschaulichste, die erste Stelle einnimmt, sind es, welche die individuelle Natur der einzelnen Völker bestimmen, die sich in einer geistigen Gemeinschaft bestehend erscheinen lassen; in dem die Einzelnen durchdringenden Volksgeist ist, wie die Production der Sitte und Sprache, auch der Sitz der Rechtserzeugung. Mit der Vielheit der Völker ist auch die Verschiedenheit des überall positiven Rechts gegeben; nur findet sich unter verwandten Stämmen theilweise Uebereinstimmung. Aber auch innerhalb der Einheit eines Volks finden sich oft noch engere Kreise, wie Städte und Dörfer, Innungen, Corporationen und andre volksmäßige Abtheilungen des Ganzen, in denen eine eigenthümliche Rechtserzeugung ihren Sitz haben kann: particuläres Recht, neben dem gemeinsamen Volksrecht, welches dadurch auf manchen Seiten ergänzt oder umgebildet wird. Das Recht hat seine

Provinzialismen wie die Sprache. Die Gestalt, in welcher das Recht zunächst in dem Bewußtsein des Volks lebt, ist nicht die der abstracten Regel sondern die lebendige Anschauung der Rechtsinstitute in ihrem organischen Zusammenhang, und offenbart sich durch symbolische Handlungen, die das Wesen der Rechtsverhältnisse bildlich darstellen. Die Tradition, bedingt und begründet durch den niemals plötzlich eintretenden, sondern ganz allmählichen Wechsel der Generationen, bewirkt die stete Erhaltung des Rechts und verleiht ihm eine von dem Leben der jeweiligen Volksglieder unabhängige Dauer, welche wiederum in sich selber ihre befestigende Kraft trägt, und die Rechtsüberzeugungen, je länger sie in dem Volk leben, desto tiefer wurzeln läßt. Da indeß das Volk ein organisches Ganze ist, in dessen Dasein ebenso wenig wie in dem Leben des Einzelnen ein Augenblick vollkommenen Stillstandes wahrgenommen werden kann, so findet auch im Leben des Rechts wie in der Sprache eine organische Fortentwickelung, aus innerer Kraft und Nothwendigkeit, unabhängig von individueller Willkür, in steter Continuität statt. Nicht blos so, daß dasjenige, was von Anfang als Keim vorhanden war, durch die Anwendung in bestimmter Gestalt zum Bewußtsein kommt, sondern auch wirklich Neues wird mit derselben Naturnothwendigkeit erzeugt. Das Recht, als ein Theil des Volkslebens, entwickelt sich mit dem Volk, dem Charakter desselben auf seinen verschiednen Bildungsstufen sich anschließend, sich seinen wechselnden Bedürfnissen bequemend: das Recht hat, wie das Volk, dem es angehört, seine Geschichte, in der es mit der Entwickelung des Volks stets gleichen Schritt hält. Am kräftigsten erscheint die Erzeugung, Entwickelung und Veränderung des Rechts in der Jugendzeit der Völker, in welcher der Nationalzusammenhang noch inniger, die Lebensstellung und Bildung der Volksangehörigen noch eine wesentlich gleiche ist, weshalb alle an der Entwickelung des Rechts, namentlich auch in den Volksgerichten, theilnehmen. In demselben Grad aber, in welchem die Bildung der Individuen ungleichartiger und die Lebensstellungen verschiedener werden, hiermit die schärfere Sonderung der Beschäftigungen und die Theilung der Arbeit eintritt, wird die ursprünglich auf der Gemeinschaft des Volksbewußtseins aller beruhende Rechtserzeugung in den Hintergrund gedrängt. Die weitere Entwickelung, Erzeugung und Veränderung des Rechts geschieht von da an immer mehr durch besondere Organe: die Gesetzgebung und die Rechtswissenschaft. Wenn das unsichtbar entstandene Volksrecht, das durch die Gewohnheit, die Gleichförmigkeit einer fortgesetzten, also dauernden Handlungsweise, nicht entsteht, sondern nur durch dieselbe erkannt wird, alle Grundlagen des positiven Rechts enthält, so findet sich doch Manches im einzelnen unbestimmt gelassen. Außerdem liegt in der Natur vieler Bestimmungen eine relative Gleichgültigkeit; wie in den vielen Fällen, wo

die Rechtsregel irgendeine Zahl in sich schließt, ebenso in denjenigen, welche blos die äußere Form eines Rechtsgeschäfts zum Gegenstand haben. Zwar wird in Fällen dieser Art unser früheres Denken und Wollen eine Autorität für uns selbst in jeder spätern Anwendung werden und so das Gesetz der Continuität menschlicher Gesinnungen, Handlungen und Zustände ein durch die Gewohnheit entstehendes Gewohnheitsrecht hervorbringen. Aber die in solchen Fällen nöthige Ergänzung des Volksrechts wird schneller und sicherer durch die Gesetzgebung bewirkt. Außerdem kann zwar das Volksrecht, wenn durch veränderte Sitten, Ansichten, Bedürfnisse, eine Veränderung in dem bestehenden Recht nothwendig wird, sich diese neuen Elemente durch dieselbe innere Kraft einfügen, welche ursprünglich das Recht erzeugte. Allein hier ist der Einfluß der Gesetzgebung heilsam, ja unentbehrlich. Denn da jene wirkenden Ursachen nur allmählich eintreten, so entsteht nothwendig eine Zwischenzeit von ungewissem Recht, welche durch den Ausspruch des Gesetzes zu beendigen ist. Ferner stehn alle Rechtsinstitute untereinander in Wechselwirkung, sodaß durch jeden neugebildeten Rechtssatz unbemerkt ein Widerspruch mit andern, unveränderten Rechtssätzen entstehen kann, dessen Ausgleichung fast nur durch Reflexion und absichtliches, also persönliches Eingreifen mit Sicherheit zu bewirken ist. Der Gesetzgeber handelt nur als Repräsentant des Volks, wem auch die Gesetzgebung im Staat zustehn mag, denn wollte man daran zweifeln, so müßte man den Gesetzgeber als außer der Nation stehend denken; er steht aber vielmehr in ihrem Mittelpunkt, sodaß er ihren Geist, ihre Gesinnungen, ihre Bedürfnisse in sich concentrirt. Als dritte Rechtsquelle neben dem Volksrecht und dem Gesetz gilt das wissenschaftliche Recht. Mit der Ungleichheit der Bildung, der Verschiedenheit des Lebensberufs, der größern Mannichfaltigkeit der Verhältnisse wird das Recht ursprünglich in seiner Einfachheit ein Gemeingut des gesammten Volks, durch die sich mehr und mehr verzweigenden Verhältnisse des thätigen Lebens dergestalt ins einzelne ausgebildet, daß es durch die im Volk gleichmäßig verbreitete Kenntniß nicht mehr beherrscht werden kann. Dann bildet sich ein besonderer Stand der Rechtskundigen, welcher, selbst Bestandtheil des Volks, und sich stets aus ihm nach der jedem einzelnen der Volksangehörigen freistehenden Wahl erneuernd, in diesem Kreise des Denkens die Gesammtheit vertritt. Das Recht ist im besondern Bewußtsein dieses Standes nur eine Fortsetzung und eine eigenthümliche Entwickelung des Volksrechts: dieses lebt seinen Grundzügen nach fort im gemeinsamen Bewußtsein des Volks, die genauere Ausbildung und Anwendung im einzelnen ist der besondere Beruf des Juristenstandes. Wenn so der Juristenstand eine materielle Wirksamkeit übt, indem sich die rechtserzeugende Thätigkeit des Volks größtentheils in ihn zurückzieht, sodaß von dem alten Volksrecht meist wenig

mehr in seiner frühern Gestalt sichtbar bleibt, so wirkt er andererseits auch auf eine formelle Art, indem von ihm das Recht überhaupt, wie es auch entstanden sein möge, in wissenschaftlicher Weise zum Bewußtsein gebracht und dargestellt wird. Ist in dieser letzten Function die Wirksamkeit der Juristen zunächst eine abhängige, ihren Stoff von außen empfangende, so entsteht durch die dem Stoff gegebene wissenschaftliche Form, welche seine inwohnende Einheit zu enthüllen und zu vollenden strebt, ein neues organisches Leben, welches bildend auf den Stoff zurückwirkt. Ein gesunder Zustand ist nur da vorhanden, wo diese drei rechtsbildenden Kräfte harmonisch zusammenwirken, also keine derselben von den andern sich isolirt. Damit das Recht gleichen Schritt halte mit der Entwickelung des Volks, ist es nothwendig, daß den drei Rechtsquellen, welche an der Fortbildung des Rechts thätig sind, die ihnen gebührende freie Bewegung erhalten wird. Wird dieses Zusammenwirken gestört, wie es z. B. geschieht, wenn man die Kraft der unmittelbaren Volksüberzeugung und der Wissenschaft zu lähmen und die gesammte Fortbildung auf den Gesetzgeber zu stellen sucht, so wird eins von beiden kaum zu vermeiden sein, entweder, daß das Recht gegen die Anforderungen der Zeit zurückbleibt, oder daß es durch plötzliche Erneuerungen der Gesetzgebung aus dem Zusammenhang mit dem Volksleben gesetzt wird, in beiden Fällen also mit jener Entwickelung im Einklang zu stehn aufhört. — Durch Savigny ist in die Jurisprudenz ein wunderbar reicher Inhalt gekommen. Vorher ein leerer, unerquicklicher Mechanismus, gedieh sie unter seinen Händen zu einem üppigen, in den buntesten Farben und Gestalten hervorquellenden Leben. Durch seine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter wurde die innere Continuität der verschiednen Perioden wiederhergestellt, die man in der einseitig politischen Geschichtschreibung aus den Augen verloren hatte. Das römische Recht, wie es sich allmählig den Bedürfnissen der wechselnden Zeiten und Völker anbequemte, ungefähr in der Weise der christlichen Religion, wurde das Medium dieses geistigen Zusammenhangs.

Savigny's Freund und Gesinnungsgenosse, B. Niebuhr, Sohn des berühmten Reisenden, wurde 1776 geboren und von frühester Kindheit in Dithmarschen erzogen. Er machte sich in Hamburg mit dem Handel vertraut, studirte 1793—94 in Göttingen die Rechte, dann in Edinburg die Naturwissenschaften und wurde 1798 im dänischen Finanzministerium angestellt, von wo er 1806 in preußische Dienste trat, und diesem scheinbar sinkenden Staat in den Zeiten der Noth treu blieb. Nach der Restauration ging er 1816 als preußischer Gesandter nach Rom. In der Theilnahme für die Kunst, in seinem Verhältniß zu den deutschen Künstlern, Cornelius, Overbeck, Schadow u. s. w., lag doch etwas ganz Anderes, als man in der classischen Periode gewohnt war. Das rein ästhetische

Wohlgefallen, theils an den prachtvollen Ruinen, theils an dem heitern gedankenlosen Maskenspiel des italienischen Lebens, wie es sich in Göthe's Italienischer Reise ausspricht, war ihm unerträglich. Ihn entsetzte dieser Leichtsinn, der die höchsten, heiligsten Angelegenheiten der Menschheit zum Spiel der Phantasie herabsetzt. Für ihn hatte die Kunst nur insofern Werth, als sich in ihr eine lebendige Richtung des sittlichen Volksgeistes ausspricht. Göthe gegenüber empfand er stets ein gewisses Unbehagen, er liebte und verehrte ihn, aber sein Mangel an geschichtlichem Sinn versetzte ihn in Kummer, zuweilen in Zorn. Die beiden Männer haben sich nie gesehn, aber Göthe hat vor Niebuhr stets die größte Hochachtung empfunden. Der Gegenstand seiner Forschungen war ihm gleichgültig, aber die Persönlichkeit des Mannes, die sich darin aussprach, flößte ihm jene Anerkennung ein, die er einer sichern, concentrirten Kraft nie versagte.*) — Nach seiner Rückkehr aus Rom 1823 ging er an die Universität Bonn, wo er 2. Januar 1831 starb, nachdem er nicht blos in der Auffassung der römischen Geschichte, sondern in der ganzen Geschichtswissenschaft eine folgenreiche Umwandlung hervorgebracht. Für die frühere Auffassung der römischen Geschichte waren die Quellen Livius und Plutarch, vorzugsweise die symbolischen Anekdoten von dem Geist des Volks, die keineswegs die Unbefangenheit rein und unverfälscht überlieferter Mythen hatten, sondern durch die Rhetorik eines spätern Zeitalters ausgeschmückt waren. Die Geschichten von Regulus, von Coriolan, von Fabricius, von Brutus, von Cincinnatus u. s. w. wußte man auswendig und aus diesen zum Theil ganz werthlosen Charakterzügen setzte man ein Bild des römi-

*) Eigentlich ist es nicht mein Bestreben, in den düstern Regionen der Geschichte bis auf einen gewissen Grad deutlicher und klarer zu sehn; aber um des Mannes willen, nachdem ich sein Verfahren, seine Absichten, seine Studien erkannte, wurden seine Interessen auch die meinigen. Niebuhr war es eigentlich und nicht die römische Geschichte, was mich beschäftigte. So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehn mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren. Auf diese Weise leb' ich nun beinahe einen Monat mit ihm als einem Lebenden. Ich habe das wirklich furchtbar anzuschauende Werk durchgelesen und mich durch das Labyrinth von Sein und Nichtsein, von Legenden und Ueberlieferungen, von Märchen und Zeugnissen, von Gesetzen und Revolutionen, von Staatsämtern und deren Metamorphosen, und von tausend andern Gegensätzen und Widersprüchen durchgeschlagen. Mir genügte, was er bejahte, da die Herren vom Fach, nach ihrer Art, nothwendig wieder da anfangen zu zweifeln, wo er abgeschlossen zu haben dachte. (Göthe an Zelter).

schen Lebens zusammen, welches in den Schulen als Ideal aufgestellt wurde, und von dem man keinen Anstand nahm Wünsche und Forderungen für das gegenwärtige Staatsleben herzuleiten. Nun trat jene Reaction in unsrer Bildung ein, welche aus einem freiern Studium der griechischen Kunst hervorging. Wenn sich die Humanitätsbildung mit ihrem neugewonnenen Ideal wieder zur Betrachtung der römischen Geschichte zurückwandte, so faßte sie jene wohlbekannten mythischen Anekdoten in einem ganz andern Licht als früher. Denn der Grundzug, der sich in ihnen ausspricht, die Verleugnung des sittlichen Instincts zu Gunsten einer Abstraction, mußte in einer Zeit, wo man die Individualität, den Instinct und die Natur auf den Altar hob, als eine Versündigung am heiligen Geist der Menschheit jedes fühlende Herz beleidigen. Diese Stimmung gegen das römische Wesen ist der Grundton der philosophischen Geschichtschreiber. Am lautesten wurde er zuerst von Herder angeschlagen, der in der ganzen römischen Geschichte einen Abfall von der Natur sah, und in seinem Haß so weit ging, daß er einmal das Schicksal auf das lebhafteste anklagte, weil es nicht dem edeln Hannibal den Sieg über dieses Volk von Fanatikern und Barbaren verliehen habe. Jetzt aber wurde dieses Ideal des schönen individuellen Lebens über Bord geworfen. Niebuhr ging von der juristischen und staatswirthschaftlichen Bildung aus. Er erkannte, daß es allen Analogien der Geschichte und allen Begriffen eines Causalnexus widersprach, sich ein vollkommenes, durch und durch consequentes und dem concreten Leben aller Zeiten entsprechendes Rechtssystem in einem Volk entstanden zu denken, welches ohne alle sittliche Traditionen aus einer Sammlung von Uebelthätern aller möglichen Stämme hervorgegangen sein sollte. Nicht die einzelnen Widersprüche in den Thatsachen waren für ihn entscheidend, sondern der große Widerspruch zwischen der Natur der Dinge und dem Inhalt der Ueberlieferung. Die frühern Untersuchungen Beaufort's über die Unsicherheit der ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte waren nur durch theoretische Zweifel veranlaßt worden und führten nur zu negativen Resultaten, Niebuhr's Kritik dagegen war auf das Positive gerichtet und ging wesentlich von dem Gefühl aus, das größte Volk der Erde könne nicht auf eine Weise entstanden sein, wie man etwa eine neue Maschine aufstellt; es müsse bereits in seinem Innern ein Fonds vorhanden gewesen sein, der sich wol allmählich erweitern und befestigen, aber nicht aus dem Nichts hervorgehn konnte. — Niebuhr hatte für einen Geschichtschreiber ausgezeichnete Gaben. Wenige Menschen besaßen jemals so wie er die Macht, in seinem eignen Geist ein lebendiges Gemälde der Zeit, die er betrachtete, zu entwerfen und den Gegenstand nicht als Aggregat von Einzelheiten, sondern als organisches Ganze anzuschauen. Wenige Menschen in unsrer Zeit kamen ihm in der Genauigkeit und Aus-

dehnung seiner vielseitigen Gelehrsamkeit gleich*); keiner übertraf ihn in der gründlichen Bekanntschaft mit der Gesammtmasse der vorhandenen römischen Literatur, welche die nothwendige Grundlage aller historischen Forschungen ist. Sein wunderbares Gedächtniß, welches beinahe die Fabeln, die man von den Scaliger erzählt, verwirklichte, befähigte ihn, in jedem Augenblick alle Hülfsquellen seines reichen Wissens zusammenzubringen. Jedes Fragment eines verloren gegangenen Geschichtschreibers oder Annalisten, aufbewahrt durch irgendeinen unbekannten Grammatiker, war ihm fertig zur Hand, wenn er es brauchte, und wurde mit einem unvergleichlichen Scharfsinn an der passenden Stelle angewendet. Niemals wurde er von seiner eignen Gelehrsamkeit erdrückt. Er war keineswegs ein Buchgelehrter, dessen Kenntniß von Personen und Zuständen sich auf todte Actenstücke beschränkte; er hatte an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes den lebhaftesten Antheil genommen, und seine Bekanntschaft mit den modernen Verfassungen und mit ihrer praktischen Bedeutung war ebenso tief als umfassend. Er war im Stande, die Einrichtungen des alten Rom durch Analogien zu erläutern, die er bald aus dem modernen England, bald aus dem griechischen Alterthum oder den mittelalterlichen Sitten seiner dithmarsischen Heimat entnahm. Aber dieselbe Gewalt der Imagination, welche ihn befähigte, den Gegenstand seiner Studien in so kräftigen Strichen in seinem Innern auszumalen und die Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, verleitete ihn zuweilen, die Schöpfungen seiner Phantasie für Wirklichkeit anzusehn. Nicht selten baute er auf seine alten Quellen einen Bau, den sie nicht tragen konnten, oder setzte ihr Zeugniß geradezu aus den Augen, weil es die Symmetrie seiner Zeichnung störte. Er sah das Bild, das er entworfen, so klar vor sich, daß er es für bösen Willen nahm, wenn man es nicht gleichfalls sah. Selbst die Stärke seines eisernen Gedächtnisses verleitete ihn zuweilen, demselben über die Grenzen des Möglichen hinaus zu vertrauen. Noch häufiger legte er ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf irgend eine dunkle Stelle oder fragmentarische Notiz, die von frühern Schriftstellern übersehn war und die doch der allgemein angenommenen bestimmtern und breitern Erzählung widersprach. Doch haben spätere Geschichtschreiber gezeigt, daß sie auch in Punkten, wo sie zuerst von ihm abweichen zu müssen glaubten, bei gründlicherm Studium seiner Ansicht beigetreten sind. Er dehnte zuweilen das Gesetz der historischen Analogie zu weit aus und ließ sich dadurch in der unbefangenen Betrachtung des individuellen Falls verwirren.

*) Er war in seinem dreiunddreißigsten Jahr über 20 Sprachen Herr, seine Kenntnisse in allen Abzweigungen der Geschichte, Staatswissenschaft und Rechtslehre waren universell und durchweg auf selbständige Forschung begründet.

Bei der Tiefe seiner eignen sprachlichen und juristischen Detailforschungen verwechselte er zuweilen die Mittel mit dem Zweck und wandte den „Schnitzeln der Menschheit" eine Aufmerksamkeit zu, die sie nicht verdienten. Aber er hat in das wirkliche Leben der Geschichte, in das Naturgesetz ihrer Erscheinung einen tiefen Blick gethan, der uns nicht mehr verloren gehn kann. Die frühere Geschichtsforschung verfuhr durchaus philologisch; Niebuhr, durch das Studium der Rechtswissenschaft an detaillirte Anschauung gewöhnt, geht überall darauf aus, sich ein ins einzelne ausgeführtes klares Bild zu machen. Bei keinem Geschichtschreiber wird es uns so lebendig, wie die allgemeinen Naturgesetze des geschichtlichen Lebens zu allen Zeiten dieselben bleiben. — Den Zusammenhang der historischen Schule mit dem Princip der Kantischen Philosophie können wir bei Niebuhr unmittelbar verfolgen. Obgleich er früh als die Aufgabe seines Lebens die Geschichte begriff, so waren doch seine angestrengtesten Studien während der Universität auf die Philosophie gerichtet, nicht, um sich einige interessante Gesichtspunkte anzueignen, sondern mit der schmerzlichen und begeisterten Kraftanstrengung eines Geistes, der nach Wahrheit ringt. Jede Verirrung dieser Philosophie machte ihm unmittelbaren Schmerz, und die geistvollsten Auffassungen ließen ihn unberührt, wenn er sie nicht mit der Totalität seines Gemüths in Einklang setzen konnte. An Kant hat er nicht blos seine sittliche Kraft gestählt, sondern er hat mit Bewußtsein die kritische Methode, die vor keiner Voraussetzung, vor keiner Tradition sich scheut, in sich aufgenommen. Nur wo er geschichtliches, sittlich gegliedertes Leben fand, fühlte er sich wohl. — Der erste Band der Römischen Geschichte erschien 1811, und machte fast einen nicht geringern Eindruck als die Prolegomena, wenn auch der größere Theil der gelehrten Welt sich mistrauisch abwandte. Man hatte nach Anleitung des Livius nicht allein in der Entstehung des Staats, sondern in jedem Fortschritt der innern Entwickelung nach der geläufigen Vorstellung einen neuen Act des Willens, ein neues Gesetz, einen neuen Vertrag gefunden und in dem allmählichen Sieg dieses künstlich gemachten Staats über die Naturstaaten der alten Welt den Triumph des Geistes über seine Voraussetzungen gefeiert. Jetzt wurde dieser ganze Schatz der Kenntnisse über den Haufen geworfen: die bisher als unumstößlich geltende Geschichtsquelle *)

*) Einzelne historische Urkunden aus den ältesten Zeiten der Stadt sind uns in völlig beglaubigter Form überliefert, und in den Zeiten des Livius, mehr aber noch in den Zeiten des Fabius Pictor muß eine viel größere Zahl derselben vorhanden gewesen sein. Ferner erhielt sich die Rechts- und Staatsentwickelung in dem Bewußtsein des römischen Volks, welches, wie das englische, eine große Anhänglichkeit an Formen und Präcedenzen hatte, viel stärker, als in irgendeinem

verwandelte sich in ein in Prosa übersetztes nationales Heldengedicht, die sieben Könige, die man im einzelnen hätte porträtiren mögen, in eine Reihe von Collectivbegriffen. Wie weit es Niebuhr bei der aus diesem Gesichtspunkt hervorgehenden Construction der römischen Geschichte gelungen ist, objective Resultate festzustellen, ist nicht an uns, zu untersuchen; allein er hat der Behandlung der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter geliehn und dadurch entschiedenen Einfluß auf jede neue Forschung in diesem Gebiet erlangt. Diesem Einfluß kann sich keiner entziehn, auch seine Widersacher nicht, denn auch sie kämpfen mit Waffen, die sie von ihm erborgt haben. Wie schwankend das Bild im einzelnen sein mag, im ganzen haben wir die klare Anschauung von einem Volk gewonnen, das lange einen großen sittlichen Gehalt in sich verarbeitet hatte, ehe es in die eigentliche Geschichte eintrat, das nicht wie ein sittenloses, aus den Auswürfen aller möglichen Städte zusammengesetztes Räubergesindel sich über die italienischen Naturvölker ergoß, sondern das ebenbürtig in der Reihe derselben stand und aus seiner innern Natur die Berechtigung schöpfte, sie sich allmählich zu unterwerfen. Von denselben Gesichtspunkten ist man dann später bei der Kritik der Urgeschichten aller Völker ausgegangen, und wenn diese einseitige Beschäftigung mit vorhistorischen mythischen Zeiten, die es eigentlich nie zur künstlerischen Darstellung bringen kann, unserm historischen Sinn, d. h. unserer Fähigkeit, schnell und schlagend den für die Würdigung einer That wesentlichen Gesichtspunkt zu treffen, für den Augenblick geschadet hat, da sie mit unsrer Neigung zusammenhängt, durch Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und durch Vertiefung in anziehendes aber unfruchtbares Dunkel unsere Gestaltungskraft zu schwächen, so ist zugleich dadurch unser Gefühl geadelt und unserer politischen Einsicht ein Material gegeben worden, welches nur noch einer

---

andern, und dadurch erhielten die Ritualien, Formulare und Observanzen einen stabilen historischen Charakter. Neben diesem historischen Moment tritt uns in andern Erzählungen des Livius ebenso augenscheinlich ein poetisches entgegen. Sie sind mit einer Farbe und einer dramatischen Belebung ausgeführt, die gegen die trocknen Notizen aus den Urkunden sehr bedeutend absticht und die dem Geschichtschreiber des Augusteischen Zeitalters nicht angehören kann. Niebuhr's Hypothese, die Grundlage dieser Erzählungen sei ein zu einem größern Gedicht ausgedehnter Romanzencyklus von der Vergangenheit Roms gewesen, ist in dieser apodiktischen Form kaum haltbar; aber es läßt sich nicht daran zweifeln, daß einzelne von den volksthümlichen Geschichten Roms bereits poetisch behandelt waren, bevor Nävius und Ennius versuchten, ihnen eine künstlerische Form zu geben. Die Analogie aller Völker spricht dafür, ja noch heute fehlt bei keiner merkwürdigen Thatsache der entsprechende Gassenhauer.

freilich langsamen Reife bedarf, um Früchte zu tragen.*) Niebuhr war mit seinem ganzen Herzen bei seinen Arbeiten, und nicht aus mechanischer Arbeitslust vertiefte er sich überall in die Einzelheiten, die ihm eigentlich zuwider waren, sondern aus Pflicht, um überall klar zu sehn und sich nie auf fremdes Urtheil zu verlassen. Es ist rührend, die unausgesetzte Selbstprüfung zu verfolgen, mit der er seine Neigungen bekämpft, mit der er jeden Schritt in der Erkenntniß nach allen Seiten hin erwägt. Mit derselben religiösen Gewissenhaftigkeit betrieb Niebuhr alle persönlichen Angelegenheiten; jede Auflösung eines ernsten sittlichen oder gemüthlichen Verhältnisses ging ihm an die Seele. Es griff ihn innerlich an, wenn er würdige Männer in unsittlichem widerwärtigen Kampf begriffen sah; er fühlte darin tiefer, als die Betheiligten selbst, und übertrieb auch wol in diesem Punkt. Freilich lag in dieser übergroßen ununterbrochenen Anstrengung aller seiner Kräfte auch etwas Krankhaftes; eine jugendliche Empfindung hat er wol nie gehabt. Seine leicht eintretende Verstimmung, seine Neigung zur Schwarzsichtigkeit und zur Verzweiflung am Fortschritt der Menschheit, die namentlich in den letzten Jahren seines Lebens mächtig über ihn wird, von der wir aber Züge schon in seiner Jugend antreffen, rührt zum Theil aus dieser Ueberspannung seiner Kräfte her. So hatte auch seine Abneigung vor der Revolution einen fieberhaften Anstrich. Der Grund war ein edler und hing auf das innigste mit dem Lebensmotiv seiner Wissenschaft zusammen, aber seine reinliche Natur scheute sich zu sehr vor dem wüsten Wesen, das von Revolutionen unzertrennlich ist. Sehr schön ruft er einmal bei Gelegenheit der Gracchischen Unruhen aus: „Das ist das Unglück der Revolutionen: der Gang der Begebenheiten reißt auch die Guten, die sich einmal hineinbegeben, mit fort; die Möglichkeit, sich ihrem Einfluß zu entziehen, ist nur bei einem eisenfesten Entschluß vorhanden, der nichts achtet und nichts scheut. Es ist eine schreckliche Erinnerung, eine Revolution erlebt und daran theilgenommen zu haben: man stürmt mit den Edelsten und bleibt mit den Buben vor der Bresche." — Schon in seiner Jugend erregten in ihm die Fortschritte der Revolution einen vorübergehenden Lebensüberdruß. Er schreibt 1794 an seinen Vater: „Seitdem Fichte die Rechtmäßigkeit gewaltsamer Revolutionen zu rechtfertigen und die Verbindlichkeit eines Vertrags zu leugnen angefangen hat, fange ich an zu fürchten, daß man die Geheimnisse der Philosophie, von der ich Aufschlüsse über das Allerwichtigste erwartete und hoffte, zu den schrecklichsten Sophismen misbrauchen kann. Wenn selbst

*) Die schärfste Kritik erfuhr die „Römische Geschichte" von A. W. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern 1816; man sieht, wie auch in diesem Punkt die Romantik der historischen Schule entgegengesetzt war.

die Philosophie gegen Rechtschaffenheit und bürgerliche Ordnung gewandt, und die Stärke des Pöbels von dem blendenden Glanz der Trugschlüsse unterstützt wird, was bleibt uns dann noch übrig als der Tod, um der vereinten Tyrannei zu entfliehn?" — Er war 18 Jahr alt, als er dies schrieb. Sechsundzwanzig Jahre später, als seine frühern Parteigenossen der Verfolgung der Regierung erlagen und gegen die leitenden Maximen, die er selbst misbilligte, sich eine allgemeine Empörung in den Gemüthern des Volks erhob, schrieb er aus Rom (1820): „Ich bin antirevolutionär; ich bin es aus Grundsatz, aber ich bin es auch aus Antipathie gegen die revolutionären Ideen, die mir an sich zuwider wären, so wie sie sich in schalen Köpfen erzeugen, wenn sie auch gar keine Folgen hätten. Dabei hege ich den allerentschiedensten Haß gegen den Despotismus, aber so, daß ich gegen ihn vom Dämon der Revolution nichts mag noch möglich denke. Man soll sich lieber resigniren, als wünschen, daß sich die Pforten der Hölle öffnen." — Das ist schon darum ein einseitiger Standpunkt, weil er für Collisionsfälle die Antwort umgeht. Männer wie Niebuhr tragen eine große Schuld, wenn sie das Böse erkennen und ihm nicht einen ernsthaften Widerstand entgegensetzen. Niebuhr war Protestant; er hatte einen streng bürgerlichen Sinn und war für ein freies Volksleben. Nun sah er, wie die katholische Kirche wieder ihre Schlingen auswarf, wie eine der gemeinsten Selbstsucht verfallene Aristokratie das Ruder des Staats an sich riß, wie alles öffentliche Leben versumpfte, er sah es und schwieg dennoch, nicht aus Scheu vor der Macht, sondern aus politischem Doctrinarismus. Allein er hat nicht die entfernteste Verwandtschaft mit jenen politischen Romantikern, die um einer ästhetischen Grille willen sich nach der Vergangenheit zurücksehnen und alles gesunde Volksleben gern in den Kauf geben, wenn sie nur den Flitterkram ihrer Phantasie wiederfinden. Er eiferte nur gegen die Pulverisirung aller geschichtlichen Individualitäten, die Auflösung der Nation in Atome und die blinde Massenherrschaft, auf welche, ohne es zu wollen, der damalige Liberalismus hinarbeitete. Er wollte die Vorzüge, die in der Regel ein Erbtheil des Adels sind, das individuelle Selbstgefühl und die Herrschaft der Sitte und Tradition, im ganzen Volk herstellen. Niebuhr hatte ganz Recht, daß man eine Verfassung nicht aus der Luft über einen beliebigen nationalen Inhalt breiten kann, daß sie sich vielmehr aus diesem heraus entwickeln muß; er hatte Recht, daß man nur frei ist als Glied einer organischen, durch Sitten, Traditionen und Interesse zusammengehaltenen Gemeinschaft, die man nicht beliebig wählen kann. Und indem wir dies anerkennen, dürfen wir wol hinzusetzen, daß er in der Anwendung des richtigen Princips mannichfach geirrt, daß er namentlich nicht sorgfältig genug sich von einer Partei getrennt hat, die unhistorischer

war, als der trivialste Rationalismus, weil sie in der Verallgemeinerung so weit ging als dieser, und statt des rationellen Inhalts, den er wenigstens erstrebte, das Grillenhafte, Willkürliche, Supranaturalistische setzte.

Mit einiger Ueberraschung bemerkt man, daß alles Gute und Schlimme, welches die Wissenschaft, die Politik und das religiöse Leben der Restauration zeigt, bereits vor den Freiheitskriegen angebahnt war; principiell hat die spätere Periode wenig hinzugefügt, wenn sie sich auch auf das vielseitigste ausbreitete und vertiefte. Aber in der Epoche der Freiheitskriege hat sich der sittlich-gemüthliche Inhalt der Nation gebildet, die Grundlage unsrer poetischen wie unsrer politischen Entwickelung. Zwar schien es einmal, als hätten wir auch mit dieser Gesinnung abgeschlossen, als wäre der Standpunkt der Freiheitskriege durch eine „höhere Bildung" überwunden. Heine, Börne und ihre Nachahmer haben so oft wiederholt, die Erhebung Deutschlands gegen Napoleon sei eine Michelei gewesen, daß wir es in unsrer Gutmüthigkeit glaubten und uns unsrer Väter schämten, die sich gegen den genialsten Mann des Jahrhunderts empörten, um minder genialen Fürsten in die Hände zu fallen. Jetzt kommt uns diese an Wahnsinn streifende Selbsterniedrigung nur noch wie ein Traum vor. Der Kampf von 1813 galt nicht blos und nicht einmal hauptsächlich der Errichtung einer freien Verfassung: Deutschland hätte sich erheben müssen, die fremden Räuber zu erschlagen, auch wenn es mit Zuversicht voraussah, daß die innern Verhältnisse sich nach dem Sieg noch viel trüber gestalten würden, als es in der That geschehn ist. Freilich ist durch die Franzosen in Deutschland mittelbar wie unmittelbar manches Faule ausgerottet, manchem Guten die Bahn gebrochen; aber der beste Dank war, daß wir sie zum Lande hinaustrieben. Der Patriotismus war identisch mit dem Franzosenhaß. Dieser Haß galt nicht blos dem augenblicklichen Feind, er war die Fortsetzung des durch Lessing begonnenen Kampfes gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks, die zürnende Erkenntniß von der Unhaltbarkeit der durch unsre classischen Dichter gepredigten Weltbürgerschaft. Mit Recht hat man später gegen den blinden Haß angekämpft, der uns dazu verleitet, die edeln und schönen Eigenschaften eines der wichtigsten Culturvölker zu verkennen; aber tiefer aufgefaßt, ist er doch nur jene Widerstandsfähigkeit, die eine Nation macht. — Die Zeit hat eine Reihe großer Gestalten hervorgebracht; nicht die abstracten Tugendgestalten der Schiller'schen Muse, sondern wie die bedrängten Verhältnisse sie erforderten, hart, spröde, eckig, zuweilen burlesk. Ueber sie alle hinaus tritt eine Heldengestalt, die wir

anstaunen müssen, wenn uns nicht alles, was man uns von Miltiades und Leonidas, von all den Männern, die dem Vaterland die große Seele verschwendeten, erzählt hat, leeres Schulgeschwätz geblieben ist: der Freiherr von Stein. Man denkt gewöhnlich bei diesem Namen nur an die Reformen, die er in Preußen eingeführt; aber die Hauptsache war die dämonische Willenskraft im Kampf gegen die Fremden, in der nationalen Befreiung und Wiederbelebung Deutschlands. Dieser einzeln stehende, von keiner Seite unterstützte, von dem wüthenden Haß des Eroberers verfolgte, von seinem Vaterland preisgegebene Mann hat mehr für die Befreiung Deutschlands und Europas gethan als der russische Winter, mehr als die spanischen Guerrillas, mehr als diese oder jene glückliche Schlacht, mehr als sämmtliche Könige, nur nicht mehr als die hingebende Aufopferung des deutschen Volks. Er hat mit mächtiger Faust die widerstrebenden Russen nach Deutschland gerissen, er hat dem Volk Muth gegeben und mit seiner Hülfe die ebenfalls widerstrebenden deutschen Fürsten in den Kampf getrieben. Um dieses Zwecks halber hat er alle aristokratischen Vorurtheile, mit denen er reichlich ausgestattet war, alle Abneigung gegen die Ideologen und Demokraten überwunden und ebenso an der innerlichen Befreiung des Volks gearbeitet wie an seinem äußern Sieg. Freilich konnte diese über die Grenzen eines gewöhnlichen menschlichen Willens hinausgehende Kraft nur so lange ausreichen, als das Spiel der Leidenschaften dauerte; sobald die ruhige Ueberlegung, die kalte Berechnung eintrat, war seine Rolle ausgespielt. Seine Stellung auf dem wiener Congreß macht einen tragischen Eindruck; aber auch diese Tragik war in unsrer Geschichte nicht zu vermeiden. — Es ist nichts leichter, als aus Stein's Leben ein Zerrbild zu machen, wenn man die einzelnen Züge mosaikartig zusammenstellt und den großen Grundgedanken, durch welchen alles Einzelne seine Bedeutung erhält, wegläßt. Ein eiserner Charakter läßt keine sanfte Berührung zu, im Salon hat er ebenso wenig seine Stelle als im Zimmer des Gelehrten. Aber selbst in den Einzelheiten, so wunderlich sie zuweilen beim ersten Anblick aussehn, finden wir seine Größe heraus, wenn wir nur den rothen Faden nicht verlieren. Stein war von der strengsten Sittlichkeit und Gottesfurcht. Er wandte diese Strenge gegen andere ebenso an, wie gegen sich selbst. Seine Formen waren schroff und rauh, und für die zuchtlose Genialität hatte er keine Schonung. Das Größte an ihm war seine Willenskraft; da aber in jedem entschlossenen Willen etwas Despotisches liegt, so war das persönliche Verhältniß zu ihm zuweilen unbequem; nur wo er einen rechtschaffnen und tüchtigen Charakter ehren mußte, legte er seiner Natur Zügel an. So warm er liebte, so tüchtig verstand er zu hassen; er haßte gründlich und ohne Nachsicht, und er haßte alles, was den Idealen seines Lebens im Wege stand, aber niemals hat er sich durch

seinen Haß zu einer Unwürdigkeit verführen lassen. Er war Aristokrat und hätte gern seinen Stand an der Spitze der Bewegung gesehn; aber er war nicht blind für das Emporwachsen andrer Kräfte, und wo er einen Keim sah, der dem Staat Segen verhieß, da ließ er ihm warme, liberale Pflege angedeihn. Er war durch seinen Stand an keinen bestimmten Staat gebunden; aber nicht blos seine zufälligen Lebensschicksale, sondern sein unerschütterlicher Verstand zeigte ihm in der freien Entwickelung des preußischen Staats die einzige Möglichkeit einer Wiedergeburt Deutschlands. Obgleich in seiner Erziehung strenger Bureaukrat, erkannte er die Nothwendigkeit einer freien Volksbewegung, eines lebendigen vaterländischen Gefühls, welches nur bei einer unmittelbaren Betheiligung aller Stände an der Verfassung denkbar war. Ein tiefer Kenner der Geschichte, ein Feind und Verächter jeder revolutionären Abstraction, ließ er sich doch durch die Doctrinen der historischen Schule nicht verwirren. Wo das Raisonnement nicht ausreichte, widerlegte er sie durch das unmittelbare Urtheil, welches bei einer gesunden Natur immer der sicherste Maßstab ist. Wo ihm die Gründe ausgingen, sprach er im allgemeinen seine Geringschätzung gegen die Ideologen, Doctrinärs und Vielschreiber aus, und er hatte Recht, wenn auch ohne Gründe. Das Bild dieser schroffen, knorrigen Charaktere erfrischt doch das Herz weit mehr als das der glänzenden Talente aus der ausschießlich artistischen Zeit. Der Umschwung der Freiheitskriege, der sich nicht blos an dem gesammten Zeitalter, sondern auch an dem Charakter der Einzelnen geltend machte, war zugleich der Prüfstein für ihren innern Werth.

W. von Humboldt hatte bisher in schönem Egoismus nur seiner Selbstbildung gelebt; als ihn nun die Trauerkunde von der Niederlage Preußens traf, kehrte er nach Deutschland zurück und nahm Anfang 1809 den Ruf an, der ihm das preußische Cultusministerium übertrug. Es war nicht Leidenschaft, nicht Neigung, was ihn dazu bestimmte, sondern lediglich der Gedanke seiner Pflicht und das Bewußtsein, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo sein innerlicher Bildungstrieb auch nach außen wirken müsse. Denn in der Wiedergeburt des preußischen Staats wurde jener Idealismus, der früher den individuellen Bildungstrieb zur Lösung von dem Bande des Ganzen gereizt hatte, das Bedürfniß und die allgemeine Gesinnung des Volks und seiner Lenker. Mit der höchsten Besonnenheit zugleich und einer ruhigen Energie, die Tag für Tag das gleiche Ziel verfolgt, ging er an die Reform des Erziehungswesens in humanistischem Sinn. In der Gründung der Universität Berlin schien dem preußischen Staat eine neue Morgenröthe der Cultur aufzugehn. Das alte Nützlichkeitssystem und die Begünstigung des Fachwissens wurde beseitigt; der Jüngling sollte durch Vermittelung des Alterthums zum vollendeten Menschen gebildet werden, um auf diese Weise dem Staat zu

dienen. Leider nur ein Jahr dauerte diese segensreiche Wirksamkeit. Er trat im Sommer 1810 zurück und begab sich auf den Gesandtschaftsposten nach Wien. Seine politische Wirksamkeit tritt dort wieder ganz hinter seine Studien zurück. Er behandelte im ganzen die diplomatischen Angelegenheiten als Dilettant und suchte statt dessen seine Sprachkenntniß nach allen Seiten hin zu vervollständigen. So war auch seine Thätigkeit auf dem wiener Congreß im ganzen keine erfreuliche. So wenig sich Humboldt in das preußische Staatsleben eingelassen hatte, so konnte er doch den preußischen Diplomaten nicht verleugnen. Die Ueberlegenheit seiner Bildung, die Schärfe und Bitterkeit seines Witzes und seine vornehme kalt ablehnende Haltung machten ihn bei den übrigen Congreßmitgliedern gefürchtet und gehaßt; sie rächten sich, indem sie mit der Zähigkeit eines einfachen Willens durchsetzten, was sie wollten. Humboldt wahrte wenigstens die Formen, über die sein College Hardenberg vielleicht hinweggegangen wäre; den Plan der heiligen Allianz entzog man seinem spöttischen Lächeln, bis sie fertig auf dem Papier stand. Im Staatsrath erklärte sich Humboldt mit Bestimmtheit und rücksichtsloser Energie für die freie Entwickelung des Staats. Man schickte ihn nach London, später an den Bundestag und gab ihm endlich 1819 die Leitung der ständischen Angelegenheiten mit Sitz und Stimme im Ministerium. Der Plan der Verfassung, den er entwarf, ist ein glänzendes Zeugniß für seine politische Bildung. Alle äußerlichen juristischen Gründe warf er beiseite und ging rein auf die Idee der Sache ein. Es handelte sich nach ihm nicht bloß um die Repräsentation, sondern um die ganze politische Organisation des Volks. Das praktische Leben hatte seine Ideen ergänzt, ohne den innern Kern seiner Gesinnung, die Liebe zur Freiheit, zu ändern. Es ging ihm hier wie in Wien; man scheute seine Ueberlegenheit, aber der beschränkte Wille setzte sich durch, weil sich bei Humboldt der Wille nicht zur Leidenschaft steigerte. Es erfolgten die karlsbader Beschlüsse; mit schroffer Rücksichtslosigkeit griff Humboldt sie an und erhielt mit den übrigen liberalen Staatsmännern seine Entlassung. Er verließ den Schauplatz mit Gleichmuth; fast in demselben Augenblick hatte er den ganzen Streit vergessen. Am liebsten hätte er, wie er sich gegen Varnhagen ausdrückt, auf allen Antheil an dem Drama der Zeitgeschichte verzichtet, um in entschiedener Größe und Festigkeit über den Begebenheiten zu stehn. Sein politisches Leben war nur eine Episode gewesen, und erst nachdem er wieder zu seiner alten Muse zurückkehrte, fand er Gelegenheit, die reifen Früchte seiner Bildung der Nation zugute kommen zu lassen. —

In Halle brach nach Aufhebung der Universität unter den Lehrern und den Studirenden eine allgemeine Rathlosigkeit aus. Als Steffens 1808 nach Halle zurückkehrte, waren die meisten seiner Bekannten fort, der Eifer allseitiger

Wissenschaftlichkeit hatte sich gelegt, mit ihm das Interesse an der Naturphilosophie. Die Physiker waren müde, durch phantastisches Spiel die Wissenschaft zu ergänzen; sie warfen sich auf empirische Studien, und unter den Philosophen hob sich eine Hand wider die andere. In der Schill'schen Zeit drängten sich die mannichfaltigsten politischen Abenteurer in Halle zusammen; würdige Männer, wie Eichhorn, Schleiermacher, Willisen, Reimer u. s. w., nahmen theil. Es fanden beständige Verschwörungen statt, denen sich zu entziehn Steffens nicht die Entschlossenheit besaß, und in denen er doch nichts Zweckmäßiges wirken konnte. Seine Hoffnung, mit Schleiermacher und den übrigen Freunden bei der Gründung der Universität Berlin berücksichtigt zu werden, schlug fehl, weil W. v. Humboldt die speculative Physik nicht begünstigte. Seine Lage in Halle wurde immer mislicher, seine demagogischen Freunde wurden plötzlich eingezogen, und er war in eine seltsame Reihe von Gewissensconflicten verwickelt, bis ein Ruf nach Breslau (1811) ihn befreite. In der öffentlichen Stimmung war ein vollständiger Umschlag eingetreten; man verließ die classischen und romantischen Luftgebilde und wandte sich den Zuständen des wirklichen Lebens zu. Die in der jenaer Zeit vereinigten Geister waren zerstreut, sich fremd geworden, ja standen sich zum Theil feindselig gegenüber. Der Babelthurm, dessen riesenhaften Bau sie hatten unternehmen wollen, war durch eine allgemeine Sprachverwirrung unterbrochen worden. In Breslau drängte sich, als die Stunde der Entscheidung heranrückte, alles zusammen, was bisher für die Politik gearbeitet hatte. Ehe noch die Kriegserklärung erfolgt war, kündigte der Professor Steffens vom Katheder herab den Franzosen Fehde an, und dieser Schritt, der unter andern Umständen ein unauslöschliches Gelächter hervorgerufen hätte, wurde, wie die Sachen jetzt standen, von den tüchtigsten Männern gebilligt. Es war Steffens wieder einmal ergangen, wie öfters in seinem Leben: die Empfindung des Augenblicks hatte ihn übermannt und er konnte nicht mehr zurück. Er schlug ein Werbequartier für Freiwillige auf, worin er mit Jahn concurrirte: Steffens warb für das regelmäßige Militär, Jahn für die Freischaaren. Zwischen beiden entspann sich später eine leidenschaftliche Fehde. Aus subjectiven Gründen entwickelte sich Steffens die Verwerflichkeit des subjectiven Ideals und fand den schrecklichsten Ausdruck desselben im Turnwesen. Jahn*) war 1778 in der Priegnitz geboren, hatte in Halle und Göttingen

*) Der deutsche Sonderlingsgeist nistet sich am liebsten unter den Gelehrten ein und zeigt sich meistens reformatorisch. Unsre Sonderlinge sind Apostel ihrer Launen und möchten alle Heiden bekehren. Weil nun aber das Leben ein harter Block ist, so werden die weichsten Stellen ausgesucht, Erziehung, Sprache, Schreibart, allenfalls Gebräuche. Jahn wollte die Welt überhaupt in die Gestalt

Theologie studirt und sich 1805 in Jena niedergelassen. Nach einigen Unterbrechungen kam er 1809 nach Berlin, wo er 1811 seinen Turnplatz eröffnete. Seine Schriften: das deutsche Volksthum (1810), und Runenblätter (1814), wirkten damals, wie alles Phantastische, sehr bedeutend. Ungleich wichtiger war sein persönlicher Einfluß auf die Jugend. Wie Fichte ging er von dem Grundsatz aus, das Heil des Vaterlandes sei von der jüngern Generation zu erwarten, und die vaterländische Erziehung derselben das wesentlichste Mittel zu Deutschlands Befreiung. Da nun

---

bringen, wie sie etwa ein gescheidter altmärkischer Bauer, der zufällig zehn Jahre lang studirt hat, erblicken mag. Mit diesem Bauernverstand trifft er, soweit ein solcher reicht, nicht selten den Nagel auf den Kopf. Die Anschauung eines Nächsten, eines Details ist sehr klar; auch zwei nahe Punkte weiß er mit rascher Vergleichung und hausbackenem Witz in Einigung zu setzen; Sprichwörter sind nach Volksmanier seine Beweisstellen. Charakteristisch ist auch der Ortssinn, mit dem er in weiten Landgebieten sich so orientirt zeigt, wie ein tüchtiger Bauer in der Feldmark seines Dorfs. Das Streichen der Berge, die Wendung der Wälder, das Stromnetz, die Lage der Städte — alles dieses lebt vor ihm in handgreiflichen Bildern. Aber darüber hinaus geht es auch nicht bei ihm. Die schadhaften Verhältnisse sieht er sehr richtig ein, aber will er sie besser gestalten, so läuft es immer auf eine Verbauerung hinaus. Etwas ist für Jahn nicht vorhanden gewesen: das Gefühl von der Cultur der Gegenwart und dem Contact, in dem die europäischen Völker stehn. Er hat unendlich viel zusammengelesen, aber alles wird roh in die dürftigste Gesichtsweite geschoben. Jahn trägt eigentlich nichts im Kopf als sein Ideal eichelfressender Germanen, versetzt mit etwas starrem Protestantismus, und dann eine Theorie des Drauf- und Dreinhauens, und auf diese Leisten schlägt er Kaiser und Könige, Schulen und Universitäten, Sitte, Gesetz, Jesuiten und Hussiten. Ueber die höhern Regionen des Menschenlebens, Kirche und Literatur, bringt er immer nur das Trivialste bei. Die Zeit war schlaff geworden, die Bildung krankte. Eine Erscheinung war daher indicirt, ähnlich dem, was die Franzosen 50 Jahre früher in Rousseau empfangen hatten. Jahn traf den Punkt des Gemeingefühls, wie Rousseau ihn getroffen hatte. Aber in Deutschland ist die Wahrheit selbst einsiedlerisch; es fehlt die Luft für rasch sich fortleitende Schallstrahlen, daher treten die Meinungen, wenn sie nicht aus dem Schacht des tiefsten Geistes entspringen, ohne Schliff hervor, bekommen leicht den Rost barocker Geschmacklosigkeit. Jahn konnte den gebildeten Theil des Volks nicht afficiren. Das Gefühl des Mißstandes, welches aus solcher Entfernung entsteht, bleibt dem, der sich vor der übrigen Welt in den altdeutschen Rock einhüllt, und dieses sucht er sich dadurch zu verbergen, daß er sich immer mehr in seiner Manier versteift. Man begreift sonst nicht, wie, wer die Menschen überreden wollte, nicht die Töne wählte, an die ihr Ohr gewöhnt war. In dem phantastischen Staat der Turner herrschte eine Aristokratie des Reckens und ein unverständlicher Jargon; im großen zu herrschen, war ihm versagt, so wollte er sich denn ein kleines Reich gründen, dessen Alter vom Berge er hätte werden mögen. (Immermann's Memorabilien.)

Gesundheit der Seele von der Gesundheit des Leibes schwer zu trennen ist, stellte er die bisher ganz vernachlässigten gymnastischen Uebungen als die Hauptsache der Erziehung dar. Aber der segensreiche Einfluß, den er dadurch gewann, wurde verkümmert durch den Uebermuth, den er der jugendlichen Kraft einflößte, durch die Roheit des Benehmens und der Gesinnung, die er mit seiner durchaus plebejischen Natur anregte und förderte, und durch die phantastischen Formen, die er mit der Turnkunst und dem Studentenwesen verband. Die demagogischen Untersuchungen gegen ihn dauerten von 1819 — 25, und wenn auch hier das politische Spürsystem sich in seiner lächerlichen Abscheulichkeit zeigte, so war es doch natürlich, daß man von seiten des Staats dem Unwesen ein Ende machte. Schlimm genug, daß man den vernünftigen Kern der Sache gleichzeitig fallen ließ, und daß es fast ein Menschenalter dauerte, ehe man sie wieder aufnahm. Jahn lebte als Sonderling in beständigem Verkehr mit Studenten in Freiburg fort, wo er 1852 starb. Seine Schriften sind die sonderbarsten Erzeugnisse jener Gährungszeit, in welcher die entgegengesetzten Elemente sich verworren aneinander drängten. Die ganze Literatur der Zeit war auf den Instinct des Volks und auf seine Leidenschaften berechnet und darum forcirt. Ihre Sprache, Anschauung und Denkweise entsprang nicht aus der realen Bildung, sondern aus der Anstrengung, sich in den Geist einer großen Vergangenheit zu versetzen. Es war eine Sprache, die zu keiner Zeit und an keinem Ort geredet worden, die buntscheckig aus altdeutschen Reminiscenzen und neuen Einfällen zusammengeflickt war; eine Begeisterung, die aus den edelsten Gründen entsprang, die aber der Jugend eine ungesunde Selbstüberschätzung einflößte; ein Eifer, der vieles übersehn mußte, um geradeaus seinem Zweck nachzugehn, der aber eben darum die Schülerhaftigkeit des politischen Lebens beförderte. Die Unklarheit der Rede war mit Unklarheit im Denken verbunden, und aus dem Kampf gegen die französische Bildung ging nicht selten der Kampf gegen die gesunde Vernunft hervor. Zunächst wurde das Klopstock'sche Deutschland wieder hervorgesucht mit all dem Flitterstaat, den dieser Dichter in guter Absicht damit verbunden hatte: Wodan und Christus, der Teutoburger Wald und Golgatha. Selbst in dem berühmten Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? wußte der Dichter dem nach einem Vaterland suchenden Gemüth keinen andern Bescheid zu geben als die Verweisung auf einen ethnographischen Begriff. Hätten wir unter dem reichsunmittelbaren Adel Männer in der Art von Stein und Gagern gehabt, so wäre dieser Stand vielleicht am meisten dazu berufen gewesen, eine einheitlich deutsche Gesinnung darzustellen, allein er war durch die zersetzende Cultur des 18. Jahrhunderts in seinem innern Kern verdorben, und der kleine Landadel sowie der Bürgerstand durch die polizeiliche

Bevormundung aller Selbständigkeit entwöhnt. So darf es nicht wunder nehmen, daß die Universitäten, Studenten und Professoren der Mittelpunkt der neuen Ideen wurden, die selbst im Militär nur sporadisch auftraten.

1812 schloß sich Arndt an den Freiherrn von Stein an, begleitete denselben nach Rußland und setzte unter seiner Leitung die patriotische Thätigkeit fort, die er mit so vielen Opfern und ohne Aussicht auf Erfolg begonnen. Der Kampf brach los, und Arndt wurde der vornehmste Sänger desselben; die Begeisterung erhob ihn zu einer Kraft und Fülle, der sich wenig deutsche Dichter an die Seite stellen können.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan!
Und himmelan die Hände!
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Gegen diese gewaltige Stimme, wie schwächlich klingt die nachgeahmte Melodie bei Herwegh. Von gleichem Werth ist das Vaterlandslied, das seit länger als einem Menschenalter mit immer neuem Jubel durch alle Gaue Deutschlands erklingt; das Lied von Blücher, von Schill u. s. w.; vor allem der Grabgesang auf Schenkendorf: wer soll dein Hüter sein? sprich, Vater Rhein u. s. w. — Die Vaterlandsdichter haben nichts gemein mit der classischen Periode; der einzige Dichter, an den sie sich lehnen, ist Schiller. Es weht in ihren Liedern etwas aus der Luft von Wallenstein's Lager und Tell, und das Wallenstein'sche Soldatenlied ist ihr unbewußtes Vorbild. In jener Zeit erreichte die Verehrung Schiller's ihren Gipfel, indem man sich nur an die kühne Auffassung des deutschen Lebens hielt; die Ermahnungen des Marquis Posa an die Könige waren wieder am Platz. — Von seinen jüngern Nachahmern war Theodor Körner*) (Leier und Schwert) der populärste; zum Theil lag das an dem persönlichen Interesse für das Schicksal des Dichters, der in der Blüte seiner Jugend den Heldentod gestorben war. Man hat in neuester Zeit seine lyrischen Gedichte minder günstig beurtheilt, und doch sind sie, wenn man von einzelnen Geschmacklosigkeiten absieht, der kräftigste Ausdruck der damaligen Stimmung (z. B. Männer und Buben), und einzelne werden eine bleibende Stätte in unserm lyrischen Bildersaal behaupten (z. B. das Schwertlied). Max von Schenkendorf**), das getreue Abbild eines

*) Geb. 1791 zu Dresden, fiel 1813 bei Gadebusch.

**) Geb. 1783 zu Königsberg, starb 1817 als Regierungsrath zu Koblenz.

Edelmanns, der neben seinen ritterlichen Tändeleien auch wol einmal Ernst machen kann, wenn die Zeit es erfordert, ist von allen Freiheitsdichtern der reinste Royalist, wie denn überhaupt in Ostpreußen die Pietät gegen das Königthum durch den längern Aufenthalt Friedrich Wilhelm's besonders lebhaft angeregt war. Etwas ritterliche Galanterie findet sich bei allen jungen Helden dieser Zeit, namentlich ist es das Andenken der schönen Königin Luise, mit dem ein fast mittelalterlicher Cultus getrieben wird. Auch die beiden Schlegel, namentlich Friedrich, lieferten ihre Beiträge für die patriotische Begeisterung; sie strotzten von altdeutscher Herrlichkeit, aber sie trugen den Stempel des Gemachten; die beiden Kritiker hatten sich zu sehr in ihre Doctrinen vertieft, um in einem großen Moment eine echte und natürliche Begeisterung empfinden zu können. In Stägemann's*) Gedichten ist eine edle, ernste, gehaltreiche Sprache; freilich möchte man in derartigen Gedichten gern etwas mehr Jugend haben. — Mehr und mehr, wie das Bewußtsein sich klärte, wandten sich die deutschen Sympathien Preußen zu, diesem äußerlich und innerlich gebrochenen Staat. Zum Theil lag der Grund in der gerechten Würdigung der einzelnen Patrioten, die von Preußen aus die Wiederherstellung Deutschlands unternahmen, Stein, Humboldt, Niebuhr, Scharnhorst, Gneisenau; hauptsächlich aber in der instinctartigen Erkenntniß, daß Preußen trotz aller Demüthigungen, die es erlitten, der Kern der Zukunft war. Freilich widerstritt die preußische Sympathie so manchen volksthümlichen Ideen, z. B. der Idee des Kaiserthums. Das Kaiserthum war die einzige unter den Reminiscenzen der deutschen Geschichte, die noch von keinem bestimmten Makel berührt war. Die Vorstellung des französischen Kaiserreichs wirkte mit, und da man die Einheit Deutschlands wollte, so weissagten selbst so entschieden preußische Dichter, wie Schenkendorf, beständig vom Kaiser und vom Reich. Nun knüpfte man die Idee des Kaiserthums immer an Oestreich, allein man machte es, wie die Theologen in schwierigen Fällen, man malte sich den Widerspruch nicht deutlich aus. Die Vertreter der östreichischen Sympathien predigten die blindeste Reaction. Die Verehrung vor der katholischen Kirche und vor dem Adel, die Fr. Schlegel, Adam Müller, Görres entwickelten, mußte den gesammten Bürgerstand, der doch stets der Träger der öffentlichen Meinung bleibt, vor den Kopf stoßen. In Preußen geschah die nationale Bewegung zugleich im Sinn der Freiheit. Die Reorganisation der Verwaltung und des Militärs, die rechtliche Gleichstellung aller Stände, die Pflege eines freien Bauern-

*) Geb. 1763 in der Ukermarck, seit 1785 in Staatsdiensten, starb 1840. Noch verdienen die Sonette: „Erinnerungen an Elisabeth" (seine Frau, geb. 1761, starb 1835) Erwähnung. —

standes durch das Ablösungsgesetz, die Befreiung der Gewerbe und des Handels, die ernste Betheiligung an dem wissenschaftlichen Streben, das alles mußte den deutschen Geist mehr beschäftigen und anziehn als die feierliche Stille, die sich über Oestreich verbreitete. Der hochherzige Edelmuth, den das ganze preußische Volk, in den Waffen geübt und an ein energisches Pflichtgefühl gewöhnt, in der Zeit der Erhebung entwickelte, bildet den Mittelpunkt der Freiheitskriege. Gewöhnlich denkt man zunächst an die Freicorps, an die „wilde Jagd“ u. s. w., kurz man hat immer nur die Theilnahme der „Gebildeten“ im Auge. Man lese aber in York's Leben von Droysen, wie z. B. in Ostpreußen das gesammte Volk bis in die untersten Stände mit den unerhörtesten Aufopferungen sich auf das freudigste an dieser Erhebung betheiligte, und wenn man dann noch an einzelne lächerliche Außenseiten denken kann und nicht von der tiefsten Ehrfurcht für unsere Väter durchdrungen wird, so ist alles, was man in der Schule von Geschichte und Poesie gelernt, verloren gegangen. Wie in dieser Provinz, so war es mehr oder minder in allen übrigen: überall hat das Volk sich zur Befreiung des Vaterlandes, nicht in blinden Schaaren, sondern im harten Dienst, in den Kampf gestürzt, und die Fürsten sind von dieser Bewegung nur mit fortgerissen worden. Wenn dieser Edelmuth des deutschen Volks in neuester Zeit sich nicht in so günstigem Licht gezeigt hat, so lag das nur daran, daß man im Unklaren war, wohin es eigentlich gehn sollte. Sobald der Deutsche einmal wieder den geraden Weg vor sich sieht, wird er auch rüstig darauf fortschreiten. — Mitten im Kampf hielt Arndt jene herrliche Dankrede an Preußen. — „Wenn etwas Ungeheures geschehn ist, kommen die Erklärer und Ausleger mit Deutungen und Nutzanwendungen nach: nichts ist bequemer, als aus dem Nachher das Vorher erweisen. Auch dem preußischen Staat ist solches widerfahren; er ist nach seinem Fall nicht blos betrauert, sondern recht methodisch bis zu seiner Gruft hingedeutet und hingerichtet worden: selbst Schimpf und Hohn hat nicht gefehlt. Unleugbar war eine gewisse Erstarrung und Verstockung da, nicht allein veranlaßt durch die Bestürzung über die großen Begebenheiten und Wechsel, die rings umher erschienen, sondern tiefer liegend. Soll etwas Ungeheures geschehen und etwas Neues werden, so erstarren die lebendigen Kräfte in ihnen selbst, es wird matt, was lebendig, feig, was muthig, dumm, was geistvoll war: es geht dann in den Staaten das vor, was in Menschen vorgeht einige Stunden oder Tage vor dem Punkt, wo sie in eine schwere Krankheit fallen sollen. Der große Uebergang der Zeiten, die große Scheidung des Alten und Neuen wird immer so gemacht. Darum soll man in gewissen Epochen die einzelnen Menschen nicht zu schwer anklagen, sondern den geheim webenden und waltenden Geist der Zeiten, der die dunkeln Geburten der Ge-

schlechter regiert, und wenn er neue Schöpfungen machen will, das Alte augenblicklich lähmt und versteinert, damit es durch geschwinden Sturz die Formen zerbreche und den Elementen zu neuen Gestaltungen den Stoff zurückgebe. Alle Deutsche hatten Leid zu tragen um den Untergang des uralten und heiligen Reichs der Germanen, um die Vernichtung der Gesetze, die Vertilgung der Sprache, die Verderbniß der Sitten, die Schmach und das Elend des Volks; aber nicht alle hatten gleich Großes verloren. Das Reich und seine Herrlichkeit hatten viele deutsche Herzen schon lange nicht gefühlt; was sollten sie betrauern, was sie kaum gekannt? Die meisten hatten sich vereinzelt, als Bürger kleiner Staaten, als Theilnehmer kleiner Verhältnisse, Geschäfte und Ansichten hatten sie nichts Großes zu verlieren gehabt; gewohnt, Mächtigern zu folgen und durch die Beschlüsse der großen deutschen Staaten bestimmt zu werden, empfanden viele die Herrschaft der Fremden kaum als Unglück; sie fühlten sie nur als ein Unglück, nicht weil sie undeutsch war, sondern weil sie Tyrannei ward und Tyrannei zu bleiben versprach. Anderes widerfuhr den Preußen. Sie hatten einen großen Namen, einen unsterblichen Ruhm verloren; sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein. Auch die vor einigen Jahren noch so mit hingedämmert und hingeträumt hatten, waren aus der schweren Starrsucht erwacht: alle fühlten das Unglück, aber bitterer fühlten sie die Schande; sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr. Napoleon hatte gemeint, der preußische Staat sei durch die grausamen Bedingungen, die er gemacht hatte, durch die Gewalt, die er sich wider alle Treue der Verträge genommen, genug zermalmt; er könne ihn zerrissen nun so liegen lassen, bis die Zeit da sei, ihn ganz zu vernichten. Napoleon hatte Recht, soweit ein gemüthloser Mensch, der die Menschheit nur nach ihren Schwächen und Lastern beurtheilen kann, die Welt versteht; er hatte zermalmt, was zermalmt werden konnte; die Gefahr, welche in einer niedergetretenen Ehre droht, die nicht ehrlos gewesen ist, erkannte ein Mann nicht, welcher keine Tugend erkennen kann. Napoleon konnte alles messen, nur nicht, wie weit die Geister sich beherrschen lassen." — Nachdem die Aufregung des Kampfes zu Ende war, mußte die Bedeutung des kühnen Volksführers sich verlieren. Arndt hielt sich in den Rheinlanden auf, seit 1817 als Professor in Köln, wo er Schleiermacher's Schwester heirathete. 1819 begannen die Verfolgungen gegen die Demagogen, denen, wie viele andre der edelsten Männerr, auch Arndt unterlag. Obgleich freigesprochen, blieb er bis 1840 von seinem Amt suspendirt. In seinen spätern Schriften hat er gegen die Schöngeisterei, die sich zum Theil auf Göthe, zum Theil auf die Romantiker stützte, unverdrossen die Fahne des gesunden Menschenverstandes und des Gewissens aufrecht gehalten. Mit heiligem Ernst hat er jenes verbrecherische Spiel bekämpft, welches aus ästhetischen

Gründen mit dem Schlechten und Verwerflichen buhlte: jene feile Sophistik, die den misverstandnen Satz, daß das Wirkliche vernünftig sei, zur Beschönigung alles Nichtswürdigen misbrauchte. „Wenn man das Leben und die Geschichte nicht als ein verstümmeltes und abgebrochnes Räthsel betrachten kann, wo Gerechtigkeit, Freiheit und Tugend von List, Lüge und Laster meistens besiegt werden, wenn man das leichte Spiel und die weitsichtige Geistigkeit ebenso hoch anschlägt, als den schweren Ernst und die kurzsichtige Redlichkeit, welche eben kurzsichtig ist, weil sie nur eines und dieses eine nur in der kürzesten geradesten Linie sehn und thun darf, dann muß vergehn, wodurch das Leben allein einen Werth hat, der Zorn für das Gerechte, die Ehrfurcht vor der Tugend, das Gebet auf dem Grabe des Redlichen, welcher der List unterlag." — Trotz der trübsten Erfahrungen hat er in der Frische und Gesundheit seines Geistes niemals die Zuversicht und den Glauben an das Vaterland verloren. „Wir sind in viele herrlichste Hoffnungen leicht hineingeschüttelt und noch leichter und unsanfter wieder herausgeschüttelt worden, aber Geist wird immer neuen Geist zeugen und sich aus dem schwebenden Element von bloßen Gefühlen und Hoffnungen zur lichten Klarheit des Verstandes durchdrängen. Wir haben bisjetzt nur Anläufe gemacht und sind immer noch im stürmenden Anlaufen begriffen, wo wir meist zurückgeschlagen werden. Gefühle und Zorn sind blos für den ersten Anlauf gut; den letzten Sturm der Festung können Einsicht und Verstand allein durchführen. Ein Volk, das so viel Muth und Geist hat als die Deutschen, kann als ein Raub schlechterer Völker nicht untergehn, die Sehnsucht eines großen Volks nach Ehre, Macht und Majestät wird den Tag ihrer Erfüllung erleben. Es gibt nur einen Geist der Weissagung: dieser scheint dem Volke, das immer sogleich neuestes hören will, oft tausend Siegel auf dem Mund zu haben, und siehe, wie seine Stunde gekommen, tönt und klingt er und die Leute verwundern sich. Die Zeit ist Gottes und ihre Stunde darf kein Sterblicher weissagen; aber glaubet und haltet fest zusammen! Meine übrigen Tage müssen ja dahinsinken wie die letzten Schimmer eines Traums. Ich schaue von der höchsten Höhe des Alters in das tiefe Thal hinab, meine Abendsonne geht nicht mit Gold noch mit Hoffnungen zu Thal, aber von tapfern und männlichen Hoffnungen darf ich nicht lassen. Ich vertraue dem Geist und dem deutschen Geist, und rufe mit allen tapfern Aposteln und Propheten: de coelo et patria nunquam desperandum."

Görres, der katholische Demagog, den wir als phantastischen Revolutionär, als mystischen Alterthumsforscher und Naturphilosophen kennen, tritt uns hier in einer neuen Bedeutung entgegen. Wenige Tage nach dem Rheinübergang der Alliirten begann er seinen Rheinischen Mercur.

Die Zeitschrift ist mit größerer Erregung aufgenommen als irgendein anderes Journal. Der Ton ist leidenschaftlich bewegt und spielt in allen Modulationen, vom burlesken Humor bis zum tragischen Pathos, der Inhalt ist keineswegs so extrem, als man erwarten sollte. Sie vertrat nur die Stimmung des Volks, sie steigerte den Idealismus sowie den Unmuth über die Enttäuschung, aber sie gab ihm keine neuen Gedanken. Das Bild, welches sie von dem restaurirten Deutschland aufstellt, ist ebenso verwaschen als dasjenige, welches zu Anfang der Bewegung 1848 in der Paulskirche entworfen wurde. Die damaligen Machthaber können in keiner Weise damit entschuldigt werden, daß die Verhältnisse schwierig waren, denn sie haben diese Schwierigkeiten durch bösen Willen verstärkt, aber man muß gestehn, daß sich aus den Anforderungen der liberalen Schriftsteller nicht viel machen ließ. Republikanische Ideen lagen damals, wo die Pietät gegen die Fürsten aus den Tagen der Noth noch frisch war, dem allgemeinen Gesichtskreis fern. „Es ist kein Mensch, sagt Görres in einer seiner ersten Nummern, der also unsinnig wäre, die Grundfesten der Thron im Vaterland zu untergraben; es ist vielmehr aller Wille, sie zu befestigen, damit sie, stark von innen und außen, eine Gewähr geben dem Volk für seine künftige Ruhe und Sicherheit." Aber wie dieses Fortbestehn der einzelnen Throne mit dem Gedanken der deutschen Einheit zu versöhnen sei, darüber findet sich kaum ein Wink. Görres scheint geneigt, die Wiederherstellung des östreichisch-deutschen Kaiserthums zu beantragen, auf der andern Seite ist er aber schonend gegen Preußen. Er verlangt ein Repräsentativsystem für ganz Deutschland und doch das Fortbestehn der souveränen Mächte Oestreich und Preußen, die nur eine innige Allianz miteinander schließen sollen. Die bairische Regierung, noch erfüllt von ihrer Rheinbundsouveränetät, gründete gegen ihn eine eigne Zeitschrift, die Alemannia. Die Bureaukratie bemächtigte sich wieder der Geschäfte, die Polizei verdoppelte ihre Wachsamkeit. Auch von seiten der preußischen Regierung erfolgten Warnungen. Endlich gab ein scharfer Artikel gegen die preußische Reaction den Ausschlag, das Journal mußte den 10. Januar 1816 aufhören, nachdem es zwei Jahre bestanden hatte. Statt dessen veröffentlichte Görres eine Reihe von Flugschriften und größern Werken. Zuerst Deutschlands künftige Verfassung (1816), in welchem die Idee des östreichischen Kaiserthums schärfer und bestimmter vertreten wurde. Die Besorgniß, in die Görres wegen dieses Werks um seine Sicherheit gerieth, trieb ihn nach Heidelberg. Die Furcht war grundlos, er durfte schon 1817 nach Koblenz zurückkehren, wo er zu Anfang des folgenden Jahres im Namen der Rheinprovinz dem Staatskanzler eine Beschwerdeschrift überreichte. 1819 erschien Deutschland und die Revolution, ein Buch, in dem

wir heute nur noch mit Befremden lesen. Der positive Inhalt war gering, wenn es auch an sibyllinischen Warnungen, Prophezeiungen und wohlmeinenden Ideen nicht fehlte. Die Hauptsache war eine historisch-philosophische Auseinandersetzung der beiden widerstrebenden Principien, des conservativen und des revolutionären, die sich im Lauf der Weltgeschichte, im Staatsleben wie in der Religion und Poesie, geltend gemacht. Den Vertretern des einen gelte die Geschichte für einen fortgesetzten Sündenfall, den andern für eine beständige Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Görres gibt keiner dieser Parteien Recht, sondern sucht ein philosophisches Justemilieu herzustellen, in welchem beide Principien als mitwirkende Momente aufgenommen werden. Die Bibel, die Edda, die indische Mythologie, die Naturphilosophie wird ausgebeutet, um die einfachsten Begriffe in ein mystisches Dunkel zu hüllen. Wenn man sich nach der Lectüre fragt, was man durch diese Fülle confuser Gelehrsamkeit für die Einsicht in die wirklichen Verhältnisse gewonnen hat, so ist das Ergebniß sehr unbedeutend. Indeß in einem Punkt that die Schrift doch ihre Wirkung. In der Einleitung hatte Görres das seitdem wieder häufig angewandte Bild von der Cumäischen Sibylle, die dem Tarquin für denselben Preis einen immer geringern Werth anbietet, auf die Zeit angewendet, welche dem Widerstand der Fürsten gegenüber immer drohender ein Buch nach dem andern verbrenne, und zum Schluß war angedeutet, wie man aus der allgemeinen Gährung der Gemüther auf einen bald bevorstehenden Ausbruch schließen könne. Infolge dieser Prophezeiungen wurde das Buch mit Beschlag belegt und der Verfasser gezwungen, über den Rhein zu fliehn, wo er in Straßburg bei seinen alten Feinden Zuflucht fand. Der Aufstand brach in der That in allen Theilen Europas aus, allein er hatte nicht die erwarteten Folgen. Noch war der Muth der Revolution nicht concentrirt, die Unruhen wurden überall unterdrückt, und ein geschärftes Reactionssystem war das einzige Resultat. Die Wirkung auf Görres ist ganz eigenthümlich. In seinen beiden nächsten Schriften Europa und die Revolution (1821) und die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona (1822) werden zwar die Höflinge, welche die Fürsten in eine böse Richtung verleiten, noch ziemlich scharf angegriffen, allein von der alten Siegesgewißheit ist keine Spur mehr. Das erste der genannten Bücher beginnt sogar mit der für jene Zeit wunderlichen Erklärung, die Völker hätten so alles Maß überschritten, daß man sich versucht fühlen müsse nunmehr auf Seite der Fürsten zu treten. Der Grund dieser Wendung kann in nichts Anderm gesucht werden als in den neuen Kräften, die auf beiden Seiten auf den Schauplatz traten. Die Leiter der Revolution waren nicht mehr ausschließlich jene volksthümlichen Romantiker, die frommen und tugendsamen Burschenschafter, sondern freche Aufklärer in

der französischen Manier, und die Sache der Fürsten wurde zum Theil durch geistreiche Männer vertreten, die der Romantik nicht fern standen. Eins der einflußreichsten Mitglieder auf dem Congreß zu Verona war Chateaubriand, der ehemalige Verbündete unsers Mystikers im Kampf für die geschichtliche Religion und gegen das ideenlose Weltreich des Kaisers. Görres wußte sich in diesen Gegensätzen nicht mehr zurecht zu finden, es fehlte ihm ein sicherer Inhalt des Glaubens. Für die politischen Verwirrungen in Deutschland sah er keinen Ausweg, er gab es also überhaupt auf, nach einem politischen Ausweg zu suchen, und fand in der Herrschaft der Kirche über die in ihrem Fundament erschütterten Staaten die sicherste Zuflucht für das nothleidende Menschengeschlecht. Der Mittelpunkt des Ultramontanismus in Deutschland war die Zeitschrift: der Katholik. Görres nahm an derselben von Straßburg aus den lebhaftesten Antheil. Seine Aufsätze athmen den kirchlichen Fanatismus, der eigentlich nur seinen Haß gegen das weltliche Wesen ausdrückte, das er nicht mehr verstand. Nach München waren damals die Blicke aller gläubigen Gemüther gerichtet. König Ludwig war aufgewachsen im Haß gegen den rationalistischen Staatsmechanismus. In dem neuen Regiment wurden Geist und Gemüth zu Grunde gelegt. Man lüftete etwas den Druck des Polizeisystems, man beschützte die Künste; man ließ dem christlich-germanischen Wesen freien Spielraum. Sailer, der Jesuit, war der geheime Lenker der neuen Regierung; ein zur alleinseligmachenden Kirche bekehrter Dichter, Schenk, der Cultusminister, und Görres wurde als Professor der Geschichte nach München berufen (1827). 1830 trat er wieder mit einem größern Werk auf: Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. In dieser neuen Philosophie der Geschichte finden sich zwar noch manche Anklänge an den alten Pantheismus, aber im wesentlichen wird doch diejenige Richtung, die er in „Deutschland und die Revolution“ als Extrem verworfen hatte, seiner Beurtheilung der Thatsachen zu Grunde gelegt. Hegel hat in einer sehr scharfen Entgegnung die Gedankenlosigkeit dieser Schrift mit einem eigentlich verschwendeten Geist gegeiselt. — Auch in Baiern blieb die Romantik nicht ausschließlich am Ruder. Die geistreichen Männer wurden aus dem Ministerium entfernt, weil unter ihnen die Geschäfte nicht den gehörigen Fortgang nehmen wollten, und bei der Herstellung des Polizeistaats trat zwischen der kirchlich gesinnten und der absolutistischen Partei eine Spaltung ein, die sich immer mehr erweiterte. In den Jahren 1831 und 1832 gingen von Görres eine Reihe Flugschriften aus, die in theokratischem Sinn das absolute Polizeiregiment bekämpften. Allein der Ernst, den das letztere zeigte, schüchterte doch den müden Demagogen ein; er ließ die Politik beiseite und kehrte wieder zu seiner Lieblingsbeschäf-

tigung zurück. Noch einmal war es ihm vorbehalten, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Die Verhaftung des Erzbischofs von Köln 1837 schien dem principiellen Kampf zwischen Kirche und Staat einen angemessenen Ausdruck zu geben. Es widerfuhr hier Preußen, was ihm schon häufig begegnet ist: statt einer consequenten und im Princip fest gegründeten Haltung, die niemals von ihrem Wege abgeht, ließ es sich von augenblicklichen Aufwallungen hinreißen und ging über das Maß hinaus, um gleich darauf in die alte Erschlaffung zu versinken. Das Recht wird zum Unrecht, wenn man es auf willkürliche Weise verfolgt. Diese Blößen wußte Görres im Athanasius geschickt zu benutzen. Er geht mit scharfer Dialektik auf sein Ziel los, und wenn man seine Voraussetzungen nicht theilt, so findet man sich doch zu Hause. Die Gegenschriften, welche der Athanasius hervorrief, von Leo, Marheineke, Gutzkow und andern, gingen alle von schwankenden Principien aus, und die für Preußen nicht sehr rühmliche Beendigung dieses Zwiespalts gab wesentlich dem Athanasius Recht. Aus diesem Streit erwuchsen die Historisch-politischen Blätter. München wurde der Mittelpunkt der Congregation, aus allen Völkern und selbst aus allen Parteien. Es fanden sich Republikaner und Legitimisten zusammen, Franzosen, Italiener, Irländer und Polen. In Görres' Haus war ein geschäftig geheimnißvolles Treiben, dem übrigens eine übertriebene Bedeutung nicht zugeschrieben werden darf. Denn der Ultramontanismus ist nicht gefährlich, wo er als geschlossne Partei hervortritt, im Gegentheil haben solche Verschwörungen das Gute, daß sie das Volk stutzig machen. So geschah es 1842 durch ein anonymes Buch: De la Prusse, welches die geheimen Verbindungen der Jesuiten mit den Demokraten ausplauderte. Es gelang Görres und seinen Anhängern nicht ganz, den Verdacht des Radicalismus von seiner Partei abzuwenden, und als vollends der preußische Staat sich bekehrte und dadurch den Angriffen der Ultramontanen die Spitze abbrach, und als bei Gelegenheit der galizischen Geschichte (1846) im Heerlager der Heiligen selbst ein Zwiespalt entbrannte, als Montalembert in der französischen Pairskammer die östreichische Regierung des Verraths gegen den polnischen Adel anklagte und die historisch-politischen Blätter, welche die Regierung zu vertheidigen wagten, der Feilheit bezichtigte, da verlor die Partei alle Haltung, und eine dreiste Tänzerin reichte hin, ihrer Herrschaft ein Ende zu machen. Görres mußte diesen Sturz seiner Partei noch erleben. Er starb am 29. Januar 1848 mit ungeschwächtem Glauben. Die Macht seiner Phantasie hatte ihn über alle Wechselfälle des Geschicks- sowie über alle Anfechtungen des Verstandes erhoben. Seine wirkliche Bedeutung entspricht nicht dem Ruf, den sein Name erlangt hat. Seine Schriften sind viel gelesen worden und haben verwirrte Köpfe noch verwirrter ge-

macht, sie sind aber bereits verschollen. Sie haben auch nicht viel dazu beigetragen, die katholische Kirche gegen ihre Angreifer sicher zu stellen, oder ihr ein neues Gebiet zu erobern. Die Macht der Kirche beruht nicht auf den Sophisten, die sie vertheidigen; Advocaten würde sie überall finden, und ob diese geistreich oder geistlos sind, ist ziemlich gleichgültig: ihre Macht beruht auf der Unvollkommenheit des Staats. Wo die bürgerliche Gesellschaft, wo die Erziehung, die Verwaltung, die Gerichte zweckmäßig organisirt sind, hat der Ultramontanismus keinen Boden.

Nachdem der Friede hergestellt war, hatte man im Anfang die besten Hoffnungen. Wenn hier und da noch eine unruhige Bewegung wahrgenommen ward, so glaubte man das nur als eine Nachwirkung des großen Kampfs betrachten zu müssen, sowie auf der beunruhigten Wasserfläche die Bewegung in immer weitern Kreisen nur allmählich nachläßt. Allein das Uebel wurzelte tiefer. Es war überall eine heimliche Beklemmung und Spaltung, eine verborgne Unruhe sichtbar, welche alle Kreise des Lebens bis in die innersten Familienverhältnisse durchdrang, ja den Einzelnen mit sich selbst in Zwiespalt und innern Unfrieden versetzte. Auch das innere Familienglück war durch den Umsturz der alten Ordnung und selbst durch den gewaltsamen Umschwung der Rettung erschüttert. Der gehoffte glücklichere Zustand wollte nicht auf die gewünschte Weise eintreten; und mit Verwunderung fühlte die Welt, da kaum die erste Freude über die Befreiung verraucht war, sich immer noch gedrückt. Die innersten Verhältnisse des Eigenthums, des Landbaues, aller Gewerbe waren nicht blos vorübergehend verletzt, sondern aus ihren Fugen gerückt, indem nun erst alle übeln Folgen in ihrer ganzen Tiefe sichtbar wurden. Ein jeder fühlte seine eigenthümlichste Wirksamkeit auf irgendeine Weise gebunden, gelähmt und in unauflöslichen Widerspruch verstrickt. Die Verwirrung der Meinungen war nicht minder groß, als der Zwiespalt der in Unordnung gerathenen Eigenthumsinteressen. Die Begeisterung des Kriegs war mit dem Krieg selbst entflohn; das Vertrauen war nicht zurückgekehrt. Der Zustand glich dem eines Mannes, der äußerlich wohlhabend und glücklich, heimlich aber von drückenden Schulden geängstigt oder von einem bösen Gewissen beunruhigt ist. Das Gedankenspiel der romantischen Ideen wurde der Zeitvertreib einer leichtsinnigen Schülerjugend, und die babylonische Sprachverwirrung der unreifen Philosophie ward nur noch verworrener, nachdem die Schar der poetischen Kunstjünger mit ihren phantastischen Vorstellungen hinzutrat. Die Uebung in der Sophistik trug ihre bittern Früchte. Es war ein Genius der Unwahrheit, der nach der Aushöhlung und Abstumpfung alles Sinns die Parteien mit leeren Phrasen erfüllte. Als das dramatische Interesse am Kampf vorüber war, ergriffen die gemeine Berechnung und die noch gemeinere Intrigue wieder das Ruder.

Der Patriotismus hatte den äußern Feind herausschlagen können, das neue Staatswesen vermochte er nicht zu gründen; aus dem Staatsleben herausgedrängt zog er sich grollend in die Kreise der Jugend zurück, die fortfuhr, das Vaterlandslied zu singen, neue Variationen hinzuzufügen und sich immer mehr in ein ideales Traumleben vom Vaterland zu verlieren. „Wir woll'n das Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich, woll'n predigen und sprechen vom Kaiser und vom Reich.“ Allein das Kaiserthum hatte sich vom deutschen Volk abgewendet und Metternich hatte mit eiserner Hand, mit Hintansetzung aller Traditionen, den östreichischen Polizeistaat gegründet. Metternich war weit davon entfernt, mit der heutigen aristokratisch-kirchlichen Partei zu gehn; er war nicht einmal Legitimist, sein System war das der absoluten Ideenlosigkeit, aber mit einer bewundernswürdigen Consequenz durchgeführt. Im übrigen Deutschland wurden zwar die politischen Regungen gleichfalls unterdrückt, aber der protestantische Geist, wenn auch hinter den Formen einer dunkeln, räthselhaften Philosophie versteckt, setzte das Werk der Befreiung im stillen fort, und so paradox es klingt, selbst die Doctrinäre des historischen Rechts, die Feinde aller selbständigen Staatsentwickelung, wühlten durch ihre erbitterte Kritik den Boden auf, aus welchem später eine ganz unerwartete Saat hervorgehn sollte. Aber es war nicht blos diese aus vorübergehender Gährung nothwendig erwachsende Unruhe des Gemüths, es war der leere Mechanismus der Regierungen und die unbändige Selbstsucht der bevorzugten Stände, aus denen diese allgemeine Unzufriedenheit erklärt werden muß. Auch Preußen verließ die Bahn der gesunden Entwickelung und begab sich aus Furcht vor den Jakobinern in den Dienst des Adels und der Kirche, die es aber nicht in ihrer corporativen Selbständigkeit anerkannte, sondern gleichfalls polizeilich bevormundete. Der Staatskanzler hatte in der bürgerlichen Gesetzgebung die Ideen des Freiherrn von Stein nicht blos fortgeführt, er hatte sie überboten; aber sein Reichthum an gutem Willen und an verständiger Einsicht wurde nicht getragen durch die Festigkeit des Charakters; seine schmiegsame Natur fügte sich mehr und mehr den Einflüssen der Junkerpartei. — Der burschenschaftliche Geist fand seinen letzten energischen Ausdruck im W a r t b u r g f e s t 1817. Würdige Männer im besten Glauben nahmen an den Lächerlichkeiten dieser studentischen Gemüthlichkeit theil, und die Jugend erlebte den Triumph, eine Zeit lang die Polizei in Schrecken zu setzen. Man hatte wie in der Zeit des Hainbunds schwärmerische Lieder gesungen, man hatte die Schriften der Gegner verbrannt, und dies Kinderspiel wurde nun als Hochverrath gebrandmarkt. Ernster wurde die Sache durch die Ermordung Kotzebue's 1819. Es ist eine merkwürdige Ironie des Schicksals, daß dieser Possenreißer nicht nur selbst zu einem tragischen Ausgang bestimmt war, sondern unfreiwillig durch seinen

Tod die dämonische Natur der herrschenden Gesinnung in der deutschen Jugend enthüllen mußte. Er hatte in seinen Journalen und in den Berichten an den russischen Hof über den deutschen Patriotismus viel widerliche Dinge gesagt; aber aus einem Hanswurst einen Märtyrer zu machen, dazu gehörte eine krankhaft exaltirte Phantasie, die viel entschiedner für die Gegner der deutschen Burschenschaft sprach als alle Sophismen politischer Bosheit. Daß sich über diese That ein allgemeiner Schreck durch Deutschland verbreitete, war in der Ordnung. Verbrechen kommen zu jeder Zeit vor, aber ein im Namen der Tugend verübtes Verbrechen ist ein bedenkliches Zeichen. Die Acten des Processes gewähren einen traurigen Blick in den Zustand so vieler jungen Gemüther, die nach dem Ideal dürsteten und keinen gesunden Zug in ihrem Innern hatten. Es zeigt sich eine Mischung von natürlicher Gutartigkeit mit einer Einfalt, einer Verwilderung der Begriffe, einem Hochmuth und einer unbewußten religiösen Heuchelei, daß man schaudert. Man hat die vom König von Preußen persönlich verfügte Absetzung des Professor de Wette, der in einem Brief an Sand's Mutter Entschuldigungsgründe für den Meuchelmord aufgesucht, sehr heftig angegriffen; aber wie uns auch das Denunciationssystem, das diesen Act veranlaßte, anekelt, so lag dem Abscheu vor der sophistischen Beschönigung eines Verbrechens doch ein richtiges Gefühl zu Grunde; denn das ist der Fluch unsrer neuern Entwickelung, daß wir den natürlichen Maßstab des Gewissens verloren und uns gewöhnt haben, die einfachsten Verhältnisse vom „höhern Standpunkt“ zu betrachten, um nach Belieben damit umspringen zu können. Freilich wurde der Kampf gegen den subjectiven Idealismus auf eine Weise geführt, die unser Lachen hervorrufen würde, wenn sie nicht so abscheulich wäre. Die alten Denunciationen von Schmalz und Stourdza gegen die Universitäten fanden nun ein williges Gehör; es begannen die Demagogenverfolgungen, unreife Jünglinge wurden in jahrelanger Haft gehalten, Professoren ihres Amts entsetzt, die Turnplätze geschlossen, die liberalen Staatsmänner bis auf den letzten Rest entfernt und der Staat dem Volksleben entzogen. Die Burschenschaft löste sich auf, nachdem sie sich in lyrische Sentimentalität verloren. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus ꝛc.“ „und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt“. — Das war eine nicht sehr productive Stimmung; und selbst in kühnern Versuchen, wie z. B. in dem schönen Lied Uhland's zur Gedächtnißfeier der Schlacht bei Leipzig, läuft die Erhebung doch in Resignation aus. Es klang stattlich, wenn er die Gründer der heiligen Allianz anrief: „Ihr Fürsten, seid zuerst befraget, vergaßt ihr jenen Tag der Schlacht, an dem ihr auf den Knien laget und huldigtet der höhern Macht?“ Aber der Schluß war kein heiliger Zorn, sondern eine weiche, bescheidne Hoffnung. — Der siegreiche Staat war nicht der christlich-germanische, den

die Romantiker prophezeit, sondern der Polizeistaat des vorigen Jahrhunderts, der nur vorsichtiger mit der Kirche und dem Adel umging, weil er in ihnen zweckmäßige Verbündete gegen die Demagogie zu finden glaubte. Im Gegentheil waren die besiegten Burschenschafter christlich-germanisch. Sie bildeten allmählich, in der Schule des historischen Rechts aufgewachsen und durch die Jünger der Schlegel'schen Doctrin verstärkt, eine neue Partei, die nach der Julirevolution anscheinend blos zur Bekämpfung des revolutionären Geistes, eigentlich aber ebenso im Gegensatz gegen den rationalistischen Staat in Berlin das „Politische Wochenblatt" gründete. In den vierziger Jahren wurde das Heft in die Hände dieser politischen Romantiker gegeben, während der Liberalismus, der früher national gewesen war, sich wieder weltbürgerlich und im bestimmten Sinn französisch geberdete.

Aus den luftigen Höhen der Speculation wurde Adam Müller plötzlich in das praktische Leben geworfen. Von 1813 an war er als kaiserlicher Landescommissar und tiroler Schützenmajor bei dem Aufstand in Tirol und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes thätig, bis er im April 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte, von wo aus er stehende Berichte nach Wien für den Oestreichischen Beobachter schickte. Gentz schreibt ihm Juli 1815: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modificirt werden. Für einen neuen Ausfluß, oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip capituliren. Was meine Auseinandersetzung mit Ihnen betrifft, so kann nur eine Schwierigkeit vorkommen, die unüberwindlich wäre, wenn Sie nämlich — was Gott verhüte — das Jus divinum im buchstäblichen oder mystischen Sinne nehmen." — Nach Abschluß des Friedens wurde Müller als östreichischer Generalconsul in Leipzig angestellt, wo er in den Staatsanzeigen 1816—18 zum Entsetzen der Liberalen und zuweilen zum höchsten Erstaunen des Fürsten Metternich die höhere christliche Politik der Welt verkündigte. Gentz schreibt darüber 8. Juli 1816: „Die Aufsätze tragen sämmtlich das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehn und zu denken so abweicht, daß ich mich nicht darin zurecht finden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welche keine Figur

in festen Umrissen hervortritt. Diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe; und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umwälzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Verfassung ꝛc. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinnigerweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgendeiner Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränetät, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist. — Provinzial- und Municipalbehörden sind jetzt die Panaceen aller politischen Aerzte. Wo sie von Alters her bestehen, wie in England, mag man ihnen in Gottes Namen alles das zuschreiben, was man bisher der Organisation der obern Staatsgewalten zuschrieb, obgleich (in parenthesi) Montesquieu und Delolme wol auch etwas davon wußten, und solche Stümper nicht waren, als man sie heute schildert. Municipalverfassungen, da wo sie nicht sind, zu machen, ist denn das leichter, ist denn das nach Ihren und Ihrer heutigen Freunde Grundsätzen correcter, als Constitutionen zu machen? Das alles geht über meine Fassungskraft. Ich bin zu alt, zu steif, zu stumpf für diese Sprünge." — März 1817 klagt Müller, daß Gentz sich Gott immer mehr entfremde. „Wenn das, was wir glauben — nicht wahr ist; wenn sich endlich ergibt, daß es mit dem Néant nach diesem Leben seine Richtigkeit hat: — was haben wir dann verloren? — Wenn es aber wahr ist? wie dann? — Liebster Gentz!" Darauf antwortet Gentz: „Die Idee einer positiven Gefahr, wenn das oder jenes doch zuletzt wahr wäre, geht aus einem so crassen Anthropomorphismus hervor, daß sie mich unmöglich schrecken kann. Ich fasse sie nicht einmal, und damit ich sie nur fassen könnte, müßte abermals jenes Wunder geschehn, dem ich mich nicht widersetzen will, wenn es etwa geschieht, das ich aber durch kein menschliches Mittel herbeizuführen weiß." Weiter setzt er ihm mit der schärfsten Logik auseinander, daß auch seine Vernunft dem

Glauben zu unterwerfen nur Gründe der Vernunft den Menschen bestimmen können. „Die Weltgesetze, werden Sie mir sagen, sind Offenbarungen Gottes, denen die Vernunft sich unterwerfen muß. Ich frage: sind sie Ihnen von Gott unmittelbar offenbart worden? Antworten Sie: Ja! so erwidere ich — desto besser für Sie! Mir wurde das Glück nicht zu Theil. Wir stehen folglich vor der Hand in ganz abgesonderten Classen. Antworten Sie: Nein! — so ruht Ihre Ueberzeugung von jenen Offenbarungen nur auf dem Glauben an das, was andern offenbart wurde. Nun dieser Glaube fehlt mir ebenfalls. So lange Sie nicht im Stande sind, diese Fundamentaldifferenz zwischen uns zu heben, müssen Sie mir nothwendig verzeihn, daß ich viele Ihrer kraftvollsten Aeußerungen als bloße Machtsprüche betrachte." „Ob es neben der Vernunft, oder über der Vernunft noch andre, höhere Erkenntnißquellen gibt? — das ist die Frage, an der ich stets scheitere und über welche ich mich nie habe hinausschwingen können. Gegen den falschen Glauben bin ich gerüstet genug; es fehlt mir aber durchaus an einem für mich giltigen Merkmal, den wahren vom falschen zu unterscheiden; jenseits der Grenzen der Vernunft scheint mir alles gleich unsicher und schwankend; und wenn ich sehe, daß andre auch da noch auf festem Boden stehn, so bleibt mir nichts übrig, als zu erklären, daß sie einen Sinn haben müssen, der mir abgeht und den ich mir nicht beizulegen weiß." Zugleich citirt er den Satz von Schlosser: „Eine rationelle Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Grenzen gesteigert ist, fordert ebenso ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert." „Dies ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Weltansicht. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es darauf abgesehn, das traditionelle Element ganz zu verdrängen. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen; und wenn ich gleich manchmal in der Hitze des Gefechts manchem zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, scheint mir unverkennbar; das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht. Ich habe in dem revolutionären Gange der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustand zu einem bessern zu gelangen, wol aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von frischem wieder anzufangen, gehaßt. Wenn Sie nun, ebenso einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit, die ich gewiß nicht ungebührlich bewundere, mit bittrem Hohn verwerfen und ganz unumwunden die Kirchenverfassung, und Lehnsverfassung, und Dienstver-

fassung, und Geldverfassung, und Handelsverfassung u. s. w. vergangener Jahrhunderte zurückfordern, wie sollte ich meinen eignen Ideen solche Gewalt anthun, die Ihrigen zu billigen?" Nach diesen Prämissen wird man nicht wenig überrascht, wenn Gentz 19. April 1819 (einen Monat nach der Ermordung Kotzebues) plötzlich einlenkt: „Vergessen Sie jetzt auf einen Augenblick alles, was meine rebellische Vernunft Ihnen oft entgegengesetzt hat. Ich stelle mich auf einen höhern Standpunkt, von welchem ich das Ganze betrachte. Es fragt sich hier nicht, inwiefern meine Vernunft gebändigt werden kann; aber ich weiß, daß keine moralische und folglich auch keine politische Weltordnung bestehn kann, wenn sich nicht Mittel finden, die Vernunft eines jeden zu bändigen, und wenn der unselige Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigne Vernunft als gesetzgebend ansehn will, nicht aus der menschlichen Gesellschaft wieder zu verbannen ist. Ohne Regel und Gesetz kann keine Gesellschaft wahrer Menschen gedacht werden. Diese Regel und dieses Gesetz können aber keine Haltung haben, wenn sie von bloßer Willkür, sollte es auch die aufgeklärteste sein, ausgehn. Denn Willkür gegen Willkür, ist am Ende jeder gleich befugt, die seinige für die beste zu halten. Es muß ein höheres Gesetz geben. Das kann nur in der Religion zu finden sein, und zwar nur in einer Religion, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, welches, außer der christlichen, noch keine andre auch nur versucht hat. Selbst hier aber kann das höhere Gesetz keine feste Wurzel schlagen, wenn es nicht von einer fortdauernden gesetzgebenden Macht regelmäßig verwaltet wird. Es muß folglich eine Kirche bestehn; und in dieser Kirche muß Einheit und Unwandelbarkeit in allem Wesentlichen das erste Princip sein. Sobald man einmal zugibt, daß die Vernunft des Einzelnen in Sachen der Religion nicht blos unter der Hand rebelliren (welches sich nicht immer vermeiden läßt), sondern für ihn selbst und gar für andre gesetzgebend werden kann, muß das Nämliche auch für alle Staatsverhältnisse gelten; und von dem Augenblick an fällt die Gesellschaft auseinander und alles sinkt in den wilden Naturzustand zurück. Kirche und Staat dürfen immer nur sich selbst reformiren; das heißt, jede wahre Reform muß von den in beiden constituirten Autoritäten ausgehn. Sobald der Einzelne oder das sogenannte Volk in dieses Geschäft eingreifen darf, ist keine Rettung mehr. Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuern Uebel, unter welchen wir heute erliegen. Wäre er blos raisonnirend geblieben, so hätte man ihn, da das Element desselben einmal tief in der menschlichen Natur steckt, dulden müssen und können. Indem sich aber die Regierungen bequemten, den Protestantismus als eine erlaubte religiöse Form, als eine Gestalt des Christenthums, als ein Menschenrecht anzuerkennen, mit ihm zu capituliren, ihm seine Stelle im Staat neben der

eigentlichen wahren Kirche, wol gar auf den Trümmern derselben anzuweisen, war sofort die religiöse, moralische und politische Weltordnung aufgelöst. Was wir erlebt haben, war nur eine nothwendige Folge und die natürliche Entwicklung jenes ersten unermeßlichen Frevels. Die ganze französische Revolution und die noch schlimmere, die Deutschland bevorsteht, sind aus der nämlichen Quelle geflossen. Wenn Einzelne im Volk, Fractionen des Volks, die Majorität des Volks u. s. f. die Kirche verstoßen durften, warum sollten sie den Staat nicht umstürzen, der, sobald einmal Vernunftautoritäten herrschen können, nicht um ein Haar heiliger ist als die Kirche? Wenn es keine höhere Autorität mehr gibt, als die Vernunft jedes Einzelnen, so muß die Revolution der natürliche Zustand der Gesellschaft werden, und Intervallen von Ruhe und Ordnung können nur Ausnahmen sein.“ Das alles drückt allerdings nicht eine eigentliche Umwandlung der Gesinnung, sondern nur eine Veränderung des politischen Gesichtspunkts aus. Müller nimmt mit der gebührenden Wichtigkeit von der Thatsache Act. „Ihren Brief in seiner unvergleichlichen Klarheit betrachte ich nunmehr als die eigentliche Präliminarbasis aller künftigen Verhandlungen; auch zweifle ich, ob in diesem Jahrhundert überhaupt schon viel wichtigere Dinge geschehn sind, als das Ereigniß dieses Briefes.“ — Die Gründe dieser plötzlichen Umwandlung liegen in Folgendem. Einmal begann jetzt das Zeitalter der Congresse, in denen Gentz eine sehr wichtige Rolle spielte, und von den Machthabern Europas mit Schmeicheleien überhäuft wurde. Er fühlte sich nicht mehr blos als den Anwalt der guten Sache, sondern als den Mitbesitzer der Macht, und die Angriffe der Demokraten erschienen ihm als gegen ihn selbst gerichtet. Sodann hatte er die Spontaneität, die in ihm lag, in dem Kampf gegen Napoleon vollständig ausgegeben; er wußte sich weiter keinen Rath, sein Skepticismus nahm eine immer wüstere Farbe an, und die Schriften, die er infolge seiner Stellung nothgedrungen lesen mußte, versetzten ihn in eine unauflösliche Verwirrung. „Die Vergangenheit ekelt mich an, und die Zukunft fürchte ich.“ Er hätte alles Denken gewaltsam unterdrücken mögen, da es ihn nur beunruhigte, wenigstens sollte das Schreiben gehindert werden. Der ehemalige Anwalt der Preßfreiheit ist nun ein Fanatiker für die Censur, und zwar in der verwegensten Bedeutung dieses Worts, denn er spricht im vollsten Ernst den Wunsch aus, daß für eine Reihe von Jahren aller Bücherdruck untersagt werde, mit Ausnahmen, welche eine Behörde in Wien festzustellen habe. Aber das Wichtigste war die Ermordung Kotzebue's. Gentz hatte Furcht für sein Leben, und um sich vor dem politischen Meuchelmord zu sichern, wäre ihm jetzt auch der Katholicismus recht gewesen. Der Gedanke des Uebertritts ging ihm wirklich wieder durch den Kopf. Indeß ist es

bei dem Gedanken geblieben. Müller verlangt von den Staatslenkern eine neue positive Schöpfung, und er handelt im besten Glauben. So absurd seine Vorschläge aussehn, er ist von ihrer alleinseligmachenden Kraft fest überzeugt, Gentz dagegen glaubt an nichts mehr; er will nur einen unausgesetzten Kampf gegen die Jakobiner, im Uebrigen möge man die Staaten lassen, wie sie sind, etwas Kluges werde doch nicht herauskommen. „Die Frage ist heute nicht, wie die Gesellschaft nach einem bessern, gottgefälligern Plan für die Zukunft zu bilden sein wird; unser einziges Geschäft ist und muß sein, sie vor der von bekannten und bestimmten Feinden ihr drohenden nahen Auflösung zu bewahren. In einem Ihrer Briefe habe ich zwar, nicht ohne geheimes Grauen, eine Aeußerung gefunden, woraus ich schließe, daß Sie selbst aus dem Abgrund der Zerstörung gewisse (höchst chimärische) neue Formen erwecken, die Ihnen lieber sein würden, als der ganze alte Wust, von welchem kein Jakobiner verächtlicher sprechen kann als Sie. Männer wie Sie dürfen keine Allotria mehr treiben, müssen denen, welche die schrecklichen Aufgaben zu lösen haben, mit der ganzen concentrirten Kraft ihrer Gedanken und ihrer Beredtsamkeit beistehn. Das ist Ihr Beruf. Die innern Krankheiten werden uns nicht von heute zu morgen tödten. Das Dringendste ist, zu leben. Mit denen, welche uns vernichten wollen, müssen wir also zuerst fertig werden. Dann Kirche, Stände und Communen, und alles was Sie wollen." — Gentz war alt geworden. Sinnlichkeit und Egoismus hatten den Kern seines Wesens frühzeitig angefressen. Mit der Jugend hatte er zugleich das Pathos verschwelgt, dessen er mächtig gewesen war. Wenn er im Herbst 1810 an Rahel schreibt: „Ich bin höllisch blasirt und habe so viel von der Welt gesehn und genossen, daß man mit Illusionen und Schaugepränge nichts mehr bei mir ausrichtet;" wenn er Adam Müller gesteht, daß er sich in einer Abspannung, einer Muthlosigkeit, einer Leere und Indifferenz befinde, wie er sie nie gekannt noch geahnt habe, wenn er seinen Zustand einer geistigen Auszehrung vergleicht und verzweifelt, sich durch eigne Anstrengung aus demselben befreien zu können, so ist eine tiefe Wahrheit in diesen Geständnissen. Mit der Jugend hörte seine Freiheit und Selbständigkeit auf, er fand in Metternich seinen Herrn und wurde sein gefügiges Werkzeug. Oestreich trat in dem geistigen Kampf gegen Frankreich in den Hintergrund; dem gewandten Publicisten ging also der Stoff aus, sonst hätte er wol noch rhetorische Wendungen genug gefunden. Er ist von da an nur der weltkundige Geschäftsmann, der von der Höhe seiner Routine aus auf den Idealismus des patriotischen Gefühls mit vornehmer Geringschätzung herabsieht. Auch darin war er der würdige Diener seines Herrn, der von allem romantischen Idealismus frei blieb. In spätern Schriften von Gentz, in denen er jedes deutsche kräftige Streben

herabsetzt, jede Willkür und Ungerechtigkeit der Regierung vertheidigt, sehn wir nichts als die Altklugheit der gemeinen Routine, die fest davon überzeugt ist, die Welt befinde sich in der besten Ordnung, wenn ihre geselligen Cirkel und der Luxus in ihren Wohnungen nicht gestört wird. Geschadet hat er im Grunde nichts, denn ob das Willkürregiment im guten Stil gelobt wurde oder im schlechten, war gleichgültig; aber eine Warnung muß er uns sein, der sophistischen Geistreichigkeit, der wir in der frühern Zeit unsrer Literatur Altäre errichtet, ernsten Widerstand zu leisten. Den materiellen Genuß des Lebens hat er sich durch sein Talent in der höchsten Ausdehnung erworben; aber dieser Genuß war der Ruin seines Geistes. Völlig glaubensleer und ohne Interesse fürs Leben, aber von kindischer Todesfurcht erfüllt, gingen seine Tage dahin. Ein phantastisches Liebesverhältniß zu der schönen Fanny Elsler stachelte ihn noch einmal zu der Glut seiner Lucindenzeit an. Er starb 1832, von der Nation verabscheut, von seiner Partei nur als gefügiger und geschickter Diener und als liebenswürdiger Gesellschafter angesehn; und es sind doch schöne Kräfte in ihm untergegangen. Ehre macht es ihm, daß er in seiner zurechtmachenden Philosophie den gesunden Menschenverstand nie ganz über Bord warf: sein conservatives Princip war nur der Ausdruck seiner Müdigkeit, seines Unglaubens und seiner altklugen Geringschätzung aller jugendlichen Ideen. — Um nun zu zeigen, wie sehr der Gesinnungswechsel durch die unklare Bildung der Zeit vorbereitet war, wenden wir uns noch einmal zu einem Mann zurück, den wir schon in den mannichfaltigsten Wandlungen verfolgt haben. Steffens, der, was er einmal erfaßte, immer mit leidenschaftlichem Eigensinn festhielt, sah sich plötzlich in die Opposition gegen den burschenschaftlichen Geist gedrängt. Seine naturphilosophischen Studien traten in den Hintergrund und er fing an, auf eine höchst bedenkliche Weise Chemie und Physik auf das Staatsleben anzuwenden. Hauptsächlich war sein Kampf gegen die Turner gerichtet. Jahn hatte ihn bei einer zufälligen Begegnung durch eine rohe Aeußerung über die Sixtinische Madonna verstimmt und diese Verstimmung war für seine politische Ueberzeugung entscheidend. Die erste Schrift, mit der er sich der politischen Dinge annahm: Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, (ausgearbeitet 1815—16, gedruckt 1817) war in dem verwilderten, blumenreichen und ausschweifenden Stil jener Zeit geschrieben. Die Grundidee hat er aus Fichte: er leitet die Verderbniß der Zeit aus dem Paulinischen Christenthum her, welches das religiöse Gefühl in Raisonnement aufgelöst und abgeschwächt habe. In seiner zweiten Schrift: die Caricaturen des Heiligsten (1819—21) finden wir jenen artigen Vergleich des organischen Staatslebens mit dem Naturwuchs der Pflanze, der auf die historische Schule übergegangen ist (mit Savigny war

er schon seit 1811 genauer bekannt, Otfried Müller war sein bevorzugter Schüler), breit und pedantisch durchgeführt. Es war ein leidenschaftlicher Kampf gegen alle politischen Abstractionen und der Versuch, aus den natürlichen Gliederungen des Lebens, aus der religiösen Gemeinschaft und aus der Familie die Totalität des Staats herzuleiten. Die Caricaturen, gegen die er vorzugsweise zu Felde zog, waren das System des **Contrat social**, Haller's Restauration der Staatswissenschaft und der herrschende Beamtenmechanismus. In allen dreien, so entgegengesetzt sie einander zu sein schienen, fand er mit Recht den Ausdruck des nämlichen mechanischen Gedankens, der das Leben aus dem Tod, den Organismus aus dem Mechanismus herzuleiten sich vermißt. Aber was er an die Stelle setzte, war durchaus unklar und ungenügend. Der fortdauernde Kampf gegen die Turner erregte den Unwillen seiner ehemaligen Freunde und zugleich die Aufmerksamkeit der Behörden. Im Anfang, wo man noch den Staat in der liberalen Richtung zu erhalten suchte und in dem neuen Mysticismus einen Feind empfand, wurde er höhern Orts gewarnt. Endlich aber glaubte man, er könne nähere Enthüllungen machen, und der Staatskanzler ließ ihn in der Stille nach Berlin kommen. Die Unterredung ist charakteristisch. Zunächst war Steffens erschrocken über die Auslegung, die man seinen Kapucinaden gab: er hatte die geistige Richtung im Allgemeinen angefochten, und man glaubte, er sei mit einer geheimen Verschwörung bekannt. Hardenberg sah bald, daß er es mit einem Träumer zu thun hatte. Steffens machte den Staatskanzler darauf aufmerksam, daß man, um mit gutem Gewissen den Liberalismus zu bekämpfen, ein neues conservatives Staatsprincip an seine Stelle setzen müsse. Hardenberg erwiderte lächelnd, ein solches Princip sei schon gefunden, die Polizei. 1821 traf ihn das schlimme Schicksal, als Rector in Breslau die Untersuchung gegen Demagogen zu leiten. Er entledigte sich dieser Pflicht mit dem subjectiven Idealismus einer schönen Seele, d. h. sehr im Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Rechtsgefühl. Ein gewisser angeborner Servilismus, eine Devotion vor äußerm Glanz und äußerer Macht läßt sich aus seinem Charakter nicht ganz wegleugnen. In der Jenenser Zeit hatte er im Wesentlichen der poetischen und pantheistischen Religion gehuldigt, wie sie in Schleiermacher's Reden sich ausspricht. Daß er nebenbei für den Katholicismus und überhaupt für alle Religionsformen, die ins Phantastische und Sinnliche spielen, eine stille Sympathie hegte, war kein Widerspruch. Als es aber allmählich mit der Hinneigung der Romantiker zum Katholicismus Ernst wurde, warf man die Augen auch auf ihn. Die Gräfin Stolberg, die auch Göthe bekehren wollte, forderte ihn in einem rührenden Brief auf, katholisch zu werden, und er wurde doch stark erschüttert. Aber zum ernsthaften Uebertritt war in seiner Natur zu

wenig Frivolität; er begnügte sich damit, die christliche Religion im Allgemeinen als die einzig wahre Grundlage des staatlichen und des bürgerlichen Lebens zu empfehlen, und sympathisirte dabei ebenso mit dem Jacobi'schen Kreise, der die Religion auf das Gemüth, mit Schelling, der sie auf die mystische Speculation, und mit Baader, der sie auf die Phantasie gründen wollte. Einen Wendepunkt in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit dem lutherischen Prediger Scheibel in Breslau, nicht weil dieser seinem Verstand und seinem Gemüth neue Nahrung gegeben hatte, sondern weil ihm seine Persönlichkeit imponirte. In Halle hatte sich Steffens zu der reformirten Kirche seines Freundes Schleiermacher gehalten, weil ihm die Confession an sich gleichgültig war. Nun erfolgten die bekannten Unionsprojecte. Man wollte die Vereinigung der beiden Kirchen, die im Bewußtsein aller Gebildeten lange als nothwendig aufgefaßt war, mit roher polizeilicher Gewalt durchführen. Steffens' Phantasie wurde aufgeregt und er erblickte die renitenten Altlutheraner, an deren Spitze sich sein Freund Scheibel stellte, im Licht von Märtyrern. In seiner Schrift von der falschen Theologie und dem wahren Glauben (1823) stellte er sich entschieden auf diese Seite und nahm mit Professor Huschke, dem Einzigen aus den gebildeten Ständen, der sich außer ihm der Sekte anschloß, an ihren Conventikeln Theil. Aber es ging ihm darin wie Chateaubriand, es kam ihm nur darauf an, sich vor seiner eignen Phantasie glänzend zu drapiren. Eigentlich verachtete er seine ungebildeten Verbündeten und stellte sich ihnen als vornehmer Beschützer gegenüber. Er hatte wie die meisten Männer aus den gebildeten Classen, die sich aus irgendeinem Raisonnement einer ungebildeten Bewegung anschließen, nie den höhern Muth seiner Meinung, sondern nur jene fliegende Hitze, die immer geheime Reservationen macht. Als die Sache eine ernstere Wendung nahm, wurde er durch eine Versetzung nach Berlin 1832 aus seiner unbequemen Stellung befreit. Vorher hatte er noch die Schrift „Wie ich wieder lutherisch wurde," veröffentlicht. — Das Beispiel dieses geistvollen Mannes kann uns zeigen, daß die politische Reaction nicht blos aus eigennützigen Interessen hervorging, sondern ebenso aus der unklaren Bildung der Zeit; daß man also die Romantik, d. h. die Sophistik der Phantasie und des Witzes, auch in der schönen Literatur ernsthaft bekämpfen muß, wenn man sie mit der Wurzel ausrotten will. Das edle Geschlecht der Freiheitskriege mußte büßen, was seine phantastischen Erzieher gesündigt.

Der ungesunde Boden der Restauration brachte die Naturphilosophie zu einer wunderbaren Blüte. Die seltsamste Figur dieser Schule haben wir dieser Periode vorbehalten. Franz Baader, zu München 1765 geboren, bezog 1781 die Universität Ingolstadt, um daselbst Medicin und Naturwissenschaft zu studiren, ging 1783 nach Wien, erwarb 1785 die

medicinische Doctorwürde, legte sich seit 1786 auf das Studium der Chemie und Mineralogie, besuchte 1787 die baierischen Eisenwerke, Gruben und Hütten, und bildete sich 1788—91 unter Werner's Leitung auf der Bergakademie zu Freiberg vollends aus. Nach Ablauf seiner Studien folgte er 1792 seinem Bruder nach England und Schottland, besuchte die Gruben und mineralischen Fabriken aller Art, und schrieb in seinen Mußestunden die Abhandlung: über Kant's Deduction der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letztern, die aber erst 1809 gedruckt wurde. Auf seiner Rückkehr nach Deutschland 1796 hielt er sich ein halbes Jahr in Hamburg und Wandsbeck auf, in vertrautem Verkehr mit Jacobi und Claudius. Dort lernte er Schelling's und Fichte's erste Schriften kennen und schrieb die „Beiträge zur Elementarphysiologie" (1797). Nach München zurückgekehrt, wurde er Münz- und Bergrath, und gab 1798 die naturphilosophische Schrift: „Ueber das Pythagoreische Quadrat in der Natur oder die vier Weltgegenden" heraus, die nicht blos von Schelling, Eschenmayer, Steffens und Schubert enthusiastisch besprochen wurde, sondern auch Göthe „wohl behagte". Freilich äußerte Göthe später, er erkenne wol, daß Baader ein bedeutender Geist sei, aber er verstehe ihn nicht. — Die Briefe dieser Periode an Jacobi enthalten eine fortlaufende Polemik gegen Kant und Newton: beides hängt wesentlich zusammen, es ist die Empörung der mystischen Synthese gegen die wissenschaftliche Analyse. „Sie werden sehn, daß ich, nach der Sprache der Herrn Aufklärer, völlig incurabel bin, daß ich an dem Mysticismus krank liege, daß ich ein Schwärmer, ein Narr, ja selbst ein Christ bin." (1796) — „Die beiden Axen Ihrer Philosophie, Glaube und die Priorität des Optativs, stehn fest wie die Pole des Weltalls, denn sie sind wirklich die Pole des Mikrokosmus oder des Menschen." — „Ich habe angefangen, die Cabbala zu studiren, und es dünkt mir, als sähe ich den Torso der ältesten Naturphilosophie in einer Wüste, von Schutt- und Ameisenhaufen späterer Grübeleien überbaut. Der Verfasser des Werks Des Erreurs u. s. w. muß auch hier eine reinere Quelle gefunden haben, vielleicht dasselbe Original, was zur Symbolik der Fr. M. den ersten Typus gab, und an dessen Findung ich noch nicht verzweifle. Der vorzüglichste Zweck meiner Reise geht auf eine solche Freibeuterei.*) Das Geheime der Cabbala dreht sich um das Verhalten der androgynen Zeugung zu der Zeugung durch zwei getheilte Geschlechter, oder der ungeschiednen und geschiednen Natur."

*) Das ist 19. November 1796 geschrieben; 1816 entdeckt er, daß die freimaurerischen Handschriften des Martinez Pasqualis diese Quelle sind, die für St. Martin noch zu tief war; „er kannte die Parallele nicht, die zwischen dem Wiedergeburtsproceß in menschlicher Eigenschaft und dem außer ihr statt hat."

Dieser hermaphroditische Proceß wird ziemlich erotisch besprochen. Aus den Bildern geht es an die Figuren: ein Dreieck mit oder ohne Punkt in der Mitte u. s. w., man weiß, was sich alles für Geheimnisse mit solchen mathematischen Figuren ausdrücken lassen. — Zum Schluß geht Baader auf seine Lieblingsidee, die Persönlichkeit des Teufels ein,*) worauf Jacobi mit höflichen Restrictionen antwortet. Schon hier findet man neben St. Martin häufig Jakob Böhme**) citirt, und Baader tritt für den Engel der Apokalypse, der das Aufhören der Zeit verkündet, gegen Kant in die Schranken. Schelling ist nach ihm erst bis zum Dreieck ohne Basis angelangt; bis zum Dreieck mit dem Punkt in der Mitte ist also noch ein unendlicher Weg. — 1799 führten ihn seine Amtsverhältnisse nach Prag. Während er eines Tages in einem Buchladen sich umsah, ging eine schöne junge Dame vorüber. Der Eindruck dieser Erscheinung war so groß, daß Baader rasch sich Eingang in das Vaterhaus der jungen Dame verschaffte und ihr Herz

*) „Die Idee eines Christus (Heilands) und die eines Teufels sind untrennbar, sowie die Realisirung des einen zugleich die des andern ist.“ „Sobald bei einem Menschen der Wiedergeburtsproceß begonnen hat, so wirkt jeder Rückfall ganz anders, als außerdem dieselbe Vollbringung desselben Bösen gewirkt haben würde. Das himmlische, nun im Menschen einmal rege gewordene Ferment hilft uns nämlich nicht nur aus jener schlimmen Gesellschaft wieder empor, sondern wir nehmen sühnend und opfernd bei diesem Wiederemporheben ähnliche gute Kräfte mit uns, die wir aus jener Umgebung, gleich verwunschenen und gefesselten Geistern, ebenso befreien, wie die Pflanze aus dem Unrath herrliche Kräfte sich aneignend mit sich aus finsterer Erde emporhebt. Denn wenn wir einmal mit dem Bösen in Contact gekommen sind, so ist es nicht so gemeint, daß wir diesem Contact wieder sofort nur entfliehn sollen, sondern so, daß wir das uns dargebotene Böse chemisch scheiden, und die von ihm verschlungene Beute des Guten befreien, sohin eine wahre Secretion bewirken sollen. Wer dies Geheimniß der Natur und Gottes nicht versteht, der versteht nichts von der Wiedergeburt.“ — Der Teufel bleibt für Baader's Cultus der Mittelpunkt, und in einem sehr heftigen Angriff gegen Schelling, in den auch Kant und Hegel mit verflochten werden, ist der Hauptvorwurf gegen diese Philosophen, daß sie die persönliche Existenz des Teufels leugnen. „Wer den Vater leugnet, der muß auch den Sohn leugnen.“

**) Dieser alte Mystiker blieb durchweg der Leitstern seines Denkens. „Es ist eine wahre Schande,“ schreibt er 1838, „daß von Böhme noch keine neue Auflage bewerkstelligt worden ist, während es mit den neuen Ausgaben von Göthe und Schiller und andern Dichtern und Romanschreibern kein Ende nehmen will. Wenn Sie einmal mit Böhme gut vertraut sind, so werden Sie finden, daß er der ganzen Weltzeit vorgelaufen, daß er alles Wissen dieser Welt, freilich in der Enge, enthält; daher man mit ihm immer au cours mit der Zeit bleibt; es kommt einem dann nichts Neues vor, das man nicht gleich zu würdigen verstände.“ — Böhme geht über das Dreieck mit dem Punkt hinaus; er hat noch einen Kreis um seine Spitzen.

gewann; sie wurde seine Braut und 1800 führte er sie zum Altar.*) — 1801 wurde er Oberbergrath, Januar 1808 ordentliches Mitglied der münchener Akademie und gleich darauf Ritter des Verdienstordens, womit der Adel verbunden war. Durch seine Erfindung, das Glaubersalz zur Glasfabrik anzuwenden (man athmet auf, wenn man diesem prosaischen Geschäft mitten in seiner überschwenglichen Mystik begegnet), vergrößerte er seine Einnahmen nicht unbedeutend und baute noch kühnere Hoffnungen darauf. 1812 kaufte er das Gut Schwabing bei München, wo er von da an bis 1832 mit seiner Familie wohnte. — Die Schriften dieser Periode sind zahlreich, nur daß er seine speculativen Ideen in kleine Aufsätze verzettelte, was freilich mit der Structur seines Geistes wesentlich zusammenhing. Er schrieb über alle möglichen Dinge, z. B. gegen die Aufhebung der Zünfte; charakteristisch für sein Denken sind die Abhandlungen über die Analogie des Erkenntniß- und Zeugungstriebs (1808); über den Sinn und Zweck der Verkörperung, Leib- und Fleischwerdung des Lebens und über den Begriff der dynamischen Bewegung im Gegensatz der mechanischen. In den Streitigkeiten Schelling's mit Jacobi trat Baader auf Seite des erstern, wenn er auch die zu schroffe Form misbilligte, wie denn seine eigne Schrift: „Ueber die Behauptung, daß kein übler Gebrauch der

---

*) 24. Februar 1799 schreibt Baader an Jacobi: „Ihren Brief erhielt ich (im Januar 1799) am Sterbebett meiner geliebtesten Freundin, der jungen Gräfin R. Dies vortreffliche Weib, welches, ich möchte fast sagen mit dem Geist Ihrer Henriette den reinen Natursinn Ihrer Allwine verband, war Ihre und unsers Claudius wärmste Freundin, denn Ihre und seine Schriften gingen ihr über alles. Ihr ganzes Leben war, von ihrer unglücklichen Heirath angefangen, ein namenloses, ununterbrochenes, physisches und moralisches Leiden u. s. w. Ich lernte sie vor zwei Jahren gleich bei meiner Ankunft als Witwe kennen, und wenig Wochen nach unsrer Bekanntschaft und Liebe fiel sie wieder in eine grausame schmerzliche Nervenkrankheit, an deren Folgen sie vor Kurzem an meiner Seite starb. So ward denn der Tod mein Brautführer, nachdem ich ihn zwei Jahr ununterbrochen an der geliebten Gestalt gleich jenem fabelhaften Todtenwurm arbeiten hören und sehn mußte. Ich habe unaussprechlich gelitten all diese Zeit über, und nun, da mir die ganze Natur um mich mit einem großen Leichentuch überdeckt scheint, duftet mir aus jeder Erdenfreude Leichenduft entgegen, und ich kann kein lebendes Menschengesicht ansehn, ohne gleichsam das in ihm mehr oder minder bereits entwickelte und reife Leichenantlitz zu erblicken. Uebrigens danke ich Gott, daß mir durch ihn hier das schöne Loos ward, einer unschuldigen, reinen Märtyrerseele und Kreuzträgerin durch meine Liebe ihr Leiden zu erleichtern, und wenn es Ehen gibt, die im Himmel geschlossen, aber auf Erden vollzogen werden, so gibt es schönere Bündnisse der Menschen, welche auf der Erde geschlossen, im Himmel aber vollzogen werden, und von dieser letztern Art war und ist gewiß mein Bündniß, von dem ich Ihnen hier schreibe.“

Vernunft sein könne," (1807) wesentlich gegen Jacobi gerichtet war. Schubert besuchte er 1809 in Nürnberg, der Meister den Schüler, machte ihn auf St. Martin aufmerksam, und veranlaßte die Uebersetzung des Werks De l'esprit des choses 1811, die er mit einer Vorrede begleitete. (Das Buch Des erreurs et de la vérité hatte bereits Claudius übersetzt). Die Correspondenz dieser Periode führt uns hinter die Coulissen der Naturphilosophie, und zeigt, daß diese Auguren ihr Geschäft im vollsten Ernst trieben. Das Dreieck mit dem Punkt in der Mitte spielt die Hauptrolle; zu den Correspondenten gehören außer Schubert der Verfasser des Magikons, Kleuker, der Arzt von Stransky, hauptsächlich aber der Physiker J. W. Ritter (in Jena 1803), der über den Galvanismus nicht unbedeutende Entdeckungen gemacht hat, und der durch Experimente an qualificirten Subjecten, die dazu eigens gemiethet wurden, hinter die Geheimnisse der Rhabdomantie, des Geistersehens, des Somnambulismus u. s. w. zu kommen suchte.*) Baader schreibt Januar 1813: „Mit dem thierischen Magnetismus fängt es wieder an gewaltig zu spuken. Es sind die finstern Mächte des Orkus, die durch diese unvorsichtig geöffnete Pforte sich zu uns herausdrängen. Weil sie, die armen Menschen, die Wunder Gottes verleugneten, so sollten sie die Wunder des Teufels anerkennen! Die Ursache der Gefahr beim Magnetismus ist folgende: unser Körper und unsre Körpersinne wurden uns gegeben, um uns von den Mächten des Orkus geschieden zu halten; denn die Leibwer-

*) Er schreibt aus Ulm, 1807: „Ich bin jetzt völlig in den thierischen Magnetismus eingeweiht. Eine Entdeckung von Wichtigkeit denke ich durch die eines passiven Bewußtseins, die des Unwillkürlichen, gemacht zu haben. Es wird durch Frage, Andenken erregt. In der weitern Anwendung gibt es selbst dem Leben am Tode Bedeutung, und stellt die Lebenden als Todtengericht auf. Weiter dann, daß eben dadurch neue, reinere Willkür hervorgerufen wird, und damit neues, individuelles Leben, das gibt sogar die Theorie der Unsterblichkeit ganz. Es schließt der Sinn des Monumentes sich auf; das Monument gibt unmittelbar Leben dem, dem es gesetzt ist. Hier neue Aufschlüsse in die Magie. Dann Theorie der Kraft der Phantasie. Alles Vorgestellte ist wirklich, ebendeshalb aber hat es nur die eine Hälfte seiner Wirklichkeit, eine Halbwirklichkeit, für uns, gerade wie schon jeder dritte uns doch nicht so wirklich ist, als wir uns selbst. Ferner hier Theorie des Gewissens, indem actives Bewußtsein von passivem sich nur dadurch unterscheidet, daß dort die Frage mit der Antwort, und hier die bloße Antwort zum Bewußtsein kommt. Alle unsre reinen Handlungen sind somnambulistisch. Antwort auf Frage; wir der Frager. Jeder trägt seine Somnambule bei sich, und ist selbst der Magnetiseur von ihr. Fall, wo die Frage die Antwort selbst erräth, oder die eigentlich bewußte Unwillkürlichkeit selbst. Gott im Herzen. Vollkommne Somnambulistik dieses Phänomens. Der wachende (willkürliche) Zustand hat keine Erinnerung dafür" u. s. w. —

dung des Menschen war seine erste Taufe, nachdem er aus dem Abgrund wieder emporgehoben worden durch die Hand der Liebe. Wenn man also diese Armure ihm vorzeitig nimmt, und den innern Menschen bloß setzt, so sind es gewiß die finstern Mächte zuerst, die sich seiner bemächtigen, wenn anders der Magnetiseur nicht Priester Melchisedek ist." — Man muß sich daran erinnern, daß seit der Abschaffung der Hexenprocesse nicht viel über ein Jahrhundert verstrichen ist! — Weiter 1815: „Da der Mensch (Adam) durch den Fall sein göttliches Liebes- und Lichtbildniß (das Weib seiner Jugend — Sophia) aus dem creatürlichen (potenzirten) Zustand in jenen der bloßen stummen Essenz reducirte, so ist die Nothwendigkeit des Selbstopfers seiner falschen Potenzirung begreiflich. Die Creatur thut hier das (nämlich durch Selbstaufgabe ihres creatürlichen Vermögens und durch das Sinken bis in den tiefer als der Zorn und Gerechtigkeitsgrund liegenden Gnadengrund, denn jener reicht nur in den Creaturgrund) an ihr selbst, was Gott nicht an ihr thun will, und kann." Mit vielen Citaten aus Jakob Böhme, Paracelsus, die ihm (1816) zuerst Licht über die Somnambulen geben: „Jung hat den spiritum sidereum für unser ewiges Seelenorgan genommen, und also den zerstörlichen Sternengeist mit dem ewigen Lichtgeist vermengt; natürlich erscheint aber jener Sternengeist (als der wahre spiritus familiaris) in jener Verzückung zweizüngig, dem Guten und der Hölle offen u. s. w." — „Unser Leib (Nervensystem) ist nicht ausschließend unser Eigenthum, sondern ein Gemeinbesitz von noch andern Wesen (wie Regionen), die sich nicht nur in den Besitz und den Gebrauch desselben theilen, sondern uns bisweilen ganz daraus verdrängen, oder wenigstens ihren Besitz unserem unterordnen. In dieser Beziehung hat Swedenborg manches Wahre gelehrt." — „Man mag unsere Präexistenz so vollständig als möglich setzen, so war selbe doch mit dem Gebrechen der Labilität behaftet u. s. w." (1816). — An Schubert, 1817: „Das wichtige Resultat des thierischen Magnetismus ist eben, sich durchs Factum überzeugt zu haben, daß der Mensch von einer und derselben Welt eine doppelte Anschauung (die sinnliche und die magische) haben kann, woraus denn folgt, daß er in dieser Corporisation von der höhern (oder noch tiefern) Welt nur durch das Medium jener magischen Anschauung der niedern Welt (als ihrem Spiegel) Kunde erhalten kann. Diesen Zustand mit Wissen und Willen (an sich und andern) hervorzubringen, ist möglich, aber gefährlich und vermessen." — „Wenn es der Zustand eines Propheten ist, sagt er 1823, von außen in der Hölle, innerlich im Himmel zu sein, so bin ich wahrlich ein Stück eines solchen Propheten, denn die Klarheit des Wissens, die mir aufging diesen Sommer und Winter über die vérités précieuses que j'ai arrachées à l'avenir, und die wie Gestirnsamen in meinem Geist mir entgegenfunkeln,

um in das bleibende Firmament des menschlichen Wissens und Erkennens sich zu ihrer Zeit emporzuheben, und von dort auch meinem Geist als eine Ehrenkrone zu leuchten, diese tiefere und höhere Erkenntniß, die ich ohne die tiefste Einsamkeit nicht erlangt hätte, ist wol gleich einem Himmel zu achten, um den mich freilich unter den Wenigen nur Wenige beneiden würden."*) — Die akademische Rede über die Begründung der Ethik durch die Physik 1813 wurde von der Akademie und deren Präsidenten Jakobi beanstandet, nicht ohne Grund, denn jenes Problem ist in der That das entscheidende Moment, durch welches sich der Pantheismus von der idealistischen Philosophie sondert, gleichviel ob er sich auf offnen Materialismus oder auf eine magische Auffassung der Natur stützt. Baader wußte sehr geschickt diese Bedenken auszubeuten, um für die wissenschaftliche Freiheit gegen die „Pfaffen" zu donnern. Mittlerweile wurden durch den großen Freiheitskampf alle Verhältnisse in Deutschland umgestaltet. Im Sommer 1814 richtete Baader drei gleichlautende Schreiben an die Monarchen der heiligen Alliance, worin er eine innigere Verbindung der Religion mit der Politik empfahl. Da Oestreich und Preußen kalt blieben,

---

*) Es wären über dieses Prophetenthum noch manche interessante Mittheilungen zu machen, doch fehlt dazu der Raum. Folgende Erläuterung zum Paulinischen Lehrbegriff mag indeß, um auf den ungesunden Materialismus dieser Mystik hinzuweisen, hier noch Platz finden. (Aug. 1837). „Ohne die Einsicht daß bei jedem Blutvergießen die Bluttinctur des Gemordeten ins Blut des Mörders tritt, versteht man nichts vom Blutgericht, von der Nemesis, vom Opferduft, von der Inspiration u. s. w. Da es sich nun aber mit dem Samen und dessen Tinctur auf ähnliche Weise wie mit dem Blut verhält, so versteht, ja ahnt man nicht einmal, daß und wie durch verderbende Unzucht und Mordlust als gleichsam durch zwei Sacramente des Dämons dieser in ununterbrochenem Rapport mit den Menschen sich erhält, als mit den Erzeugtwerdenden, den Lebenden und den Abgeschiedenen. In der That aber bewahrt, wenigstens noch bis jetzt, nur die Unwissenheit den großen Haufen davor, daß sie bei ihrem boshaften Samen- und Blutverderben nur unwissende Werkzeuge der Dämonen, und nicht, wie die Heiden, Mitschuldige mit den Dämonen sind. Wie nämlich das kaltgiftige, blutlose Insect und die Schlange Bluträuber und Blutvergifter sind, und vom horror vacui getrieben, dem warmen Blut der Lebenden nachstellen, so jener Seele sich beraubt und sich vergiftet habende Unselige als Selbstmörder vom Anfang, welcher immer noch das Project seiner Incarnation als Mensch durch diese Mittel nicht aufgab!" — Genug — denn es folgt noch mehr!! — Wir führen noch die Titel einiger seiner Schriften an: Ueber den Blitz als Vater des Lichts 1815; sur l'Eucharistie 1815; die Vierzahl des Lebens 1816—18 (eine Vertiefung der Trinität, des Dreiecks durch den Punkt in der Mitte); über die Extase 1817—18; über den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf deren Erzeugung und Gestaltung 1820.

wandte er sich an den russischen Cultusminister Fürst Galyzin. Er übernahm für ihn die Berichterstattung über deutsche Culturzustände, wofür er ein ansehnliches Gehalt bezog, kurz dieselbe Stelle, die für Kotzebue einen so tragischen Ausgang hatte. Er konnte diesem Amt um so eifriger obliegen, da 1820 die bairische Regierung ihn aus seiner amtlichen Stellung entließ. Als ihn im März 1822 der liefländische Baron Yxkull, der Freund und Schüler Hegel's, mit Empfehlungsschreiben von Rahel versehn, in Schwabing besuchte, reifte in ihm die Idee, durch eine Reise nach Rußland mit Yxkull die Kirche der Zukunft, die von den Gelehrten und der Philosophie ausgehend, womöglich alle christlichen Confessionen im geläuterten Sinn vereinigen sollte, vorzubereiten. Zwar gehörte sein Gönner, Fürst Galyzin, der pietistischen Richtung an, die Baader als der erscheinenden Kirche und dem wissenschaftlichen Fortschritt gleichmäßig feind bekämpfte, aber seine religiöse Gesinnung schien ihm doch warm genug, um durch die Speculation in das richtige Ziel gelenkt zu werden. „Ich trage mich," schreibt er April 1822 an Yxkull, „schon einige Zeit mit der Idee einer philosophisch-religiösen Missionsanstalt, deren Begründung nicht schwer halten dürfte, und welche im guten Sinn die leer gewordene Stelle der Freimaurer und Jesuiten einnähme. Hat nicht die Bande der bösen Buben eine solche Missionsanstalt und werden die weltlichen Regenten und Rom mit ihnen ohne eine ähnliche Gegenanstalt fertig werden? Sollen die Bösen allein thätig, die Guten aber faul sein dürfen?" Trotzdem hat das ganze Vorhaben noch etwas Mystisches und man wird erst beruhigt, wenn man aus Privatbriefen die Aufklärung empfängt, die man freilich in den officiellen Schreiben vergebens suchen würde, daß es Baader neben der Gründung einer neuen speculativ-religiösen Missionsanstalt auf den verbreiteten Absatz seiner Glasfabrik ankam, für welche er in Rußland Associés und einen Markt suchte. Auf seiner Reise lernte er in Berlin Hegel kennen, und schöpfte große Hoffnungen auf einen weitern Verkehr mit diesem Philosophen. Seine weitere Reise störte viele Illusionen. „Der Geist des religiösen Separatismus hat seit vergangenem Jahr an der ganzen preußischen Ostsee bedeutend zugenommen und gährt auch in Königsberg. Nur eine rein wissenschaftliche Reformation der Religionslehre kann dem Uebel radical nachhelfen." Am schlimmsten war die Aufnahme in Rußland. Es hatten sich aus Baiern bereits einige Mystiker eingefunden, z. B. Pater Gosner, die der Regierung Anstoß gaben, und man war allmählich dahinter gekommen, daß auch Fr. von Krüdener, die auf das empfängliche Gemüth Alexander's bisher einen so großen Einfluß ausgeübt, sich sehr bedenklicher Mittel bediente. Der Generalgouverneur von Riga empfing unsern Philosophen sehr barsch, und wies ihn an, seine Reise nach

St. Petersburg vorläufig aufzugeben. „Ich kenne das dämonische Netz nicht, das mich, seit ich den Norden betrat, unsichtbar aber sehr fühlbar umstrickt.“ Bald darauf wurde er aus Rußland ausgewiesen, und wartete bis zum September 1823 in Memel weitere Entschließungen der russischen Regierung ab. Dann aber wurde er auch aus Memel entfernt, und begab sich nach Berlin, wo er gegen acht Monate mit Hegel und Varnhagen verkehrte. Die russische Angelegenheit erledigte sich dadurch, daß mit der Entlassung des Fürsten Galyzin, 27. Mai 1824, Baader seine Correspondentenstelle verlor. Jetzt suchte er mit Preußen anzuknüpfen. Er reichte dem König am 25. März 1824 ein Memorial ein, worin er auf das Misverhältniß aufmerksam machte, welches zwischen den Lehrvorträgen der Universitäten und den alten Religionsdogmen bestehe. „Was die Beachtung dieses Misverhältnisses von Seite des Staats besonders nöthig macht, ist die innere Affinität oder vielmehr Identität des die Kirche zu revolutioniren drohenden Geistes mit jenem, welcher noch vor Kurzem die christlichen Staaten bedrohte. Es ist dahin gekommen, daß evangelisch bestellte Gottesgelehrte, sich von der Autorität aller Evangelien lossagend, den empfangenen und ihnen zur Bewahrung anvertrauten kirchlichen Lehrbegriff nicht als solchen, sondern für etwas Problematisches erklärten, ja diese ewige Unfertigkeit der Kirche als das Wesen der protestantischen Kirche aufstellten. Würde diese Dissolution der Kirche noch länger gefördert, so müßte eine, wenn schon vorübergehende Totalfinsterniß der himmlischen Sonne des Christenthums eintreten, und es würde dasselbe sich ereignen, was bei physischen Sonnenfinsternissen einzutreten pflegt, d. h. die Gestirne der Nacht (das Heidenthum) würden wieder hervorschimmern, und sich in Wissenschaft, Kunst, Religion und Staat wieder allein geltend zu machen streben.“ Als Abhülfe schlägt er seine Philosophie vor. Altenstein, dem die Denkschrift gegen Schleiermacher und Hegel gerichtet schien, legte sie einfach zu den Acten. Zur nähern Erläuterung schrieb Baader an den Bischof Eylert: „Es würde mir leid thun, falls der geringste Verdacht von persönlichen Nebenabsichten, oder wol gar der Umstand, daß ich zur römisch-katholischen Confession, als in derselben geboren, gehöre, die Aufmerksamkeit auf die Sache schwächen könnte, denn es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn diese neologischen protestantischen Kirchenlehrer fortführen in ihrem antievangelischen Unglaubensbekenntniß, gerade sie es wären, welche hiemit den Römern Wege und Thüren öffneten, indem die protestantische Kirche, nachdem sie aufgehört haben würde, christlich zu sein, sich gegen die sodann allein noch christliche römische nicht mehr erhalten könnte. Die römischen Curialisten sehn darum den dermaligen Verfall der protestantischen Kirche ganz ruhig an, und sind weit entfernt, ihm Einhalt zu thun, weil sie ja auf ihn die

Hoffnung der Wiedererlangung ihrer ehemaligen Alleinherrschaft stützen." An Varnhagen: „Es macht mir Vergnügen, daß ich hier, obschon von Geburt Katholik, zur Fortificirung des Protestantismus, als des großen Unterhauses (Chambre des communes) der Kirche, nicht unwesentlich höchsten Orts gewirkt habe. Denn aus diesem Gesichtspunkt ist der Protestantismus kirchlich politisch zu fassen, und ebenso sehr gegen Despotie als gegen Sansculottismus zu bewahren. Denn das allein wollte der Himmel (nicht die Menschen) mit der Reformation: daß die Kirche damit sich constituiren sollte."*) Ausführlicher wird in einer öffentlichen Rechtfertigung die Sache behandelt. „Das Problem, welches im 16. Jahrhundert bereits für die Kirche hätte gelöst werden sollen, war jenes der Fixirung einer neuen Stufe ihrer intellectuellen Fortbildung, vermöge welcher sie, unbeschadet ihrer Universalität, das reger gewordene, treibende oder sogenannte freie Element organisch tiefer binden, und somit zu ihrem kräftigeren Fortwuchs als Triebkraft sich sichern sollte. Denn die Kirche kann und soll dieselbe bleiben und doch frei sich fortbilden, sowie jedes organische Individuum fortwächst, und nur wenn das treibende Element von dem erhaltenden sich selbstisch erhebend trennt, wirkt selbes zerstörend auf letzteres, welches sodann gleichfalls nicht mehr erhaltend, sondern aufhaltend wirkt, dem Verwesungstrieb den der Versteinerung entgegensetzend. Wenn aber dies Problem für die Kirche im 16. Jahrhundert nicht gelöst ward, so darf man darum doch an seiner Lösbarkeit nicht verzweifeln. Der Feind der Kirche hat seinen Zweck erreicht, wenn er glauben macht, daß diese Kirche ein der Entwicklung der Intelligenz feindliches Institut sei. Wogegen nichts gewisser ist, als daß Religion, Wissenschaft und

*) Damit vergleiche man in dem (1828—32) gegen Schelling gerichteten Aufsatz folgende Stelle. „Schelling prophezeite uns für die christliche Religion am Ende seiner Offenbarungstheorie das Schicksal, daß, nachdem der Kampf zwischen dem Christenthum an sich d. h. der katholischen Kirche oder Petrus, und zwischen der Kirche für sich d. h. der protestantischen Kirche oder Paulus, lange genug gedauert haben werde, sie endlich beide in der johannitischen Kirche ihren ewigen Frieden und ihre Hochzeit feiern würden, womit also insinuirt wird, daß beide, die Katholiken wie die Protestanten, als solche nicht schon bei sich d. h. bei vollen Sinnen seien. Was mir bei dieser Prophezeihung am meisten gefiel, war ein junger katholischer Theolog, welcher ganz entzückt von dieser philosophischen Apokalypse sich gegen mich aussprach, und also auch einer von jenen vielen seiner Brüder war, die sich soweit übertölpeln ließen, den Protestantismus als eine und zwar wesentliche Form der christlichen Kirche und als diese ergänzend zu betrachten, und welche also die Difformation nicht mehr erkennen und wissen, die leider durch diese Reformation das gesammte Christenthum erlitt."

Kunst ursprünglich Hand in Hand gingen, und daß nur unsre moderne falsche Aufklärung sie trennte und in ihrer Trennung verderbte." — 1826 erhielt Baader bei der Verlegung der Universität von Landshut nach München eine Stelle an derselben. München wurde nun der Mittelpunkt der Naturphilosophie, oder des unter anscheinend wissenschaftlicher Form docirten Aberglaubens. Schelling, der erst 1827 aus seinem erlanger Stillleben in München ankam, Görres, Oken, Schubert und die übrigen Jünger der Mystik fanden hier einen geeigneten Schauplatz für ihre Wirksamkeit, und aus Frankreich und andern Ländern strömten die Apostel des neuen pantheistischen Christenthums herbei, um aus dieser reichen Quelle verschollener Wunderlehren zu schöpfen. Baader eröffnete seine Vorträge durch eine Rede über die Freiheit der Intelligenz. Die interessantesten Vorlesungen mögen die über Jakob Böhme gewesen sein, über die Gnadenwahl 1829 und über das Mysterium magnum 1832. Er hatte stets ein Studienbüchlein bei sich, in welches er unterwegs mit Bleistift die zuströmenden Gedanken eintrug. Der Drang nach Mittheilung war so groß in ihm, daß er gelegentlich seine Gedanken auch Leuten, von denen er wissen konnte, daß sie ihn nicht verstehn würden, mit der ganzen Energie seines Wesens vortrug. Er nahm an jeder neuen Erscheinung lebhaften Antheil, polemisirte sowol gegen Schelling als gegen Hegel und wurde am heftigsten durch die Strauß'schen Werke aufgeregt: hauptsächlich, wie es scheint, wegen der zahlreichen Auflagen seiner Schriften, während sich für Jakob Böhme kein Käufer fand. Die kölner Wirren reizten ihn noch einmal zu einem energischen Auftreten; er schrieb unter andern 1838 über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums vom Katholicismus, 1839 über die Thunlichkeit oder Nichtthunlichkeit einer Emancipation des Katholicismus von der römischen Dictatur in Bezug auf Religionswissenschaft, 1841 über den morgenländischen und abendländischen Katholicismus. Nach seiner Art wandte er sich auch hier an die Monarchen, er schickte an den König von Preußen und den Kaiser von Rußland Memoriale, in denen er sie aufforderte, allen Versuchen ihrer katholischen Unterthanen, sich von Rom zu trennen, hülfreiche Hand zu leisten. Uebrigens widersprach Baader mit diesen Ansichten keineswegs seiner Vergangenheit: daß der Katholicismus vom Papstthum unabhängig sei, hatte er schon 1816 gelegentlich behauptet. Er starb 1840; er hatte sich kurz vorher zum zweiten Mal verheirathet. Der Priester, der ihm die letzten Sacramente ertheilte, hielt es für seine Pflicht, ihn zum Widerruf zu veranlassen. Görres sagt von ihm: „Er hat einmal eine Schrift geschrieben, der Blitz der Vater des Lichts, und hat darin seinen und all seines Speculirens innersten Kern ausgesprochen. Das Licht muß auch in ihm die Vaterschaft des Blitzes anerkennen, denn er ist ein eigentliches

elektrisches Blitzgenie; aus seinem geistig physischen, chemischen Proceß entwickelt sich in ihm dies Blitzen und in dem jenes zuckende, durchdringende hellaufleuchtende, brillante Licht und das schlagende Wort; weit umher wird die Umgegend erhellt von diesem Feuer; dann wird's wieder dunkel, und der nächste bricht vielleicht eine halbe Meile vom vorigen aus. Der Blitz hat es auch an sich, daß er nur um seinetwillen da ist und einschlägt, nicht auf gemeinsamem, sondern auf eignem Wege, also in Kirchen und in andre Häuser, auch wol dicht neben dem Blitzableiter. Nie ist es einem eingefallen, sich in die Disciplin zu geben, und so hat auch Baader sie unnöthig für sich befunden." — In dem Bestreben, unsre aus dem Alterthum hervorgegangene Bildung mit unserm Glaubensbedürfniß zu versöhnen, suchen die Naturphilosophen in der Antike wie im Christenthum nicht das Reine und Schöne, sondern das Trübe und Verworrene, das Romantische und Dämonische; sie suchen den Aberglauben des Mittelalters durch den Aberglauben der Griechen und Römer zu potenziren. Der Idealismus in allen seinen Formen predigt die Freiheit des Geistes und läutert ihn, soweit es möglich ist, von den Schlacken der thierischen Natur, er predigt, gleichviel ob klar oder unklar, den Glauben an Gott, an den Geist des Lichts, unsern Führer und Richter, unser klar angeschautes Ideal, das sich in der Form der reinsten Menschlichkeit offenbart. Die Naturphilosophie dagegen führt zwar den Namen Gottes auf den Lippen, aber eigentlich ist es der Teufel, dem sie Altäre errichtet, und der wollüstige Schauer, den sie vor demselben empfindet, ist nur eine besondre Form des Cultus, die wir bei allen barbarischen Völkerschaften wieder antreffen. Sie redet viel vom Geist, eigentlich aber kennt sie nur das Fleisch, das sie in einer ebenso sinnlosen als unschönen Mystik verherrlicht. Die Ekstase, in der sie Gott schaut und Gott zu schauen lehrt, ist nichts andres, als jene trübe Regung des Blutes, aus der die gräßlichsten Scenen in der Geschichte der Menschheit entflossen sind. Eine gewisse Verwandtschaft mit dem modernen Materialismus ist nicht zu verkennen, denn beide Richtungen stellen die Ethik auf die Physik, nur daß es die moderne Naturwissenschaft mit den physikalischen Gesetzen ernst nimmt, während die alte sich illusorische Gesetze erträumte. Aber das ist nicht der einzige Umstand, der zu Gunsten des modernen Materialismus spricht. Freilich wird man nicht selten durch den Cynismus beleidigt, mit dem er sich über den tiefern Sinn des Menschenlebens ausspricht, aber man kann diese Sätze einfach ausstreichen, ohne den Werth des Lehrgebäudes zu beeinträchtigen. Es ist ein Irrthum der Physik, wenn sie über geistige Dinge ein Votum abgibt, wie das bereits der alte Kant hinlänglich nachgewiesen hat. Das Erhabene liegt nicht in der Summe von Schmutz und Gestein, aus denen der Gegenstand zu-

sammengesetzt ist, der in uns das Gefühl des Erhabenen erregt, und wenn Laplace im unendlichen Sternenraum Gott nicht gefunden hat, so liegt das nur darin, weil er ihn am unrechten Ort suchte. Aber schneiden wir diese Auswüchse weg, so enthält das Gebäude der modernen Naturwissenschaft, soweit es sich mit der Materie beschäftigt, ewige Wahrheiten, die ergänzt, erweitert, berichtigt, aber nicht mehr umgestoßen werden können. Die Naturphilosophie dagegen, unwissenschaftlich in ihrer Methode und schon in ihrer Richtung dem Ideal feind, ist faul und ungesund in ihrem innersten Kern. Wenn es wahr ist, was wir aber bestreiten, daß sie der poetischen Phantasie einen lebhaftern Schwung gegeben hat, so ist diese Wirkung jetzt vorüber und wir haben mit ihren Resten nichts weiter zu thun, als sie auf den Schutt- und Kehrichthaufen zu werfen, wohin sie gehören: Baader's Schriften mit denen seines Meisters Jakob Böhme, seines Gegners Görres, seiner Freunde Schubert u. s. w. Der Haufe wird groß werden, und wir Deutsche, die wir auf 'unsre goldne Zeit stolz sind, werden mit einiger Beschämung entdecken, daß sich mit dieser Pyramide nichts vergleichen läßt, was irgendein andres Volk von altem Unrath zusammenkehren kann.

Während dieser Zeit beobachtete Schelling ein beharrliches Stillschweigen, mit Ausnahme einer kleinen Schrift über die Gottheiten von Samothrace (1816). Als er 1841 nach Berlin berufen wurde, erklärte er in seiner ersten Vorlesung, das von ihm zuerst beschriebene Blatt sei nicht weiter geführt worden, das Volk habe Brot verlangt und man habe ihm Steine gegeben. Nun sei er gekommen, das begonnene Werk fortzusetzen. Allein seine Vorlesungen über die Philosophie der Mythologie und über die Philosophie der Offenbarung waren nichts, als eine unübersehbare Sammlung von wüstem Material, Anekdoten und unverbürgten Notizen, die hin und wieder durch theosophische Reflexionen nothdürftig zusammengehalten wurden. Er starb 1854. — In Göthe's spätern Jahren finden wir die Neigung zu vielbedeutenden geheimnißvollen Anspielungen; er gibt es auf, in den Kern der Sache zu dringen, und tastet an der Oberfläche herum. Die freudige Gestaltungskraft, die ihn zuerst antrieb, in der bildenden Kunst wie in der Naturwissenschaft alles Trübe zu entfernen, weicht einer stillen Ergebung in die Geheimnisse des Lebens, die den Zustand des Staunens fixirt. Seltsamer Weise erscheint als letztes Resultat seines Nachdenkens jene Vernichtung des Individuellen, mit welcher der transscendentale Idealismus begann: „Alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will." Allein es ist nicht die verworrene Gährung einer unklaren, unfertigen Natur, sondern die behagliche Müdigkeit des Alters, das, nachdem die Jugend mit Ernst und Andacht auf das Wesen eingegangen, sich wol erlauben darf, mit der

Erscheinung sein Spiel zu treiben. „Jedem Alter des Menschen antwortet eine gewisse Philosophie; das Kind erscheint als Realist, denn es findet sich so überzeugt von dem Dasein der Birnen und Aepfel als von dem seinigen. Der Jüngling, von innern Leidenschaften bestürmt, muß auf sich selbst merken, sich vorfühlen, er wird zum Idealisten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Ursache; er thut wohl, zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zweck gewählt hat, auch das rechte sei. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Ursache, den Verstand beweglich zu erhalten, damit er nicht nachher sich über eine falsche Wahl zu betrüben habe. Der Greis wird sich immer zum Mysticismus bekennen; er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl, Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche; so ist es, so war es und das hohe Alter beruhigt sich in Dem, der da ist, der da war und sein wird." Diese Mystik findet sich bei Göthe nur, so lange er sich in Abstractionen bewegt; sobald an seinen gebildeten Geist die Zumuthung gestellt wird, das Absurde verkörpert zu sehen, so erwacht der Zorn des alten Griechen und ein neuer Herkules schlägt er den wüsten Götzenbildern den Kopf ab. Als die mythologischen Ungeheuer aus Indien, Aegypten und andern barbarischen Ländern wieder auftauchten und die heitern Göttergestalten des griechischen Himmels zu verdrängen drohten, legte er von neuem die Rüstung seiner Jugend an. Er zeigt, wie alle Versuche der Barbaren, sich Götter zu bilden, nur zu schimpflichen Drachen und Ungeheuern führten; er treibt die vielköpfigen Bestien aus dem Göttersaal, die Elephanten, die Urschildkröten, das düstere Troglodytengewühl, die verrückten Fratzen, die aus der Combination verschiedner Naturwesen entstehen, jene Erzeugnisse der Laune, in denen man weder Natur noch Gott fühlt. „Auf ewig hab' ich sie vertrieben, vielköpfige Götter trifft mein Bann, so Wischnu, Cama, Brama, Schiwen, sogar den Affen Hannemann. Nun soll am Nil ich mir gefallen, hundsköpfige Götter heißen groß: o, wär' ich doch aus meinen Hallen auch Isis und Osiris los!" — Mit Aegypten und Indien war es indeß noch nicht abgethan. Die wissenschaftliche Religionsphilosophie fing erst an, als man auf die Religionsvorstellungen der Wilden, der Urvölker in Amerika, Ostasien und Australien seine Aufmerksamkeit richtete; als man sich nicht mehr begnügte, einzelne abgerissene Vorstellungen zu combiniren, sondern in den Zusammenhang ihres Denkens und Empfindens eindrang, der sich nur in der Sprache zeigen konnte. Ein Volk nach dem andern wurde durchforscht, überall fanden sich Sagen und Mythen, die auf Natursymbole hindeuteten, überall Hinweisungen auf die Verwandtschaft in dem Verkehr mit andern Völkern. Zuerst war es die Sehnsucht nach dem Dunkeln und Unbegreiflichen, was diese Forscher

antrieb. Je räthselhafter ein Fragment aus jener großen Völkerdichtung aussah, desto eifriger wurde es erfaßt. Durch die Geologie kam man dann zu der Vorstellung einer allmählichen Bildung der Erdoberfläche, und man suchte die Stammsagen der verschiednen Völker mit diesen Entdeckungen in Uebereinstimmung zu bringen; oft phantastisch genug. Je spärlicher die Angaben, desto kühner waren die Combinationen; die Kühnheit nahm ab, je mehr die bestimmten Thatsachen anwuchsen. Sobald man die Mythologie eines bestimmten Volks genauer untersuchte, traten neben den Aehnlichkeiten auch Verschiedenheiten hervor; man hatte sich nur bei dem Blick aus der Ferne getäuscht. — Es wird den deutschen Gelehrten rühmend nachgesagt, daß sie durch kühne, weitumfassende Perspectiven den andern Völkern vorangehen. Dieser Ruhm kann ihnen nicht bestritten werden, er ist aber zweifelhafter Natur, denn die Kühnheit artet nicht selten in Phantastik aus. Ein andres Lob ist sichrer. Die erste Anregung zu den indischen Studien und damit zu der vergleichenden Sprachforschung kam von den Engländern. Als es sich aber darum handelte, das Material zu solider Arbeit zusammenzufügen, es zu ordnen und zu sichten, da waren es wieder die Deutschen, die alles Bedeutende geleistet haben. Correcte Ausgaben der fremden Literaturen, kritische Bearbeitungen, Wörterbücher und Sprachlehren, das alles verdankt in diesem neuen Gebiet der Wissenschaft die allgemeine Cultur vorzugsweise den Deutschen. Die ersten Halbgelehrten, die sich der neuen Entdeckungen bemächtigten, haben die Menge auf Augenblicke geblendet; die echten und großen Gelehrten, die in dieses chaotische Material Ordnung und Methode brachten, sind dem Volk fast unbekannt geblieben. Es wäre eine dankbare Aufgabe, wenn in einer streng wissenschaftlich gehaltenen Geschichte der Wissenschaft von dem stillen, bescheidnen und doch gewaltigen Wirken der deutschen Gelehrten ein anschauliches Bild gegeben würde. — Fr. Schlegel kommt das Verdienst zu, das Sanskrit zuerst in Deutschland eingeführt zu haben. 1814 folgte ihm sein Bruder A. W. Schlegel, der 1818 in Bonn als Professor angestellt wurde und im folgenden Jahr unter den Auspicien des Staatskanzlers die Indische Bibliothek begann. Bald hatten die Deutschen ihre Vorbilder, die Engländer, überholt. Die Vollendung der neuen Wissenschaft aber erfolgte erst durch W. v. Humboldt; sie war der letzte Abschluß und gewissermaßen die Krone eines schönen Lebens. Schon während seines Verkehrs mit Schiller hatte er als seinen wahren Beruf die philosophische Sprachwissenschaft erkannt. Im Deutschen Museum (1812) entwickelte er die Idee einer vergleichenden Sprachwissenschaft, die nicht von einem Einzelnen ausgeführt, sondern nach einem bestimmt vorgezeichneten Plan von der gesammten Gelehrtenwelt unternommen werden sollte, und wies das Verhältniß der organisch sich entwickelnden Sprache zum

Naturwuchs des Pflanzenreichs nach, nicht, wie man später gethan, in sinnigen Bildern, sondern mit wissenschaftlicher Schärfe. Man müsse bei der Analyse einer jeden Sprache auf zweierlei Bedacht nehmen: auf das der Sprache immanente Gesetz, das sich in stetigen Analogien darstellt und in allmählicher Entwicklung alle fremden Bestandtheile assimilirt, sodann auf die zurückbleibenden elementaren Stoffe, die durch diesen Bildungsproceß nicht überwunden sind, und die für die Verwandtschaft mit andern Sprachen den Maßstab geben. Nur bei der strengen Sonderung zwischen dem individuellen Naturgesetz der einzelnen Sprache und dem allgemeinen logischen Gesetz, das die Gliederungen des ganzen Sprachbaues durchdringen muß, konnte die neue Wissenschaft zu einem organischen Fortschritt sich entwickeln. Humboldt legte mit seinen baskischen Untersuchungen, die er 1821 abschloß, die erste Grundlage dazu. An das Studium des Baskischen, das auf einem kleinen Raum einen großen Sprachschatz zusammendrängt, schloß sich während des Aufenthalts in Rom das Studium der amerikanischen Sprachen, seit 1814 das Sanskrit und was damit zusammenhängt. Wenn er ursprünglich von dem ethnographisch-historischen Gesichtspunkt ausgegangen war, so konnte er 1820 in seiner Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiednen Epochen der Sprachentwicklung, sowie zwei Jahre darauf in der Abhandlung über das Entstehn der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwicklung mit einem erweiterten Programm hervortreten. Dann zog die ägyptische Hieroglyphik seine Aufmerksamkeit auf sich, in der ihm ein neues Moment für das Verständniß der Entstehung aller Sprachen aufging. Die Ergebnisse seines Nachdenkens legte er 1824 in der Abhandlung über die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau nieder. Dann folgte das Studium der Sprachen auf der asiatischen und australischen Inselwelt. In einem gewissen Kreise derselben, den er als den engern malayischen ausschied, machten sich die Spuren des indischen Cultureinflusses bemerklich, der in dem Kawi, einer eigenthümlichen Gelehrten- und Dichtersprache auf der Insel Java, gipfelte. Die Abhandlung über die Kawisprache erschien 1831, und im Zusammenhang mit derselben faßte Humboldt in der Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts die höchsten Resultate seiner Studien in einem philosophischen Werk zusammen, dem kein andres an die Seite zu stellen ist. Wenn Herder seine Widerlegung der Kantischen Kritik zum Theil aus einer oberflächlichen Berufung auf die Sprache entnimmt, so macht dagegen Humboldt an der Sprache die Probe für die Richtigkeit derselben. Er weist durch Thatsachen nach, daß der Bildung der Personenwörter die Anschauung des Raumes zu Grunde gelegen, und findet hierin einen

Beweis mehr, wie die reinen Formen der Anschauung, Raum und Zeit, vorzugsweise geeignet sind, die in der Sprache so häufig vorkommende Uebertragung abgezogener oder schwer zu versinnlichender Begriffe auf concrete angemessen zu vermitteln. In der Kritik der reinen Vernunft folgt der Analyse der Sinnlichkeit die Analyse des Verstandes; über den reinen Anschauungen der Sinnlichkeit erheben sich als ein höheres apriorisches Element des Erkennens die Stammbegriffe des Verstandes. Humboldt behält in seiner Deduction der Sprachformen dieselbe Ordnung bei.*) Wenn die

---

*) „Die Sprache lag auf dem ersten Uebergangspunkt des menschlichen Geistes in der natürlichen Erscheinung, da, wo derselbe nur erst im flüchtigen und kaum zu haschenden Hauch ins Sinnliche umschlägt. Nur einer so tiefen und abstractionsfähigen Natur, wie die Kant's, war es möglich gewesen, den erkennenden und gesetzgebenden Geist selbst in seiner Reinheit zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Die gleiche Tiefe und Innerlichkeit, verbunden jedoch mit einem bescheidnen Zusatz von Sinnlichkeit, war erforderlich, um sofort jenen Geist gleichsam aus den Händen Kant's in Empfang zu nehmen und ihn auf der Schwelle der Natur, bei seinem ersten Heraustreten aus seinem reinen Selbst mit gleich scharfem und unverwandtem Blick ins Auge zu fassen. Das eben war das Geschäft Humboldt's und das eben die geistigen Eigenschaften, die ihn zu diesem Geschäft qualificirten: die Fähigkeit, den ersten zarten Körper, mit dem sich der Geist in der Sprache umgibt, als solchen zu erfassen, und die Bereitschaft, den aus dieser Hülle wieder zurückschlüpfenden in sein körperloses Wesen hinein zu verfolgen . . . Die Kantische Philosophie ist die Philosophie des Subjectivismus: sie ist mehr noch die Philosophie der Freiheit. Sie isolirt die Forschung in den Tiefen der menschlichen Brust, aber sie ruht nicht eher, bis sie hier in der absoluten Selbstbestimmung des sittlichen Geistes einen letzten und unerschütterlichen Ankergrund ausfindig gemacht hat. Sie macht den Menschen zum Mittelpunkt der Welt, weil sie ihn zum Herrn derselben machen will. Um der Freiheit willen verzichtet ihre Weltanschauung auf geschlossene Einheit und Harmonie, und sie stellt die Natur unter das Gesetz und Schema des subjectiven Geistes, weil es ihr darauf ankommt, die Geschichte unter das Gesetz und Schema des Moralismus zu stellen. Erst das Zusammentreffen in diesem Punkt vollendet daher die Uebereinstimmung zwischen Kant und Humboldt. Geradezu hat Humboldt es ausgesprochen, wie er durch die Kantische Deduction des Sittengesetzes nur das natürliche menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit philosophisch begründet erblickte . . . Die beredte Offenbarerin des Geistes, die Sprache, ist auch ihm nicht eine alles offenbarende Macht; der Mensch besitzt Ahnung eines Gebietes, das über die Sprache hinausgeht, während sie andrerseits das Gefühl von diesem nur erahnbaren Ideengebiet erhöht — einem Gebiet, wofür, trotz der Schärfe der verständigsten Dialektik, den Sinn nicht verloren zu haben einen Theil der Größe Kant's ausmacht. Weil auch ihm das Wesen des menschlichen Geistes ganz und gar aufgeht in Thätigkeit und Energie, so empfängt ihm auch die Sprache den unzerstörbaren Charakter der Freiheit. Ihr Wesen ist Streben, welches nie zum abschließenden Ziel gelangt, ist die ewig sich wiederholende Arbeit des Geistes, den

Kantische Philosophie den Leitfaden für seine wissenschaftlichen Studien bildet, so blieb er auch der Kern seiner sittlichen Ueberzeugungen. Als das Hegel'sche System in Deutschland die Alleinherrschaft führte, wies er in der Vorrede zur Schiller'schen Correspondenz auf das Bleibende und Unvergängliche der Kantischen Philosophie hin. In den Briefen an eine Freundin (Charlotte Diede) spricht sich, wenn auch gefärbt durch die Resignation des Alters, der unauslöschliche Glaube an die Welt der Ideen aus, die einzigen Leitsterne des Menschen, das Ewige in dem Wechsel der Erscheinungen. Was den Glauben an jene unnahbaren Welten betrifft, welche der transscendentale Idealismus von dem Gebiet der menschlichen Erkenntniß ausschließt, so verhielt er sich zu ihm mit jener resignirten Stimmung, die alle Furcht und alle Sehnsucht ausschließt. Der Mensch hat die Erfüllung seines Lebens in sich selbst zu suchen, in der Ideenwelt seiner Seele. In diesem Glauben hat er gelebt, in diesem Glauben ist er gestorben. — Ueber die weitere Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft nur noch einige kurze Bemerkungen. — **Bopp**, geb. in Mainz 1791, studirte seit 1812 in Paris und London die indischen Alterthümer, die er dann in Göttingen und Berlin lehrte. Lehrgebäude der Sanskritsprache 1827; vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen und Lithauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen, 1833 bis 1849; über die celtischen Sprachen 1839; über die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprache mit dem Indo-Germanischen 1841 ꝛc. — **Lassen**, geb. 1800 zu Bergen in Norwegen, studirte unter Schlegel in Bonn, dann in Paris und London; seit 1827 Docent in Bonn, brachte er durch die indische Alterthumskunde (1844—52) in die Verworrenheit der mythologischen Vorstellungen Indiens zuerst Ordnung und Folge. Beiträge zur Geschichte der griechischen und indo-scythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien (1830), Entzifferung altpersischer Keilschriften (1838). — **Pott**, geb. 1802, seit 1827 in Berlin, seit 1833 Professor in Halle, begann, wie alle vergleichenden Sprachforscher, mit dem Indischen; dann wandte er sich zu den Resten der lettischen Sprache und zu den Kurden; selbst die Zigeuner boten ihm bei ihrer Verzweigung durch alle Nationen, bei ihrer kosmopolitischen Vermischung mit den Gaunern Europa's, die doch den Kern ihrer alten Sprache nicht erstickt hatte, ein interessantes Material, die Zersetzung eines ursprünglichen

---

articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen; es manifestirt sich in ihren Klängen ein stetes Ringen der innern Idee, eine Schwierigkeit zu überwinden; es bleibt bei der angestrebten Durchbringung ein untilgbarer dualistischer Rest, ein Ueberschwanken theils des Lauts über den Gedanken, theils des gemeinten Sinnes über den Ausdruck." (**Haym.**)

Idioms und die darin waltenden Gesetze nachzuweisen. Nebenbei stellte Pott die innere Verwandtschaft der afrikanischen Sprachen ans Licht und warf sich auf das Celtische. — Man würde den Werth der vergleichenden Sprachforschung viel zu gering anschlagen, wenn man ihn auf die Kenntniß der fremden Literatur einschränken wollte. Ihr Hauptbestreben ging darauf, das stille geheimnißvolle Schaffen des menschlichen Geistes in seinem allmählichen Werden zu belauschen. Man hatte sich schon früher und namentlich in Deutschland vielfach die Frage vorgelegt, wie die Sprache entstanden sei; aber theils hatte man mit theologischen Voraussetzungen zu kämpfen, theils hatte man sich mit allgemeinen philosophischen Antworten begnügt. Die alten Sprachen gaben nicht ein vollständiges Bild von der Fortentwicklung der Sprache, weil die wichtigsten Uebergangsmomente fehlten und weil man das Gesetz der Sprachbildung nicht am lebendigen Organismus verfolgen konnte. Erst als man den Zusammenhang der großen Sprachstämme inne wurde, als man von der Literatur auf die Volkssprache überging und die der Cultur fern liegenden Natursprachen studirte, gewann man Aufschlüsse, die alle Hypothesen der Philosophie weit hinter sich ließen. — Daß Griechisch, Lateinisch, Deutsch und alle die daraus hervorgegangenen Mischsprachen mit dem Sanskrit eine Sprachfamilie bilden, ist heutzutage schon in die historischen Lehrbücher übergegangen; als die Entdeckung aber zuerst gemacht wurde, setzten ihr die gesammten Altgläubigen der Gelehrsamkeit einen entschiednen Widerstand entgegen. Die neue Methode der Sprachforschung schien dem wildesten Dilettantismus Raum zu geben. Wer gründlich seine classischen Studien gemacht und sich überzeugt hatte, daß schon hier auf der Höhe der Wissenschaft sich zu halten, die Anstrengung eines Menschenlebens erfordert, mußte mit Mißtrauen eine neue Wissenschaft aufnehmen, die ein ebenso großes Studium nach tausend verschiednen Seiten hin erforderte, und die doch so schnell zu den unglaublichsten Resultaten kam. Es ist nicht zu leugnen, daß für einen so erstaunlichen Umfang des Wissens nur wenige ganz eigenthümlich organisirte Naturen geschaffen sind, und daß, wo dies nicht der Fall ist, leicht der Witz und die Phantasie die fehlende Kenntniß ersetzt. In keinem Felde haben sich so viel Unberufene versucht. Man hat im Combiniren eine unglaubliche Behendigkeit entwickelt, und häufig hat der ähnliche Klang eines Worts in verschiednen Sprachen, der vielleicht ganz zufällig war, zu den abenteuerlichsten Muthmaßungen geführt: wir dürfen nur an Kanne, Daumer und Nork erinnern. Aber nur der böse Wille kann aus diesen Zerrbildern auf die wirkliche Wissenschaft schließen. — Um gegen die vergleichende Sprachforschung gerecht zu sein, muß man zwischen zwei Perioden unterscheiden. In der ersten strebte sie, sich einen möglichst reichen Stoff

anzueignen. Das hat große Gefahr bei einer Wissenschaft, die auf Combinationen berechnet ist, denn Aehnlichkeiten lassen sich leicht auffinden, und wenn man nicht zugleich scharf die Unterschiede beobachtet, wird man leicht versucht, in Vergleichspunkten, die dem Zufall angehören, eine innere Nothwendigkeit anzunehmen. Es ist mit der vergleichenden Anatomie derselbe Fall. So lange nicht die Anatomie des individuellen Körpers gründlich erörtert und das in demselben liegende Gesetz festgestellt ist, wird die Vergleichung mit andern ebenso häufig das Zufällige wie das Wesentliche treffen. Trotzdem darf sie nicht umgangen werden, denn sie wird zum Verständniß auch des individuellen Gesetzes unerläßlich. Im Anfang, als man nur eine Periode der indischen Literatur genauer kannte, als der deutsche Sprachschatz selber noch nicht vollständig durchforscht war, geschah manches Verwegne und Uebereilte. Aber durch die genaue Kenntniß von den verschiednen Perioden des Sanskrit und von seinen Dialekten, durch die vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen und durch die Feststellung der Sprachverwandtschaft in den altitalienischen Dialekten, die zuerst durch Niebuhr's Entdeckungen, dann durch andre von ihm angeregte Gelehrte eine bestimmte Physiognomie gewonnen haben, ist eine Gruppirung möglich geworden, die alle Mystik einer willkürlichen Combination ausschließt, und wir können nun auch auf diesem Gebiet, wie in der Naturwissenschaft, Schritt für Schritt vorwärts kommen, ohne je in Gefahr zu sein, zu einem übereilten Sprung genöthigt zu werden. Auch die classische Philologie, die es früher bei ihren Sprachstudien für die Hauptsache hielt, das Verständniß der classischen Schriftsteller zu vermitteln, hat sich jetzt gewöhnt, die Sprache zum Hauptgegenstand zu machen und sie gerade so zu analysiren, wie einen Naturgegenstand. Die unmittelbare Bedeutung der classischen Philologie für das Leben und für die Kunst hat sich ebenso eingeengt, als ihre intensive Wissenschaftlichkeit sich steigert. Vielleicht wird die Wissenschaft um so treuer gepflegt werden, je weniger praktische Zwecke man damit verbindet. Jedenfalls hat die Methode der classischen Philologie den Schlüssel zu allen historischen Wissenschaften gegeben, und wenn sich jetzt unser sprachlicher Horizont über alle Theile der Erde ausdehnt, so daß das Alterthum wie eine kleine Sprachfamilie darin aufgeht, so bleibt es doch der Mittelpunkt, zu dem wir immer zurückkehren werden. Denn einen so imponirenden Eindruck die neue Wissenschaft auch macht, auf die Nationalliteratur kann sie nicht einwirken; sie kann es niemals zu einer wirklich gestaltenden Darstellung bringen, sie kann niemals als Bildungsmaterial des Volks dienen. Der Orient und die neue Welt bieten zu interessanten Reisen Gelegenheit, aber man kann sich nie dort einrichten, unsre geistige Heimath bleibt doch der classische Boden des Alterthums. Dagegen ist es eine schöne und überraschende

Ironie des Schicksals, daß wir in dem Streben nach dem Dunkeln und Verworrenen zur hellen Erkenntniß vordringen mußten, daß die Vertiefung in die Mystik endlich zur Ueberwindung der Mystik führte. Wir strebten nach dem Orient, um das ewig Verborgene zu suchen. Im Orient breiteten wir uns nach allen Seiten aus und fanden unter anderm auch den Weg nach unserm eignen Vaterlande. Die deutsche Philologie und die deutsche Alterthumswissenschaft ging mit jenen naturphilosophischen und symbolischen Studien Hand in Hand. Die deutsche Vorzeit mußte uns erst als etwas Fremdes, Geheimnißvolles und Mystisches imponiren, ehe wir uns darin zu Hause fanden. Es war ein seltsamer Umweg, über Indien nach der deutschen Vorzeit zu pilgern, und es ist viel Zeit und Kraft darauf verloren gegangen. Da wir aber das Ziel wirklich erreicht haben, so hat auch diese Verirrung etwas Belehrendes.

Deutschlands Befreiung sollte durch den größten deutschen Dichter gefeiert werden. Wirklich arbeitete Göthe 1814 des Epimenides Erwachen aus; die Allegorie machte einen wunderlichen Eindruck; erst 30. März 1815 schritt das berliner Theater zur Aufführung. In der That war Epimenides noch nicht erwacht, er rieb sich schlaftrunken die Augen, aber es wurden ihm nur dunkle Nebelgebilde sichtbar. — Im Theater folgte Göthe jeder Laune der Zeit; die seltsamsten Ausgeburten der Romantik wurden in Weimar dargestellt, bis der Hund des Aubry 1817 ihn vom Theater verjagte. — In den Vordergrund trat Calderon; „der standhafte Prinz" wurde 1811 aufgeführt. Das Unternehmen war jahrelang auf das sorgfältigste vorbereitet und erregte große Sensation: Johannes Schulze schrieb ein Programm, in welchem er die Tragödie als das größte Kunstwerk des Christenthums verherrlichte, obgleich das Christliche und Heroische einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum einnimmt, während eine damit gar nicht zusammenhängende Liebesgeschichte und eine stofflose melancholische Stimmung, die zwar romantisch ist, aber nicht christlich, die Kunst des Dichters vorzugsweise beschäftigen. Noch größern Anklang fand das Leben ein Traum (von Gries, Februar 1812) theils wegen der sehr bunten, lebhaft erregten Handlung, theils wegen seiner seltsamen, aber anziehenden Philosophie. Gerade wie im Oedipus wird das künftige Schicksal eines Kindes durch ein Orakel vorausgesagt, gerade wie dort rennt der Mensch, indem er demselben entgehn will, blind in sein Verderben. Aber Calderon bringt es nie zu einem tragischen Ausgang. Der Himmel ist mit seinen Wundern

stets bei der Hand, um den Conflict auf eine befriedigende Weise zu lösen, die Thaten und Ereignisse der irdischen Schattenwelt sind ein leerer Schein und gewinnen nur insofern eine Bedeutung, als sie in die übernatürliche Symbolik des Himmels aufgenommen werden. Diese sittlich-religiöse Grundidee ist mit einer Lebhaftigkeit und einem Schwung dargestellt, der bei ihrem Nihilismus eigentlich überraschen sollte, und der auf die Einbildungskraft unsrer Schicksalsdichter einen großen Eindruck gemacht hat. Die spanischen Lustspiele: — „die Mantel- und Degenstücke", weil sie es nur mit Cavalieren und Fräulein, mit Bedienten und Zofen zu thun haben — sind für die Lectüre nicht geeignet, weil die Intrigue so verwickelt ist, und die Personen so wenig charakteristische Eigenschaften haben, daß man die eine mit der andern verwechselt und den Zusammenhang verliert. Ihre theatralische Wirkung ist trotz der musterhaften Technik auf unsern Bühnen gering, wegen der Fremdartigkeit der Sitten und wegen der Form: in Versen verstehn wir sie nicht recht, und in Prosa würden sie den größten Theil ihres Zaubers verlieren. Dagegen sind sie in stofflicher Beziehung vielfältig ausgebeutet; es wird kaum einen Lustspieldichter geben, der nicht das eine oder das andere Motiv von Calderon entlehnt hätte. Selten mit Glück: wenn man die höfischen und adligen Manieren des bigotten und gezierten madrider Hofes auf bürgerliche Zustände Wiens und Berlins anwendet, so entsteht daraus in der Regel ein ganz lächerlicher Widerspruch. In der Technik könnten unsre Dichter viel von Calderon lernen, aber hier liegt das Vorbild Scribe's näher, dessen Sitten uns nicht so fremd sind und der uns mit dem spanischen Gongorismus verschont. Die Fehler bei Beiden sind die nämlichen, es kommt ihnen lediglich auf die Handlung an, und sie haben keine Bedenken, aus ihren Personen jeden Augenblick das zu machen, was sie gerade brauchen; ja bei Calderon ist es viel ärger; man könnte aus jedem seiner zweihundert Stücke, den Lustspielen wie den Tragödien und den mythologischen Phantasiebildern, jeden beliebigen Charakter in die Situationen und Voraussetzungen eines andern Stücks versetzen, und der Unterschied würde kaum bemerkt werden, da diese Charaktere kein Leben für sich haben, sondern lediglich nach den Bedürfnissen der Intrigue zugeschnitten sind. In der Technik sind beide gleich musterhaft, und in der detaillirten Ausmalung der Personen und Zustände übertrifft Scribe seinen Vorgänger bei weitem. In der romantischen Zeit verlangte man freilich auch für das Lustspiel eine phantastische ideale Haltung, d. h. Reime, Sonette, Assonanzen u. s. w.; aber das Lustspiel muß doch bestimmte, bekannte sittliche Zustände darstellen, es kann also nur auf dem Boden der Beobachtung des nationalen Lebens erwachsen. — Calderon's Zenobia wurde 30. Januar 1815 in Weimar aufgeführt. Mit großem Behagen

berichtet Göthe über seine Proserpina, die 10. Mai 1815 (zu Iffland's und Schiller's Andenken) aus der geflickten Braut wieder losgelöst und zu prachtvoller Decoration, Gewandung und akademischen Gesten benutzt wurde.*) Shakespeare's Romeo wurde 30. Januar 1812 nach Göthe's Bearbeitung gegeben; er hatte alle charakteristischen Momente (Mercutio, die Amme, das Gesinde) verwischt und das Stück möglichst der Oper genähert. — Der alte Zacharias Werner fuhr fort, aus dem Asyl seines Glaubens heraus zum deutschen Theater zu reden. Die heilige Kunigunde erschien 1814. — Zwischen Kaiser Heinrich II. und dem Markgrafen Harduin entbrennt ein Krieg, die Kaiserin, angeregt durch das Beispiel der Judith, beschließt ihn zu endigen. Sie begibt sich heimlich in das Lager Harduin's, aber nicht, um ihn erst zu verführen und dann zu ermorden, sondern, wie es einer Heiligen ziemt, ihn durch die Gewalt göttlicher Ueberredungskraft vom Bösen abzulenken. Es gelingt ihr, Harduin entsagt seinen Ansprüchen, aber sie muß schwören, diese Unterredung niemand zu offenbaren. Da sie sich nun über ihre heimliche Abwesenheit nicht ausweisen kann, und in eine seltsame Liebesekstase gegen einen jungen Ritter Florestan ausbricht, wird sie vor ein Gottesgericht beschieden. Florestan tritt als ihr Ritter auf, besiegt den Gegner, stirbt aber selbst im Kampf. Jenes Liebesentzücken war ein mystisches, der Kaiser und die Kaiserin leben keusch zusammen, sie hat aber eine heimliche Sehnsucht nach Kindern. In einer ihrer ekstatischen Unterredungen mit dem lieben Gott wird ihr offenbart, daß Florestan eigentlich ein Sohn ihres Geistes sei, in der Wirklichkeit ist er ein Sohn Harduin's, er hat aber längst die Kaiserin in Träumen mit heiliger Brunst geliebt. Zuletzt

---

*) Die berühmteste Virtuosin in diesen Attituden, Henriette Händel-Schütz (aus der großen Reihe ihrer Ehemänner sind ihr nur diese Namen geblieben), Schülerin der Lady Hamilton, geb. 1770 in Sachsen, in Berlin 1796—1806, glänzte bis 1820 in Gastrollen, starb 1849. — Von den Aufführungen in Weimar sind noch zu erwähnen: 1809 Sophokles' Antigone nach Peucer, die Chöre wie in der Braut von Messina; Schlegel's Hamlet, Alfieri's Saul nach Knebel, Jephta von L. Robert; 1810 Voltaire's Zaïre nach Peucer; 1814 Egmont mit Beethoven's Musik. — Das berliner Theater wurde durch die Franzosen, die nur Opern und Ballete sehn wollten, verkümmert. Müde und lebenssatt starb Iffland 1814, nachdem er noch Müllner's Schuld veranlaßt und sich in Ludwig Devrient einen würdigen Nachfolger gesetzt hatte. Devrient, 1784 in Berlin geboren, war dem älterlichen Hause entflohn und 1804 zum ersten mal aufgetreten, ohne Erfolg, bis er 1809 in Breslau als Franz Moor seine ganze Genialität entfaltete. Durch ein wildes Leben beschleunigte er seinen Tod 1832; mit ihm war die Reihe der schöpferischen Künstler geschlossen. — Der älteste Heros der Bühne, Schröder, starb 1816, 73 Jahr alt, nachdem er noch 1811—12 in dem Versuch gescheitert war, die hamburger Bühne wieder zu übernehmen. Zuletzt lebte er ausschließlich der Maurerei.

geht das alles so bunt durcheinander, daß man die geistigen und leiblichen Geschlechtsregister nicht mehr unterscheidet. Man hat ein Gefühl wie der verwunschne Prinz, der nicht weiß, ob er die Schusterseele in einem Prinzenleib oder die Prinzenseele in einem Schusterleib ist. Der Hauptinhalt des Stücks sind die mystischen Entzückungen der heiligen Kunigunde und ihr Schauen Gottes.*) Nach innern dramatischen Motiven oder Zwecken zu suchen, wäre vergebene Mühe. Zum Schluß wird Kunigunde Nonne, natürlich wieder unter Flöten- und Harfenbegleitung, Hardvin Trappist. Der Kaiser bringt nur mit schwerem Herzen der Pflicht das Opfer, auch ferner der Welt anzugehören. — Die Mutter der Maccabäer wurde Anfang 1816 gedichtet und erschien 1820. In der Vorrede spricht Werner von wesentlichen Reformen seiner künstlerischen Methode und in dem einleitenden Gedicht, welches in der überschwenglichsten Karfunkelpoesie die Sehnsucht nach seinem Phönix Jesus ausdrückt, verkündet er eine tiefere, ganz umgewandelte religiöse Ueberzeugung: „Könnt' ich nur eine Stunde erbetteln vom Geschick, o nur eine Secunde, nur einen Augenblick, zu meines Phönix Füßen, des hingeschied'nen süßen! tausend Jahr wollt' ich's büßen! doch nichts bringt ihn zurück! Von einem Pol zum andern wollt' ich mit Bettlerflehn, barfuß auf Dornen wandern, ihn einmal noch zu sehn! Ich wollt' im Grab, dem kühlen, die Nägel blutig wühlen, könnt' einmal noch ich fühlen des güldnen Fittigs Wehn!" — Die Kraft des Glaubens, welche die Schrecken des Todes überwindet, ist gewiß eine schöne Seite der menschlichen Natur und dramatisch darstellbar, wenn sie nur nicht als etwas Fertiges, sondern als lebendige Bewegung der Seele aufgefaßt wird. Freilich widerstrebt die Form, in welcher die Anekdote diesen Enthusiasmus darstellt, dem menschlichen Gefühl. Jüdische Kinder sollen dem Zeus opfern, da sie sich weigern, werden sie unter grausamen Qualen hingerichtet, und die Mutter, die das mit ansieht, freut sich des Triumphs ihrer Söhne. Nun müssen wir sehr stark reflectiren, wenn wir in dem Factum, von den Opferspeisen des Zeus zu kosten, etwas so Entsetzliches sehen

*) Dieser Zustand, in welchem sie sich schließlich in der Regel, wie der Papst Leo, auf die Zehen erhebt, wird unter anderm auf einer Seite in den Parenthesen folgendermaßen geschildert: „Schmerzhaft und ermattet; in einem etwas gedämpften geheimnißvollen, wie eine anhebende Gemüthsverwirrung bezeichnenden Tone; verfällt in starres Nachdenken; wie sich etwas ermunternd, aber sehr verwirrt; wieder starr nachdenkend vor sich hinblickend; wie ganz mit ihren Gedanken abwesend, wie sich besinnend, aber immer sehr erschöpft und zerstreut in immer gespannter Ekstase; ihr starrer Blick und ihre Bewegung geht in eine stille, aber wie wilde Freudigkeit über; mit entzücktem Blick und freudiger Angst, in immer steigender schwärmerischer Begeisterung; in süßestem Entzücken, aber mit ganz verwirrten Blicken und Mienen; im höchsten Grade des süßen Wahnsinns" u. s. w.

wollen, namentlich bei Kindern, die von Natur alles kosten. Die Verleugnung des Muttergefühls hat für uns, die wir den Fanatismus des Jehovahdienstes nicht theilen, etwas Abscheuliches, und die Handlung selbst ist zu barbarisch, um tragisch zu wirken. Allein der Dichter kann viel thun, uns mit seinem Stoff zu versöhnen. Otto Ludwig hat uns zunächst mit dem Materiellen der Folter verschont. Er concentrirt die Hinrichtung in einen einfachen Scheiterhaufen, während Werner alle Glieder der Kinder knacken und ausreißen läßt und uns keine der Foltern erspart, welche eine widersinnige Barbarei sich ausklügelt. Es muß uns vor allen Dingen in dem Verlangen des Eroberers die brutale Tyrannei, die gegen die Nationalität ausgeübt wird, dargestellt werden, damit wir in jenem Verlangen, dem Zeus zu opfern, ein Symbol der allgemeinen Unterdrückung erkennen. Es muß uns der Werth der Tradition, die selbst in den Kindern das nationale und religiöse Gefühl in voller Stärke aufregt, verständlich gemacht werden, und endlich muß die Aufopferung des Muttergefühls unter die religiöse Ueberzeugung als innere Bewegung, als Kampf erscheinen. Keines von allen diesen hat Werner gethan. Salome, die Mutter der Maccabäer, ist, wie seine gewöhnlichen Lieblingsfiguren, eine Inspirirte ohne eignes Leben, die auf die andern, selbst auf den König Antiochus gerade mit so sinnlicher Unmittelbarkeit einwirkt, wie Papst Leo und die übrigen Söhne des Thals; und ihre Kinder, mit Ausnahme des Helden Judas, der überhaupt bei allen Behandlungen der Sage als der einzige Sehende unter lauter Blinden erscheint, sind die Erzeugnisse derselben Abstraction. Es kommt dem Dichter lediglich darauf an, eine prunk- und effectvolle Katastrophe vorzubereiten. Die drei ersten Acte enthalten zwar viel Intrigue und Sittenschilderung, aber sie haben kein eignes Leben und bereiten auch nichts vor; denn die Leidenschaft des Glaubens, die durch die Macht der Gnade geheiligt ist, wird durch den Ungestüm ihres Ausdrucks keineswegs erklärt oder gerechtfertigt. Die Handlung hat keinen innern Zusammenhang und schleicht interesselos dahin, bis im vierten Act die beiden ebenbürtigen Mächte in unmittelbaren Conflict kommen. Der König Antiochus ist ein Kraftmensch, der in seiner Umgebung keine gleichberechtigten Menschen sondern Affen sieht, mit denen er nach Willkür seines Herzens ein grausames Spiel treiben dürfe. Ihm tritt nun die Mutter der Maccabäer gegenüber. Sie entfaltet sogleich die Vereinigung von Größe und Demuth, die ihren Charakter ausmacht: den König begrüßt sie durch eine stolze Verbeugung, dagegen läßt sie sich vor dem hohenpriesterlichen Kleide, das auf der Brust eines niedrigen Verräthers strahlt, auf ein Knie nieder und läßt ihn selbst dann hinauswerfen. Es geht dem König Antiochus wie Attila mit dem Papst Leo; er fühlt die Göttlichkeit dieses Weibes, erkundigt sich, was für eine Göttin sie sei, und

stürzt dann vor ihr auf die Knie mit der Bitte, ihn zu segnen. Sie legt ihm die Hände aufs Haupt und spricht: „mit Maccabäer-Segen segn' ich dich, daß, eh' dir noch die schwarze Stunde schläget, dein wüthend Herz zur bittern Reue sich, zur späten, doch nicht allzu späten reget.“ Dieses zarte Verhältniß hindert den König keineswegs, den martervollen Tod ihrer Söhne zu beschließen. Auch dieses Vorhaben wird auf eine seltsame Weise ausgeführt. Die Söhne müssen ihm den Triumphwagen ziehen, dagegen wird die Mutter in reich gestickte Tunica und Purpurmantel gekleidet, eine goldne Ehrenkette auf der Brust, von geschmückten Edelknaben, auf einer mit Purpursammet bedeckten Erhöhung sitzend, durch die Straßen von Antiochia getragen, und das Volk muß sich vor ihr in den Staub werfen. Die Schlußkatastrophe würde eine abscheuliche aber eindringliche Wirkung machen, wenn in der Sprache die Roheit nicht so groß wäre. Auf der einen Seite sitzt der König, dessen Wuth sich immer steigert, und der einen nach den andern von den Maccabäern hinrichten läßt; auf der andern Salome, die jeden Einzelnen vor dem Todesgang einsegnet; im Hintergrund hört man den dumpfen Schall der Marterwerkzeuge; dazwischen donnert eine furchtbare Stimme vom Himmel, kurz es wird nichts versäumt, was auf die Nerven wirken kann. Aber wenn mitten unter den verzückten Reden die Mutter zu ihrem jüngsten Sohn herunter ruft: Stirb hübsch vernünftig! kommt man doch etwas aus der Stimmung. Als der König eben die größten Lästerungen ausgestoßen hat und forteilen will, bleibt er „wie vom plötzlichen krampfigen Bauchschmerz überfallen zum Boden hinstarrend stehn“, er blasphemirt noch eine Weile, dann aber ruft er Gott um Gnade an. Gleichzeitig dringen von der andern Seite die Juden ein. Indem eröffnen sich, wie von einem gewaltsamen Sturmwind aufgerissen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird sichtbar. Rechts am Hügel ist der kolossale Kessel, in welchem Benoni, der jüngste Sohn, gemartert worden ist. Eidli, die Schwiegertochter, kniet mit zerstreuten Haaren am Kessel, über den sie das Haupt, wie in trostloser Erstarrung hineinblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens sonst ganz menschenleeren Richtplatz herumliegende Marterinstrumente bezeichnen die schon vollzogene Hinrichtung der sämmtlichen Märtyrer. Judas schreit mit gräßlichem Schmerz sehr laut auf, da erscheint Salome's Geist über den Flammen des Scheiterhaufens und ruft mit majestätischer Stimme: „Löschet, Flammen!“ Die Flammen verlöschen, sodaß Salome's und ihrer beiden jüngsten Söhne bereits verbrannten Ueberreste auf dem Scheiterhaufen sichtbar werden. Die Bildsäule Jupiters stürzt mit Krachen zusammen; das Volk theilt sich voll Entsetzen. Salome's Geist hält eine Rede und verschwindet dann; die Zurückbleibenden reflectiren über das

Vorgefallene; zuletzt soll dem Jehova geopfert werden. In demselben Augenblick eröffnet sich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erscheint über der Arche Salome's Geist, in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen besäeten Mantel, der über ihre sieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geschmückten Gewändern kniend erscheinenden, verklärten Söhnen ausgebreitet ist. Salome erhebt in der rechten Hand hoch ein großes, blutrothes Kreuz. Ueber dieser Gruppe schweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer sieben Söhne Sternenkronen und Palmenzweige halten, während eine sanfte Musik die Worte der folgenden Canzone begleitet. Alle andern unten auf der Bühne befindlichen Personen, die zwölf die Arche tragenden Leviten ausgenommen, knien beim Anblick der Erscheinung ehrfurchtsvoll nieder. Salome's Geist schließt mit den verklärten Worten das Stück, indem sie wie Libussa unter Harfenklängen entschwindet: „Ein reines Opfer wird sich Gott bereiten, durch das wird Er, im reinen Liebesklange, den Heiden seinen großen Namen künden! Es wird vom Anfang bis zum Niedergange vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten, an reiner Mutterliebe sich entzünden, reinen die Welt von Sünden!" — Die Kreuzeserhöhung (1820), sowie die unendlich lange Canzone über Rafael (über das Verhältniß der Kunst zur Religion, im Schlegel'schen Sinn), lassen wir bei Seite. Die Mischung von Schwulst, Trivialität, Mystik und Ungezogenheit ist bis zum Ekel widerwärtig. — Bei Werner's Erben im Gebiet der Schicksalstragödie, Adolf Müllner, (geb. 1774, gest. 1829) sollte das Beispiel unsre modernen Theaterdichter warnen. Der Erfolg seiner ersten Stücke war ungeheuer; auf allen Bühnen wurden sie mit glänzender Ausstattung gegeben, eine Auflage drängte die andre, nicht blos in deutschen Zeitschriften, sondern selbst im Journal des savans erschienen lange Commentare darüber, die sie gleichsam zur Basis einer Theorie der Tragödie machten, und der wackere Advocat von Weißenfels, der seine Stücke sämmtlichen deutschen und auswärtigen Potentaten widmen durfte, äußerte sich in seinen Vorreden und seinen Nachreden in derselben Weise, wie heute Hebbel und Victor Hugo. Er legt eine große Geringschätzung gegen die Misère des Theaters und gegen die Masse überhaupt an den Tag, natürlich auch gegen die Kritiker, obgleich er selbst in diesem Felde mehrere Jahre hindurch im Morgenblatt mit mehr Eifer und Erfolg als Verständniß gearbeitet hatte, und ist ganz erfüllt von seinem hohen poetischen Beruf. Und heute ist er nicht blos vergessen — dieses Schicksal theilt er mit Werner und andern — sondern es gibt gar keinen Liebhaber der Kunst in Deutschland, der sich nicht mit geringschätzendem Achselzucken über ihn äußerte. Müllner war zuerst mit Lustspielen aufgetreten, in Alexandrinern nach französischem Geschmack und

zum Theil nach französischen Vorbildern gearbeitet (1809—14), die nicht ohne groben Spaß sind, die aber nicht die geringste Rücksicht auf das deutsche Leben nehmen. So ist ein mehrfach wiederkehrendes Motiv, daß sich Officiere und Edelleute andern Berufs Monate lang als Domestiken verkleiden, um in dem Hause ihrer Geliebten Zutritt zu finden. Sein erster Versuch in der Tragödie war der 29. Februar (zuerst aufgeführt in Leipzig 7. August 1812). Durch das Datum hatte er Werner's Zeitrechnung verbessert. In der Oekonomie ist vieles aus Werner beibehalten, nur fehlt die kräftig aufgetragene Localfarbe. Wir bewegen uns zwar im bürgerlichen Leben, aber die Empfindungsweise und Sprache des Stücks gehört mit ihrer süßlich-sentimentalen Verschwommenheit lediglich den damaligen Theecirkeln an. Aeußerst komisch ist, daß im Mittelpunkt des Schicksals ein vierzehnjähriges Bürschchen steht. Der gute Emil ist leider die Frucht einer Blutschande. Der Mann, der seine Frau wider Willen des Vaters geheirathet hat und deshalb von ihm verflucht ist, muß erleben, daß sich diese Frau als seine Schwester herausstellt. Nachdem er sein älteres Kind an dem verhängnißvollen Tage verloren, ist Vater und Mutter um den jungen Emil ängstlich besorgt, und wenn er z. B. Schlittschuh läuft, so fürchten sie immer, er werde umkommen. Aber Emil, ein fein gebildetes Gemüth, kommt sich beim Schlittschuhlaufen „wie ein Geist" vor, wie „ein todtes Kind, das sich den Engeln nähert". „Seelen sind nicht schwer, bemerkt er einmal, nur die Leiber hindern." Dies feine Kind, das für seine Weisheit wol die Ruthe verdient hätte, beschließt der sonderbare Vater als Sühnopfer seiner unfreiwilligen Schuld zu ermorden. Er hat dafür keinen andern Grund, als daß Mutter und Sohn so etwas geträumt haben, zum Ueberfluß bittet der letztere sehnsüchtig seinen Vater, ihn zu ermorden; er sieht, nachdem ihm das Messer ins Herz gestoßen ist, wie die Engel ihm entgegenkommen, und fordert seinen Vater auf, ihm nachzufliegen, was derselbe denn auch thut, indem er sich den Gerichten ausliefert. Diese Hundstagsrasereien werden dadurch noch merkwürdiger, daß eine auffallende Nüchternheit durchblickt. Müllner ist keineswegs wie Werner ein verworrener Kopf und ein verworrenes Gemüth, sondern ein geschickter Maschinist, der weiß, was das Publicum haben will, und es ihm gibt. Zu solchen Modeartikeln gehören hysterische Motive, wie jener Entschluß, seine Schuld durch den Mord des Sohnes zu sühnen, ferner stammelnde Kinderweisheit, endlich geheimnißvolle Verbrechen, wie eine unbewußte Ehe zwischen Geschwistern. Letzteres Motiv ist von den deutschen Romantikern mit einer widerwärtigen Unermüdlichkeit immer wieder aufgefrischt. Bei Calderon hat es noch eine gewisse Berechtigung, weil dort die Stimme des Bluts vernehmlich spricht, auch wo sich Vater und Sohn, Bruder und Schwester nicht kennen; bei uns dagegen,

wo man an eine solche Magie des Bluts nicht glaubt und wo man doch eine gewisse Zurechnung des menschlichen Willens verlangt, macht diese Casuistik der Schuld einen abgeschmackten Eindruck. Das ist das Charakteristische der Schicksalstragödie: das Absurde und Grausame, die vollkommene Unnatur und Unmöglichkeit machen die Grundbedingung, und zwar nicht phantastisch behandelt, sondern als trockene prosaische Nothwendigkeit, als müßten wir daran wie an die nothwendigen Bedingungen des Lebens glauben. — Die Schuld wurde 1813 mit glänzendem Erfolg zuerst in Wien und Berlin, dann auf den übrigen Bühnen aufgeführt. Müllner hatte einen Prolog in Terzinen dazu geschrieben, in welchem er verspricht, über die innere Natur der Schuld Aufschluß zu geben, wie Werner im Prolog zum 24. Februar. Durch seinen Titel erinnert das Stück an die Braut von Messina. Schiller's Rhetorik ist beibehalten, aber von dem großen Gehalt der Gedanken ist keine Spur. Ueberhaupt wird sich nicht leicht ein Theaterstück finden, in dem sich die Reminiscenzen auf eine so fabelhafte Weise aufdrängen. Aus Calderon sind die Formen entlehnt, aus Tieck und Matthisson die süßliche Empfindungsweise, das Harfengezwitscher u. s. w. Der altkluge Emil spielt wieder eine bedeutende Rolle. Ein Orakel, welches der Mutter Hugo's prophezeit, ihr Sohn werde seinen Bruder ermorden, veranlaßt diese, ihn einer fremden Familie zu übergeben, und wird dadurch die Ursache des wirklich erfolgten Brudermords. Dieses dem Oedipus entlehnte Motiv paßt aber nur in die heidnische Zeit, wo man wirklich an Orakel glaubte. Nebenbei kommt Müllner auf Motive, die weit über Calderon hinausgehn. Als z. B. Don Valeros, der Vater des ermordeten Don Carlos, entdeckt, daß der Mörder sein eigner neugefundner Sohn Hugo ist, fordert er diesen zum Zweikampf und wendet alle möglichen Mittel der Beschimpfung an, um ihn dazu zu bestimmen, wenn er auch kurz darauf bemerkt, es sei nur eine Erregung des Augenblicks gewesen, und seinen Sohn in großer Rührung umarmt. Diese Abschwächung der Motive wiederholt sich auf eine unerträgliche Weise. Elvira hat mit Hugo Ehebruch getrieben, aber, wie es scheint, in einem somnambulen Zustand; Hugo hat seinen Bruder erschossen, aber er wollte es eigentlich nicht thun, das Gewehr ist nur durch einen halben Zufall losgegangen. Wie die Zurechnungsfähigkeit verdeckt wird, so leidet darunter auch der tragische Eindruck, denn man kann nur über zurechnungsfähige Charaktere zu Gericht sitzen. Die unerträglichste Person ist Hugo's vermeintliche Schwester Jertha, die beständig auf das weiseste moralisirt und trotz ihrem Uebermaß von Verstand keine Spur von Fleisch und Blut hat. Das verhängnißvolle Datum spielt auch hier seine Rolle. Diese Fehler sind handgreiflich und werden durch kein höheres poetisches Verdienst entschuldigt. Dennoch ist das Stück nicht ohne Werth. Müllner

war ein geschickter Advocat und zeigt das bei der allmählichen Aufhellung des Verbrechens. In dieser Beziehung ist die Composition vortrefflich, und wenn er mit dem dritten Act geschlossen hätte, anstatt noch einen neuen hinzuzufügen, wo Hugo mit Jertha und Don Valeros darüber zu Rathe geht, wie das Verbrechen gesühnt werden soll, und auf die allerunpassendsten Einfälle kommt, bis er endlich das Beispiel Don Cesar's befolgt, so würde die Wirkung noch bedeutender sein, namentlich da diesmal das Stück auch in Beziehung auf Farbe und Stimmung den richtigen Ton im Verhältniß zu den Ereignissen trifft. Der höchst schwächliche letzte Act mit seinen astrologischen Spielereien ohne alles Resultat verdirbt den Eindruck, und wenn Jertha (groß und ruhig) dem altklugen Jungen, der sie fragt, warum so Entsetzliches geschehen sei, den Bescheid ertheilt: „Fragst du nach der Ursach, wenn Sterne auf- und untergehn? Was geschieht, ist hier nur klar; das Warum wird offenbar, wenn die Todten auferstehn!" so ist das für das Publicum, welches unmöglich bis zum jüngsten Gericht warten kann, eine ungenügende Auskunft. — Die Schuld ist der Glanzpunkt Müllner's. Die Tragödien König Yngurd (1815 an die Theater verschickt) und die Albaneserin (1819) sind ein Rückschritt, wenn auch die letztre noch eine Abhandlung hervorrief, wie man sie sonst über Shakspeare und Sophokles zu schreiben pflegte. Daß Yngurd in der Hauptfabel wie in den einzelnen Motiven eine Nachbildung des König Johann ist, würde kein Vorwurf sein, wenn man nicht gerade durch diese Reminiscenz auf den grellen Contrast aufmerksam gemacht würde. So ist die Scene mit Arthur ganz in die Breite gedehnt und mit landschaftlicher Malerei ausstaffirt; sie ist zudem durch das Traumgesicht eines jungen Frauenzimmers, der Tochter des Königs Johann, welche vorausempfindet, daß sie einen bestimmten jungen Prinzen lieben wird, und daß ihr Vater diesen jungen Prinzen ermorden wird, in die höhere Romantik übergeführt. Nebenbei ist sowol der junge Arthur, als seine vom Schicksal bestimmte Braut wieder nichts Andres, als der alte Emil, oder wenn man will, eine Reminiscenz aus der Karfunkelpoesie in der Weihe der Kraft mit einiger Beimischung von Thekla. Am wunderlichsten ist die Umgestaltung der Constanze; sie ist eine intrigante Amazone, die eigentlich, wie es bei einer Schicksalstragödie nicht zu vermeiden ist, ihren Feind liebt und weil sie verschmäht ist, ihn mit ihrem Haß verfolgt, sie wird zuletzt wahnsinnig und hält in diesem Zustand drei Acte hindurch die wunderbarsten Reden, von denen wir die letzte mittheilen, weil sie an den Schluß der Tragödie gesetzt ist und gleichsam die Moral gibt: „die Winde spannen die Lungen aus, wie eine Maus fährt's Wort heraus aus seinem Haus, und husch! ist's fort. Halb Maus, halb Wort, läuft hier wie dort auf eins hinaus u. s. w." — Seit der Zeit

haben unsre Tragöden gewetteifert, dem Lear und Hamlet nachzustammeln und unsern Coulissenreißern Gelegenheit zu geben, in der Rolle von Verrückten Grimassen zu schneiden. Es ist ein angenehmes Geschäft, Verrückte zu schildern, man fühlt dabei so recht die Ueberlegenheit seines eignen Verstandes. — Müllner stellt in der Einleitung zu dieser Tragödie mit großem Selbstgefühl den Idealismus seiner dramatischen Richtung ans Licht. „Bemüht euch nicht, im Buche der Geschichte der Quelle meines Liedes nachzuspüren, die Wirklichkeit taugt selten für Gedichte; nach Wahrheit rang ich, euern Sinn zu rühren, nach jener Wahrheit, die im Traumgesichte die Musen vor des Geistes Auge führen. Auf ihrer Bahn nur ist ein sicher Schreiten: was niemals war, das ist zu allen Zeiten;" d. h. „was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie;" — ein Satz, den Schiller in seiner Praxis nicht befolgt hat. Bei der freien Erfindung des Stoffes wird man leicht zu Ungeheuerlichkeiten verleitet, und verliert die sittliche Basis. In König Yngurd haben wir zwar ein äußerst wüstes, halb an Kramer, halb an Fouqué erinnerndes Geklirr von Ritterschwertern und Rüstungen, das Ungewitter hört nicht auf zu grollen, es fehlt auch nicht an Erscheinungen; aber daneben tritt der Somnambulismus auf und die beiden idealen Figuren reflectiren über ihren Kindersinn und die Klarheit ihrer Seele auf eine Weise, die zum Costüm nicht paßt. Solche schlimme Frucht trug das Beispiel von Max und Thekla. Orakel werden nach allen Seiten hin auf das massenhafteste ausgetheilt, (der einzige Held, der übrig bleibt, apostrophirt zum Schluß den dunklen Quell der Weltbegebenheiten) und die Färbung des Ganzen ist heidnisch, aber daneben tritt der liebe Gott und der Teufel auf. Die sogenannte Idealwelt, wenn man sie nicht treuherzig alten Volkssagen nachbildet, ist immer viel unpoetischer, als die so sehr verachtete Wirklichkeit. — In der Albaneserin nimmt wieder ein Verrückter, der durch eine geheime Schuld den Verstand verloren hat, den größten Raum ein. Man versucht mehrere Acte hindurch, ihn durch psychologische Mittel, namentlich durch Liebe, zu heilen. Die Oekonomie erinnert etwas an die Braut von Messina, aber auch an „das Leben ein Traum"; es ist dem König Basil prophezeit, seine Söhne würden einander hassen, er bemüht sich also, sie auf eine raffinirte Weise zur Liebe zu erziehen, aber gerade diese Liebe wird ihr Unglück; denn da sie alles gemein haben, so lieben sie auch dasselbe Mädchen, es erfolgt nun ein Gewirr von Eifersucht, Entsagung, Verkennung u. dgl., der Gegenstand der Liebe, die Prinzessin Albana, stellt die auffallendsten Theorien der Liebe auf; zuletzt verschwindet der ältere Bruder, man glaubt, Enrico habe eine That begangen, wie Graf Oerindur; indeß ist es nicht so schlimm, der Bruder tritt sogar zur Unzeit wieder auf, ähnlich wie in einer Episode des

Geistersehers, gerade als die Sache zwischen den übrig gebliebenen beiden Liebenden in Richtigkeit gekommen zu sein scheint, nachdem er längere Zeit hindurch vermummt und geharnischt im Hintergrund gedroht. Es erfolgen heftige Scenen, der alte Basil hat einige Neigung, die Sache nach der Weise des 29. Februar auszugleichen, indessen die beiden Söhne sind tugendhaft, der eine findet, daß er unbequem geworden, und tödtet sich selbst, der andere folgt einem so trefflichen Beispiel, und so schließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Manier ist unerträglich, ein unerhörter Schwulst und dazwischen nicht nur Reminiscenzen aus Schiller und Shakspeare („Blas Wind und spreng die Backen u. s. w."), sondern auch Tieck'sche Figuren: Hanswurst, der Rathgeber u. s. w. Das Stück ist ein merkwürdiges Beispiel, wie die Nüchternheit, wenn sie sich gewaltsam zu Excentricitäten treibt, ärgere Dinge begeht, als eine erhitzte Phantasie. Am sonderbarsten wird der Eindruck, wenn man bedenkt, daß Müllner eine große Reihe von Jahren hindurch, bis Menzel ihn ablöste, in Deutschland das kritische Scepter geschwungen. — Der Nachfolger Müllner's ist Ernst von Houwald, geb. 1778 in der Niederlausitz, gest. 1845, ein im bürgerlichen Leben angesehener Mann, der die Poesie als Liebhaberei trieb. Seine Dramen haben in jener Zeit großen Beifall gefunden, am meisten das Bild (1821) und der Leuchtthurm (1821). Außerdem hat er geschrieben: die Heimkehr, Fluch und Segen, Fürst und Bürger, die Feinde, und die Seeräuber. Die Verschrobenheit der Empfindungen, die Haltlosigkeit der Charaktere und der Widerspruch in den Geschichten selbst wirkt um so komischer, da die Darstellung ganz rationalistisch, in einer verwässerten Schiller'schen Manier gehalten ist. Das Andenken dieser Stücke wird in den meisterhaften Kritiken von Tieck und Börne fortleben, vielleicht dem Witzigsten, was diese beiden Männer geschrieben haben. — Bei dieser allgemeinen Stimmung fand selbst Kotzebue sich gemüßigt, dem Geschmack des Publicums durch Geisterstücke zu huldigen. In der Gisela ist soviel Genoveva als ein routinirter Schauspieldichter irgend über sich gewinnen kann. Das Stück fängt mit einer Betrachtung über die Blumen an: „Der Blume Duft ist ihre Klage, ihre Sehnsucht nach dem hellen Tage; weinend muß der Morgen sie begrüßen, denn der Strahl der Sonne nur kann den Thau von ihren Blättern küssen." — Die Ritter ziehn „träumend durch die finstern Wälder", sie küssen den Ort, der durch den Fuß ihrer Geliebten geheiligt ist, kurz sie benehmen sich mit einer Courtoisie gegen die Damen, die man bei den Gurli's nicht gewohnt ist. Sie tragen sich mit Gedanken über die Mystik des Lebens, und wenn sie in Leidenschaft gerathen, so drücken sie sich poetisch aus: sie fühlen, daß Wellen und Flammen über ihnen zusammenschlagen. Gisela unterhält sich beim Spinnrad mit ihren Mägden in altdeutschem Ton

über vaterländische Sagen und Geschichten, sie ist fromm und sittsam und hat niemals die Gedanken einer Nähmamsell. Noch mehr zeigt sich Tieck's Einfluß in der verwirrten Composition, der bei einem so routinirten Fabrikanten sehr befrembet. Weniger auffallend ist, daß Kotzebue einmal auch wernerisirte; denn beide waren Geistesverwandte, und Kotzebue, der kein Mittel des Effects verschmähte, durfte wol auch der Mystik seinen Tribut abtragen. Bei alledem nimmt sich die dramatische Legende, der Schutzgeist (in Weimar aufgeführt 8. März 1817, kurz bevor Göthe durch den Hund des Aubry vom Theater verjagt wurde), höchst wundersam. Im Vorspiel sitzt ein Ehepaar klagend am Leichnam eines Knaben, der eben vom Blitz erschlagen ist. Plötzlich erhebt sich dieser Knabe, breitet die Arme gen Himmel aus und erklärt, daß er ein Engel sei, durch Gottes Gnade in diesen Körper gekleidet, um der italienischen Königin Adelheid zu Hülfe zu kommen, die von dem Usurpator Berengar verfolgt werde. Er macht merkwürdige Bemerkungen über das Land der schwülen Träume, über das Licht, das Element der Geister u. s. w. und entschwebt dann in schnellem Flug seinen anbetenden Aeltern, um zunächst als Edelknabe der Königin zu „erscheinen". Er „erscheint" noch in verschiednen Gestalten und thut zu Gunsten der verfolgten Adelheid verschiedne Wunder, aber niemals, ohne vorher im brünstigen Gebet von Gott die Erlaubniß dazu zu erflehn. Der alte Sünder predigt die Macht des Glaubens! Nebenbei erscheinen die verschiednen Personen einander mehrmals im Traume; auch der Geist des ermordeten Königs Lothar tritt auf, theils mit, theils ohne Visir. Zuletzt will der besiegte Berengar, der als Bettler um das unvermeidliche Almosen bittet, der Adelheid den Dolch ins Herz stoßen, der Schutzgeist fängt den Stoß auf, der Dolch bleibt stecken, ein Donnerschlag ertönt, der Schutzgeist steht plötzlich schneeweiß da, schleudert ihm den Dolch vor die Füße, die Wunde blutet, Berengar, von Grausen ergriffen, blasphemirt entsetzlich, der Schutzgeist folgt ihm, wie er herumwankt, stets mit abgemessenen Schritten und sieht ihn starr an, bis Berengar zur Hölle taumelt. Dann sinkt der Schutzgeist sanft am Grabe nieder, vermählt Adelheid mit dem Kaiser Otto, die ausgebreiteten Arme sinken, das Haupt neigt sich auf die Brust, er — stirbt! Otto und Adelheid sich umarmt haltend sinken vor ihm nieder. Das Grabmal wird plötzlich sanft erleuchtet, Trompeten und Pauken hinter der Scene — der Vorhang fällt. — Es würde eine schwer zu beantwortende Frage sein, was den lieben Gott eigentlich dazu veranlaßt, zu Gunsten einer Person, von der wir nichts Bestimmtes erfahren, so unerhörte Wunder zu thun, da er seinen Zweck mit viel einfachern Mitteln hätte erreichen können. Aber eine hübsche Schauspielerin in verschiednen Verkleidungen und zum Schluß im transparenten Engelscostüm, die immer

die Blicke gen Himmel hebt und ebenso die Maschinerie dirigirt wie in den „Pagenstreichen“, gehörte damals, wo die die gute Gesellschaft plötzlich fromm geworden war, zum guten Ton. Warum sollte man nicht solchen Verkleidungen zu Liebe eine christliche Tragödie erfinden? — Alle diese Dichter verwechseln den Zweck mit den Mitteln. Sie wissen die Nerven zu ergreifen, daß aber die Tragödie auf eine Läuterung des Gemüths ausgehn muß, haben sie vergessen. Es ist, als ob sie noch das Volk vor Augen hätten, welches an den Gladiatorenspielen und andern Acten der Grausamkeit seine Freude hatte, nur daß es sich hier nicht um ein wirkliches, sondern um ein fingirtes Leiden handelt. Aber das Publicum, welches sich an den fingirten Greueln bei Eugen Sue oder Ainsworth begeistert, ist ebenso gemein, als das Publicum, welches einer Hinrichtung nachläuft. Selbst das Publicum der Gladiatorenspiele und Stiergefechte geht von einem höhern Motiv aus; wenn es in allmählicher Verwilderung dahin kommt, an den Zuckungen des Schmerzes und des Todes einen wahnwitzigen Genuß zu haben, so freut es sich doch ursprünglich nur an der Heldenkraft und an der einen furchtbaren Kampf überstehenden Anmuth. Die Freude am Tragischen, soweit sie gesund und berechtigt ist, beruht lediglich auf der Freude an der Kraft, die eine starke Seele dem feindlichen Schicksal gegenüber entwickelt. Nach diesem Grundsatz verwerfen wir in der Tragödie alle Darstellung des Greulichen, des Entsetzlichen, des Häßlichen überhaupt, die nicht dazu dient, Kraft und Anmuth zu entwickeln. Die Kraft kann sich nicht anders darstellen, als im Kampf, im Gegensatz; aber sie ist in der Poesie nur dann darstellbar, wenn sie äußerlich unterliegend innerlich triumphirt, wenn die Seele mit dem Gefühl ihrer unendlichen Berechtigung der physischen Gewalt spottet, unter der sie scheinbar zusammenbricht.

Eine ungewöhnliche Blüte dieser abgeschwächten Kunst zeigt sich in Oestreich. Grillparzer, geb. 1790 in Wien, überreichte 1816 das Manuscript seiner Ahnfrau dem damaligen Director des Hofburgtheaters, Schreyvogel*) (West), der mit sicherm Blick das ungewöhnliche Talent herausfand. Auffallend war bei einem jungen Dichter namentlich der saubere correcte Stil und der theatralische Verstand. Das Stück hatte einen ungeheuern Erfolg, es ging unter der lebhaftesten Bewunderung über alle deutsche Bühnen, in Wien wurde es im Lauf der nächsten 32 Jahre 60 Mal gegeben. Als Laube die Direction der Burg übernahm (1850), setzte er es, wie sämmtliche Stücke Grillparzer's, mit günstigem Erfolg von neuem in Scene. Dem Inhalt nach gehört die Ahnfrau unter die

*) Geb. 1768, gest. 1832. Bereits 1802—4 hatte er das Theater geleitet, er übernahm es wieder 1814, und brach der idealistischen Schule in Wien Bahn. Seine Uebersetzung der Donna Diana von Moreto hatte 1816 glänzenden Erfolg.

tollsten Ausgeburten der Schicksalstragödie. Die Ahnfrau war einst wegen Ehebruchs ermordet worden und ihr Geist bleibt ruhelos, bis der ganze Stamm ausstirbt. Ein Räuber, seinen Aeltern als Kind entführt, gewinnt die Tochter eines Grafen lieb und will an ihrer Hand ein neues Leben beginnen. Er geräth jedoch, als die Räuber durch Soldaten, denen sich der Graf anschließt, aufgehoben werden sollen, mit dem letztern in der Dunkelheit zusammen und tödtet ihn, da er ihn nicht erkennt. Man erfährt, daß die Personen, welche das Schicksal zu diesem Unheil zusammenführte, Vater, Sohn und Tochter seien. Diese vergiftet sich, und der Vatermörder, der Liebhaber der Schwester, stirbt wahnsinnig in den Armen der Ahnfrau. Ein Vatermord, der kein Verbrechen, sondern ein bloßer Unglücksfall sein soll, ist nicht mehr tragisch. Wie wunderlich klingt es, wenn die Ahnfrau am Schluß die ewige Macht dafür preist, daß sie endlich Ruhe finde, da sie diese Ruhe durch die Ausrottung des ganzen Geschlechts erlangt und außerdem in der letzten Generation Personen waren, die es nicht verdienten, zur Beruhigung eines Gespenstes geopfert zu werden. — Von der nordischen Gespensterromantik sprang Grillparzer sogleich in das classische Alterthum über. Sein erster Versuch im griechischen Drama war die Sappho (1818). In Wien erreichte sie denselben Erfolg, wie die Ahnfrau; auch auf den übrigen deutschen Bühnen wurde sie noch in demselben Sommer durch Sophie Schröder*) glänzend dargestellt. Das Publicum faßte die Hoffnung eines neuen Schiller, dagegen sprachen die kritischen Geister unter den Romantikern sich absolut verwerfend aus, namentlich Solger, Tieck, Steffens. Der Gegenstand gehört nicht dem Kreise der griechischen Dramatik an, der Dichter hat ein lyrisches Motiv zu einem sittlichen Conflict erweitert, der trotz der Beibehaltung des Costüms wesentlich unserm modernen Empfinden angehört. Die gefeierte Sängerin, angebetet von ganz Griechenland, siegreich in den olympischen Spielen, büßt diese Triumphe ihrer Phantasie mit einem Verlust des Herzens. Sie ist aus der Natur des Weibes herausgetreten und auf ihrer einsamen Höhe alt geworden: man huldigt ihr als einem Wunder, aber man kann sie nicht in die sittlichen Verhältnisse fügen: sie ist zu groß und

*) Der Name mag als der geläufigste unter den unzähligen, welche die berühmte Künstlerin im Lauf ihres bewegten Lebens geführt, hier beibehalten werden. — Sophie war geboren 1781; in ihrer frühesten Jugend zeichnete sie sich im Kotzebue'schen Genre aus, als Margarethe in den „Hagestolzen", als „Donauweibchen", ꝛc. Erst in Hamburg 1804 ging sie zum tragischen Fach über. Ihre Blütezeit war in Wien auf der Burg 1816—20. Doch blieb sie bis 1849 auf der Bühne thätig, selbst 1854 wirkte sie noch bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers mit Erfolg. — Ihre berühmtesten Rollen waren die Sappho, Medea, Phädra, Merope, Lady Macbeth, Isabella in der „Braut von Messina".

zu einsam, um mit den Augen der Liebe betrachtet zu werden. Der junge Phaon, seit frühster Kindheit von ihren Gedichten begeistert, sieht sie als Siegerin in den olympischen Spielen und misversteht seine Begeisterung: sie sieht in ihm das verschönte Abbild ihrer eignen Jugend und läßt sich gleichfalls täuschen. Und doch liegt schon in der übertriebenen Anspannung ihrer Seele das drückende Gefühl von etwas Unnatürlichem. Ihre Liebe hat etwas Despotisches, sie verkehrt das Verhältniß zwischen Mann und Weib: sie ist die Gebende, der Geliebte soll empfangen. Gegen ein solches Verhältniß muß sich eine gesunde Natur empören. Ihr dichterisches Traumleben hat alle Strahlen ihrer Seele in einen Brennpunkt gesammelt, der sie eben dadurch der Wirklichkeit entfrembet, sie unfähig macht, jene kleinen schüchternen Beweise der Liebe zu nehmen und zu verstehn, in denen der Reiz derselben liegt. Sie kennt die Leidenschaft aber nicht das stille Glück eines bewegten Herzens. So hat sie für Phaon etwas Fremdes, das erste Zusammentreffen mit einem einfachen Mädchen zeigt ihm die Unwahrheit seiner frühern Empfindung: in natürlichem Widerspruch verwandelt sich seine Anbetung in Haß, und hart und unbarmherzig geht er mit dem stolzen Weibe um, das ihm seine ganze Seele preisgegeben hat. Das Problem eignet sich mehr für einen Roman wie für ein Drama, und die nahe liegende Erinnerung an Corinna ist peinlich. Wie schwer ist es schon, das Leben einer Dichterin, noch dazu einer griechischen, sinnlich zu vergegenwärtigen! Eine moderne Schauspielerin — sie hat dem Dichter vorgeschwebt — wäre ein beßrer Vorwurf, aber sie schloß die ideal-antike Haltung aus. Die dramatische Concentration ist zu gewaltsam, wo es sich um feinere Empfindungen handelt: wir bedürfen einer Reihe kleiner, unmerklich ineinander verlaufender Züge, die Unnatur des Verhältnisses zu empfinden. Der Nachdruck, der auf einzelne charakteristische Aeußerungen gelegt wird, das plötzliche Verstummen, das manierirte Versinken in Gedanken: das alles verräth zu sehr die Absicht. Am schwächsten ist der Schluß. Der feierliche Sprung der Dichterin ins Meer, welcher der gegebenen Sage wegen nicht umgangen werden konnte, macht einen melodramatischen und opernhaften Eindruck und liegt ganz außerhalb unsrer ästhetischen und sittlichen Vorstellungen.*) — Auf Sappho folgte die Trilogie: Das goldene Vließ (1822). In der Zauberkunst an sich liegt im Alterthum noch nichts Dämonisches. Der moderne Dichter hebt die finstere Seite der nächtigen Zauberei hervor und stellt den Dienst der dunkeln Nachtunholde dem Dienst der lichten Götter entgegen; er läßt durch den Mord des Phrixus, an dem sie theilnehmen muß, in Medea's Gemüth

*) Was freilich anekdotische Beziehungen der Gegenwart nicht ausschließt. Man denke an den Tod der Luise Brachmann, der Günderode u. s. w.

jene Verbitterung eintreten, die sie den Mächten der Finsterniß dienstbar macht. Aber der Schauder wird nicht ins Gemüth verlegt, nicht vergeistigt. Wenn von dem Wächter des Vließes viel Schreckliches berichtet wird, wenn wir Jason hineintreten, im Innern fürchterlich und mit einer ganz veränderten Stimme schreien hören, wenn er bei seinem Heraustreten sich halb wahnsinnig geberdet, widerlich lacht u. s. w., so macht das wol seine Wirkung, aber es ist ein physischer Schauder. Freilich ist die Absicht klar: Jason soll vor der Hexe schaudern, schon in den Umgebungen, die noch seine Sinne berauschen. Ebenso wie Sappho, soll Medea als eine fremde Natur dargestellt werden, deren Verhältniß zu Jason ein unwahres ist, trotz der Tiefe und Heftigkeit ihrer Liebe. Sobald er mit ihr in die lichte Bildung der Heimat zurückkehrt, empfindet er diese Fremdheit so lebhaft, daß der Bruch und die daraus folgende Katastrophe unvermeidlich wird. Der Schluß ist gut durchgeführt, nur erinnert die Stimmung, die sich über denselben verbreitet, zu sehr an die romantische Tradition, daß das Leben ein Traum, ein Schatten sei. — Das historische Stück König Ottokar's Glück und Ende (1825) sollte für den östreichischen Patriotismus ungefähr dieselbe Bedeutung haben, wie Kleist's „Prinz von Homburg" für den preußischen. Aber es steht ihm in jeder Beziehung nach. Kaiser Rudolph war ein ausgezeichneter Regent, aber sein Wirken ist auf den Verstand berechnet. Das Schicksal Ottokar's ist rührend und erschütternd, aber es ist seiner Anlage, wie seiner Katastrophe nach nur für die epische Darstellung geeignet. Beides hat der Dichter gefühlt; er hat daher sein poetisches Hauptinteresse in den Gegensatz der beiden Charaktere gelegt. Rudolph tritt auf als der bescheidne, seiner Schranken und seiner Pflichten klar bewußte Mann, der aber, wo er zum Entschluß gekommen ist, durch nichts wankend gemacht wird; Ottokar als der durch seine Vollgewalt verwöhnte Despot, der im Unglück jeden Halt verliert und bis zur Entwürdigung weich wird. Um diesen Contrast schärfer hervorzuheben, ist sogar der Geschichte Gewalt angethan. In der bekannten Scene, wo Rudolph die Huldigung Ottokar's in seinem Zelt empfängt und die Wände des Zeltes sich plötzlich öffnen, sodaß das ganze Heer den knienden König erblickt, ist nicht der Kaiser der Maschinist, weil ein solcher Zug mit dem Ideal der Bescheidenheit und Ehrlichkeit schlecht übereinstimmen würde, sondern ein boshafter Vasall Ottokar's, der seinen König demüthigen will, um seine Gemahlin zu verführen. Nach der Rückkehr von dieser Scene liegt Ottokar fast einen ganzen Act hindurch auf der Schwelle seines Thronsaals und läßt sich von seinem übermüthigen Weibe und seinen Knechten verhöhnen. Diese episodische Figur der Königin Kunigunde ist im Gefühl der mangelhaften dramatischen Berechtigung des Stoffs in übertriebener Breite ausgeführt. Ein zweites Stück Ein treuer Diener sei-

nes Herrn (1828) spielt zur Zeit des Königs Andreas III. von Ungarn. Der treue Diener, den er als Stellvertreter zurückgelassen hat, Bancbanus, wird von der übermüthigen Königin, dem Bruder derselben und den Höflingen auf jede erdenkliche Weise mishandelt. Das geht soweit, daß die Königin seine junge Gemahlin in ein Zimmer lockt, wo ihr Bruder ihr Gewalt anzuthun versucht. Nur durch Selbstmord entgeht sie der Schande. Trotzdem bewahrt der getreue Bancbanus seine Loyalität gegen das königliche Haus und rettet dasselbe in einem Aufstand, der von seinen eignen Anhängern angestiftet ist. Der alte Bancbanus ist zu unterthänig und zu altklug, als daß wir ihm unser Interesse schenken könnten, und die Reue, die später den frevlerischen Prinzen erfaßt und ihn zum halben Wahnsinn treibt, zu unklar und mystisch, als daß sie uns überzeugen könnte. Wenn dieses Stück von den deutschen Recensenten, die damals ausschließlich der liberalen Partei angehörten, und die sich einen Dichter nicht anders denken konnten, als mit liberalen Gesinnungen, scharf angefochten wurde, so konnte das den Dichter um so weniger verwundern, da Kaiser Franz selbst bedenklich darüber geworden war. Gegen die patriotische Gesinnung des Dichters, die er 1848 in dem bekannten Liede an Radetzky: „in Deinem Lager ist Oesterreich, wir andern sind schwache Trümmer", mit edler Kühnheit aussprach, ist gewiß nichts zu sagen. Aber die Loyalität kann nie unschöne Formen der Empfindung rechtfertigen. In des Meeres und der Liebe Wellen (1830) kehrte Grillparzer zur griechischen Poesie zurück. Die Sage von Hero und Leander scheint einer dramatischen Bearbeitung zu widerstreben; denn was ihren Reiz ausmacht, läßt sich auf der Bühne nicht darstellen. Man kann auf der Bühne nicht den Hellespont durchschwimmen, und der unglückliche Ausgang gibt keine tragische Katastrophe. Um so mehr ist die Kunst des Dichters zu bewundern, der die darstellbaren Momente der Begebenheit mit echter Poesie gefaßt hat. Er hat aus seiner Heldin eine Priesterin gemacht: eine stolze, spröde Natur, die ihren Stand aus Freiheitsliebe wählt, weil sie das Loos des Weibes in der Ehe verachtet. Die erste Begegnung mit Leander findet statt, als sie eben ihr Gelübde abgelegt. Das Aufkeimen der Neigung, die durch die ihr gesetzten Schranken zu immer größerer Heftigkeit getrieben wird, die daraus entspringende Verwandlung ihres Gemüths, der Kampf zwischen Furcht und Neigung bei dem ersten Besuch Leander's und die grenzenlose Verzweiflung bei dem Tode desselben, das alles ist mit unnachahmlicher Grazie wiedergegeben. Aber Grillparzer begeht den Fehler, in den auch Kleist zuweilen verfällt, die stärksten Gemüthsausbrüche zurückzuhalten und durch einzelne Ausrufungen die Bewegung der Seele mehr anzudeuten, als auszudrücken. Das ist in der Poesie nur mit großer Vorsicht anzuwenden. Wir verlangen von der Poesie das Wort, Mimik und Geberde darf nur als Unterstützung

desselben benutzt werden. Das größte Lob verdient der sinnliche Ausdruck der Zustände. Das Costüm ist nur angedeutet, soweit es zur Handlung gehört, aber sehr übersichtlich disponirt, nirgend opernhaft und doch von entschiedenem Eindruck auf die Sinne. Die Nacht, in welcher Leander den Thurm besteigt, ist mit der Spannung, die aus der Furcht vor einer Ueberraschung hervorgeht, so individuell und lebendig geschildert, daß wir darüber ganz vergessen, wie die Handlung selbst zu einfach ist, um nach den gewöhnlichen Begriffen vom Theater unsre Spannung zu erregen. Das Stück bildet durch seinen idealen Inhalt einen sonderbaren Gegensatz gegen die Zeit, in der es geschrieben war, und vielleicht war dies zum Theil der Grund, daß es in Wien 1831 ohne Erfolg vorüberging und daß die andern Theater gar keine Notiz davon nahmen. Es wurde 1851 durch Laube und Frau Bayer-Bürck auf dem Hofburgtheater wieder zu Ehren gebracht. Dagegen hatte einen sehr günstigen Erfolg das schwächste von allen Stücken Grillparzer's, das dramatische Märchen: Der Traum ein Leben (1834). Rustan, ein ehrgeiziger Jüngling, der die stillen Freuden des Herzens, die ihm in der Nähe geboten werden, verkennt, wird durch einen Zauberer eingeschläfert und erlebt im Traum das Leben eines Ehrgeizigen, das nach den schrecklichsten Greuelthaten zu einem ehrlosen Falle führt. Durch diesen Traum wird er von seinem Ehrgeiz geheilt und lernt begreifen, daß der Friede des Herzens über alles Glück geht. Auf dem Theater ist die Schilderung eines Traums ein unzweckmäßiger Vorwurf; wir können nicht glauben, daß ein Traum sei, was wir vor Augen sehn. In Calderon's „Leben ein Traum", dem Vorbild aller derartigen Erfindungen, wird doch nur der Held getäuscht, das Publicum läßt sich eine solche Täuschung nicht gefallen, und alle Operneffecte, die der Dichter anwendet, um das Gemüth in die angemessene Stimmung zu versetzen, die fortwährenden Harfenklänge, Transparente, Sonnenaufgänge u. s. w., selbst Reminiscenzen aus der Zauberflöte, reichen nicht aus, um dieses Majestätsverbrechen an der Allwissenheit des Publicums wieder gut zu machen. Grillparzer's Lustspiel: Wehe dem, der lügt (1838), fiel durch, und wir können gegen diesen Erfolg keinen Einspruch erheben. Außer Heinrich von Kleist, der ihn freilich bei weitem überragt, dürften seine Leistungen doch die einzig nennenswerthen unsers Theaters unter den Einflüssen der Romantik sein. — An Grillparzer reiht sich Joseph Freiherr von Zedlitz.*) Sein erstes Drama, Turturell (1819), spielt in einer

*) Geb. 1790. Seine Todtenkränze (1828) zeichnen sich durch melodischen Fluß aus, aber es fehlt ihnen, was der Reflexionslyrik allein ihre Berechtigung gibt, die Fülle schöner Gedanken und überraschender Bilder. — Von seinen Balladen (1832) ist die nächtliche Heerschau am bekanntesten. — Die Uebersetzung

ebenso fabelhaften Zeit und in einem ebenso fabelhaften Lande, als Müllner's Yngurd. — König Singald hat seinen Vorgänger Branor gestürzt und ein Mädchen von niederer Herkunft, Gylhe, geheirathet. Branor zieht als Harfner durch die Welt und verbirgt seine Tochter Turturel bei einer Köhlerin. Dort sieht sie Prinz Gawin und verfällt in Liebe, gleichzeitig entbrennt die wilde Königin Gylhe in verzehrende Leidenschaft für ihn. Um ihn heirathen zu können, bringt sie ihr eignes Kind um, macht ihren Gemahl dadurch wahnsinnig und läßt, als sie von einer Nebenbuhlerin hört, diese ersäufen. So schwarze Thaten finden endlich ihren Lohn, und das Stück schließt mit einer melodramatisch geordneten Gruppe. Es ist soviel Werner und Müllner darin, als bei einem östreichischen Dichter nur möglich; bei der im Ganzen weichlichen und schwülstigen Sprache finden sich doch einige gelungene Stellen. Die übrigen Stücke sind in Calderon's Manier, und zwar so getreu nachgeahmt, daß man zuweilen eine Uebersetzung vor sich zu haben glaubt. So das Trauerspiel: Zwei Nächte in Valladolid (1823). Spanische Eifersucht, spanische Treue, spanische Justiz — es gehört ein katholisches Land dazu, um das wenigstens einigermaßen nachzuempfinden, obgleich der Stoff mit theatralischem Geschick behandelt ist. Das Lustspiel: Liebe findet ihre Wege (1827) könnte man ohne weiteres Calderon zuschreiben. Sprache, Sitten, Intrigue, Charakteristik, alles ist spanisch, selbst die Verse und einzelne Redewendungen. Das Stück ist zierlich gearbeitet, aber was es mit seinen Beziehungen auf fremde Sitten und Gewohnheiten auf dem deutschen Theater soll, ist nicht zu begreifen. Cavaliere, die sich in verschleierte Damen verlieben und auch ohne weiteres um ihre Hand anhalten, verschleierte Damen, die ihren Cavalieren tagelang auf Schritt und Tritt nachgehn; ferner die Sprache der äußersten Galanterie, in welcher der Liebhaber der Höflichkeit wegen so thun muß, als wäre er ein treuer Hund, den seine Göttin von Zeit zu Zeit nach Belieben mit Füßen treten könne: das alles will zu unsern Sitten und Gewohnheiten nicht stimmen. — Selbst die theatralische Geschicklichkeit vermissen wir in dem Drama: der Königin Ehre (1828), einer dialogisirten Geschichte der Abenceragen und Zegris nach der Historia dellas guerras civiles. — Zedlitz hat den Stern von Sevilla von Lope de Vega für das Hofburgtheater bearbeitet (1829). Wie in der „Andacht zum Kreuz" die katholische Bigotterie von einem hochpoetischen Geist in ihrer ganzen Consequenz verklärt ist, so im „Stern von Sevilla" der Absolutismus. In unsrer Zeit, wo über das Elend der Revolutionen so lebhafte Klagelieder angestimmt werden, sollte

des Childe Harold 1836; Waldfräulein 1843; Soldatenbüchlein 1848; altnordische Bilder 1850. — Auch gab er Z. Werner's poetischen Nachlaß heraus. (1840.) —

man dieses Stück wieder allgemein bekannt machen. Man würde daraus lernen, daß die absolute Monarchie in den sittlichen Begriffen eine noch greulichere Verwüstung anrichtet, als der revolutionäre Geist. Zedlitz hat das nicht gefühlt, er verhält sich seinem Stoff gegenüber naiv, und macht noch in seinem „Soldatenbüchlein" für jenen spanisch monarchischen Geist Propaganda, den das Haus Oestreich als Vermächtniß jahrhundertlanger Erbweisheit zu bewahren scheint. Das Stück, welches Zedlitz in Norddeutschland vorzugsweise bekannt gemacht hat, Kerker und Krone (1833), gehört zu seinen schwächsten. Es tritt als Fortsetzung von Göthe's Tasso auf, aber die Personen haben einen ganz andern Charakter, und selbst die Sprache erinnert mehr an Schiller und seine Nachfolger, als an Göthe, sie ist empfindsam und rhetorisch idealisirt. Tasso selbst entwickelt keine Spontaneität, es wird nur an ihm herumgehandelt: zuerst wird er widerrechtlich im Irrenhause gepeinigt, dann ebenso willkürlich freigelassen, endlich auf dem Capitol gekrönt, worauf er stirbt. — Wir kehren nach Norddeutschland zurück.

Immermann ist in seinen Schicksalstragödien*) nicht naiv, sondern ein reflectirter Künstler, der über das, was zur Erregung von Mitleid, Furcht und Entsetzen dienen kann, vielfach nachgedacht hat und es nun mit einer gewissen Anstrengung zusammensucht; was in Hamlet, Lear und Titus Andronicus Greuliches geschieht, wird, mit der Würze der modernen Sophistik versehn, in einen Hexentrank zusammengebraut, ohne alle Leidenschaft. Das Theater der übrigen Nationen zeigt uns Verirrungen, die an Zügellosigkeit den geschilderten nichts nachgeben, aber wir empfinden doch eine gewisse Natur: sie stellen die Ausflüsse einer Denkart dar, die wir bis zu ihrer Quelle verfolgen und historisch verstehn können. Hier aber empfinden wir nichts als die Willkür, die das Abnorme, Entsetzliche und Abscheuliche hervorsucht, weil sie das Tragische nicht zu finden weiß. Diese Verirrungen der Romantik waren wol geeignet, eine Satire herauszufordern, aber in Platen's satirischen Dramen: die verhängnißvolle Gabel (1826) und: der romantische Oedipus (1828) ist der Dichter selbst in der Unsicherheit befangen, die er schildern will. Zu rühmen ist nur die reine Sprache und der anmuthig dahinfließende Vers. Die lose Form der Aristophanischen Komödie, die den Dichter der Mühe überhebt, lebendige Charaktere zu zeichnen, eine spannende Fabel zu erfinnen und durchzuführen, die ihm außerdem Gelegen-

*) Die Prinzen von Syrakus 1821. Edwin 1821. Das Thal Ronceval 1822. Petrarca 1822. König Periander und sein Haus 1823. Das Auge der Liebe 1824. Cardenio und Celinde 1826. Vortrefflich beurtheilt von Börne 1. S. 135. Die Opfer des Schweigens 1837. (Lenardo und Blandine.) —

heit gibt, so oft es ihm beliebt, mit einer Parabase persönlich auf die Bühne zu treten und dem Publicum seine eigenste Weisheit aufzutischen, ist für unproductive Dichter recht gemacht, die sich einer ziemlichen Belesenheit und eines gewissen Geschicks in der Handhabung der Verse erfreuen. Man empfindet die Bitterkeit eines literarisch Unzufriednen und auch persönlich Beleidigten und jenes unsichere Selbstgefühl, das bald zur unnatürlichen Steigerung der Selbstachtung, bald zu würdeloser Empfindlichkeit führt. Und doch war in den wunderlichen Gestalten, welche die Romantik auf die Bühne gebracht hatte, Stoff genug zu einer unbefangnen und lebenskräftigen Komik. Nur hätte man mit diesen Gestalten scheinbar Ernst machen, man hätte die Ahnfrauen, Vampyre, Kobolde, Alraunen u. s. w. mit Fleisch und Blut bekleiden müssen, sie als lebendige individuelle Wesen darstellen, nicht blos als literarische Reminiscenzen verwerthen. Platen's frühere Versuche: der gläserne Pantoffel 1823, der Schatz des Rhampsinit 1824, Berengar 1824, Treue um Treue 1825, der Thurm mit sieben Pforten 1825, gehörten dem märchenhaft romantischen Lustspiel an, welches durch Tieck zur Mode gemacht war. Er hat, wie es bei Epigonen zu geschehn pflegt, die Fehler seines Meisters ins Ungeheuerliche getrieben. Wir bewegen uns in einer beständigen Ironie, ohne zu wissen, wem diese Ironie gilt: rechts gezierte Waldeinsamkeitsromantik, links Pedanten, deren gespreiztes Wesen in den Tieck'schen Vorbildern besser dargestellt ist, und daneben der Wortwitz der schlechtesten Shakspeare'schen Clowns, durch anmaßungsvolle literarische Beziehungen verwirrt. Das Komische soll darin liegen, daß jene Ammenmärchen in einer ihrem Wesen durchaus zuwiderlaufenden modernen Denk- und Empfindungsweise dargestellt werden. Den leitenden Faden bildet nicht die Erfindung, sondern die Eitelkeit des Dichters, die immer zu sich selbst zurückkehrt. Nachdem er sich von der Romantik losgemacht, hat er außer jenen beiden Satiren nur noch ein historisches Drama geschrieben: die Liga von Cambray (1832). Das Stück zeigt eine erschreckende Unfähigkeit, ein gegebnes geschichtliches Thema mit einigem Verstand und einiger Phantasie zu behandeln. In einem Aufsatz: das Theater als Nationalinstitut (1825) macht Platen darauf aufmerksam, daß die dramatische Kunst sich auf der Bühne bethätigen muß, wenn sie überhaupt gedeihn soll, daß die Nachahmung fremder Literaturen, namentlich der griechischen, die deutsche Poesie verwirrt hat. Aber es geht ihm wie unfruchtbaren Geistern überhaupt; sie sehn das Richtige und greifen nach dem Falschen; es treibt sie nicht die innere Fülle, sondern irgendein äußeres Beispiel; sie steifen sich auf Kleinigkeiten, auf die Sicherheit des Handwerks, richtige Reime und Maße, weil das Wesentliche zu erfassen ihre Kraft nicht hinreicht.

Immermann's erstes historisches Drama, Friedrich II. (1828),

unterscheidet die würdige, ernste Sprache, die wenigstens in der Intention zu billigende Charakteristik und der innere Zusammenhang sehr vortheilhaft von den gleichzeitigen romantischen Stücken. Allein er ist nicht im Stande gewesen, sich die kirchliche Gesinnung als Leidenschaft zu denken, und nur in der Leidenschaft gewinnen die Ideen diejenige Gestalt, die sie zu einer poetischen Darstellung berechtigt. Wenn man die Glut der Religiosität und den Hochmuth des Selbstbewußtseins, der durch das Vollgefühl der äußerlichen Macht zum Uebermaß geführt wird, nur in ihren oberflächlichen Erscheinungen verfolgt, sie wol gar pragmatisch zersetzt, so wird daraus ein Rechenexempel des Verstandes, und die großen geschichtlichen Gegensätze verkümmern in psychologischer Kleinkrämerei. An diesem Mangel an Intensität in der Leidenschaft gehn alle unsre Hohenstaufenstücke zu Grunde. Noch verwirrter sind die Motive in dem Trauerspiel in Tirol (1828). Angeregt durch Tell hat Immermann eine Menge localer Schilderungen zusammengehäuft, tiroler Volkslieder u. s. w., und die verschiedenartigsten Charaktere in dem Kampf gegen die französische Unterdrückung vereinigt, aber seine zersetzende Reflexion verdirbt ihm das Spiel. Er hat über die tiefere Bedeutung des Kampfes zwischen dem gebildeten Kaiserreich und der naturwüchsigen Volkskraft vielfach nachgedacht und verfällt nun in den Fehler, dieses Nachdenken aus seiner eignen Seele in die Seele der handelnden Person zu verlegen. Er läßt den französischen General über den großen Sinn des Kampfes reflectiren, wie ein deutscher Philosoph, und er läßt den schlichten tiroler Bauer mit ähnlichen Reflexionen antworten. Dieser Zersetzungsproceß hebt nicht nur den gesunden Organismus der Charaktere auf, er verwirrt das Gefühl des Zuhörers. Das deutsche Volk hat gegen die übermüthigen Eroberer ein sehr gesundes Gefühl des Hasses gehegt. Wenn uns der Dichter die Eroberer von dieser Seite gezeigt hätte, so konnte er sie im Einzelnen liebenswürdig und geistreich schildern, unser Gefühl hätte er dadurch nicht verwirrt. So aber sehn wir ein verwickeltes Raisonnement auf beiden Seiten, über das wir erst tiefer nachdenken müssen, um zu einem reifen Urtheil zu kommen. Dadurch schleicht sich ein durchaus nicht beabsichtigter ironischer Zug in die Handlung ein. Hofer selbst weiß nicht, was er eigentlich will, und wir wissen es auch nicht, obgleich ein Cherub persönlich auftritt, um ihm das bereits weggeworfene Schwert des Volksaufstandes wieder zu übergeben. Börne hat ganz richtig herausgefunden, daß eigentlich die Pfaffen die Maschinisten des Stücks sind, daß nur sie sich ihre Zwecke klar gemacht haben. Sonderbarer Weise wirkte diese Kritik so auf den Dichter ein, daß er bei der spätern Ausgabe des Dramas, 1833, dies ironische Moment noch verstärkte. Er läßt uns hinter die Coulissen des wiener Cabinets blicken, und wir erkennen da jenen jesuiti-

schen Geist, der die edelste Aufopferung der Menschen zu kleinlichen Mitteln herabsetzt. So vollkommen das in der Geschichte begründet sein mag, so hebt es doch alle tragische Wirkung auf, denn mit einem Volk, welches sich von seinen Großen am Narrenseil herumziehn läßt, können wir wol Mitleid haben, allein wir können nicht warm dafür werden. Es hätte nur noch gefehlt, daß Immermann auch die positive Seite dieser machiavellistischen Politik ins Auge gefaßt und sich in ein historisches Interesse dafür hineinreflectirt hätte. — Die letzte historische Tragödie Immermann's: Alexis (1832), welche die Geschichte des russischen Don Carlos behandelt, sucht unsre Theilnahme nicht für den leidenden Sohn, sondern für den erzürnten Vater zu erwecken. Es liegt in dieser Wendung ein charakteristischer Irrthum über das Verhältniß des dramatischen Eindrucks zum historischen. Wir wissen aus der Schule, daß Czar Peter ein großer Mann war, und daß die barbarische Art und Weise, in welcher er seine Entwürfe ins Werk setzte, uns in der Bewunderung nicht stören darf. Wenn er eine größere Freude am Kopfabschlagen hatte, als unsrer Humanität bequem ist, und wenn er bis in seine Späße herunter den willkürlichen russischen Herrscher nicht verleugnete, so verschwinden diese Uebelstände, wenn wir seine kolossale Gestalt aus der historischen Perspective betrachten. Aber nicht in dem engen Rahmen eines Dramas. Was vor unsern Augen vorgeht, beurtheilen wir nach den uns einwohnenden sittlichen Gesetzen, und die Erinnerung, daß der Held, der vor unsern Augen eine Barbarei begeht, im Uebrigen ein ausgezeichneter Mann war, kann uns nicht bestechen. Wenn trotzdem seine Handlungsweise mit unsrer Vorstellung von einem großen und edlen Charakter in Einklang gesetzt, wenn sie unserm persönlichen Gefühl verständlich gemacht werden soll, so kann dies nur dadurch geschehn, daß der Dichter ihn idealisirt, d. h. daß er unser Bewußtsein über die Berechtigung seines Charakters im Verhältniß zu seiner Zeit und seiner Bestimmung, die auch leidenschaftliche Uebertreibungen entschuldigt, weil in ihnen zugleich seine Stärke liegt, in das Bewußtsein des Helden, verlegt; dadurch wird aber weder der Geschichte noch dem Drama gedient. Wenn eine leidenschaftliche Natur, die im Uebrigen an ihrem Platz ist, im einzelnen Fall zu roher Gewaltthat verleitet wird, so lassen wir das gelten; wenn aber die Roheit aus einer philosophischen Reflexion hergeleitet wird, wenn der Held mit weinenden Augen seine Greuelthat begeht, weil er es für seine Pflicht hält, so werden wir empört, und mit Recht, denn der kategorische Imperativ ist unpoetisch und vorzugsweise undramatisch, weil die Poesie nur an der Totalität des Menschen, nicht an Abstractionen ihre Freude haben kann. Wir können die Empfindung nicht los werden, daß die hohe Verstandes- und Gefühlsbildung des Kaisers, die sich zuweilen bis zu Subtilitäten versteigt,

der naturwüchsigen, rohen Kraft seines Handelns widerspricht. Sehn wir aber von dieser krankhaften Anlage ab, so können wir dem Stück unsre Anerkennung nicht versagen. Die Sprache ist ernst und würdig, die Charaktere gewissenhaft ausgeführt, und in einzelnen Momenten die poetische Intention zum raschen dramatischen Leben durchgebildet. Es ist zu bedauern, daß Immermann sich nicht zu einer größern Concentration hat entschließen können. Die Form einer Trilogie ist für unser Theater unbrauchbar; und doch ist von den drei Theilen des Gedichts keiner zu entbehren, am wenigsten der letzte, in dem an dem Helden poetische Gerechtigkeit ausgeübt wird. Der stolze Selbstherrscher, der überall das Geschick mit klarem Bewußtsein nach seinem eisernen Willen zu lenken glaubte, muß erkennen, daß er der Spielball des gemeinsten Ehrgeizes gewesen ist. — In seiner Leitung des düsseldorfer Theaters (1833—1837) legte Immermann das Hauptgewicht auf das Zusammenspiel, welches bei der Zerstückelung unsrer Dramen durch einzelne virtuose Leistungen verloren geht, und seine norddeutsche Geduld leistete in dieser Beziehung Unglaubliches. Um den Geschmack des gewöhnlichen Publicums zu befriedigen, ließ er die currenten Theaterstücke in der leichtsinnigen Weise geben, wie es anderwärts geschah; dafür concentrirte er seine Thätigkeit auf das Einstudiren einzelner Dramen von Shakspeare, Calderon, Göthe, Schiller, aber auch von Werner, Kleist; Tieck und Schlegel, die das Publicum in eine Feiertagsstimmung versetzen sollten. Freilich lag auch darin ein Irrthum. Jene Stücke verlangten jedesmal von dem Schauspieler, sowol seiner Persönlichkeit, die sich in den gewöhnlichen Aufführungen bequem befriedigte, als seinen künstlerischen Traditionen auf eine unerhörte Weise Gewalt anzuthun. Der Verfall unsrer Bühne schreibt sich von der stillosen Universalität der Dichter her. So lange die Phantasie ins Grenzenlose schweift, um ihr Ideal zu finden, geht ihr mit dem Stil auch jene Bestimmtheit und Realität ab, ohne die an eine wirkliche Kunst nicht zu denken ist. — Immermann versinnlicht den allgemeinen Entwickelungsgang der idealistischen Schule bis zu dem Punkt, von dem sie ausgegangen war, bis zum Schiller'schen Stil. Der Geister und Schicksalsmächte müde, suchte man den Idealismus in dem großen Zusammenhang der Weltbegebenheiten. Das historische Drama hat den Vorzug, aus der Alltäglichkeit des Privatlebens zu erheben und allgemeinere Ideen anzuregen. Freilich werden in einer vorwiegend dilettantischen Zeit die Dichter durch die Bedeutung des Stoffs über ihre eigne Darstellungskraft getäuscht: sie haben Geschichtsphilosophie getrieben, sie haben über alle bedeutenden Ereignisse, über ihre Motive und ihre Bedeutung für die Entwickelung der Menschheit reflectirt und sind geneigt, dies ihr Wissen anticipirend in die Thatsachen zu verlegen und sie durch Ideen aufzu-

putzen, die einer spätern Zeit angehören. Man macht im Drama eine Person dadurch noch nicht zum Helden, daß man ihr Reflexionen über die Größe des werdenden Jahrhunderts in den Mund legt, oder sie kurzweg den Heldentod für die Freiheit sterben läßt. Die dramatische Größe liegt nur in der entwickelten, vollständig zur Erscheinung gekommenen Kraft, welche der Geist in dem Conflict mit seinen sittlichen Voraussetzungen aufwendet. Noch weniger gewinnen die Dichter für das Wesen der Sache durch die Berufung auf einen großen Namen. Denn wird der Held in ein Privatverhältniß verwickelt, so ist sein Heldenthum weiter nichts, als eine äußerliche Folie für die Episode; die Episode ist die dramatische Hauptsache. In der Regel legt der junge Dramatiker den Hauptton auf irgendein Liebesverhältniß und benutzt nebenbei die Gelegenheit, die Früchte seiner historischen Lectüre und den Inhalt seiner politischen Ueberzeugung an den Mann zu bringen. Es gelingt ihm auch wol, den verbildeten Theil des Publicums, der nur auf die Stichwörter hört, zu gewinnen; aber sowol das natürliche Gefühl, als die wahre Bildung werden eine solche Mischung unangemessener Effecte verwerfen. Wer nicht die Kunst besitzt, den historischen Inhalt selbst poetisch zu behandeln, wer es nicht vermag, wie Schiller, eine trockne politische Verhandlung in lebendige spannende Gegenwart umzusetzen, der möge dem historischen Drama fern bleiben. Die meisten Dichter werden, sobald sie aus dem gewohnten Kreise der lyrischen Empfindungen herausgehn, unfähig, eine dramatische Spannung zu erhalten, sie werden langweilig. Dazu kommt neuerdings die große Verbreitung der historischen Detailkenntniß im gebildeten Publicum, wodurch der Dichter nicht allein dem Stoff gegenüber unfrei und befangen gemacht, sondern auch in Versuchung geführt wird, die Gesammtverhältnisse des Zeitalters genreartig zu charakterisiren. — Eine Menge berühmter und unberühmter Dichter hat in dieser Gattung gearbeitet; Uhland, Eichendorff, Fouqué u. s. w. haben dem herrschenden Geschmack ihren Tribut abgetragen. Eine Zeit lang war der junge Michael Beer, der Bruder Meyerbeer's, geboren 1800, gestorben 1833, sehr beliebt. Es ist aber kein Grund, seine Dramen (Klytämnestra 1819, der Paria 1823, Struensee 1827, Schwert und Hand 1831) der Vergessenheit zu entziehn. Dasselbe gilt von Joseph von Auffenberg (Syrakuser 1820, Themistokles 1821), dem badischen Theaterdichter und von August Klingemann (1777—1831): bei Beiden ist der Conflict zwischen Pflicht und Natur (Brutus und seine Söhne), in der rohsten Abstraction gefaßt, das Lieblingsthema. Der gleichen Vergessenheit werden wahrscheinlich die spätern Dichter anheimfallen, die bei dem wachsenden Interesse an Politik und Geschichte ihre Ideen auf das Theater zu bringen suchten, z. B. Friedrich von Uechtritz (Die Babylonier in Jerusalem), Heinrich

König (Kaiser Otto 3.), Julius Mosen (Heinrich der Finkler, Cola Rienzi, Otto 3., die Bräute von Florenz), Raupach,*) der bei der Massenhaftigkeit seiner Production eine Zeit lang das deutsche Theater beherrschte. Auf seine Dramen im romantischen und historischen Stil legte er mit Unrecht den größten Werth. Seine Lustspiele zeichnen sich zum Theil durch originelle Erfindung und lebhaften Humor vortheilhaft aus. Für den größern historischen Stil hat er kein Talent; entweder häuft er, um die historischen Conflicte zu versinnlichen, mühsam eine Masse von Atrocitäten zusammen, wie in den Leibeigenen, oder er bewegt sich in der Schiller'schen Schablone, wie sie in Wallenstein, Octavio, Max und Thekla vorgezeichnet ist. Mit der Nachahmung Schiller's ist es fast wie mit der Shakspeare's, die Manier hat man ihm bald abgesehn, aber der Geist ist incommensurabel. An keinem Stoff hat sich die Armuth der Erfindung so unverdrossen versucht, als an den Hohenstaufen. Die Rhetorik konnte hier in dem Eifer gegen das Papstthum, gegen die französischen Intriganten und die welsche Hinterlist sich so laut und vernehmlich als möglich aussprechen und war gewiß, den Beifall der Menge zu gewinnen, und an lyrischer Theilnahme für das traurige Geschick des schönen Enzius, des Manfred und Conradin fehlt es auch nicht. In allen diesen Stücken finden wir die bekannte Physiognomie wieder; sie sind durchweg bei der Nachahmung Schillers stehen geblieben, und ihr wohlgemeinter Idealismus, der ebenso erbaulich gegen das Pfaffenthum wie gegen den Unglauben predigte, konnte der herrschenden Richtung der ganzen neuen Zeit, dem Streben nach realistischer Deutlichkeit, auf die Länge keinen Widerstand leisten.

Zur Geschichte des deutschen Theaters gehört sehr wesentlich die Oper.**) Wenn sich das Publicum gewöhnt, in der Oper den unsinnigsten

---

*) Geb. 1784 in Schlesien, studirte seit 1801 in Halle Theologie, 1804 bis 1822 in St. Petersburg, dann nach einigen Reisen bis an seinen Tod 1853 in Berlin. — Die Königinnen 1822. Die Leibeigenen 1826. Rafaele 1828. Die Tochter der Luft 1829. Robert der Teufel 1834. Der Nibelungenhort 1834. Genoveva 1834. Tasso's Tod 1835. Corona von Saluzzo 1840. Die Schule des Lebens 1841. Cromwell, Trilogie 1841. Der Hohenstaufen-Cyklus, Mirabeau 1849. — Die Schleichhändler 1830. Schelle im Monde 1838. Der Zeitgeist 1835. Der Rasenstüber 1835.

**) Die Musik war die erste Kunst, durch welche Deutschland nach dem Elend des dreißigjährigen Krieges wieder in die Reihe der Culturvölker trat. Die Versuche des Pietismus in der Poesie waren gut gemeint, aber sie litten an Armuth wie an Unklarheit der Bildung; dagegen brachte in der Musik schon lange vor Göthe's Geburt die entsprechende Gemüthsrichtung die wunderbarsten Kunstwerke hervor. Die Verwandtschaft Sebastian Bach's mit dem Pietismus liegt nur

Sprüngen gleichmüthig zu folgen, so bringt es diese Stimmung bald ins recitirende Schauspiel mit und duldet nicht blos von der Phantasie des Dichters die geschmacklosesten Uebertreibungen, sondern es verlangt sie und ist unzufrieden, wenn seine überreizten Nerven nicht durch starke Gewürze gekitzelt werden. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt in Deutschland die Oper zwei verschiedne Formen. Die italienische Oper (Metastasio) beruht durchaus auf Gesetzen der musikalischen Grammatik und des musikalischen Periodenbaus; der Dichter suchte in der Handlung nichts weiter, als lyrisch darstellbare Stimmungen, in einer melodischen, dem Ohr wohlgefälligen Sprache, die unter sich in einem losen aber leicht verständlichen Zusammenhang standen. Da diese Opern italienisch gespielt wurden, so konnten sie auf die deutsche Literatur keinen Einfluß ausüben. Anders das deutsche Singspiel. Es war in seinen Anfängen volksthümlich,

---

in der Richtung auf das Innerliche, das Geistige, das Immaterielle. Es gibt auch in der Musik eine Richtung, die mehr mit der Außenwelt zusammenhängt; allein diese ist bei Bach fast gar nicht vertreten. Seine Fugen eröffnen eine zaubervolle Welt, die rein geistiger Natur ist und die Seele dem Zusammenhang der Wirklichkeit entzieht. Nach ihm nahm die deutsche Musik gleichfalls eine mehr irdische Wendung. Es war eine Blüte der Kunst, die in der Geschichte nicht ihres Gleichen hat: Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, in weiterem Sinn Gluck, ferner die in deutscher Schule gebildeten Franzosen, Cherubini, Méhu; endlich die Tondichter zweiten und dritten Ranges, Weigl, Winter, Dittersdorf. Es ist bemerkenswerth, daß diese Blüte der Kunst sich ungefähr auf den nämlichen Zeitraum zusammendrängt, wie unsre classische Dichtung. Sie beginnt mit den vier letzten Jahren Mozart's und erstreckt sich bis etwa auf die siebente Sinfonie Beethoven's; ein Zeitraum, der noch lange nicht ein Menschenalter umfaßt. Es ist für die moderne Musik ebenso verhängnißvoll, wie für die Architektur und Malerei, daß sie nicht mehr einen bestimmten Zweck hat. Die allmähliche Erschlafung des kirchlichen Lebens hat die Kunst isolirt, sie schafft nicht mehr für Gläubige, sondern für Genießende. Die alte Kirchenmusik war an einen faßbaren Gegenstand geknüpft, die Oper war auf die rein musikalischen Bedürfnisse des Gesangs berechnet, und die Sinfonie schmiegte sich in den bescheidensten Verhältnissen an die Formen des Tanzes und des Marsches. Bei Beethoven's Sinfonien haben wir das Gefühl, es handle sich um etwas ganz Andres, als um den gewöhnlichen Wechsel von Lust und Schmerz, in welchem sich die wortlose Musik sonst bewegt. Wir ahnen den geheimnißvollen Abgrund einer geistigen Welt und quälen uns um das Verständniß. Man hat versucht, sich diese Empfindungen deutlich zu machen, sich die Töne in Worte zu übersetzen: ein vergeblicher Versuch, aber er ist natürlich. Wir wollen wissen, was den Tondichter so bis zur grenzenlosen Verzweiflung, bis zum ausgelassensten Jubel getrieben hat; wir wollen diesen geheimnißvoll schönen Zügen der Sphinx ein Verständniß abgewinnen. Um so mehr drängt sich dieses Bedürfniß auf, wenn die Musik sich immer tiefer in den Abgrund der innerlichen Welt einwühlt, wie in Beethoven's letzter Periode.

seine Formen schmiegten sich an das Volkslied und den Tanz an; die Sprache und die Erfindung der Handlung war nicht blos naiv, sondern meist roh und possenhaft. Man hat neuerdings die Opern von Dittersdorf und Wenzel Müller wieder hervorgesucht, und sie verdienen es wegen der frischen volksthümlichen Färbung; aber es erregt doch Erstaunen, daß so platte und barbarische Texte in der nämlichen Zeit geschrieben wurden, wo Göthe's Iphigenie erschien. In der Zauberflöte schloß sich Mozart*) dieser Weise an, das heißt, er adelte das Platte und Gemeine und verklärte es mit der Weihe der reinsten Poesie. Wir können das Werk doch nicht ohne Wehmuth betrachten, denn der Genius an den Thierleib des Blödsinns gekettet, ist kein erfreulicher Anblick. Dagegen ist es diesem großen Künstler gelungen, im Don Juan und Figaro zwei Werke zu schaffen, die den größten Theil der damaligen dramatischen Versuche überleben werden. Der Text des Don Juan ist ein Fastnachtsspiel der gewöhnlichsten Art; bei der Aufführung denken wir kaum daran. Die Musik beherrscht uns so vollständig, daß jede Empfindung rein in uns wiedertönt, daß unser Gemüth von Anfang bis zu Ende willenlos dem Zauber des Genius gehorcht. Im Figaro, wo ein gebildetes Drama zu Grunde lag, war die Aufgabe leichter. Wenn man nun bedenkt, daß Mozart in seinem letzten Werk, im Requiem, eine dramatische Kraft entwickelte, die seine frühern Schöpfungen noch überbot, so darf man seinen frühzeitigen unglücklichen Tod wol als das traurigste Ereigniß unsrer Kunstgeschichte beklagen. Eine so harmonische Vereinigung der höchsten künstlerischen Reife mit der größten Volksthümlichkeit findet in der Geschichte der Kunst kein zweites Beispiel. Beethoven's Genius war ernster, idealer, in mancher Beziehung abstoßender; dagegen sprach sich in ihm die deutsche Natur schärfer und energischer aus als bei Mozart, in dessen Bildung sich die italienische Schule nie verleugnet. Es sind ganz zufällige äußere Umstände, die ihn von dem weitern Anbau der Oper abgehalten haben. Bei der ersten Aufführung 1805 fand sein Fidelio geringen Anklang; auch in einer neuen Bearbeitung 1806; erst 1814 brach er sich Bahn und hat seit der Zeit Jahr aus Jahr ein das gesammte deutsche Volk, aus dessen innerster Seele er hervorgequollen ist, erquickt und erhoben. Dieses Werk ist der glänzendste Beleg dafür, daß es keiner äußern Pracht, keiner Symbolik und keiner Wunder bedarf, um einer Oper das bleibende Bürgerrecht auf dem Theater zu verschaffen, und daß der höchste dramatische Ausdruck mit der reinsten musikalischen Form Hand in Hand gehn kann. Der Text enthält eine einfache rührende Geschichte, nicht geistreich, aber verständig und zusammenhängend erzählt,

*) Von dem Leben Mozart's gibt O. Jahn ein herrliches Bild.

und doch hat in diesem engen Rahmen die Macht des Genius ihren kühnsten Ausdruck gefunden. Die Musik bedarf keiner Elfen, Hexen und Kobolde; wenn es ihr gelingt, das menschliche Herz in seinem Kampf mit dem Leben zu zeigen, so hat sie das Höchste erreicht, was ihr verstattet ist. Bei der jetzigen Erschlaffung der Phantasie wird es freilich noch lange währen, ehe unsre Dichter und Componisten es wagen, aus den Balletsprüngen verzauberter Nonnen und aus den Orgien des Venusbergs sich in jenes Sonnenlicht der Poesie zu retten, das, wie alles Große, auch ein natürliches ist.*) — In dieser classischen Periode war die schöpferische Kraft unmittelbar und naiv, freilich nicht die Naivetät eines Kindes, das nicht weiß, was es thut, sondern die Naivetät des Genius, der nur das gibt, was er in sich findet. Bei der spätern Entwickelung der Musik drängt sich überall die Reflexion hervor. Der erste Reformator der Oper, Gluck, schrieb noch unter dem Einfluß der classischen Schule Frankreichs. Sein Streben nach dramatisch-musikalischer Einheit war im Grund aus der Kunstform Corneille's und Racine's hervorgegangen und theilt alle Vorzüge und Schwächen derselben, wenn man sie der Verwilderung des deutschen Theaters entgegenstellt. Er hat Einheit und Idealität der Formen, Adel und Würde des Stils hergestellt. Wenn er dem dramatischen Ausdruck zuweilen die musikalische Form opferte, so kam, wie bei allen Reformen, auch hier das individuelle Talent in Anschlag. Gluck's Erfindungen sind edel, aber nicht reich. Seiner musikalischen Bildung fehlt es nicht an Gründlichkeit, aber an Vielseitigkeit. Wenn er auch ein Deutscher war, so waren doch seine Reformen fast ausschließlich auf das französische Theater berechnet, und hier hat er eine Schule gestiftet, die in Méhul und Cherubini gemäßigte Vertreter von feiner und tiefer musikalischer Bildung, in Spontini einen rigoristischen Anhänger fand, der sein energisches, aber einseitiges Talent ausschließlich auf den dramatischen Ausdruck wendete, bis in seinen letzten Werken die Massenhaftigkeit des Ausdrucks den Ton in Lärm verwandelte. Die deutschen Componisten schlossen sich nicht diesen classischen Versuchen, sondern den Doctrinen der romantischen Schule an. Die allgemeine Neigung der Poesie, sich in eine übernatürliche Welt zu flüchten, mußte sich vorzugsweise in einer Kunst geltend machen, die durch ihre Natur auf das Ueberirdische hinlenkt. Gelegentlich hatte man schon früher Wunder und Erscheinungen in der Oper angewendet; neu war das Bestreben, in diesen Erscheinungen und in der durch sie hervorgerufenen Stimmung den künstlerischen Mittelpunkt der Oper zu suchen. Es ist damit unmit-

*) Neben den Fidelio möchten wir, wenn auch in viel kleinerm Maßstabe, die Schweizerfamilie (1809) von Weigl (geb. 1766, gest. 1844) stellen, sowie das unterbrochene Opferfest (1796) von Winter (geb. 1754, gest. 1826).

telbar die Neigung zur Tonmalerei verbunden, und der natürliche Ausdruck des Gefühls weicht dem Bestreben, die Nerven zu irritiren, wie denn immer das spiritualistische Moment ins Materialistische überleitet. Zuletzt bleibt dem Materialistischen ausschließlich die Herrschaft. Das Wunderbare hat, wenn überhaupt in der Poesie, am meisten seine Berechtigung in dieser Verbindung der Poesie mit der Musik, die im Stande ist, uns durch sinnliche Mittel in eine gläubige Stimmung zu versetzen. Wer würde nicht im Don Juan, so bescheiden dem Umfang nach das Uebernatürliche auftritt, durch die dämonische Kraft der Musik unaufhaltsam mit fortgerissen! Wenn aber der Trieb nach künstlerischer Einheit darauf hindrängt, das Reich des Wunderbaren zur Grundstimmung des ganzen Kunstwerks zu machen, so liegt die Gefahr nahe, ihm einen zu großen Raum zu geben und es dadurch entweder ins Ermüdende oder ins Greuliche und Fratzenhafte zu ziehn. Eine eigne Wunderwelt zu erfinden, ist dem Dichter nicht verstattet, er muß sich an die Ueberlieferungen halten, wenn er sie auch idealisirt. Nun reicht der Stoff nicht weit aus. Die heitere Seite der Geisterwelt hat in Weber's Oberon und Mendelssohn's Sommernachtstraum zu den reizendsten musikalischen Erfindungen geführt; aber weiter ausdehnen läßt sich das kaum, und schon jetzt ist man von der Elfenmusik mit ihren kurzen, krausen Figuren ziemlich übersättigt. Die Bilder des Grauens verstatten eine größere Mannichfaltigkeit, aber sie werden leicht widerlich, sie gehn mit ihren Dissonanzen ins Unmusikalische über, und wenn die Gespenster zu sehr in den Vordergrund treten, so stellt sich ihnen unsre realistisch gebildete Phantasie in den Weg. Durch den größern Zusammenhang in der Oper werden wir auch zu einer strengern Aufmerksamkeit auf die übernatürliche Welt verleitet; wir verlangen von den dämonischen Gestalten, sie sollen sich in ihrer Sphäre und nach dem Maß ihrer angedichteten Kräfte zweckmäßig und folgerichtig benehmen, und wenn wir einmal soweit sind, so läßt sich wol fragen, wozu denn überhaupt die ganze Maschinerie aufgewendet ist. Die menschliche Seele selbst hat ihre Tiefen und Abgründe, die der Musik die reichste Entfaltung in allen Nüancen des Schreckens, des Grauens, der Wuth und des Entzückens verstatten. Sie bedarf keineswegs der übersinnlichen Welt, und da die letztere der einmal herrschenden Stimmung unsrer Phantasie in den Weg tritt, so dürfte es zweckmäßiger sein, sie aufzugeben, denn in der Regel wird die Wirkung der Intention widersprechen. Man wird bei den Engels- und Teufelsballets, auch bei den Ballets der zur Hölle verdammten Nonnen an alles mögliche Andere eher denken, als an Engel und Teufel, und dadurch wird es dem Tonkünstler doppelt erschwert, die Stimmung in uns hervorzurufen, die er beabsichtigt, während bei einem menschlich verständlichen Stoff das verstockteste Gemüth der Kunst keinen Widerstand entgegen-

setzt, am wenigsten die Reflexion, daß man bei Gemüthsbewegungen im gewöhnlichen Leben nicht zu singen pflegt. Diese Reflexion ist wol verschrobnen Aesthetikern in den Sinn gekommen, aber noch niemals dem Publicum. Wenn das Publicum Wahrheit sieht, so stellt es keine Wahrscheinlichkeitsrechnungen an. — Spohr, in Braunschweig 1784 geboren, machte als Violinvirtuos mehrere Kunstreisen, wurde dann 1805 Kapellmeister in Gotha, 1813 in Wien, 1817 in Frankfurt, 1822 in Kassel. In seinen zahlreichen Compositionen für Instrumentalmusik zeigt er eine reife musikalische Bildung, aber eine entschiedne Neigung für diejenigen Formen, welche die strenge Harmoniefolge verlassen und ins Weichliche überleiten. Unter seinen Oratorien zeichnet sich das letzte, der Fall Babylon's (1840), aus. Die Reihe seiner Opern eröffnete er 1814 mit dem Faust. Die düstere Färbung des Stücks, die der Hölle nicht blos in einzelnen eingreifenden Momenten, sondern in der Haltung des Ganzen gerecht zu werden sucht, gibt dem Stück etwas Einförmiges, trotz wunderbar schöner Einzelheiten. Auf Faust folgte Zemire und Azor (1818), dann Jessonda (1823), das vollendetste unter seinen Werken, von einem edeln Stil, der aber vom Vorwurf der Weichlichkeit nicht freizusprechen ist. Der schwülstige Text ist ganz im überladnen Geschmack jener Zeit, und etwas davon zeigt sich auch in der Musik, welche die schwärmerische Stimmung der indischen Welt nachzuahmen sucht. Die folgenden Opern, der Berggeist (1825), Pietro von Abano, und der Alchymist führen uns wieder in das Nachtgebiet der Gespenster und Zauberer; die letzte, die Kreuzfahrer (1844), gehört der modernen Richtung an. Weit größer war die unmittelbare Wirkung Karl Maria's von Weber. Geboren 1786 zu Eutin, zeichnete er sich als Knabe durch sein Clavierspiel aus. In Wien wurde er 1802 Schüler des Abt Vogel, 1804 Musikdirector in Breslau, wechselte aber seinen Aufenthalt häufig, bis er 1817 bleibend die Stelle eines Kapellmeisters in Dresden erhielt. Er starb 1826 in London. Von seinen frühern Opern, Rübezahl, das Waldmädchen und Abu Hassan (1810) hat sich nur Einzelnes erhalten. Einen bleibenden Erfolg gewann er mit der Preciosa (1821). Noch in demselben Jahr folgte der Freischütz, 1822 Euryanthe, 1826 Oberon. Diese drei Opern haben nicht nur eine Revolution hervorgebracht, sondern sich auch dauernd erhalten. Sie verdienen es wegen der glänzenden Erfindung, der außerordentlich schönen Klangwirkung, der lebendigen Melodie. An musikalischer Bildung steht er Spohr nach. Sein Schaffen ist naturalistisch, die strengen Gesetze der Tonkunst hat er nicht selten hintangesetzt. Durch sein glänzendes Colorit weiß er zuweilen die Mosaikarbeit zu verstecken, und die Masse der Zuhörer wird stets mit fortgerissen, auch wo man bei schärferer Beobachtung wahrnehmen muß, daß im architektonischen Bau Risse und Sprünge sind, und daß

Melodien und Harmonien sich mehr äußerlich aneinander fügen, als sich organisch auseinander entwickeln. In jener Zeit ging der Eindruck nicht blos von der Musik sondern auch vom Text aus, und Friedrich Kind, der Dichter des Freischütz, hatte wol Recht, darauf stolz zu sein, denn er hatte dem Publicum gegeben, wonach es sich sehnte. Jetzt hat der Geschmack am Teufel wieder abgenommen und der alte Samiel mit seinem rothen Mantel, die wilde Jagd und die ganze infernalische Tonmalerei der Wolfsschlucht erregen Gelächter. Hin und wieder findet man in dem lebensfrischen Bild schon das Bestreben, durch geistreiche Anspielungen den unmittelbaren Eindruck zu ergänzen, anstatt des Gefühls die Reflexion des Hörers anzuregen, ein Bestreben, das später durch Richard Wagner in ein System gebracht ist. Tonmalerei, wenn auch sehr lieblicher Art, ist ebenfalls das vorwiegende Bestreben im Oberon, in welchem die Decorationen die Hauptrolle spielen, so daß die Oper mehr und mehr von der Form des Ballets annimmt. In der Euryanthe geht die Ausführung zuweilen ins Kleinliche über. Der dramatische Ausdruck und die Nüancirung der Uebergänge reißt den musikalischen Bau auseinander, und das Bemühen, das Unmögliche und Mystische geistvoll darzustellen, hemmt die außerordentliche Naturkraft des Dichters. Die Verworrenheit des Textes (gedichtet von Helmine von Chezy), an welcher der Componist nicht ganz unschuldig ist, erhöht noch den Eindruck des Gesuchten und Erkünstelten. An das falsche Princip dieses Werkes knüpfen die Musiker der Zukunft ihre Theorien an, da sie es kritisch leicht übersehn; um so mehr, da ihnen selbst jene durch die Doctrin nicht auflösbare musikalische Naturkraft nicht im Wege steht, von der sich auch in der Euryanthe glänzende Spuren finden. In seinen theoretischen Schriften zeigt Weber, wie geistvoll er zu reflectiren verstand, nicht ganz zum Vortheil seiner Kunst. Er stand mit der romantischen Schule im engsten Verkehr, und Hoffmann's Ideen hatten ihn angeregt. In seine Fußtapfen trat Marschner, geb. 1795 in Zittau. Seine erste Oper, Heinrich 4., wurde von Weber 1813 in Dresden aufgeführt, der sich infolge dessen des jungen Componisten annahm. Seinen Ruhm begründete er durch den Vampyr (1827). Jetzt war der Geschmack des Volks schon so weit corrumpirt, daß nicht blos ein Gespenst, sondern das schmutzigste aller Gespenster, vor dem selbst die Teufel Ekel empfinden, in einem musikalischen Drama die Hauptrolle spielen durfte. Noch immer erfreut sich das Publicum an jener bestialischen, Byron entlehnten Arie, in welcher der Vampyr seine Lust an frischem Menschenfleisch ausdrückt; noch immer erfreut es sich an den kreischenden Naturlauten der Hexen und Gespenster, die mit ihren Dissonanzen nicht weniger den Generalbaß, als den Himmel verhöhnen. Wo die Hölle zurücktritt, zeigt sich ein lebendiger, heiterer Humor, und in einzelnen Momenten ist der Gegen-

satz der beiden miteinander kämpfenden Welten mit großer Genialität dargestellt. In Templer und Jüdin (1829) überwiegt das heitere Element. Die Formen gehn häufig mehr ins Lyrische, als es der angestrebte dramatische Ausdruck zu erlauben scheint, was bei der rhapsodischen Zusammensetzung des Textes wol erklärlich ist. Einzelne Chöre sind in edlem Stil. Die vollendetste seiner Opern ist Hans Heiling (1833). Auch hier spielt zwar ein Kobold die Hauptrolle, und die Berggeister tummeln sich unter den Menschen eifriger umher, als man wünschen möchte, allein das eigentlich Gespenstische, das immer unschön ist, wird vermieden, und wir können uns an den reinen musikalischen Formen erfreuen. Es sind hier die drei bedeutendsten Componisten der Restaurationszeit zusammengestellt; sie zeigen alle drei ein Bestreben nach dem Supranaturalistischen, Ueber- oder Unterirdischen, d. h. wie wir es früher nachgewiesen haben, nach der vom Geist noch nicht durchdrungenen Materie. Auch in der Musik drängt das Bestreben, übersinnliche Motive darzustellen, die in das Gemüthsleben nicht aufgehn, zu rein sinnlichen Wirkungen.

Nachdem durch die Einkehr ins deutsche Leben der bisherige Idealismus in Verwirrung gesetzt war, zeigt die deutsche Poesie eine chaotische Gährung, der alle Physiognomie fehlen würde, wenn nicht ein rührender Zug an die alte Zeit erinnerte: die Pietät gegen Deutschlands größten Dichter. Göthe's mächtiges Haupt ragte stattlich über die kleinen Gestalten empor, die am Bau der Literatur fortarbeiteten; er war für das Ausland der Vertreter des deutschen Volks, des so vielfach geschmähten, das durch ihn ein Bürgerrecht im Reich der Bildung gewann. Die stolzesten Führer der englischen und französischen Poesie beugten sich vor dem glücklichsten der Dichter. Göthe sah behaglich mit der halben Theilnahme des Alters dem unruhigen Treiben zu; jede neue Richtung wußte er auf irgendeine Weise sich anzueignen, aber er gab es auf, sie darzustellen, er begnügte sich mit symbolischen Andeutungen. In der Lebensweisheit seines Alters wie in seiner Dichtung zeigt sich augenscheinlich, wie die verschiednen Strahlen des Geistes ineinander greifen, denn ähnlich wie die Hegel'sche Philosophie ging sein Streben darauf aus, das Wirkliche in seinem ganzen Umfang gelten zu lassen, seinen geheimen Sinn zu ergründen, in der unscheinbarsten irdischen Erscheinung die Spuren des Göttlichen aufzuweisen. Diese Stimmung war eine gesundere, als die alte Sentimentalität, die das Ideal nur in ihren Thränen und Seufzern fand. Kunst und Philosophie haben die Aufgabe, die Welt verstehn zu

lernen, nicht aber, ihr und dem lieben Gott eine Welt entgegenzustellen, wie sie eigentlich hätte sein sollen. Noch im höchsten Alter, wo bei andern Menschen die Geisteskräfte abnehmen, stand Göthe in seinem Denken und Empfinden auf der reinsten Höhe der Bildung: wo er als Mensch, wo er unmittelbar zu uns spricht, lauschen wir ihm mit Verehrung und Dankbarkeit. Aber in seinen Dichtungen herrscht ein ängstliches Bestreben nach Analyse, noch ehe die Gegenstände Gestalt gewonnen, und daneben die Neigung, im entscheidenden Augenblick vor einer Unauflöslichkeit stehn zu bleiben, so daß wir noch die einzelnen Worte verstehn, aber nicht mehr den Sinn, in dem sie combinirt sind. So frei sein Gedanke blieb, durch seine Empfindung geht ein gewisses Herbstgefühl, welches auf das Absterben der alten Zeit und der alten Kunst hindeutet. „Ein alter Mann ist stets ein König Lear! Was Hand in Hand mitwirkte, stritt, ist längst vorbeigegangen; was mit und an dir liebte, litt, hat sich wo anders angehangen. Die Jugend ist um ihretwillen hier, es wäre thöricht, zu verlangen: komm, ältle du mit mir." — Dies Herbstgefühl darf man nicht blos als individuelle Stimmung auffassen; es drückt zugleich die dunkeln Gedanken aus, die im innersten Kern der ganzen Zeit zitterten. Wie gehässig die Angriffe erscheinen, die Pustkuchen vom Standpunkt der Religion, Menzel vom Standpunkt des vaterländischen Gefühls, Börne vom Standpunkt der Freiheit gegen das Kunstprincip des alten Dichters erhoben, und wie tief wir den Verfall der schönen Pietät bedauern, den Verlust jenes guten Tons der Literatur, jener Behaglichkeit eines dem Parteigewühl fernstehenden Lebens, so müssen wir doch erkennen, daß in diesem Untergang nur äußerlich begraben wurde, was innerlich längst abgestorben war. — Und doch rührt aus der spätern Zeit seines Lebens ein Werk her, das sich an künstlerischer Schönheit an die ersten Leistungen unsrer Literatur anreiht, dessen wissenschaftliche Tiefe noch nicht zum kleinsten Theil ausgebeutet ist: Dichtung und Wahrheit. Für die Vollendung dieses Buchs gäbe man die Hälfte der gleichzeitigen Literatur mit Freuden hin. — Auch der Abend seines Lebens war verschieden von dem Schicksal gewöhnlicher Sterblichen: den vierundsiebzigjährigen Greis erfaßte eine Leidenschaft, deren Stärke alles überbot, was er in seiner Jugend gefühlt, und deren erschütternden Nachklang wir in der Trilogie der Leidenschaft vernehmen. Das zweite Buch von Dichtung und Wahrheit hat das Motto: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle." Man sieht, daß der Spruch zwei Seiten hat. An Dichtung und Wahrheit knüpfte sich die Fortsetzung der beiden Hauptwerke seines Lebens. Der Dichter fühlte noch immer die Unfertigkeit der Bildung, zu der er seinen „Meister" geführt hatte. An die „Lehrjahre" schlossen sich die „Wanderjahre" an,

die in ihrer Zusammenstellung einen ganz symbolischen Charakter haben. Es kam Göthe nicht mehr darauf an, ob die Bestandtheile, die in die Richtung seines Werks einschlugen, in einem innern Zusammenhang standen oder nicht. Bei der letzten Redaction klebte er die Papiere, die irgend passen wollten, beliebig zusammen, und so entstand die letzte Hälfte des Werks, die keinen Abschluß fand und ihn auch nicht finden konnte. So gehn diese beiden Werke nebeneinander her und begleiten den Dichter durch sein ganzes Leben. Was zur idealen Welt gehörte, fand im Faust, was sich auf die reale bezog, im Meister seine Stelle. — In den Wanderjahren werden wir der poetischen Welt ganz entrückt. Was sich in dem eigentlichen Roman in freier Lebenslust bewegt hatte, muß hier wirken und schaffen; die unbeschäftigten Edelleute beaufsichtigten Fabriken und Wirthschaften, Meister wird Chirurg, selbst Philine und Lydie werden vom Drang der Arbeitsamkeit ergriffen, sie schneidern und nähen. Der Geist des Bürgerthums zwingt die schönen Seelen in seinen Dienst, und an die Stelle der harmonischen Ausbildung tritt die einseitige Fertigkeit des Talents, weil alles, was lebt, für den Nutzen des Ganzen wirken soll. So seltsam uns diese Umgestaltung der poetischen Welt auf den ersten Anblick überrascht, so war sie im Meister schon angedeutet: die Poesie war wie jenes hektische Roth behandelt, dessen unendlich rührender, unendlich anziehender Anblick den Tod verbirgt; Mignon und der Harfenspieler mußten sterben, das war ihre einzige Aufgabe in dieser geordneten Welt. Die Wanderschaft streift den letzten Hauch des Poetischen ab: wie schade, daß auch diese Umkehr nur aus der Reflexion hervorging, nicht aus der unmittelbaren lebendigen Anschauung. Der Dichter, an eine blos geistige Arbeit gewöhnt und von den realen Bedingungen des Lebens in der Regel nur unangenehm berührt, übersieht leicht das Bedeutende und Anmuthige, das in jeder das Leben ausfüllenden und die Talente anregenden Beschäftigung liegt. Göthe hatte für diese Beziehungen des Lebens ein scharfes Auge, er kannte die Arbeit und wußte sie zu schätzen, denn sie war ihm nicht blos in der allgemeinen Betrachtung, sondern in der individualisirten Vorstellung gegenwärtig. Einzelne Beschreibungen in den Wanderjahren gehören zu dem Vollendetsten, was in dieser Beziehung geleistet worden ist. Allein die Arbeit erscheint doch wie ein Triebrad, das die Individualitäten zu bloßen Theilen herabsetzt. Das wahrhaft Menschliche, das individuelle Leben ist verloren gegangen. Der Einzelne macht nicht, wie es in dem echten Handwerk geschieht, in der Arbeit selbst und in dem Umgang mit seinen Genossen mit Freude und Behagen seine eigne Persönlichkeit geltend, sondern er gibt sie um der Arbeit willen auf, er betrachtet sich als einen Entsagenden. Das ist nicht das gesunde Verhältniß des Menschen zu seinem Beruf; er soll sich ihm

nicht als eine Maschine fügen, sondern er soll sich in der ganzen Kraft seines Gemüths, seiner Eigenthümlichkeiten, ja seiner Launen dabei bethätigen. Hier rächte sich der Dilettantismus des Lebens, dem unsre Kunst bei ihrem ersten Aufblühn zu einseitig gehuldigt. In jedem beliebigen englischen Roman finden wir die einzelnen Personen nicht als Menschen an sich, sondern in ihrer bestimmten Stellung zum Leben charakterisirt. Selbst die Possen und Ausgelassenheiten, welche die Gewohnheiten eines jeden bestimmten Lebenskreises mit sich bringen, gehören zur idealen Darstellung solcher Figuren. Wenn Göthe in seiner frühern Periode seinen Helden die Bestimmtheit der Arbeit nahm, so unterwarf er in der spätern ihr ganzes Sein dem Gedanken der Arbeit, und darin zeigte er allerdings einige Verwandtschaft mit dem Socialismus, die man ihm im Uebrigen nur angedichtet hat. Es kam dazu die Abwendung der deutschen Poesie von dem Individuellen ins Symbolische. Man interessirte sich bei den Gegenständen nicht für das, was sie waren, sondern für das, was sie bedeuteten. Aber die Poesie ist unfähig, allgemeine Gedanken ohne realistische Grundlage, ohne individuelle Ausführung darzustellen. Man erinnere sich z. B. an die Beschreibung der pädagogischen Provinz in den Wanderjahren. Die Gedanken, die den darin ausgesprochenen Symbolen zu Grunde liegen, sind durchweg bedeutend, wahr und tief; aber man stelle sich die symbolischen Gebräuche, die als Ideen vortrefflich sind, in einer wirklichen Ausführung vor! Wie unglücklich müßten die Kinder werden, die ihre Erzieher wirklich dazu anhalten, in stiller Betrachtung bald nach oben, bald nach unten zu blicken und sich symbolisch an die Beziehung des Menschen zur Erde und zum Himmel zu erinnern. Wenn das wirkliche Leben wie eine Massenbewegung aussieht, in deren Triebrad der Einzelne untergeht, so stechen dagegen die episodischen Novellen, die zum großen Theil noch der frühern Zeit angehören und in denen das individuellste Leben in seiner höchsten Excentricität gefeiert wird, auf eine wunderliche Weise ab. Die Personen dieser Novellen werden in jenes dämonische Schicksal verflochten, das Göthe so wunderbar zu schildern wußte, aber sie setzen diesem Schicksal keine innere Bestimmtheit entgegen, die uns in menschlichem Sinn verständlich würde. Es sind launenhafte Geschöpfe, deren arabeskenartige Bewegungen uns anziehn, denen wir aber keine innere Theilnahme schenken können. Diese Excentricität gipfelt in der Figur der Makarie, jener schönen Seele, deren innerer Organismus so in das Planetensystem verflochten ist, daß ein dilettantischer Astronom daraus die überraschendsten Berechnungen herzuleiten vermag. So verflüchtigt sich hier durch die gesteigerte Excentricität das Geistige ganz in ein wunderliches Spiel der Natur, das der Poesie ebenso fremd ist, wie dem wirk-

lichen Leben. — Im zweiten Theil des Faust sollte, was ursprünglich als kühnes, fast freches Räthsel gemeint war, zu einem harmonischen und befriedigenden Abschluß gebracht werden. Das Gedicht eröffnet eine Welt von Beziehungen, aber es gibt keine einzige scharf gezeichnete Gestalt. Man wird es aufgeben, den zweiten Theil des Faust als ein Kunstwerk oder als die poetische Darstellung einer philosophischen Idee zu construiren: je unbefangener wir aber an das Studium des Werkes gehn, je lehrreicher wird es uns für das Verhältniß Göthe's und der neuern Dichtung überhaupt zu den weltbewegenden Ideen des Lebens werden. — Im ersten Theil finden wir drei Momente: die Nachbildung der schlichten Formen des 16. Jahrhunderts (Götz), den Kampf des Herzens gegen die Schranken der Sitte (Werther) und das Herausstreben der unmittelbaren, durch Philosophie und Mysticismus genährten Phantasie über die herkömmlichen Formen der Religion. Diese Tendenzen sind im ersten Theil nicht blos schattenhaft angedeutet, sondern in der vollen Kraft und Innigkeit der Jugend dargestellt. Dagegen ist der Abschluß ein unbefriedigender; die streitenden Ideen finden keinen Austrag. Im zweiten Theil soll die Versöhnung wirklich durchgeführt werden, aber nicht real, sondern symbolisch. Was geschieht, hat keinen Sinn in sich selbst, sondern nur als Schattenbild von Gedanken, über die wir uns erst verständigen müssen. Dieser Mangel an Realismus erstreckt sich auf alle einzelnen Scenen, ja auf die Sprache, die fast ganz ihren plastischen Charakter verloren hat. Eine innere dialektische Einheit nachträglich hineinzuphantasiren, würde um so überflüssiger sein, da wir über die allmähliche Entstehung ziemlich ausführliche Mittheilungen haben und die mitwirkende Hand der Laune und des Zufalls leicht herauserkennen; allein die Beziehungen des Gedichts zu dem idealen Leben des Dichters lassen sich durch einige starke Striche hervorheben. — Die Einleitung des zweiten Theils schneidet mit einer harten Dissonanz gegen den ersten ab. Am Schluß des ersten finden wir Faust in den Händen des Teufels, geistig so gebrochen, daß wir kaum noch auf eine Erlösung hoffen. Dieser Gemüthszustand wird durch einen Opiumrausch aufgehoben: Elfen singen ihm ein Schlummerlied und beim Erwachen hat er seine Vergangenheit vergessen. Er begibt sich an den Hof eines Kaisers, dem er allerlei bunte Maskenspiele vormacht, bis eines derselben, die schöne Helena, seiner Phantasie und seiner ganzen Lebensentwickelung eine neue Wendung gibt. Der Monolog Faust's bei seinem Erwachen deutet die Beziehung dieses sonderbaren Ueberganges an. Er wird von der wirklichen Sonne geblendet, wendet die Augen davon ab und sieht ihr Bild verschönert in einem Wassersturz wieder: wir haben das wahre Leben nur im farbigen Abglanz. Zu dieser Einsicht war auch die deutsche Poesie gekommen, nachdem der leidenschaftliche Ungestüm ihrer Sturm- und Drang-

periode verraucht war. Auch sie hatte sich aus den Leidenschaften des wirklichen Lebens in das Reich der Schatten geflüchtet. Dort hatte sie ähnliche Maskenspiele gedichtet, wie der Knabe Lenker, bis sie den Schlüssel für dies geheimnißvolle Reich gefunden, die Antike. Als Göthe die classische Welt mit eignen Augen geschaut, da begann ein zweiter großer Aufschwung der Poesie, der in der Helena versinnlicht wird. Sie ist ganz symbolisch; denn sie drückt nicht ein darstellbares Motiv, sondern die Vermählung der antiken und der gothischen Poesie aus: aber dabei ist doch in einzelnen Schilderungen ein farbenreicher, lebensvoller und von freudiger Bewegung zitternder Realismus. Die würdige Haltung, das keusche Maß der Sprache, der muthwillig bewegte Rhythmus, das alles versetzt uns für den Augenblick wirklich in das griechische Theater. Die unheimliche Gestalt der Phorkyas bereitet uns auf einen harten Contrast vor, und wir sind kaum überrascht, als der Repräsentant eines ganz andern Jahrtausends in einer neuen Wiedergeburt auf classischem Boden erwacht; als Romantik und Griechenthum sich bunt durcheinander mischen. Aber nun wird, wie es im Traum zu geschehn pflegt, die Bewegung immer schattenhafter, hastiger, die Bedingungen des Raumes und der Zeit schwinden unter unsern Füßen; wir haben das Gefühl, als ob wir zu erwachen streben; wir hören entfernte Stimmen aus der wirklichen Welt, Kriegsgetümmel aus der Ferne, wie die Kanonen der Schlacht bei Jena während des classischen Traumlebens in Weimar; aber die nebelhaften Gestalten quillen unter unsern Händen mit phantastischer Gewalt empor, bis ein plötzlicher Schlag uns daran erinnert, daß wir uns im Reiche der Schatten bewegt haben. Der Homunculus der griechisch-romantischen Poesie, den es zu entstehn gelüstet, oder der Knabe Lenker oder Euphorion oder auch Lord Byron — „denn wir glauben ihn zu kennen" — stürzt entseelt zu Boden, die Gestalt des göttlichen Weibes entfliegt in die Lüfte, die schalkhaften Nymphen tauchen sich wieder in die unbeseelten Bäche, Bäume, Hügel zurück, die ihre ursprüngliche Wohnstätte waren, und von der ganzen Antike bleibt nichts zurück, als Helena's Kleid: griechischer Flitterkram, den Mephistopheles, sich in der Gestalt der Phorkyas riesengroß emporhebend, mit frechem Hohn dem Publicum vorzeigt. — Die Helena war früher geschrieben, als die classische Walpurgisnacht und als der Besuch in Faust's alter Klause. Sie steht an unrechter Stelle. Erst hatte man in plastischer Dichtung versucht, das Alterthum neu zu beleben, ehe man es durch naturphilosophische Grübeleien auseinanderzerrte, wie es hier in der classischen Walpurgisnacht, wie es in den Studien von Creuzer, Schelling und Görres geschah. Erst nach diesem Umweg durch den Orient kehrte die Poesie ins deutsche Leben ein, wo sie sich ebenso fremd fühlte, wie Mephistopheles den beiden Pedanten Wagner

und dem Baccalaureus gegenüber, die ihre Natur ganz verkehrt hatten, von denen der eine, der bis dahin nur Namen und Zahlen auswendig gelernt, plötzlich darauf ausging, einen Menschen zu formen, während der andre, der gute bescheidene Schüler, die Welt aus seinem Selbstbewußtsein heraus neu zu schaffen gedachte. Diese neu aufstrebende jungdeutschphilosophische Jugend erschien dem alternden Dichter ebenso seltsam und unbegreiflich, als das politische Leben, zu dem er nothgedrungen zurückkehren mußte: das Reich des guten Kaisers, das in Verwirrung gerathen war, dem die beiden Fremdlinge noch einmal aufhalfen, aber nur um sich von ihm ein stilles Asyl auszubitten, auf dem sie ungestört ihrer eignen Thätigkeit nachgehn konnten. „Das ist der Weisheit letzter Schluß: nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben, der täglich sie erobern muß." — Gewiß ist das der Weisheit höchster Schluß, und Göthe bewährte sich als den Seher des Jahrhunderts, da er ihn aussprach. Aber sein ironisch-tragisches Geschick erreicht ihn auch hier. Das Geräusch, in welchem der blinde Faust die Axt der rüstigen Handwerker zu hören glaubte, die Deiche gegen das Meer aufrichteten und Mastbäume für die Schiffe schlugen, war nur der Spaten schlotternder Lemuren, die sein Grab gruben. Es war auch nicht die Sehnsucht nach einem freien Volk, was ihn trieb — er haßte ja selbst das Glöcklein der beiden Alten — sondern der fieberhafte Drang, etwas zu schaffen, wie unnatürlich es auch sei. Es war der deutschen Dichtung nicht vorbehalten, prophetisch der neuen Zeit ihre Bahn anzuweisen; sie blickte in das gelobte Land hinüber, aber sie konnte es nicht erreichen. Sie starb, als man die Segel aufzog. Gern hätte der Dichter in der Mitte freier Männer dem neuen Leben Bahn gebrochen, aber seine Träume verwirrten ihn. Er konnte die Romantik, die ihre düstern Schwingen über seine goldne Zeit verbreitete, nicht los werden, sich nicht ins Freie kämpfen. „Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, ständ' ich Natur! vor dir ein Mann allein, da wär's der Mühe werth, ein Mensch zu sein. Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte, mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte. Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll, daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll. Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht, in Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht." — Diese finstern Empfindungen färbten trotz der angstvollen Thätigkeit, mit der er ans Licht, ins Freie hinaus zu bringen strebt, die Dichtung seines Alters — nicht sein Leben; denn er war bis in sein höchstes Alter die schöne, den Göttern ähnliche Gestalt, die im eignen harmonischen Dasein die fehlende Wirklichkeit zu ersetzen wußte. — Faust hatte seinen Bildungskreis nicht vollendet, er hatte weder in seinem Denken noch in seinem Gefühl den Schritt gethan, den die Zeit thun mußte, um sich zu

erlösen: daß nur in einem Gattungsleben die Seligkeit sei, daß nur in einem bestimmten gegliederten Ganzen der Einzelne dem Dasein gerecht wird. Faust war beim Cultus des individuellen Lebens stehn geblieben. „Ich bin nur durch die Welt gerannt; ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren, was nicht genügte, ließ ich fahren, was mir entwischte, ließ ich ziehn. Ich habe nur begehrt und nur vollbracht, und abermals gewünscht, und so mit Macht mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig; nun aber geht es weise, geht bedächtig. Der Erdenkreis ist mir genug bekannt, nach drüben ist die Aussicht uns verrannt; Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet, sich über Wolken seines Gleichen dichtet!' Er stehe fest und sehe hier sich um; dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm. Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen! was er erkennt, läßt sich ergreifen. Er wandle so den Erdentag entlang; wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang; im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er! unbefriedigt jeden Augenblick." — Nichts kann unbefriedigender sein, als der Abschluß, den Göthe seinem Drama gegeben, durch den er den Versprechungen des Prologs im Himmel gerecht zu werden strebt. Er hat ein ganz äußerliches Bretergerüst aufgeschlagen und es mit halb katholischen, halb naturphilosophischen Figuren bemalt, ohne Physiognomie, ohne Gestalt und ohne Bewegung. Der Kampf der Engel und Teufel um die Seele des Faust ist eine Atrocität; ihre Gesänge, die Nachklänge des Osterfestes im ersten Theil, sind eitel Klingklang, und die Ueberschwenglichkeit in der Schilderung des Himmels gibt, abgesehn von dem Costüm, nur die rationalistische Idee der Perfectibilität, stellt also neue himmlische Lehr- und Wanderjahre in Aussicht, die keinen befriedigendern Ausgang versprechen, als die irdischen. Die Vergötterung des Instincts führt immer zu schlimmen Abwegen. Eine Individualität wie Faust, die sich frevelhaft zum Mittelpunkt der Welt macht, hat als nothwendige Ergänzung die Mephistophelesmaske zu ihrer Seite, ja zuletzt lernt Mephisto, sich als Faust geberden, wie das die Heine'sche Poesie zeigt. Die modernen Poeten haben die verschiednen Momente, die sich bei Göthe's fragmentarischem Schaffen im Faust, um es ehrlich herauszusagen, zufällig zusammenfinden, mit Absicht und Reflexion combinirt, und daraus sind jene siechen, marklosen, unsittlichen Charakterschemen hervorgegangen, mit denen uns die jungdeutsche Poesie erfreut hat. — Das einzige Werk, wodurch Göthe in seinem Alter eine neue Richtung der Poesie anbahnte, enthält kein frisch und ursprünglich hervorquellendes Leben, sondern nur ein Scheindasein, das durch seine glänzende Außenseite täuscht. Um den Westöstlichen Divan zu würdigen, müssen wir hören, wie Göthe selbst sich darüber ausspricht. (An Zelter, Mai 1820.) „Diese mahomedanische Religion, Mythologie und Sitte geben einer

Poesie Raum, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdtreibens, Liebe und Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend: was will der Großpapa weiter?" Schon in der Naturphilosophie zeigt sich, wie das Streben nach dem Orient eine symbolische Beziehung hatte. Seit der Zeit war die Kenntniß außerordentlich erweitert und aus dem Nebel traten greifbare Gestalten hervor. Aber die Symbolik spielte stets wie ein fremdartiger Schatten darüber. Göthe trieb auch diese Studien, wie seine physikalischen, mit großem Ernst. „Schon 1814 waren mir die Gedichte des Hafis in der Hammer'schen Uebersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehn können. Alles was dem Stoff und dem Sinn nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war. Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens wandte ich mich zur Sprache, insofern es unerläßlich war, jene Luft zu athmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen. So häufte sich der Stoff, bereicherte sich der Gehalt, daß ich nun ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte sogleich zu ergreifen und anzuwenden. Obgleich die Gelehrten kaum ahnen, noch weniger begreifen konnten, was ich eigentlich wollte, so trug doch ein jeder dazu bei, mich aufs eiligste in einem Felde aufzuklären, in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehn hatte. Ueberall schöpfte ich frische östliche Luft, und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper und fing an sie zu bearbeiten . . . Der Divan war mit soviel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im März 1818 anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte: denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehn, schon

gewohnt, das deutsche Publicum erst stutzen zu sehen, eh es empfing und genoß." — Für Göthe selbst war diese Abwendung zum Orient eine innere Nothwendigkeit. Die schöne, aber exotische Pflanze des griechischen Lebens mußte verblühen, sobald der Sturm und Drang einer wilden Weltbewegung in das stille Heiligthum der Kunst einbrach. Die farbenreichen Götterbilder Griechenlands zerflossen in die Schattengestalten der Pandora, und als nach dem Vorüberbrausen der feindlichen Dämonen der Dichter erwachte, fühlte er sich fremd und unheimlich unter den Fratzenbildern der nordischen Phantasie, die ihn in buntem Gedränge umgaukelten. Zum Griechenthum konnte er nicht zurückkehren, denn eine solche Freistätte öffnet sich nur einmal; darum war es eine Rettung für ihn, als man die orientalische Dichtung entdeckte, und als er in neuen, frischen Farben und Formen das Evangelium der Sinnlichkeit verkündigen durfte. Aber er selbst gestand später, daß keins der reizenden Suleika-Lieder mit seinem Gemüth innerlich verwachsen war. In den Griechischen Elegien kleidet sich die unmittelbare individuelle Empfindung in griechische Formen, im Westöstlichen Divan ist es die Reflexion und Maxime, die im Orient nach einer fertigen Maske sucht. Der Divan hat nur den Schein eines wirklichen Lebens, der Dichter geht vom Allgemeinen zum Besondern, wie das die Weise des Alters ist. — Es war dem deutschen Volk kaum zu verargen, wenn es über diese Mischung westlicher und östlicher Begriffe in Verwirrung gerieth. Bis dahin war es gewöhnt, daß seine Dichter in eigner Person auftraten, und auch da, wo sie unerhörte Dinge vortrugen, die Verantwortung übernahmen. In der fremdartigen Maske erkannte es seinen Dichter nur mit Mühe wieder, und es konnte sich keine Rechenschaft geben, wie weit er die Maskenfreiheit ausgedehnt wissen wolle. Auch da, wo sich der Anklang an gewohnte Empfindungen zeigte, war die Tonart seltsam und widerstrebte dem Ohr. Auf der andern Seite durfte man wieder nicht annehmen, einen wirklichen Derwisch aus Persien zu hören. Das Abendland machte seine Rechte an die Ideen, wie an die Formen geltend. Göthe hatte nie daran gedacht, die Patriarchenluft des reinen Osten, zu der er sich flüchtete, in ihrer ganzen Natürlichkeit nachzubilden. In den Anmerkungen spricht er deutlich aus, daß die persische Dichtkunst von den Westländern niemals mit vollem Behagen aufgenommen werden kann. Zwar die Religion, die Einheit Gottes, Ergebung in seinen Willen, Vermittelung durch einen Propheten, stimmt mehr oder weniger mit unserm Glauben, mit unsrer Vorstellungsweise überein. Unsre heiligen Bücher liegen auch dort, obgleich nur legendenweise, zum Grunde. In die Märchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witze und Scherzreden sind wir längst eingeweiht. Auch ihre Mystik verdiente mit der unsrigen verglichen zu werden. Was aber dem Sinn der Westländer niemals ein-

gehn kann, ist die Unterwürfigkeit unter seinen Herrn, die sich von uralten Zeiten herschreibt. Welcher Westländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein seinen Kopf neunmal auf die Erde stößt, sondern denselben sogar wegwirft, irgendwohin zu Ziel und Zweck; daß er sein Gesicht in den Staub wirft und es mit Wollust empfindet, wenn der Sultan oder ein Gönner oder die Geliebte darauf tritt, oder auch nur der Huf des Rosses, auf dem sie reiten. Aehnlich ist es mit der Bildersprache des Orients. Sie ist durchweg symbolisch, was im Ganzen genommen einen poetischen Eindruck macht, aber im Einzelnen bei der abstracten Auffassung des Phantastischen ermüdet. Göthe hätte indeß den Unterschied auch auf die Religion ausdehnen sollen. Der Orientale ist zu schrankenloser Sinnlichkeit wie auch zu schrankenloser Entsagung geneigt. Beides streift ans Phantastische, und insofern sind die Liebes- und Weindichter mit den Büßern, die sie verspotten, zu vergleichen. Das fieberhafte Zittern der Sinnlichkeit bei den Orientalen ist nur als Ausfluß der orientalischen Phantastik zu betrachten und widerstrebt unsrer Natur. Nun hat Göthe ein schönes Maß eingeführt und nur das Zarte und Anmuthige jener Liebessophistik hervorgehoben. Einzelne seiner Suleika-Lieder, durch Schubert, Mendelssohn und Schumann in das Reich der Töne eingeführt, üben einen wunderbaren Reiz; aber der Duft, der von ihnen ausströmt, hat doch etwas Narkotisches, es ist nicht mehr der einfache Blumenduft der frühern Lieder, es ist ein concentrirter Parfum. Die Künstlichkeit der Form wird noch dadurch gesteigert, daß Göthe nicht mehr frei über die Sprache gebietet. Er ist in den Constructionen wie in der Wahl der Ausdrücke zuweilen geziert, theils spielend, theils von einer übertriebenen Feierlichkeit, wie in dem symbolischen Gedicht: „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnet." Die Persönlichkeiten lösen sich in Abstractionen auf, das Neutrum überwiegt über die Geschlechter. Dabei muß man sich durch eine neue, ziemlich unerquickliche Nomenclatur durcharbeiten. In demselben Sinn, wie der Westöstliche Divan, ist das Buch des Paria und die Legende vom Brahminen gedichtet. Jene Mythe, daß die heilige Frau das Wasser zwingt, in fester Gestalt sich unter ihren Händen zu formen, ist charakteristisch für die phantastische Gestaltlosigkeit der neuen Poesie. Des Dichters Pantheismus geht nicht mehr darauf aus, alles Erscheinende zu beleben und zu individualisiren, sondern alles Lebendige in den Flammentod des göttlichen Seins zu tauchen. In den Orphischen Urworten, der Weltseele und andern Gnomen finden wir tiefe Ideen, aber kein beseelendes Wort. Dieser Pantheismus reift bei den nächstfolgenden Dichtern, als deren bedeutendsten wir Rückert hervorheben.

Friedrich Rückert, 1789 in Schweinfurt geboren, studirte in

Jena und führte ein rastloses Wanderleben, bis er 1826 in Erlangen als Professor der orientalischen Sprachen angestellt wurde. — In seine gesammelten Gedichte, sechs dicke Bände, hat er auch seine Jugendlieder mit aufgenommen, die bis 1807 hinaufreichen. Schon hier überrascht die Leichtigkeit, die gegenständliche Welt dichterisch aufzufassen, sowie die spielende Herrschaft über die Form, die den Dichter abhält, seine Kraft zu concentriren und das leicht Geschaffene einer strengen Prüfung zu unterziehn. Die Stimmung ist zum Theil sehr schön, aber Farbe und Zeichnung verwaschen. Charakteristisch sind in diesen Jugendversuchen die Gedichte, welche die volksthümliche Sagenwelt, die Welt der Elfen, Nixen, Irrwische und Gespenster, nicht wie man bisher gewohnt war, von irgendeiner die menschliche Empfindung berührenden Seite auffassen, sondern sie durch den Tonfall, durch die Eigenthümlichkeit der Sprache und das Schillernde der Erzählung in ihrem eignen Wesen wiederzugeben suchen; einzelne dieser kleinen Gedichte, namentlich „das versunkene Dorf“, enthalten eine gesättigte, hochpoetische Anschauung. Die spätern Versuche, diese Volkssagen in ausführlichern Balladen zu behandeln, werden meistens durch Weitschweifigkeit verkümmert. Viel glücklicher sind die barock humoristischen Gedichte, namentlich die fünf Märlein zum Einschläfern (1813). Hier ist die Kindlichkeit, die bei Brentano als geziert und krankhaft abstößt, in unbefangner Fülle vorhanden. Auch die Fabel vom kleinen Haushalt, die später von Kopisch und Reinick vielfach variirt worden ist, gehört dahin. Freilich führt eine dauernde Beschäftigung mit der spielenden Poesie zuletzt zur Manier, wie in der Romanze vom Fräulein Luft und Junker Duft. — Eine andre Probe aus seinen Jugendversuchen sind die Sonette. Selbst bei der außerordentlichen Formgewandtheit des Dichters setzt die Zahl derselben in Erstaunen. Die Form hat nichts jugendlich Unreifes, sie zeigt vielmehr die höchste Vollendung; aber wir vermissen das Walten der Natur. Nicht daß die Gedichte ohne Empfindung wären, aber die Resultate entsprechen nicht ganz den Anstrengungen. Rückert ruft zuviel die Musen an, um seine Saiten zu spannen, und doch trifft er nie einen so gewaltigen, ins Herz bringenden Ton der Liebe und Güte, wie Göthe jedesmal, wenn er sich seiner Empfindung überläßt. Erfreulicher ist in den Reiseblättern die sinnige Naturbetrachtung, die auch an dem Unscheinbarsten nicht vorübergeht, alles ohne Unterschied in den Kreis des Göttlichen zieht. — Die Terzinen, zum Theil noch vor 1812 geschrieben, enthalten fein empfundene Anschauungen, aber bei seiner leichten Improvisation findet der Dichter kein Ende. Durch diese Weitschweifigkeit wird z. B. auch die Sammlung „Edelstein und Perle“ (1817) verkümmert, denn die Freude am Zierlichen und Spielenden erträgt nur einen gewissen Umfang. — Nach einer andern Seite hin entwickelte Rückert sein Talent

in den Zeitgedichten (1813—17). Mit diesen trat er zuerst öffentlich auf. Den größten Raum nehmen die geharnischten Sonette ein, die er unter dem Namen Freimund Reimar herausgab. Unzweifelhaft ist die patriotische Gesinnung ernst gemeint, aber die Eigenthümlichkeit der Form drängt sich zu sehr auf, als daß wir von diesem Ernst unmittelbar überzeugt werden sollten. Die Wunderlichkeit der stilistischen Wendungen, das Geklapper der seltnen Reime, die Uebertreibung der Bilder lenkt die Aufmerksamkeit von dem Inhalt ab und läßt jene Gedichte nicht als Ausfluß der unmittelbaren Begeisterung, sondern als nachträgliche Reflexion erscheinen. Die Form ist edler als bei Körner, aber wer ein feines Ohr für die Schwingungen des Gefühls hat, wird nicht selten das Anempfundene herausfühlen. — Dem Aufenthalt in Italien (1817—18) entsprangen eine Reihe Ottaven, Glossen, Sicilianen, Ritornelle, Quatrains u. s. w.; zierliche Aquarellbildchen mit halb epigrammatischer Wendung ohne bedeutenden Inhalt, zuweilen ins Prosaische übergehend. Auch das elegische Versmaß hat er in dieser Zeit mit großem Geschick behandelt, und das Gedicht an die Nacht kann in die Reihe unsrer schönsten Elegien gezählt werden. An diese Versuche schließt sich die Blumenlese aus verschiednen Völkern an, darunter auch die Lieder und Sprüche der Minnesänger, in denen der Dichter den Reichthum seiner Melodien auf das glänzendste entfaltet. Den Mittelpunkt für seine poetische Weltanschauung fand Rückert seit 1819 im Orient. Zuerst führte er das Gasel in die deutsche Poesie ein, indem er die Gedichte des Dschelaleddin ins Deutsche übersetzte; eine Bereicherung, wofür wir ihm wenig Dank wissen, obgleich die Uebersetzung meisterhaft ist. Die Form ist kein Fortschritt in unsrer poetischen Technik, sondern ein Rückschritt. In jedem echt poetischen Bild muß eine Bewegung sein, wenn auch die Melodie scheinbar in sich selber zurückkehrt; die Empfindung muß sich allmählich gestalten, sie muß vor unsern Augen entstehn und wachsen, ehe sie zum beruhigten Abschluß kommt. Dieser Bewegung setzt aber die Form des Gasel unübersteigbare Schwierigkeiten in den Weg, denn sie bedingt jenen Parallelismus der Gedanken, Empfindungen und Bilder, der äußerlich das eine an das andre klebt. Das Gasel hat denselben Fehler wie die Assonanz, es spinnt sich ohne rhythmische Gliederung weiter und will man es dem Ohr vernehmlich machen, so muß man nach Matthisson-Freiligrath'schen Endreimen suchen; dadurch hört die melodische Unbefangenheit auf. Das lyrische Getändel erträgt am wenigsten den Zwang einer nachgeahmten Form: Trink- und Liebeslieder müssen in der Weise unsers Volks gesungen werden. Um an Rosen und Wein sich zu erfreun, darf man nicht die weite Reise nach Schiras machen, und die Nachtigall schlägt vernehmlicher an unser Herz, als die phantastische Bülbül. Allein

bei Rückert läßt der Glanz der Bilder die Dürftigkeit des Inhalts vergessen, und die Meisterschaft über die Form täuscht für den Augenblick über ihre Unnatur. — Die größere Sammlung Oestliche Rosen wurde 1819—20 bearbeitet. Die Widmung an Göthe drückt sich bescheidner aus als nöthig, denn die Liebes- und Weinglut der orientalischen Poesie hat bei Rückert einen kräftigern Ausdruck gefunden als bei Göthe, und die Melodie fließt freier dahin. Das orientalische Costüm ist mäßig angewendet, und die Neigung zu unsinnlichen Allegorien und räthselhaften Wendungen ist durchaus vermieden. Einzelne Gaselen sind von einer bezaubernden Farbe, z. B. „Wo jagt ihr nun scherzende Morgenwinde meine Gazelle?“ Am schönsten die Anrede an die Poesie, trotz ihrer orientalischen Färbung, die aus dem innersten Herzen des Dichters gequollen ist: „Du Duft, der meine Seele speiset, verlaß mich nicht.“ Auf die Oestlichen Rosen folgte die Uebersetzung von Hariri's Makamen: die Verwandlungen des Abu-Seid (1826), die meisterhafte Ausführung eines schwierigen Problems, wenn auch der Gegenstand nicht ausgiebig genug ist, die Verschwendung eines so außerordentlichen Talents zu rechtfertigen. Dann die Uebersetzung der lieblichen indischen Erzählung Nal und Damajanti (1828), die Weisheit des Bramanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken, das bis zu 6 Bänden anschwoll, Morgenländische Sagen und Geschichten (1837), Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenland (1837), Rostem und Suhrab, eine Heldengeschichte (1838), Bramanische Erzählungen (1839), Hamasa, oder die ältesten arabischen Volkslieder (1846), Amrilkais, der Dichter und König (1847). — Die orientalische Lyrik erinnert auffallend an die Liebes- und Weinpoesie der griechischen Dichter: Inhalt und Färbung sind sich verwandt, auch wenn die religiösen und klimatischen Beziehungen den orientalischen Gedichten etwas Fremdartiges gaben. Liebesempfindungen und Freude am Wein durften die Deutschen nicht erst im Orient suchen. Die persische Spruchweisheit war in keiner Weise sinnreicher und gemüthvoller als unsre eigne. Die griechische und römische Lyrik hatte durch ihr Maß und ihre Anmuth auf unsre eigne Dichtung, die ins Maßlose zu verfallen drohte, einen segensreichen Einfluß ausgeübt. Von der orientalischen Dichtung konnten wir für die Form nichts lernen, denn sie war viel unentwickelter, viel weniger zu freien Modulationen und zu organischer Gliederung befähigt, viel launenhafter und willkürlicher als unsre eigne. Es fehlt alle Innigkeit des Gemüths und es tritt dafür eine Ueberreizung der Einbildungskraft ein, bei der uns unheimlich wird. Wenn man uns die lüsterne Betrunkenheit und die geckenhafte Verliebtheit der persischen Dichter als Ideal aufstellt, so haben wir in unsern alten Studenten- und Handwerksliedern viel edlere Empfindungen. Die orientalische Lyrik hat

weder unsre Anschauungen bereichert, noch unsern Gedanken einen edlern Inhalt, unsern Empfindungen eine freiere Form gegeben. Und dabei wirkt sie doch durch ihre Masse: zuerst wurde unsre Einbildungskraft durch die überschwenglichen Bilder der indischen Mythologie in Verwirrung gesetzt, dann unsre Sprache durch Aneignung der widerstrebenden Formen entstellt. Bei Uhland führt die volksthümliche Weise zu den einfachsten, natürlichsten und wohlthuendsten Melodien, während Rückert trotz seines großen Formtalents der Sprache Gewalt anthut und niemals über die Stimmung Herr wird, die er hervorrufen will. — Was man sich gewöhnt hatte, in den lateinischen Dichtern als geistlos zu betrachten, erschien unter der fremdartigen Hülle plötzlich als hochpoetisch; die Kunst gewann wieder den Muth, die Freude am Genußleben als höchste Lebensweisheit zu predigen, und mit jugendlicher Elasticität erhob die unterdrückte Sinnlichkeit ihr Haupt. Bei Rückert tritt dieser Materialismus, diese Empörung der Sinne gegen die christliche Abstraction, die man als solche erst empfinden lernte, seitdem ihre Gewalt über das Leben gebrochen war, noch nicht so zudringlich auf. Die neuern Orientalen dagegen kann man mit den St. Simonisten zusammenstellen. Mit jener pantheistischen Empörung gegen die christliche Abstraction des Geistes, mit jener Wiederbelebung der Sinnlichkeit in allen Formen war zugleich die zarte Empfänglichkeit für das Naturleben verknüpft, das selten ein Dichter mit soviel Wärme ausgemalt hat, als Rückert in den bessern seiner Lieder. Die höchste Vollendung erreichten dieselben in der Zeit unmittelbar nach den Oestlichen Rosen. Im Liebesfrühling, 1821, ist freilich ein pantheistisches Tändeln, das sich im Leben des Alls verliert, weil es an das Individuelle nicht glaubt; aber diese innige Vertiefung in die Geheimnisse des Naturlebens übt doch einen wunderbaren Reiz, und wo der Dichter sein mahomedanisches Glaubenssystem vergißt, wo er sich den orientalischen Formen und Symbolen entzieht, und wo die bestimmte Anschauung ihn vor seinem gewöhnlichen Fehler bewahrt, ins Endlose zu verfallen, da gelingt es ihm zuweilen, einen tiefern Ton zu finden. Dazu rechnen wir: die sterbende Blume, des fremden Kindes heiliger Christ, aus der Jugendzeit, traurige Frühlingsbotschaft, und noch so manche andere, welche an die zartesten Mysterien der Poesie erinnern. Zwar fühlt man heraus, daß zuerst der sinnliche Klang der Bilder und Melodien dem Dichter aufgegangen ist, ehe Gedanke und Empfindung sich in dieselbe einfügten; aber es kann auch in diesem äußerlichen Gewande der Dichtung, wie in der Farbe bei den Malern, eine wunderbare Poesie liegen, die sich bis zu einem gewissen Grade vom Inhalt ablösen läßt, und diese Poesie der Form ist es, was Rückert von den zahlreichen Dichtern zweiten Ranges, die nur ein formales Talent hatten, unterscheidet. Seine Lyrik gleicht der mondbeglänzten

Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, denn sie findet nicht die Worte, die unmittelbar zu unserm Geist sprechen, sie findet nicht die Gestalten, die unserm Auge das Leben versinnlichen, aber sie schlägt Töne an, die unbewußt einen Wiederklang in unsrer Seele erwecken, weil sie aus den Tiefen des Naturlebens hervorquellen. Er selber hat dies in dem Gedicht: das eine Lied versinnlicht, wo er den einfachen Tönen einer Hirtenschalmei, die immer in sich selbst zurückkehren, eine größere Wirkung zuschreibt, als der kunstvollsten Composition. Mit Recht konnte der Dichter im Selbstlob sagen: „Ich bin König eines stillen Reichs von Träumen", denn die Welt, in der er sich bewegt, ist in der That die Traumwelt, wie bei den Indiern, wie bei den Pantheisten; aber auch der Traum ist ein Stück Leben, und wo das Lied einmal den Ton der Schmerzen anschlägt, (4., S. 221), erhebt sich das Herz über die Symbolik des Lichts, der Sonne, der Vegetation, jenes ewig gebärenden, ewig verzehrenden Alls, das keine Bestimmtheiten kennt. „Die Welt ist eine Lilie, eine blaue, ein Inbegriff geheimnißvoller Dinge; ihr Brautkelch ist die Sonn', um die im Ringe Staubfäden gleich Planeten stehn zur Traue. An dieser Lilie weitem Wunderbaue hängt schwebend mit der sehnsuchtsmüden Schwinge des Menschen Geist gleich einem Schmetterlinge, und lechzet durstig nach des Kelches Thaue. Sieh! durch die Blumen wehen Gottes Hauche; da neigen die Planeten sich zur Sonnen, wetteifernd, wer darin sich tiefer tauche. Wie so das heilige Liebesspiel begonnen, füllt Duft die Blume wie mit Opferrauche; da trinkt der Schmetterling und stirbt in Wonne." (1811) — Von den Gedichte seines spätern Alters muß man absehn; es ist reine Spruchsprecherei. Die Emancipation der Stoffe erstreckte sich zuletzt bis auf die Stiefelwichse, die Schlafröcke, die Bratenwender und Ueberschuhe; über alles improvisirte der Dichter ein Lied, weil er nicht anders mehr denken konnte als in Reimen. Es ist nicht zu verwundern, daß er fast jedes Jahr einen Band Gedichte hervorbrachte. Auch das Lehrgedicht: das Leben Jesu (1830), und die Dramen: Saul und David, Herodes der Große, Kaiser Heinrich 4., Christofero Colombo (1845), gehören nicht in die Geschichte der Literatur: es sind Improvisationen, aber keine Kunstwerke. Aber die Theilnahme an dem verklärten Geist des Christenthums hat nichts zu schaffen mit der pfäffischen Religionserneuerung, die über alles frische Leben Asche streuen möchte.

Ich war schon ziemlich ein Christ,
Und wär es noch mehr geworden;
Doch mir verleidet ist
Auf einmal der ganze Orden.
Ihr machtet es mir zu toll
Mit euerm christlichen Leide;

Mein Herz ist noch freudenvoll,
Darum bin ich ein Heide.
Bricht einst mein Lebensmuth,
Dann könnt ihr vielleicht mich erwerben,
Denn eure Lehr' ist gut
Zu nichts auf der Welt als zum Sterben.

Derselben Richtung, aber mit ungleich geringerm Talent, schließt sich August Graf von Platen-Hallermünde an (1796—1835): ein Typus des Dilettantismus, der sein poetisches Gefühl mit schöpferischer Begabung verwechselt, und zugleich ein merkwürdiges Zeichen für die Neigung des deutschen Volks, unausgesetztem Selbstlob aufs Wort zu glauben. Die Thätigkeit seiner Seele erschöpfte sich mehr in Sehnsucht und Verdruß, als in einem realen Streben. Ohne es zu wissen, nahm er seine Zuflucht stets zu fertig zubereiteten Stoffen, zu ältern lyrischen Stimmungen, die er metrisch reconstruirte, und es war immer eine literarische Beziehung, die sein Schaffen bedingte. Er wird von irgendeiner neu auftauchenden Richtung oder auch von einer, die bereits verjährt ist, mit fortgerissen, bildet dieselbe zu ihrem Extrem aus und wundert sich dann, daß er keine Anerkennung findet. Das geheime Gefühl seiner Unsicherheit sucht er durch Prahlereien zu übertäuben; bei jedem neuen Werk erklärt er zuerst, es sei etwas Gewaltiges, das auch seine Neider zur Bewunderung zwingen müsse; dann modificirt er seinen Ausspruch dahin, er habe mit seiner Kraft nur gespielt, aber jetzt wolle er dem Strom der Poesie alle Schleußen öffnen, auch wenn die Welt davon verschlungen würde. So bezieht er sich fortdauernd auf sich selbst und auf seine Recensenten; es ist nicht Liebe zum Gegenstand, nicht Freude am Schaffen, sondern angstvolle Sehnsucht nach Ruhm, was ihn treibt, verbunden mit dem Gefühl einer innern Leere. Er strebt zunächst nach einer Form, und zwar nach einer so künstlichen, als möglich, um alsdann dieser den Inhalt anzupassen. Zuerst zogen ihn die Seltsamkeiten der orientalischen Poesie an: er hatte sich von Rückert darin einweihen lassen. Die Folge dieser Belehrung war ein Büchlein Gaselen (1821), der Spiegel des Hafis (1822) und die Neuen Gaselen (1823), deren veränderte Tendenz durch das Motto bezeichnet wird: Der Orient ist abgethan, nun seht die Form als unser an. Der Inhalt der Sonette bewegt sich in dem hergebrachten Kreis, und Heine's Vorwurf der Knabenliebe beruht auf nichts weiter, als auf einer unbewußten Reminiscenz des nicht sehr erfindsamen Dichters an die Shakspeare'schen Sonette. Noch gleichgültiger wären die Ansichten, die Platen in den Sonetten, Ottaven, Terzinen u. s. w. über literarische Gegenstände ausspricht, wenn nicht die eitle Selbstanbetung der neumodischen Dichterzunft sich auf eine beleidigende Weise darin breit machte. — Der Aufenthalt in Italien 1828—1832 (er kehrte im letzten Jahre seines Lebens dahin zurück und

starb in Sicilien) führte ihn in der Lyrik wie im Drama zur Nachbildung der antiken Form. In diesen Nachbildungen ist vielleicht die Verirrung am schlimmsten, namentlich in den Hymnen nach Pindar's Vorbild, die sich in Rhythmen bewegen, welche kein modernes Ohr versteht, und die durch künstlich eingeflochtene Anspielungen, die nicht zur Sache gehören, durch Verdrehung der Construction, durch Umschreibungen, wo das einfache Wort poetischer wäre, sich jenen Nimbus des Erhabenen zu geben suchen, der dem Inhalt fehlt. Die Handhabung des Metrums ist geschickter, als bei irgendeinem andern Dichter, selbst Schlegel nicht ausgenommen, und der Stil zeigt ein löbliches Streben nach Reinheit und Würde. Aber der Stil wird doch durch die Gedanken und Empfindungen bedingt, und wo diese ganz fehlen oder wenigstens matt sind, wird das größte Formtalent uns nicht befriedigen. In der Zeit Ramler's, des Dichters, mit welchem Platen die größte Aehnlichkeit hat, den er aber nach der Vorschrift der romantischen Schule tief verachtet, hatte die lyrische Stilübung eine ganz andre Bedeutung. Damals kam es darauf an, der veränderten Sprache eine neue edlere Form und einen neuen poetischen Inhalt zu geben, sie in Rhythmus, Melodie, Bildern und Wortfügungen, kurz in den eigentlichen Elementen der Kunst zu bereichern und zu veredeln. Das ist heute nicht mehr nöthig. Unsre Sprache leidet nicht mehr an Armuth und Einseitigkeit, sondern an einem höchst bedenklichen Ueberfluß, und alle Versuche, über den gegenwärtigen Umfang hinauszugehen, dienen nur dazu, sie noch mehr zu verkünsteln. Der Deutsche hatte wahrlich nicht nöthig, nach fremden Formen für die Ausdrücke des Schönen zu suchen, ein Blick in die erste beste Sammlung von Volksliedern kann uns überzeugen, daß wir an einheimischen Weisen viel reicher sind, als die romanischen Völker und Orientalen. Auch Platen hat Gedichte in deutschen Formen geschrieben, und es zeugen einige darunter von einer natürlichen Anlage für Melodie, die wol hätte entwickelt werden können; doch nur einige. In den meisten Liedern, Balladen und Romanzen wird die deutsche Weise geradeso behandelt, wie die ausländische. Es ist nie der Strom eines gewaltigen und innigen Gefühls, der sich sein angemessenes Bett sucht, sondern die Reflexion, die von der Form zum Inhalt übergeht und höchstens zu einem epigrammatischen Effect gelangt. — In seinem größern Gedicht die Abassiden (1829) wird die Ariostische Maschinerie in dem steifen serbischen Versmaß, dem fünffüßigen Trochäus, bis zum Uebermaß ausgebeutet. Flügelrosse, Wallfische, Feen, Sultane, irrende Ritter u. dergl. sind zur Genüge vorhanden, aber es fehlt jene sprudelnde, kecke, lebensfrische Phantasie, an die man glauben muß trotz ihrer Unmöglichkeit. — Das Unglück der deutschen Restaurationsliteratur lag in ihrer Trennung vom Leben. Sie nahm

ihre Stoffe wie ihre Formen aus der Literatur, ihre Gestalten haben daher kein wirkliches Leben, ihre Handlung keine innere Einheit und die Sprache wurde nur dadurch scheinbar erhöht, daß durch literarische Anspielungen, die der Uneingeweihte nicht verstehn konnte, ein Nebel darüber gebreitet wurde. Um sich von seinem Vorbild zu unterscheiden, suchte der Dichter barocke Formen und Combinationen, gab Stil, Maß und Regel auf und erdachte sich eine Convenienz des Schönen, die dem wirklichen Gefühl ebenso fremd war, als der Inhalt, den er ihr unterwarf. In sklavischer Abhängigkeit von der Vorstellungsweise entlegner Zeiten und Zonen träumte er sich in eine phantastische Freiheit hinein, die nur in seiner Vereinsamung lag. So bezog sich, was er dachte und dichtete, in letzter Instanz lediglich auf sein eignes Innere, und von diesem konnte er, da er das Leben der Wirklichkeit nicht mitmachte und keine Geschichte hatte, nichts weiter mittheilen, als seine literarischen Sympathien und Antipathien. Die Welt läßt sich wol die subjective Dichtung gefallen, wenn die sich hervordrängende Persönlichkeit sie interessirt und fesselt, wie Lord Byron; wo sie aber nichts Anderes gibt, als ein forcirtes Anempfinden fremder Gedanken und Gefühle, da muß sie zuletzt langweilen und erbittern, und so ist es Platen ergangen wie seinen Gegnern.

Eine erfreulichere Wendung nahm die deutsche Lyrik, die in den orientalischen Abstractionen zu versumpfen drohte, unter den Händen Chamisso's. Im October 1818 kehrte Adalbert von Chamisso nach seiner vierjährigen Reise um die Welt nach Berlin zurück, das alte treue, jugendliche Gemüth und noch deutscher gesinnt, als früher. Er fand die alten Freunde vom Nordsternbund in Berlin zusammen, aber ihre Lebensbeziehungen waren auseinandergegangen. Theremin war fromm geworden, Varnhagen lebte in der vornehmen Welt, Neumann verkümmerte in gedrückten Verhältnissen; nur Hitzig war der Alte, und das innige Verhältniß zwischen den beiden Freunden knüpfte sich noch fester durch die Verheirathung Chamisso's mit Hitzig's Pflegetochter (1819). Zugleich erhielt er eine Anstellung im botanischen Garten zu Berlin. Die Poesie schien er ganz aufgegeben zu haben und beschäftigte sich nur mit wissenschaftlichen Studien. Doch blieb das Interesse des Kreises für die poetischen Bestrebungen Deutschlands ungeschmälert: er ließ allen jungen aufstrebenden Talenten freundliche Aufnahme angedeihen und wurde der Mittelpunkt für die leichtere Literatur, da es an großen Leistungen fehlte. Die poetische Thätigkeit begann erst im Jahr 1829 mit dem Erscheinen des ersten Musenalmanachs. In seinem 48. Jahr trat Chamisso zum ersten Mal wieder als Dichter auf, und die Zahl seiner Gedichte wurde bald so ansehnlich, daß er zwei Jahre darauf eine Sammlung herausgeben

konnte, die mit allgemeinem Beifall begrüßt wurde. Mit der schwäbischen Schule knüpfte sich ein näheres Verhältniß an, indem Gustav Schwab mit Chamisso gemeinschaftlich die Redaction des Musenalmanachs übernahm, freilich nur bis 1835, wo man durch die Aufnahme des Portraits von Heine, der kurz vorher den Schwabenspiegel geschrieben, den gemüthlichen Dichter zu tief kränkte. Alle jüngern Talente, die später in der lyrischen Poesie so großen Ruhm erlangt haben, gewannen ihre ersten Kränze im Musenalmanach. Man konnte keine Persönlichkeit denken, die geeigneter gewesen wäre, widerstrebende Kräfte auf einem neutralen Boden zu vereinigen. Die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Dichters, der jugendlich warme Eifer für die Sache, der streng an den Principien festhielt und doch in Beziehung auf die Erscheinungswelt sehr tolerant war, mußte ihm jene allgemeine Achtung erwerben, welche den großen Erfolg seiner Gedichte erklären würde, auch wenn sie weniger innern Werth hätten. Seine Verbindungen gingen weit über Deutschland hinaus, nach Frankreich, Dänemark, England u. s. w. Nach Schwab's Rücktritt übernahm Franz von Gaudy mit Chamisso die Redaction. Sie gaben zusammen eine Uebersetzung ihres Lieblingsdichters Béranger heraus, welche den schwer nachzuahmenden Ton der französischen chanson auf das glücklichste wiedergab. In Chamisso's Gedichten sind von der alten romantischen Periode nur wenige aufgenommen. Er hatte sich in seinen poetischen Grundsätzen durchaus geändert, und die conventionelle Phrase der Sonettisten aus der Schlegel'schen Schule war ihm ein Greuel. Er verlangte vom Gedicht: „daß alles herauskäme", d. h. daß eine bestimmte Anschauung auch die ihr angemessene präcise und verständliche Form fände. — Den geringsten Werth haben die empfindsamen Lieder (z. B. Frauen-Liebe und Leben, 1830, Lebensbilder, 1832). Die Empfindungen sind zart und haben deshalb neuere Componisten, namentlich Schumann und Franz, zu vielfältigen Bearbeitungen angereizt, aber einerseits ist in ihnen noch ein Rest von dem altfränkisch ritterlichen Wesen, welches ihm theils angeboren, theils durch den Umgang mit Fouqué anerzogen war, andrerseits hat man zu sehr die Empfindung des Nachsommers. Unter den Balladen sind die besten diejenigen, die eine einfache, flüchtige Stimmung ausdrücken, z. B. Ungewitter, 1826, Laß ruhn die Todten, 1827; der Einfluß der neuern französischen Dichter, namentlich Victor Hugo's und Béranger's hat Chamisso zu einigen glücklichen Erfindungen veranlaßt, z. B. „die alte Waschfrau" (1833). Durch einen Umstand unterscheidet er sich vortheilhaft von Uhland: die verständige Ueberzeugung geht mit der Empfindung Hand in Hand, und seine Lieder bringen immer das Gefühl individueller Wahrheit hervor. Uhland's Lieder schlingen sich wie der Epheu um altes Ge-

mäuer; auf Chamisso's Lieder strahlt das Morgenlicht der neuen Zeit. Nicht leidenschaftlich, denn dazu war er zu harmlos, aber mit inniger Wärme begrüßte er die Bewegungen der letzten Jahre, und bei ihm sprach die Zunge augenblicklich aus, was das Herz empfand. Unerreichbar ist Chamisso in den komischen Balladen und den geselligen Liedern. Zwar liegt auch auf ihnen etwas von dem Staub des Alters, aber die humoristisch gemüthliche Geschwätzigkeit ist liebenswürdig und die Melodie prägt sich rasch dem Gedächtniß ein. Jeder Stoff war ihm recht. Es gab keine Anekdote und keine Zeitungsnotiz, der er nicht eine poetische Seite abgewonnen hätte: eine Seite, die wirklich im Stoff liegt und nur ein gesundes Auge verlangt, um wahrgenommen zu werden. Viele von diesen Balladen sind Lieblingsstücke des deutschen Volks geworden: Don Quixote (1826), die Sonne bringt es an den Tag (1827), Abdallah (1828), das Lied von der Weibertreue (1830), Hans im Glück (1831), das Urtheil des Schemjaka (1832), Anselmo (1832). Die Possen von der Katzennatur, vom Zopf, der immer hinten hängt, und von der Schneidercourage werden auch nicht vergessen werden. Eine andre Seite seines Talents entwickelt sich in den Terzinen (1829—32). Dieses Versmaß ist das einzige unter den romanischen, welches sich wirklich in Deutschland eingebürgert hat, und zwar nur in der Form Chamisso's, denn die Rückert'schen Terzinen, so fein und zart sie gearbeitet sind, klingen doch nicht deutsch, weil sie nicht aus dem Inhalt herauswachsen, sondern den Inhalt gewissermaßen erst suchen. Chamisso's poetische Erzählung ist einfach, fast knapp, aber durchaus plastisch, und durch die vornehme Form wird der Stil edler und gehaltener. Am berühmtesten ist Salas y Gomez (1829), weil sich die Anschauungen des Weltumseglers am unmittelbarsten in ihr abdrücken. Es gibt fast keinen Landstrich, der dem Dichter nicht hätte seinen Tribut abtragen müssen. Die buntesten Masken drängen sich in lebendigem Gewühl durcheinander, corsische Banditen, russische Verbannte in Sibirien, Spanier, Chouans, Türken, Seckler, Juden, Indianer u. s. w. Auch Gespenster- und Räubergeschichten tauchen dazwischen auf. Aber in diesen fremdartigen Stoffen verliert die Phantasie nicht ihre Haltung, sie bleibt Meister über den Stoff, den sie erobert hat, und bildet ihn zu bestimmten Gestalten nach den Gesetzen der Kunst. Chamisso starb August 1838, von aller Welt geehrt und bedauert. Seine Frau, der Mittelpunkt seines Lebens, war ihm ein Jahr früher, noch sehr jung, vorausgegangen. Was seine Religion betrifft, so erklärt er, er wisse selber nicht, ob er Christ sei, aber er habe Ehrfurcht vor den Formen der Religion, in der er aufgewachsen, festen Glauben an Gott und auch noch eine gewisse Sympathie für die katholischen Reminiscenzen seiner Jugend. Daneben ließ er aber alle andern Formen gelten; mit einem Wort, er hatte die Religion aller

guten Leute. Sein treuer Freund Hitzig, dem in ihm die letzte schöne Gestalt seiner dichterischen Jugend starb, hat eine musterhafte Charakteristik des liebenswürdigen Dichters gegeben. — Erwägt man die reiche Blüte der komischen Poesie in Deutschland im 14., 15. und 16. Jahrhundert, so muß man sich wundern, daß die neuere Zeit so wenig hervorgebracht hat. Der Grund lag in dem Kunstidealismus, in welchem die classische mit der romantischen Schule, die Dichter mit den Philosophen wetteiferten. In der Malerei wie in der Poesie war man geneigt, ausschließlich die Berechtigung der idealistischen Methode der Italiener gelten zu lassen, das niederländische Genre war in Verachtung. Es finden sich zwar immer Spuren von dem Versuch, auch das Gebiet des Humors wieder zu erobern, wie z. B. bei Tieck, Jean Paul, Arnim, Brentano u. s. w., aber die regierenden Dichter sahen auf diese Bestrebungen im Ganzen mit Geringschätzung herab, und jenen Versuchen selbst merkt man leicht an, daß sie der Reflexion ihren Ursprung verdanken, und daß man sich in der Beschämung, einer Posse soviel Aufmerksamkeit zuzuwenden, nachträglich durch einen himmelhohen Idealismus zu rechtfertigen sucht. Zur komischen Poesie gehört Freude an der Wirklichkeit, und diese war in der damaligen Entwickelungsperiode unsrer Literatur nicht vorhanden. Am meisten zeichnen sich Chamisso und Rückert aus, der erste durch kräftige, volksthümliche Erfindung, die durch einen edlen lyrischen Klang idealisirt wird, der zweite durch kunstvolle barocke Wendungen.*)

*) Unter den Nachfolgern Chamisso's und Rückert's verdient die erste Stelle Kopisch, geb. zu Breslau 1799, auf der Kunstakademie in Prag und Wien 1815, in Italien seit 1822 (Entdecker der blauen Grotte), in Berlin 1828 bis an seinen Tod 1853. Er sucht die Vorzüge beider zu vereinigen, indem er an einem volksthümlichen Inhalt einen seltnen Reichthum künstlicher Formen entwickelt. Als Sprachvirtuos ist er Rückert an die Seite zu stellen, oder vielmehr er übertrifft ihn in der bestimmten Gattung, der er sich ausschließlich widmet, denn es ist ihm gelungen, seine Kunst zu verstecken, und seine seltsamen Rhythmen und Reime fließen so natürlich, daß man glaubt, sie unmittelbar singen zu können. Unsterblich sind vor allem seine Historien vom Vater Noah, die sich im Munde des Volks erhalten werden, so lange man zum Wein lustige Lieder singt. Seine Gedichte zeichnen die altdeutsche Sagenwelt mit einem liebenswürdigen Humor. In ihrer ursprünglichen Form machen diese Sagen und Märchen durchweg einen komischen Eindruck. Die romantische Schule, verführt durch die gleichzeitigen Speculationen der Naturphilosophie, versuchte sie ins Tragische oder Mystische zu idealisiren. Sie suchte die Momente des Schauerlichen und Grauenvollen auf, die sie eigentlich nicht darin vorfand, sondern durch nachträgliche Bilder hineinlegte. Welche seltsame Rolle spielt z. B. der Teufel in diesen romantischen Novelletten? Nur Göthe hat seine ursprüngliche Maske beibehalten; bei den übrigen zeigt er sich dagegen nie ohne Hofcostüm. Es ist nicht der ehrliche deutsche Teufel, den man mit Recht als den

Wenn sich Chamisso in seinen Dichtungen der Neigung des deutschen Volks anschloß, so wurde der Kreis seiner Freunde immer exclusiver. Der Geheimerathsstil, der bei Göthe aus der Bequemlichkeit des Alters entsprang, wurde nun von jüngern Talenten künstlich nachgebildet; am eifrigsten von Varnhagen. Nur ungern heben wir diesen Umstand hervor, da die wohlwollende Gesinnung und warme Pietät des Mannes

---

dummen Teufel bezeichnete, der verdrießliche Brummbär, der trotz seiner Stärke und seiner Künste, einem Vermächtniß der altnordischen Riesen, von aller Welt betrogen und ausgelacht wurde, sondern der vornehme Herr Lucifer, nach Milton's Vorbild, der gefallene Erzengel, der auch in seiner Verbannung und seinem Elend noch immer die Spuren seines göttlichen Ursprungs an sich trug. Dieser vornehme Teufel war ein großer Virtuos im Reden und Blasphemiren. Auch seine Intriguen waren mitunter gar nicht ungeschickt. Aber eine poetische Figur war er selten, denn bei einer sorgfältigern Ausführung fragen wir immer, warum? und einem so gescheidten Herrn, der trotz seiner großen Gaben nichts Andres zu thun weiß, als Unfug zu stiften, möchten wir mit Göthe's Faust immer den guten Rath geben, sich auf ein zweckmäßigeres Metier zu legen. Wie liebenswürdig sieht dagegen der Satan aus, den uns Kopisch vorführt. Eine böswillige Personnage, das ist wahr, und ein Hexenmeister erster Classe, aber doch leicht zu überwinden, wenn man seinen Versuchungen gesunden Mutterwitz und entschlossene Unverschämtheit entgegenbringt. So hat man eine doppelte Freude an ihm, an seinen Kunststücken und an der Grube, die man ihm gräbt. Und ebenso verhält es sich mit den Gespenstern. Bei Licht besehn, sind es auch komische Figuren, denn ihr Umherspuken mit der einfältigen Absicht, nervenschwache Leute zu erschrecken, hat doch gar keinen Sinn und Verstand. Auch diesen Herrschaften hat das alte Volksmärchen vom Hans, der das Gruseln lernen will, die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. — An Kopisch schließt sich Reinick, geb. in Danzig 1805, in der berliner Malerschule seit 1825, durch Fr. Kugler in den Kreis von Chamisso eingeführt, 1834 in Düsseldorf, 1838 in Italien, starb in Dresden 1852. Die regsame, behagliche deutsche Künstlernatur gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unsers Lebens. In Italien lernen sie das heitere Zigeunerleben schätzen, das in den übrigen Ständen nur auf der Universität etwas Verwandtes findet; am Rhein ist ihre Heimat. Die reizende Landschaft, die in lebendiger Tradition fortlebende Sage, der Wein, das zwecklos anmuthige Dasein, die leichte Beweglichkeit des Volks, das alles gibt dem leichtsinnigen Künstlerleben einen bewegten Hintergrund. Reinick hat alle diese Stimmungen in seinen geselligen Liedern reproducirt, in denen ein reines und ehrliches Gemüth anspruchslos seine Freude am Leben ausdrückt. Seine Poesie kennt keine Dissonanzen, für jeden Schmerz bietet ihm Natur und Kunst eine schnelle Versöhnung. Sein Liederbuch für deutsche Künstler 1833 und die Lieder eines Malers mit Randzeichnungen 1838 enthalten eine Reihe der schalkhaftesten Einfälle; er versteht dem ärmlichsten Stoff durch zierliche Variationen eine neue Seite abzugewinnen und alten Reimen und Sprüchen durch eine überraschende Wendung einen poetischen Sinn anzuheften.

volle Achtung verdient. Aber man hat seinen Stil als musterhaft gepriesen, und dem muß man im Interesse der allgemeinen Bildung widersprechen, um so mehr, da er zahlreiche Nachfolger gefunden hat. Seit der Zeit wimmeln die Malvolios in unsrer Literatur, und man sehnt sich zuweilen recht lebhaft nach den alten Hanswürsten. In dem ersten Kampf der Sturm- und Drangliteratur gegen die Spießbürgerlichkeit und deren Voraussetzungen wurde die sogenannte gute Gesellschaft verspottet. Werther, sowie die Revolutionshelden Klinger's und Schiller's, waren entweder Bürgerliche oder junge idealistische Edelleute, die sich von ihrem Stande lossagten. Dann aber verkünstelten sich die Empfindungen so erstaunlich, daß sie nur von exclusiven Cirkeln verstanden werden konnten; die Apostel der Kunst schlossen sich an den Adel an und verhöhnten den hausbacknen Menschenverstand des Bürgers. Die Sturm- und Drangzeit war in ihren Idealen demokratisch und puritanisch, die Romantik katholisch und aristokratisch. Zwar schloß sich nicht die gesammte vornehme Welt der neuen Richtung an, denn es ist nicht ihre Natur, in Masse geistreich zu sein, auch konnte sie der bürgerlichen Dichter und Philosophen, die ihr die Mühe nahmen, über ihre eignen Vorzüge zu reflectiren, nicht entbehren: aber die Grundlage der neuen Bildung blieb der Salon, in welchem die vornehme, reiche und unbeschäftigte Welt wie aus der Vogelperspective auf das Gedränge der bürgerlichen Interessen herabsah und es als Stoff ihrer Ironie verbrauchte. Für die sittlichen Ideale hatte man kein Interesse mehr, desto eifriger hielt man auf den guten Ton, und zum guten Ton gehörte damals, ungestümen Wünschen und Hoffnungen eine kühle, ablehnende Gleichgültigkeit entgegenzusetzen. In dieser Zeit treten geistreiche Schriftstellerinnen hervor: Karoline von Woltmann, deren „Spiegel der großen Welt" und deren Romane (das Erbe u. s. w.) nicht viel Lebendigkeit, aber eine feine Reflexion verrathen. Von ihr rühren wahrscheinlich die Memoiren des Freiherrn von S—a her (1815). In diesem Buch wird der Göthe-Cultus auf die Spitze getrieben; die ganze übrige Literatur wird in das Reich der Barbarei geworfen und namentlich Schiller alles poetische Talent abgesprochen. Die Auffassung ist von einer unerhörten Einseitigkeit, aber mit Geist durchgeführt und gar nicht im Sinn der romantischen Schule. Als Summe des dichterischen Genius wird die Kraft dargestellt, individuelle Gestalten zu schaffen. Sodann ist Johanna Schopenhauer zu nennen (geb. 1770, gest. 1838), deren Haus in Weimar seit 1806 der Mittelpunkt der gebildeten Cirkel war; unter ihren Romanen spricht Gabriele (1819) in der Form wie im Inhalt am schärfsten den Geist der Göthe'schen Kunstperiode aus; die psychologische Entwickelung des schüchternen Mädchens von seiner ersten jugendlichen Leidenschaft durch die aufgedrängte Ehe mit

dem ungeliebten Mann bis zur Schwindsucht erregt unsre Theilnahme, wenn auch das beständige Schwelgen in der Entsagung nicht für das höchste Ziel der Weisheit gelten kann; die doppelte Staffage des frivolen Weltlebens und der Romantik ist mit ungewöhnlicher Bildung ausgeführt, und man lernt das Buch um so mehr schätzen, wenn man es mit den beliebten Tagesproducten jener Zeit, mit den Clauren, Laun und Schilling zusammenhält. — Karoline von Fouqué ist schon erwähnt; aus ihrem Bildungsbuch: die Frauen in der großen Welt, 1826, heben wir einige Bemerkungen hervor, um die Restaurationszeit zu charakterisiren.*) — Von dem beliebtesten

---

*) Was die Bequemlichkeit sich auch weismacht, Genuß und Vergnügen gewinnen nichts durch jenes nachlässige Gehenlassen der sogenannten Denkfreiheit. Unsre überreife Jugend kennt nichts, das sie fürchtet, nichts, das sie hofft, denn sie will nichts als sich selbst; und wenn diese Gesellschaft weiter keine Gesetze des Umgangs auflegt, als daß sich alles dem Gebot des Egoismus unterwerfen soll, so führt gerade das eine Art babylonischer Sprachverwirrung herbei, die jedes gesellige Einverständniß, jede wahre lebendige Gemeinschaft, kurz die Wärme und Fülle geistiger Befreundung hemmt. Aus dieser Nichtachtung des heitern Lebensverkehrs entsteht allmählich außer der schroffen Denkweise eine Sprödigkeit und anmuthslose Pedanterie der Gesellschaftssprache, die sehr merklich auf die Büchersprache übergeht. Der Dialog soll aus der gebildeten Conversation hervorgehn, wie sie leicht gefällig, geistreich, zwanglos und von so vornehmer Natur sein, daß die Schranken des Schicklichen sich frei erweitern und niemand sie überschreitet; es darf nichts vermißt und doch nichts gesucht werden. Unsre Gesellschaftssprache bilden wir aus Büchern; es fehlt ihr der Hauch des Unmittelbaren. Absicht, Prätension, Unsicherheit, Ueberschwenglichkeit und Plattes lassen sich nach dem Maß herausfühlen, als Lectüre, Unterricht, wissenschaftliches Studium, poetische Versuche, trivialer oder frivoler Lebensverkehr die Sprache zusammenwürfelten. Ziehen wir nun solch Gemengsel in das Gebiet der Kunst, um in diesem Spiegel die Bilder des Lebens zurückzuwerfen, so fühlt man, daß alles eingelernt und nicht gefunden ist. Unsre Jugend liest und schreibt Unsägliches und hat eine kritische Stimme über Schauspiele und Schriftsteller, daraus erwächst entweder ein absprechender Ton, oder ein gewisses sentimentales Verschwimmen; eine ordentliche Folge der Rede und Gegenrede, das Eingreifen und der Wechseltausch der Gedanken, kurz, die elektrische Kette geistiger Berührungen bildet sich nicht ohne gemeinsame Vermittelung, ohne das Bedürfniß, sich zu ergänzen. — Ebenso geht das Talent des Erzählens durch die Gewohnheit, nur sich selbst verständlich sein zu wollen, allmählich verloren. — Während wir einerseits sehr viel von dem Glauben sprechen, zweifelt doch jeder an dem andern. Die Kritik war in keinem Moment geschäftiger, sich selbst Genuge zu thun. Große Vorbilder duldet der unruhig Schaffende um so weniger, als er jedes besser zu machen überzeugt ist. Ideale sind aus der Mode gekommen. Ideen gehören in die Fabelwelt; man hat nur Gesichte. Da diese aber uns meist das eigne Gesicht zeigen, so bleibt der Maßstab des Vergleichs stets in der Nähe und auf demselben Standpunkt mit der Gegenwart; er fügt sich dieser an, statt sie

Novellisten dieser Periode, E. T. A. Hoffmann (geb. 1776 zu Königsberg), haben wir durch Hitzig ein musterhaftes Charaktergemälde erhalten. Hitzig hat ihn 1803 in Warschau kennen gelernt, wo Hoffmann beim Criminalgericht angestellt war, und wo er sein geselliges Talent durch possenhafte Erfindungen in den ausschweifenden polnischen Kreisen, seinen Kunstsinn durch Direction einer Kapelle und durch damit zusammenhängende Arbeiten, z. B. Decorationsmalerei, praktisch anwendete. Hitzig weihte ihn in die Mysterien der romantischen Schule ein, die ihm bei seiner ausschließlichen Beschäftigung mit Musik und Malerei bis dahin fremd

---

über sich hinauszuheben. — Man kann sehr viel über Vergängliches und Ewiges zu sagen wissen und doch weder das Erstere fahren lassen, noch das Andere festhalten wollen. Der Friede einer schönen Natur beruht auf unbewußtem Selbstvergessen, auf einem solchen, das wirklich nichts von sich weiß, das mit ungekünstelter Bescheidenheit die guten Gaben des Himmels und der Welt freudig, ja überrascht empfängt, wenngleich unzählige Fehlschlagungen die Reihe der Wünsche zerreißen. — Jede Zeit hat ihre Physiognomie; die unsre ist in den vornehmern Kreisen nicht auf Täuschungen des Herzens gestellt, diese Periode liegt hinter uns. Was allenfalls noch da hineinschillert, geschieht aus letztem Rest von Courtoisie für das phantastisch Poetische. Leute von gutem Ton sind enger als je mit der Realität vermählt. — Die Selbstliebe nimmt in der Regel alles zu begrenzt, zu wirklich. Das Phantastische jener Gesellschaftspoesie, die nur bunte Schatten auf der Oberfläche hingleiten läßt, will sich nicht mit den Anforderungen an real gestaltete Verhältnisse vereinen; es entsteht überall Widerspruch, wo der Ernst den flüchtigen Scherz festhalten will. — Im Mittelalter machte das Märtyrerthum des Herzens den Cultus der Frauen zu einem Heiligendienst, der als sichtbarer Abglanz himmlischer Verehrung der gebenedeiten Jungfrau eine irdische Beziehung mitten im Weltleben suchte. Das Leben nahm eine andre Richtung, ritterliche Tapferkeit lebte nur noch im point d'honneur, die Politik war die Göttin der Zeit, die Galanterie artete in Gewohnheitsform aus; die Frauen rächten das Wesenlose der formellen Huldigung durch politische Intrigue. — Unter tausend Männerherzen geht jetzt gewiß kein einziges in einer heftigen Leidenschaft verloren, allein unzählige welken in dem matten Hauch gleichgültiger, lauer Lebensweise. Vor nichts in der Welt hegt man solche Scheu, wie vor den Erhebungen des Innern, was daran streift, wird als lächerliche Extravaganz verpönt. Es kann gar nicht gewöhnlich genug in der Welt zugehn; die überreizt gewesenen Nerven der Generation hassen bis auf die Erinnerung jene Zustände der Begeisterung und des heißen Ungestüms. — Dadurch, daß man sich der Bequemlichkeit in die Arme wirft, fühlt sich kein Mensch bequem, höchstens lose und ungebunden, doch keineswegs in der elastischen Haltung, welche freie und leichte Bequemlichkeit nach allen Seiten gestattet. Es fühlt das auch im Grunde jeder. Daher die häufigen Klagen über Mangel an Vergnügen. Man bedenkt nicht, daß sich die Organe dafür in dem weichlichen Verschwimmen des Gewohnheitslebens abstumpfen und, bei überall mangelnder Frische, die Freude am wenigsten ein jugendliches Gesicht behält.

geblieben war und den gewaltigsten Einfluß auf ihn ausübte. Diese Colonie hielt sich ebenso von aller Politik fern, wie ihre Vorbilder in Jena und Berlin; selbst die Erschütterungen des Jahres 1806 berührten sie nicht unmittelbar. Man lebte in einer künstlerischen Traumwelt oder in den currenten Tagesgeschäften; man las nicht einmal die Zeitungen. Endlich wurde dieses idyllische Treiben gewaltsam unterbrochen, die Franzosen rückten ein, die preußische Herrschaft wurde aufgehoben, die preußischen Beamten außer Dienst gesetzt. Noth und Sorge trieben Hoffmann nach Berlin, wo im Anfang alles misglückte, bis er im Frühling 1808 einen Ruf als Musikdirector nach Bamberg erhielt. Obgleich die Truppe ganz wie eine herumziehende Komödiantenbande aussah, befand er sich doch in seinem Element; er war unermüdlich in der Erfindung neuer Decorationen und Maschinerien, sowol die Wahrscheinlichkeit als die poetische Stimmung zu erhöhen; im Gegensatz zu Tieck wollte er auch in diesen Aeußerlichkeiten das Höchste erreichen, damit die Würdigkeit der Form dem Inhalt entspreche. Vorzüglich war er darauf bedacht, seinen Liebling Calderon auf die Breter zu bringen. Er bearbeitete „Schärpe und Blume“ zu einer Oper, stattete die „Andacht zum Kreuz“ mit einem melodramatischen Schluß, mit Transparentbildern und bengalischen Flammen aus und hatte eine kindische Freude daran, daß die Bamberger katholisch genug waren, sich an diesem Erzeugniß der wildesten Bigotterie zu begeistern, daß selbst die Geistlichen der Erbauung wegen ins Theater gingen. Gleichzeitig trat er mit K. M. von Weber und Jean Paul in Verbindung, die ihm viel Theilnahme bewiesen, auch mit Fouqué, der ihm seine Undine zur Oper umarbeitete, und mit Rochlitz, für dessen Zeitschrift er die später in den „Phantasiestücken“ gesammelten musikalischen Aufsätze schrieb. Ein vorübergehendes Verhältniß in Dresden hatte sich bereits gelöst, als ihm 1814 durch den Einfluß Hitzig's Gelegenheit geboten wurde, die juristische Laufbahn wieder zu betreten. Er wurde in Berlin beim Kammergericht angestellt. Sein Leben war seitdem zwischen juristischen Geschäften, leichtsinnigen belletristischen Arbeiten und tollen Gelagen getheilt. Von den letztern hat sich die Tradition noch immer in Berlin erhalten. Ein Lichtpunkt waren die sogenannten Serapionsabende, in denen die Reste des Nordsternbundes sich zusammenfanden und ähnlich wie in Warschau künstlerischen Enthusiasmus mit possenhaften Einfällen verbanden. Die bedeutendste Erscheinung dieses Kreises war Ludwig Devrient, der in seinem Leben wie in seiner Kunst dem Hoffmann'schen Ideal nahe kam. — Hoffmann starb 1822 an der Rückenmarksdarre. Es dürfte Manches in seinem poetischen Schaffen erklären, daß ihn seine Natur zur höchsten Leidenschaft und Extravaganz der Empfindung trieb, während seine Persönlichkeit zu dieser Romantik einen fast lächerlichen Contrast bildete. Auf die Stürme

der Leidenschaft folgten Momente der Reflexion, in denen er sein eignes Wesen ironisirte, und dieser Wechsel der Stimmungen ging so rasch vor sich, daß man die Poesie des Contrastes bei ihm als den Ausdruck eigenster Natur betrachten muß. — Hoffmann ist in Form und Inhalt der unmittelbare Nachfolger Tieck's. Allein bei Tieck geht die Ironie gegen das Spießbürgerthum von den vornehmen Cirkeln aus, während wir in Hoffmann's Schilderungen unsre eignen bürgerlichen Gewohnheiten wiederfinden. Unermüdlich, die Philister zu geißeln, verarbeitet er sie zugleich zu komischen Idealen: sie haben Gestalt, Inhalt und Bewegung, ja sie sind in ihrer Art von einer ebenso fratzenhaften Genialität als die Künstler, während Nestor, Hintze u. s. w. nichts weiter sind, als gestaltlose Träger misliebiger Ansichten. Bei Tieck fehlt den Prosaischen Phantasie und Gemüth, den Poetischen Ironie und Verstand, der Dichter fertigt die einen mit kaltem Spott, die andern mit oberflächlichem Enthusiasmus ab. Man vergleiche die „Herzensergießungen“ und „Sternbald“ mit den „Phantasiestücken“, den „Phantasus“ mit den „Serapionsbrüdern“. Dort ist alles Dogma und Speculation, hier alles Empfindung und Anschauung. Hoffmann hat nie speculirt, seine Gedanken sind nirgend neu oder tief, aber seine Anschauungen von einer überraschenden Naturwahrheit. Ein tüchtiger Jurist, ein tüchtiger Musiker, ein tüchtiger Zeichner, ein Virtuos im Vagabundiren, hatte er die Urbilder seiner Phantasien aus erster Hand, und war im Stande, gut zu erzählen. Darum war er unter allen Romantikern der populärste. Seinen Ruf begründete er durch die Phantasiestücke in Callot's Manier, Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Enthusiasten (1814). Zwar hatten es die Schlegel und ihre Schüler an Sonetten und Canzonen zur Verherrlichung der Musik nicht fehlen lassen, allein sie gingen über ganz allgemeine Sympathien und Antipathien nicht hinaus. Hoffmann, ein gebildeter Musiker, wenn ihm auch etwas vom Dilettanten anklebt, eröffnete nun dem Publicum die überraschendsten Aussichten in das Wesen dieser Kunst. In seinen Gedanken über Mozart, Beethoven, Gluck u. s. w. ist viel Treffendes und Tiefempfundenes. Aber seine Manier hat auch viel Böses gestiftet, indem sie ganz gegen seine Absicht dem musikalischen Dilettantismus in die Hände arbeitete. Man kann sich die Form des Enthusiasmus um so leichter aneignen, je greller die Stichworte ins Ohr fallen. Die Schlegel'sche Schule hatte dafür gesorgt, angehende Genies durch gangbare Paradoxien zu fördern: Hoffmann hat das Material bedeutend vermehrt. Seine wunderlichen Ansichten über Don Juan haben eine unabsehbare Nachkommenschaft hervorgebracht; zuletzt hat sich das gesammte Feuilleton gewöhnt, Phantasiestücke zu schreiben. Wenn in einem der Phantasiestücke der alte Gluck einige dreißig Jahre nach seinem Tod als komische Figur in Berlin spuken muß, so wird

dieser an sich nicht schlechte Einfall durch die breite Ausführung verdorben. So ist auch Kreisler, obgleich im Einzelnen seine künstlerischen Paradoxien vortrefflich geschildert sind, eine verzerrte Figur. — Der goldene Topf enthält eine echt romantische Gegenüberstellung des Ideals und der Wirklichkeit: auf der einen Seite eine phantastische Karfunkelpoesie, auf der andern die trostlose Alltäglichkeit, und beides in einem wilden Wirbel durcheinander getrieben. Das Fratzenhafte und das Ueberschwengliche spielt fortwährend ineinander, und man hat an keinem seine Freude, weil in dem Augenblick, wo es dem Anschein nach Gestalt gewinnen soll, ein neues Nebelbild dazwischen tritt. Einzelne Einfälle sind drollig genug und einzelne fratzenhaft-schauerliche Scenen mit lebhaften Farben geschildert, aber das Ganze ist eine frostige Allegorie, die durch Aufbietung der unglaublichsten sinnlichen Mittel, durch exotische Pflanzen, sprechende Vögel, grünfunkelnde Schlangen u. s. w. vergebens ein phantastisches Leben zu gewinnen sucht. Die Phantasie eines Fieberkranken ist nicht ein richtiger Ausdruck für die Poesie, ebensowenig wie die Betrunkenheit, der überhaupt in diesen Phantasiestücken ein gar zu großer Raum gegeben wird. Unter allen Künsten scheint die Musik am meisten dazu geeignet, ein ideales und abgesondertes Leben für sich zu führen, da ihr kein realer Gegenstand entspricht. Bei den übrigen Künsten kann man bis zu einem gewissen Grad den Grund des ästhetischen Wohlgefallens analysiren und seine Beziehungen zu den natürlichen Empfindungen nachweisen; bei der Musik scheint das so lange unmöglich, als man nicht auf die physikalischen Gesetze zurückgeht. So schien der Grundsatz der Romantiker, die poetische Empfindung stehe außerhalb der wirklichen, durch das Hineinziehn der Musik in den Kreis der ästhetischen Betrachtung, ein großes und nicht aufzuhebendes Lebenselement zu gewinnen. Allein bei der Ausführung zeigte sich, daß jeder Versuch, die erhöhte musikalische Empfindung zu schildern, sich doch wieder der Mittel bedienen müsse, die dem realen Leben angehören und die daher der Analyse unterworfen sind. Wo er nicht geradezu in Ueberschwenglichkeiten verfällt, sieht sich der Dichter doch genöthigt, zu beschreiben, zu analysiren u. s. w., also der Methode der Philister in die Hände zu arbeiten. Um dies zu verstecken, hat er das phantastische Element zu Hülfe gerufen; er hat aus seinen Künstlern Sonderlinge gemacht, die durch andre Motive bestimmt werden, als die gewöhnlichen Menschen, und er hat in seinen Geschichten ein andres Gesetz walten lassen als das Naturgesetz. Aber wenn man den Menschen den Regulator des gesunden Menschenverstandes, des Gemeingefühls und des Gewissens nimmt, so werden sie dadurch nicht über die Menschheit erhoben, sondern unter dieselbe herabgedrückt. Aus dieser wunderlichen Verkehrung aller Begriffe ist zu erklären, daß später

die Dichter, die auf der Höhe der Zeit standen, die Poesie für einen Fluch ausgaben, was gewiß richtig wäre, wenn das Princip der Romantik, das Ideal sei ein Feind der Wirklichkeit, ein richtiges wäre. Es ist für das Licht ebenso verhängnißvoll, wenn man ihm den Schatten oder die Materie nimmt, als umgekehrt. Für die künstlerischen Ansichten Hoffmann's ist das Gespräch mit dem Hunde Berganza am lehrreichsten. Es wird sehr heftig gegen die Schiller'sche Theorie vom moralischen Zweck der Dichtkunst geeifert, da dieselbe nur die Aufgabe haben könne, den Menschen in eine erhöhte Stimmung zu versetzen, wobei der Kritiker vergißt, daß das eine nur durch das andre möglich ist. Auch sind einige vortreffliche Schilderungen von der Fadheit des Salonlebens darin. Die Form der Gespräche ist aber reine Willkür. Hoffmann liebt es, Hunde, Katzen und ähnliche Bestien sprechen zu lassen, aber es kommt ihm nicht darauf an, sich wirklich in die innerste Natur derselben zu versetzen: die Hunde- und Katzengestalt ist nur des einmaligen komischen Einfalls wegen da, dann läßt der Dichter sie fallen, und der Hund Berganza wird der Typus der echten Künstlernatur, der Kater Murr der Typus des Philisters. Kater Murr (1821) ist mit den Phantasiestücken am nächsten verwandt. Wieder jene Poesie des Contrastes: auf der einen Seite die Vollblutromantik, auf der andern die nüchterne Prosa. Im poetischen Theil macht es sich der Dichter bequem, er läßt den Verstand vollständig beiseite, weil er Raum genug dafür im prosaischen Theil findet. Das ist die allerroheste Form des Humors, nicht eine Rückkehr vom farblosen Idealismus zur Poesie des wirklichen Lebens, sondern eine Entfärbung des Lebens durch schattenhafte Ideale, eine Entwürdigung des Ideals durch endliche Beziehungen. Die Poesie ist ein Vampyr, der dem Leben das Blut aussaugt, aber keinen Gewinn davon hat, denn er bleibt todt und kalt. — Die besten seiner Novellen hat Hoffmann in den Serapionsbrüdern gesammelt (1819). Den Rahmen dieser Sammlung bilden, wie in Tieck's „Phantasus", Gespräche über die Kunst zwischen einer Reihe von Freunden, die ihr Vorbild in Hoffmann's wirklichem Umgang finden. Den Namen hat die Gesellschaft von einem wunderbaren Heiligen, in dem Hoffmann sein poetisches Ideal versinnlicht hat: einem Wahnsinnigen, der mitten unter den Wirren der modernen Gesellschaft als Eremit in einer romantischen Waldeinsamkeit lebt und durch seine Einfälle die Weisen so in Verwirrung setzt, daß sie ihm nicht zu antworten wissen. Wir haben schon bei den frühern Romantikern die Idee angetroffen, daß der Wahnsinn eine Vergeistigung des Lebens und der Poesie verwandt sei. Das Raisonnement, in welchem Hoffmann diese Vorstellung zu rechtfertigen sucht, hat kein großes Interesse, denn dazu fehlt es ihm an Bildung; wo er auf Ideen ausgeht, wird er trivial, und zwar trivial in der unangenehmsten Manier,

die sich denken läßt, in der mystischen. Wichtiger ist der künstlerische Instinct, der sich in seinen Ideen ausspricht. Wie Katzenberger sucht er die innerste, verborgene Natur in den Misbildungen und krankhaften Auswüchsen, die Poesie in den Contrasten, und darin wurde er das Vorbild der heroischen Zwerge, der tugendhaften Giftmischerinnen, der schönen Seelen aus dem Bordell, der empfindsamen Hanswürste und der rührenden Blödsinnigen, mit denen uns die neufranzösische Romantik überhäuft hat. Quasimodo, Marion de Lorme, Fleur de Marie, Paillasse u. s. w. finden in Hoffmann ihre Vorbilder. Diese Neigung, widersinnige psychologische Probleme pragmatisch aufzulösen, oder in ihnen die Spuren einer geheimnißvollen Offenbarung zu suchen, unverständliche Sonderlinge zu schildern, für welche weder die Erfahrung noch die Vernunft einen Maßstab gibt, ist ein Rest jener Empfindsamkeit, die als Bodensatz der einseitigen Aufklärung zurückblieb. Wenn es dem Dichter gelingt, ein lebensvolles, in sich zusammenhängendes, heiteres und anziehendes Bild zu schaffen, so fällt uns nicht ein, die Wahrscheinlichkeitsrechnung dagegen einzuwenden. Führt uns ja auch die bildende Kunst Centauren, Sphinxe und ähnliche Gestalten vor, deren Unmöglichkeit die Naturgeschichte nachweist, die aber für unsre Phantasie vollkommen lebensfähig und wirklich sind. Aber jede fremdartige Natur, die uns der Dichter vorführt, muß lebendig in sich selbst sein und unsre Theilnahme soweit erregen, daß wir sie als möglich und wirklich wünschen. Dazu gehört ein größeres plastisches Talent und ein freierer Humor, als ihn Hoffmann besaß. Er verfügt nicht, wie der echte Künstler, frei über seine Erfindungen, sondern sie sind mächtig über ihn, und darum ist er nicht im Stande, den Eindruck zu berechnen, den sie auf andre machen. So widerfährt es ihm häufig, daß er scurrile Züge erzählt, die er selbst nicht loswerden kann, die uns aber weder belustigen, noch uns ein sinnlich verständliches Bild geben. Seine phantastischen Lieblingsfiguren, z. B. Kreisler und der Rath Krespel, obgleich sie auf realen Beobachtungen beruhn, gehn vielleicht gerade deshalb in der Widersinnigkeit noch weiter, als Arnim's Koboldgestalten. Ein charakteristisches Symbol für Hoffmann's Poesie ist die Art und Weise, wie der Rath Krespel sich ein neues Haus baut. Er läßt zuerst vier Mauern ohne alle Oeffnungen und Gliederungen aufrichten, dann an beliebigen Orten Fenster hineinbrechen, an diese Fenster Zimmer ankleben, und aus diesem Wirrwarr soll dann ein vollständig befriedigender romantischer Bau hervorgehn. Hoffmann hat es häufig nicht anders gemacht. Diese Methode des Schaffens zeigt sich namentlich in den Märchen. Hoffmann will darauf aufmerksam machen, wie ein tieferes Gemüth gerade in dem, was ihm zunächst liegt, die Spuren jener geheimnißvollen Poesie herausfindet, die man sonst in der Ferne sucht. Für Kinder sind die Märchen nicht ge-

macht. Dem Kinde kommt es nicht darauf an, im Naheliegenden das Wunderbare zu entdecken, denn sein realistischer Trieb ist zu groß, um bei den Gegenständen, über die es durch Sinn und Begriff vollkommen Herr ist, an etwas Mystisches zu glauben; es sucht vielmehr, und mit Recht, das Wunderbare in der Ferne, und ist unzufrieden, wenn es nicht schon von außen den Eindruck des Ungewöhnlichen macht. Unerträglich ist in dem Märchen: „das fremde Kind", die gezierte, altkluge Manier, mit der sich die angeblich kindliche Naivetät nach überirdischen Dingen sehnt, und die Ehrerbietung, mit der selbst die Alten dieser heiligen Sehnsucht lauschen. Die wunderbare Welt ist ohne Realität, sie verliert sich, wie bei Tieck, in leere Beziehungsbegriffe. Der Magister Tinte ist nicht blos der Magister Tinte, nicht blos die komisch boshafte Brummfliege, nicht blos der feindliche Drache, der das fremde Kind verfolgt, sondern zugleich das Symbol der Prosa, der Spießbürgerlichkeit, der Aufklärung u. s. w. Dergleichen satirische Seitenblicke heben den Eindruck des phantastischen Muthwillens auf; man fühlt heraus, daß das Märchenhafte nur in einer künstlichen Verrückung des Gesichtspunktes liegt. Sealsfield läßt in „Süden und Norden" einen deutschen Philosophen das Innere eines mexikanischen Landhauses überschauen. Es verwirren sich die wunderlichsten Gestalten durcheinander, um die heiligen Götterbilder winden sich abscheuliche Thierformen, so daß es scheint, als wollte das verkümmerte Gemüth der Mexikaner seine eignen Heiligthümer mit einer Mischung von Schmerz und Muthwillen ironisiren. Bei Tage erkennt er, daß an diesem Durcheinander nur die falsche Perspective schuld war: er hat Körpertheile combinirt, die nicht zusammengehörten. So geht es uns bei allen Hoffmann'schen Märchen. Sie verlangen, um als richtig empfunden zu werden, das Lampenlicht und die Dämmerung, den Tag ertragen sie nicht. Daher gelingen am meisten die Phantasiebilder, die ganz ins Scurrile fallen: z. B. das Duell zwischen den Physikern Liuvenhoek und Swammerdam, die, statt mit Säbeln oder Pistolen, mit concentrirten Lichteffecten gegeneinander losgehn. Aber doch nur, wenn sie ein gewisses Maß nicht überschreiten, bei einer breiten Ausführung, wie in der Prinzessin Brambilla, Meister Floh, Klein Zaches, wird der Spaß zu Tode gehetzt. Der Dichter verliebt sich in einen Einfall und ist unermüdlich, ihn in immer neuen Variationen auszubeuten. So hat ihm der verlorene Schatten Peter Schlemihl's zu der verwandten Idee des verlorenen Spiegelbildes Veranlassung gegeben; und seine Nachfolger, Contessa, Weißflog u. s. w., haben wieder die Combinationen ihres Meisters verarbeitet. Den unangenehmsten Eindruck macht diejenige Seite seines Schaffens, die gewöhnlich zuerst in die Augen fällt, seine Neigung zum Unheimlichen und Entsetzlichen. Trotz seines scharfen Verstandes fühlte Hoffmann von Zeit zu Zeit

eine geheime Wahnsinnsader in sich, die sich Luft machen mußte: die Furcht, wahnsinnig zu werden, hat ihn mehrfach beschäftigt, und das Grauen, das er schildert, empfand er selbst. Daß die Nachtseite der Natur ein Recht zur poetischen Darstellung hat, ist unzweifelhaft, sie muß nur so mit der Stimmung des ganzen Kunstwerks zusammenhängen, daß man ein psychologisches Interesse nehmen kann, daß der Eindruck über das blos Materielle hinausgeht, und sie muß sich einzuschränken wissen: sonst ergeht es uns wie Macbeth, der, nachdem er „mit dem Grauen zu Nacht gespeist“, sich von Schaudern so übersättigt fühlte, daß er den Sinn der Furcht verlor. Hoffmann ist über seine Geister nicht Herr. Allerdings weiß er soviel Entsetzliches zusammenzuhäufen, daß uns, wenn wir in der richtigen Stimmung daran gehn, das Blut in den Adern stockt, namentlich wenn er uns vorher durch einen anscheinend soliden Realismus täuscht; bringen wir aber diese Stimmung nicht mit, sondern verhalten uns von vornherein kritisch, so kommt uns das Ganze von Anfang bis zu Ende ekel, schaal und unersprießlich vor, und je weiter wir kommen, je alberner wird uns zu Muthe. Wir werden in eine Fieberphantasie hineingerissen, wir wissen nicht warum, und blos materielle Gespenster ertragen nicht das Tageslicht des Verstandes. Die Poesie des Grauens liegt nicht in dem Gegenstand des Grauens, sondern in der Seele, aus der es hervorgeht, deren Stimmung es annimmt. Der Dichter darf entsetzliche Erscheinungen, auch wenn er sie gegenständlich schildert, nur aus der Stimmung hervorgehn lassen, die sie begreiflich macht, und sie nur soweit enthüllen, als sie der Seele angehören. Geistergeschichten in einem modernen Roman sind um nichts besser, als das Treiben der Somnambulen und Magnetiseurs in der wirklichen Gesellschaft; sie beruhn ebenso auf einem gemeinen Sinnenkitzel, wie die Zoten- und Mysterienliteratur, denn sie wenden sich an die thierische Seite unsers Wesens. Am breitesten ausgeführt sind die Elixire des Teufels (1816). Dieser Wirrwarr, in dem man nie recht unterscheidet, ob man den Teufel, oder einen Wahnsinnigen, oder einen gewöhnlichen Menschen vor sich hat, macht, wenn man den ersten Anlauf überstanden, einen unaussprechlich komischen Eindruck: diesmal ganz wider Willen des Dichters, der sonst die Verbindung des Entsetzlichen mit dem Scurrilen als eine ganz besondre Würze der Phantasie anwendet. Diese verwickelten Geschlechtsregister einer der Hölle verfallenen Familie, deren Mitglieder regelmäßig durch ein bestimmtes Elixir verführt werden, ist zu pedantisch ausgeführt, und die Personen selbst haben zu wenig Realität, als daß wir an ihren Schicksalen Antheil nehmen könnten. Es ist ein Leben im Traum. Im Traum, wo die höhern Functionen des Geistes aufhören, finden wir uns alle als feig, boshaft, in beständigem Entsetzen, wir jagen mit hexenartiger Geschwindig-

keit einem unbekannten Ziele nach, durch Mauern und Wände, es gibt keine feste Realität, die unsern Flug aufhalten könnte, und doch bewegen wir uns im Kreise und sehn uns plötzlich an den Ort des Grauens zurückversetzt, wo dann das frühere Entsetzen uns von neuem von dannen peitscht. Wir verwandeln uns willkürlich in andre Personen: der Ermordete in den Mörder, wir verlieren den Begriff des Unterschiedes, weil wir den Kern unsrer Persönlichkeit verloren haben. Mit einer unschönen Angst kämpft der Geist gegen die dämonischen Gewalten, die ihn vernichten wollen. Im Roman können wir ein solches Traumleben nur kurze Zeit aushalten. Besser sind die Nachtstücke (1817), schon weil sie kürzer sind, und weil sie den Schauder mehr auf einen bestimmten Punkt concentriren, obgleich auch hier die Geschmacklosigkeit zuweilen haarsträubend ist. So gibt der Anfang der Erzählung „das Majorat von Rossitten" eine schöne Localfarbe und leitet auf das vortrefflichste die Stimmung ein, die durch die gräßliche Begebenheit hervorgerufen werden soll. Als aber mit dem Gespenst des alten Daniel wohlwollende Bekehrungsversuche angestellt werden, und als wir aus dem phantastischen plötzlich auf das moralische Gebiet gerissen werden, ist es mit dem Eindruck vorbei. Hoffmann versteht nicht zur rechten Zeit abzubrechen. In andern Erzählungen ist wieder des einfachen Schauders zu viel, z. B. in dem „Sandmann", wo zuerst dem armen Jungen, welcher der Held der Geschichte ist, von dem Teufel oder einem ihm ähnlichen Individuum aus Scherz oder versuchsweise die sämmtlichen Glieder auseinandergenommen werden, wo sich ihm später unter den Händen eine Geliebte im Augenblick der feierlichsten Entzückung in einen Automaten verwandelt, dem man die künstlich verfertigten Augen ausreißt u. s. w. Dieser plötzliche Uebergang aus dem Lebendigen ins Todte, in welchem sich in der That aller Gespensterschauder concentrirt, hat dem Dichter die reichste Ausbeute geliefert. Aber es gibt keine Gattung von Spukgeschichten, die er nicht irgendwie verwerthet hätte. Seitdem haben uns seine Nachfolger in Deutschland und Frankreich so mit Nachtwandlern, Vampyren u. dgl. überschüttet, daß man sich keinen Augenblick sicher fühlt, aus irgendeiner dunklen Ecke eines dieser unheimlichen Geschöpfe hervortreten zu sehn. Es ist das eine sehr ungesunde Poesie, weil sie das Geistige ganz in Materialismus erstickt, und man kann sie zuletzt handwerksmäßig betreiben. Am deutlichsten zeigt sich die Geistlosigkeit, wenn sich der Dichter bemüht, philosophische Reflexionen an seine phantastischen Einfälle zu knüpfen, wenn er von dem doppelten Princip des Lebens spricht und die überirdische Welt analysirt. Höher stehn diejenigen Erzählungen, in denen das Unheimliche sich an Leidenschaften knüpft, z. B. die Darstellung einer dämonischen Mordlust und eines dämonischen Spieltriebs. Zwar hängen auch diese Gegenstände mit

einer verkehrten Richtung der Zeit zusammen: wenn man sich früher damit beschäftigte, aus einer schönen Seele alle verborgenen Vollkommenheiten ans Licht zu ziehn, so wandte sich jetzt dieses Interesse am Individuellen zu der entgegengesetzten Seite des Lebens, zu der dämonischen Natur des Menschen. Man bemühte sich, die Seelen interessanter Verbrecher zu analysiren und in ihrem wüsten Treiben ein gewisses Verhängniß, eine innere psychische Nothwendigkeit herauszuempfinden; das ging soweit, daß man selbst in der sonst nüchternen Jurisprudenz gewisse Verbrechen als Aeußerungen eines innern Naturfatalismus dem Criminalrecht entziehn wollte. Es begann das belletristische Interesse an merkwürdigen Criminalfällen, und auch in den Romanen fing man an, die Helden im Bagno zu suchen. Wenn man aber den Gegenstand verwerfen muß, so ist doch bei Hoffmann die Ausführung anzuerkennen; er zeichnet sich vor Tieck, seinem Vorbild, durch einen kräftigern Realismus und eine bestimmtere Zeichnung aus. Bei Tieck verschwimmt die Geschichte in ein mondscheinartiges Traumleben, und trotz der künstlerischen Ausarbeitung einzelner Züge ermüdet das Ganze. Bei Hoffmann werden wir zuerst so sicher gemacht, daß wir uns auf festem Boden glauben, und plötzlich bricht dann das Erdbeben der dämonischen Welt auf uns ein. Am glänzendsten entfaltet sich das Talent des Dichters, wo es ihm gelingt, seine Neigung zum Entsetzlichen ganz zu unterdrücken. Hoffmann vereinigt die Fähigkeit, schnell und scharf zu beobachten, mit dem Talent, das Beobachtete klar und übersichtlich zu ordnen. Von der Art seiner Beobachtung hat er in dem Gespräch „des Vetters Eckfenster" ein Bild gegeben: er wird der verwirrenden Eindrücke dadurch Herr, daß er seine Aufmerksamkeit willkürlich fixirt und sich aus jedem einzelnen Zug schnell ein Ganzes zusammensetzt. Er versteht sehr gut, eine einheitliche Stimmung, wie sie für ein Gemälde nothwendig ist, poetisch zu fixiren. Bei den besten seiner Novellen geht ihm zuerst die sinnliche Anschauung einer bestimmten Scene auf, vielleicht hervorgerufen durch ein wirkliches Gemälde; die Stimmung krystallisirt sich zu einer Melodie und diese bildet nun gleichsam den Refrain seiner Geschichte, wie das Gemälde den Mittelpunkt derselben. Man verfolge diese Methode z. B. an folgenden Novellen: Doge und Dogaresse, die Fermate (vielleicht das reizendste unter seinen Bildern), Fragment aus dem Leben dreier Freunde, der Artushof, der Sängerkrieg, Martin der Küffner und seine Gesellen. Der Gesammteindruck würde reiner sein, wenn sich Hoffmann's Stil in edlern Formen bewegte; in dieser Beziehung bleibt er hinter Tieck weit zurück. So heiter uns die bunten Farben und die zierlichen Arabesken in seinen Geschichten anmuthen, so bleibt doch etwas darin, das dem gesunden Gefühl widersteht. Aus dem frischesten Grün haucht uns etwas von Fäulniß an. Seiner Conception fehlt der eigent-

liche Kern alles Schaffens, das feste und sichere Gefühl. Wie in der Arabeskenzeichnung die realen Formen sich der zierlichen Windung der Linien bequemen müssen, so sind seine Gestalten durch Einfälle und Stimmungen ebensowol hervorgerufen als beeinträchtigt. Er liebt es, zu mystificiren und bei einem Charakterproblem, das uns in die lebhafteste Spannung versetzt, uns den Schlüssel vorzuenthalten; ja er ist geneigt, in diesem Unaufgelösten, Räthselhaften, Fragmentarischen die eigentliche Poesie zu suchen. Hoffmann's Charaktere haben immer einen geheimen Doppelgänger, der ihr Gegentheil ist, und wenn wir in dem Glauben stehn, es mit dem einen zu thun zu haben, so grinst uns plötzlich aus der Larve heraus das boshafte Satyrauge des andern an. Die Züge des Alltagsmenschen legen sich unvorbereitet in entsetzliche, dämonische Falten, und Satan verwandelt sich ebenso unvermittelt in einen bequemen, gelangweilten Philister. Hoffmann hat mit scharfem Auge fratzenhafte Erscheinungen verfolgt und seine Gedanken darüber in Tagebüchern aufbewahrt; später drängen sich diese Gedanken hervor, wo sie am wenigsten hingehören. Zwischen seinen Possen und seiner etwas nach Opium schmeckenden Verzückung liegt keine gemüthliche Mitte; der eine Gemüthszustand ist das Gespenst, das den andern heimsucht, ohne ihm irgendwie verwandt zu sein. — Hoffmann hat einen außerordentlichen Einfluß auf unsre Literatur ausgeübt; das moderne Feuilleton ist ganz in seine Fußtapfen getreten; dieselbe Mischung von Idealismus und Humor, von künstlerischer Begeisterung und scurrilen Einfällen, von phantastischen Nebelbildern und hausbackener Wirklichkeit. Unter seinen Mitarbeitern und Nachahmern zeichnen sich Salice-Contessa und Weißflog aus, der erste im schauerlichen, der zweite im komischen Fach. Die zweckmäßigste Uebersicht dieser Restaurationsnovellen gibt das Taschenbuch Urania, welches seit 1810 erschien. Im Anfang überwiegen noch die Gedichte, alle Namen von einiger Bedeutung sind vertreten. Der Jahrgang von 1818 bringt die bezauberte Rose von Ernst Schulze (geb. 1789, gest. 1817). Das Gedicht wurde wegen seiner melodischen Sprache trotz des schwächlich-sentimentalen Inhalts und der äußerst geringen plastischen Kraft ein Lieblingsbuch der Zeit, und jeder folgende Jahrgang brachte neue Versuche derselben Gattung. Fouqué mit seiner Schule nimmt den Vordergrund ein. Die Frauen sind stark vertreten, z. B. Luise Brachmann, Helmine von Chezy, Amalie von Helvig, Fanny Tarnow, Therese Huber, Agnes Franz u. s. w. Seitdem Hoffmann mitarbeitet, überwiegt die Novelle, zunächst noch ganz im romantischen Geschmack, dann aber mischt sich immer mehr modernes Leben ein, und seit den ersten Novellen von Tieck (1826) treten die Gedichte ganz hinter den socialen Schilderungen aus der Gesellschaft zurück.

Seit sich Tieck aus den vordern Reihen der Literatur zurückzog, hatte

sich ein neues Geschlecht herangebildet, das die Poesie Göthe's und seiner Zeitgenossen, die Dichtungen Tieck's und die kritischen Urtheile der Schlegel als ein anerkanntes Erbe überkam. An die Stelle des freigeistigen Rationalismus sollten Mystik und Tiefsinn treten. Früher glaubte man in der Moral die Religion entbehren zu können, jetzt war die Moral in Verruf; früher verlachte man den Glauben als eine geistige Schwäche, jetzt sah man das Wunderbare überall. Hatte sonst die Altklugheit das Wort geführt, so hörte man jetzt fast nur das Stammeln der Natur und Kindlichkeit. Das Singen und Sagen von ritterlichen Thaten wollte nicht enden. Die tölpelhaften Kämpen der Spieß'schen und Cramer'schen Romane hatten sich in tugendhafte Nordlandsrecken, in sittige und wohlgezogene Jünglinge umgewandelt. Da war alles Minne und Frömmigkeit, selbst die lichtbraunen Rößlein und die Rüden und Bracken waren verständig. An allen schwierigen romanischen Versmaßen mühte man sich ab, und Sterne, Perlen, Jasmin und narkotische Blumendüfte durfte der Dichter nicht sparen. Wenn Tieck diese Bewegung überschaute, so mußte er sich gestehn, er und seine Freunde hatten dazu einen ersten Anstoß gegeben. Es war dasselbe, was er gewollt, und doch etwas Anderes; es waren die Farben, welche er gebraucht, und doch ein fremdartiges Bild. Den neuen Genies gegenüber kam er sich nicht selten wie ein Philister aus der Vergangenheit vor, und fast lächerlicher noch als die Aufklärung waren ihm jetzt diejenigen, welche auf sie schalten. Wenn er sich aber kritisch über die Neuerungen seiner Schule erhob, so war die Weise seines Schaffens noch die alte. Sein Fortunat (1815) ist nichts als die rohe Dialogisirung eines novellistischen Stoffs. Durch eine oder mehrere Hauptpersonen und namentlich durch den Zauberbeutel Fortunat's soll eine gewisse Einheit hervorgebracht werden, aber die einzelnen Abenteuer stehn in keinem Verhältniß zueinander; es ist eine Mosaikarbeit aus lauter Episoden. Das Stück, das wegen seines ungeheuern Umfangs in zwei Abtheilungen zerfällt, hätte noch bis ins Unendliche fortgesetzt werden können. „Die Bearbeitung des ersten Theils, sagt einer von den Kritikern, die Tieck selbst einführt, dünkt meinem Gehör gleich einem musikalischen Stück mit seinen Variationen. Derselbe Satz, dieselbe Aufgabe kehrt wieder und wird am Ende ziemlich willkürlich aufgelöst. Darum sehen sich die komischen Nebenfiguren ähnlich, und wenn nicht zuletzt die ältern wieder aufträten und den Schluß mit dem Anfang verknüpften, so bestände das Stück fast nur aus sechs oder sieben dialogisirten Anekdoten." Tieck geht über diesen Vorwurf leicht hinweg, er ist aber vollkommen begründet. Noch schlimmer ist's im zweiten Theil, wo man nach einer Reihe von Schwänken und Possen plötzlich durch einen schrecklichen Ausgang überrascht wird, der wol beleidigend, aber nicht tragisch wirkt. Wir finden hin und wieder einen

guten Einfall, eine launig vorgetragene phantastische Begebenheit, aber diese einzelnen Bilder können den Eindruck der Dürftigkeit nicht aufheben. Wenn wir von den phantastischen und wunderbaren Motiven absehn, die nur des Contrastes wegen angebracht sind, so bleibt kein andres Verdienst, als das des rohesten Realismus. Der Dichter sucht die Menschen so darzustellen, wie sie sich im gewöhnlichen Leben, wenn keine erhebenden Motive in dasselbe eintreten, benehmen. Das ist genau dasselbe, was Tieck bei Kotzebue und andern populären Schriftstellern mit soviel Beredsamkeit angreift: vielleicht gerade, weil sie das Handwerk besser verstanden. Kotzebue ist auch gar nicht so empfindsam gewesen, wie die Personen, die er zum Amusement des Publicums weinen läßt; er hat im Stillen ebenso darüber gelacht, wie Tieck; aber dies ironische Verhalten zu den eignen Schöpfungen macht noch nicht den Dichter. Um komische Ideale zu zeichnen, reicht es nicht aus, wenn man die Wirklichkeit übertreibt. Freilich ist Kotzebue's Sprache gerade so roh, wie sein Denken und Empfinden; Tieck dagegen schreibt einen feinen und graziösen Stil, wir haben die wohlthuende Empfindung, uns in gebildeter Gesellschaft zu bewegen, und das hat in einer Zeit, wo man Bildung mit Talent verwechselte, Viele bestochen. Allein der Stil macht noch nicht die ganze Poesie aus, und außer einzelnen wildphantastischen, fratzenhaften Scenen ist das Meiste die nackte Prosa. Wo die Ironie nicht ausreicht, wo die wirkliche Empfindung, der wirkliche Gedanke sich geltend machen sollen, versiegt die Kraft des Dichters, und an Stelle der Naturwahrheit tritt ein geziertes Spiel. Der Fortunat bildet den Schluß des Phantasus, in welche Sammlung (1812 — 16) der Dichter alles aufnahm, was ihm aus seinen romantischen Flegeljahren der Beachtung werth schien. Den Rahmen dieser Sammlung macht eine Novelle, oder eigentlich eine Reihe von Unterhaltungen über verschiedne Gegenstände, welche man als den Uebergang zu den spätern Novellen betrachten kann. Wie physiognomielos und schablonenhaft die Personen sind, die sich unterhalten, und wie gespreizt, dürftig und unerquicklich ihre Reden, hat schon Rahel treffend bemerkt. Tieck hat in diesen Gesprächen alles an den Mann gebracht, was ihm über Literatur, Theater, bildende Kunst, Musik u. dergl. am Herzen liegt. Sein Urtheil über die Dichter spricht er charakteristisch genug in Toasten aus; sogar auf den guten Schiller wird ein Toast ausgebracht, weil man es in einem Moment begeisterter Liebe nicht so genau nehmen dürfe. — Zu den Studien des englischen Theaters kehrte er seit 1811 zurück. Sein alter Liebling Shakspeare wurde bald der Mittelpunkt der gesammten Thätigkeit, namentlich seitdem er 1817 mit Burgsdorf eine längere Reise nach England gemacht. 1819 nahm er seinen bleibenden Aufenthalt in Dresden. Durch seine Anstellung als Dramaturg bei der Hofbühne hatte er Gelegenheit, für das, was er in der

Theorie als die Hauptaufgabe der Dichtkunst betrachtete, für ihre Rückkehr zum Volksthümlichen unmittelbar zu arbeiten. Daß aus dieser Stellung kein Segen hervorging, liegt zum Theil in der Unsicherheit seiner Principien. Die Sympathien und Ueberzeugungen gingen bei ihm nicht Hand in Hand; er ließ sich bald durch die einen bald durch die andern bestimmen. Vor allem herrscht im Stillen bei ihm immer die irrthümliche, für einen Dramaturgen höchst seltsame Voraussetzung vor, die Poesie müsse etwas opfern, um theatergerecht zu sein: eine Idee, an der unser Theater noch immer siecht. Trotzdem sind diese Kritiken im Einzelnen sehr werthvoll. Es ist merkwürdig, mit wie feinem Instinct er zuweilen das richtige Gesetz der Kunst empfindet, wie lebhaft er es gegen die Uebertreibungen der jüngern Schule geltend macht: aber dies Gesetz auf seine eignen Ideale anzuwenden, fehlt ihm die logische Energie. Am deutlichsten tritt dieser Widerspruch in seiner Beurtheilung Schiller's hervor. Ursprünglich war Schiller den Romantikern unbequem, weil seine Aussprüche ein Gemeingut des Volks wurden, das die Orakel der Romantik unbeachtet an sich vorübergehn ließ, weil er am unbefangensten und leidenschaftlichsten in die Ansichten des Zeitalters einging. Diese Abneigung ist nachher geblieben, obgleich die Angriffe von einer entgegengesetzten Seite ausgehn. In den dramaturgischen Blättern zwingt sich Tieck jedesmal, wenn er auf Schiller zu sprechen kommt, zu einer gewissen Rührung; er redet von ihm nie ohne ein epitheton ornans, z. B. „unser Schiller", „der edle Schiller" u. s. w. Zum Theil war das Rücksicht auf das Publicum, das sich seinen Schiller nicht ungestraft lästern ließ, zum Theil ein ehrenwerther Kampf gegen die eigne Abneigung. Die Vorwürfe beziehn sich auf die materiellen Mittel, die Schiller anwendet, und denen zu Liebe er zuweilen gegen den ethischen Inhalt gleichgültig wird. Gegen die Zumuthung an das Publicum, im ästhetischen Interesse aus seinen sittlichen Voraussetzungen herauszutreten, spricht der Kritiker goldne Worte: „Ist es denn recht, fragt er, alles Nationale, Angewöhnte und Anerzogene, alle Gesinnung und Ueberzeugung diesem Bühnenschmuck zu Gefallen aufzugeben? Soll die Romantik der Tragödie etwa darin bestehn, daß ich mich passiv den bunt wechselnden Eindrücken überlasse, Zusammenhang, Wahrheit, Begründung nicht so genau verlange?" — Aber was haben denn die Verehrer Calderon's gethan, als sie dem protestantischen Publicum zumutheten, sich von der Andacht zum Kreuz erbauen zu lassen? Was der Dichter des Alarkos, als er uns den spanischen Begriff von Ehre einimpfen wollte? — Tieck's Polemik gegen die Einmischung des Opernwesens ins Drama, gegen das Uebergewicht der Decorationen und Costüme über die Handlung, gegen das Virtuosenthum, das durch Verbindung unnatürlicher Contraste gewaltsame Effecte hervorruft, gegen die Steigerung der

Sinnlichkeit durch Anwendung der Musik, bunte Aufzüge, Tänze, gegen die blumenreiche Diction, die durch ihren sinnlichen Klang den Verstand übertönt, gegen die Romantik, d. h. die Unwahrheit und Unverständlichkeit in den Motiven, gegen die kokette Kindlichkeit und die Verbindung des Grausamen mit dem Kleinlichen, das alles ist uns aus der Seele gesprochen, und es ist eine Freude, die Ueberlegenheit zu verfolgen, mit der dieser feine Kopf die Ausgeburten der vom Verstand verlassenen Phantasie analysirt. Aber es ist unbillig, wenn er Hoffmann, Werner, Oehlenschläger, Houwald auf das bitterste verfolgt, und nicht daran denkt, daß sie seine eignen Schüler und Mitschuldigen sind. Für die großen Erscheinungen seiner Zeit hat er keinen Sinn. So spricht er von Walter Scott immer mit übel verhehlter Geringschätzung, obgleich dieser Dichter ausführte, was bei den Romantikern Tendenz geblieben war. Aber was über die Tendenz hinausging, war den Romantikern unbequem, es verlor den ätherischen Duft, den aristokratischen Firniß. W. Scott's Gestalten und Geschichten waren zu materiell, sie ließen sich nicht in Arome auflösen, sie beleidigten den an Schattenbilder gewöhnten Poeten durch ihr derbes Fleisch und Blut; außerdem durch ihre Ehrlichkeit, durch ihren Mangel an Ironie. W. Scott war gläubiger Realist, und daher nach dem Princip der Romantik ein Feind des Ideals. Auch über Byron beobachtet er das hartnäckigste Stillschweigen: nur einmal erwähnt er ihn mit Herablassung. Daß er über die jungfranzösische Schule sich nur mit einer Mischung von Abscheu und Verachtung ausläßt, ist eher zu begreifen, denn in ihr trat ihm die Fratze seiner eignen Bildung entgegen. Trotz aller Fehler sind diese Kritiken ein denkwürdiger Beleg für die allmähliche Wendung in dem Urtheil guter Köpfe. Sie sind fast ohne Ausnahme sauber ausgeführt; sie geben Gesichtspunkte an die Hand, die nicht dem ersten besten aufstoßen, und sie sind ehrlich gemeint. Mit großem Erfolg bekämpft Tieck die Ueberschreitungen der Romantik; gegen die moderne Geniesucht und das süßliche Christenthum nimmt er sich selbst der von ihm früher so sehr verspotteten Aufklärung an, und wenn er die alten Stichwörter der Consequenz wegen beibehält, so ist doch der Sinn seiner Kritik durchaus modern. In diesem Sinn, daß er den romantischen Geist, den er selber hervorgerufen, allmählich in das Bett des modernen Lebens überleitete, müssen wir seine spätern Dichtungen betrachten. — In den Novellen finden wir, wenn wir sie näher zergliedern, dasselbe feine Gift, welches in der frühern Romantik zersetzend auf alle wirklichen Gestalten des Lebens einwirkte. Aber im Gegensatz gegen die Märchenwelt der ältern Periode spielt auf ihrer Oberfläche der Schein des modernsten Lebens. Es zeigt sich in ihrer Physiognomie jene krankhafte Blässe, die aus raffinirter Cultur, verfrüht und übersteigert im Lebensgenuß und voreiliger Verarbeitung aller Illusionen, hervorgeht; aber es ist nicht zu leug-

nen, diese Blässe hat etwas Interessantes, und wie die Frauen zuweilen die krankhafte Farbe, die abgespannten Züge und scheuen Blicke eines Blasirten nicht ohne Gefahr für ihr Herz anschauen, so dürfte auch in diesen feinen, obgleich kraftlosen Gebilden ein geheimer Reiz für die überspannten Nerven unsrer Zeit liegen. Ihr relativer Werth, wenn man sie mit der übrigen Tagesliteratur vergleicht, ist nicht gering. So sehr sie von der allgemeinen Krankheit der Zeit inficirt sind, so unstet, wandelbar und haltlos ihre Charaktere, so unklar und zerflossen uns ihre Situationen entgegentreten, so enthalten sie doch eine Fülle von Bildung, Geist und Beobachtung und behandeln soviel interessante Probleme, daß unser Nachdenken fortwährend angeregt wird, wenn wir auch meist mit dem Dichter wegen seiner Auflösung hadern. Die moderne Gesellschaft zu schildern, war Tieck ungewöhnlich befähigt. Er gehörte mehr, als es sonst dem deutschen Dichter gelingt, der großen Welt an, er hatte ein scharfes Auge für die kleinen Schwächen der Menschen und eine feine Empfänglichkeit für die verschiedenen Formen des Lebens. Auch in seiner romantischen Periode war ihm das Mittelalter nur ein phantastischer Schimmer gewesen, der die dürre Gegenwart verklären sollte. Es lag ihm daran, das gewöhnliche Leben zu vergeistigen und ihm den poetischen Inhalt, den es früher gehabt, wiederzuerobern. Mit Recht hatte er im Mittelalter jene freie plastische Ausbildung des individuellen Lebens, jene feste Gliederung gefunden, die durch das humanisirende Streben der Gegenwart, alles ins Gleiche und daher ins Unbestimmte zu ziehn, aufgelöst worden ist: es fehlte ihm nur die Kraft, in einem anschaulichen Bild jene natürlichen Unterschiede der Gesellschaft gegenwärtig zu machen, und er mußte sich daher zur Empfehlung seiner Romantik mit Ansichten, Sympathien und Doctrinen begnügen. — Die Novellen sind durch das Vorbild des Wilhelm Meister bestimmt. Göthe's Nachfolger haben recht daran gethan, den Kreis der Stoffe weiter auszudehnen und das bürgerliche Leben mit in die Dichtung zu ziehn; aber durch sein Beispiel verleitet, haben sie auch in dieses Leben jenen Dilettantismus, jene Freiheit von allen realen Bedingungen übertragen, die sich bei Göthe's Schauspielern und Edelleuten vortrefflich ausnimmt, die aber in diese Kreise nicht gehört. Tieck ist ehrlich in seinen Sympathien aber nicht in seinen Studien: er hat sich nicht die Mühe gegeben, von dem bedingten Leben, das er zu verklären unternommen, ein vollständiges Bild zu gewinnen. Hinter seinen Masken erkennen wir leicht die bekannten Gesichter aus dem Zerbino und dem Phantasus wieder heraus. Sie sind nur um der Einfälle willen da, sie haben kein inneres Leben, keinen realen Boden, keine selbständige Existenz, und schweben, trotz ihrer anscheinenden Modernität, ebenso in der Luft, wie die Tendenzbilder der frühern Märchen. — **Die Gemälde** (1821),

Tieck's erste Novelle, ist vielleicht sein glücklichster Griff. Zwar ist in der Anlage das Vorbild Hoffmann's nicht zu verkennen. Es kommt dem Dichter nur auf Bilder, Stimmungen und Ideen an; die Ereignisse und Charaktere müssen sich diesen Bedürfnissen fügen; aber die Bilder sind von einer bezaubernden Anmuth und Frische, und Tieck hat den unverkennbaren Vorzug größerer Bildung. Hoffmann geht völlig in seinem Kunstenthusiasmus auf: wer nicht von vornherein mit ihm übereinstimmt, oder nicht wenigstens die gleiche enthusiastische Anlage mitbringt, wird seiner Schilderungen bald müde. Tieck dagegen befriedigt den Spötter wie den Gläubigen. Zuerst geht er mit dem größten Ernst auf den Idealismus der Kunst ein, dann regt sich unvermuthet der Schalk, und der classische wie der romantische Kunstbegriff, die Kennerschaft wie der Dilettantismus werden mit gleichem Spott übergossen. Der humoristische Gauner Eulenböck erweist sich als der einzig Verständige in diesem Kunsttreiben. Mit nicht geringerem Leichtsinn, wie mit den ästhetischen Begriffen, wird mit den sittlichen umgesprungen. Ein Bruder Liederlich, dem kein andres Verdienst zukommt als das zweifelhafte der Gutmüthigkeit, gewinnt den Preis; die moralischen Malvolios werden beschämt. Aber wer nicht Tieck's übrige Werke kennt und sich daran erinnert, daß in dieser Ironie gegen allen Ernst des Lebens das gefährliche Princip der romantischen Schule versteckt lag, empfindet in diesen anmuthigen Bildern die innere Unwahrheit nicht heraus. — Die zweite Novelle, die Verlobung (1822), ist die dreisteste Satire gegen die Frömmelei, die man in Deutschland gewagt. Wen es Wunder nimmt, daß der Dichter der Genoveva so ganz auf Seite der Weltkinder tritt und unter dem Vorgeben, die erheuchelte Frömmigkeit zu entlarven, das innere Wesen des Pharisäerthums mit unerbittlicher Geißel trifft, der muß Folgendes erwägen. Gerade damals hatten die Pietisten den Freunden der Poesie großes Aergerniß gegeben. Ein Jahr vorher waren die falschen Wanderjahre erschienen, in denen die heidnische Gesinnung des Dichters vom Standpunkt eines beschränkten Christenthums verdammt wurde. Dieser frömmelnden Werkheiligkeit gegenüber konnte sich der Apostel der souveränen Poesie wol versucht fühlen, die Freude am Leben selbst im einfachsten epikureischen Sinn zu rechtfertigen. Außerdem hatte seine Religiosität immer nur in der Phantasie gelebt, nicht im Herzen; er hatte die Religion vom Standpunkt der Poesie vertheidigt, aber wo sie aus der Poesie heraustreten und sich im Leben geltend machen, ja wol gar die ironische Freiheit des Dichters beeinträchtigen wollte, ließ er sie nicht gelten; gerade wie Aristophanes hätte er sich unter Umständen als begeisterter Apostel des Dionysos-Cult geberdet, wenn sich der Gott nur gefallen ließ, an seinem eignen Fest als Hanswurst verspottet zu werden. Die auf Speculation, Phantasie und Mystik gegründete poetische Religion der Ro-

mantiker war eine ganz andre, als die praktischen Versuche des neuerweckten christlichen Glaubens. — Der Geheimnißvolle (1823) spielt in den Zeiten der französischen Herrschaft und sieht fast so aus wie ein Spott gegen den Nationalenthusiasmus. Der Held, der beinahe dazu gekommen wäre, als Märtyrer der guten Sache zu fallen, ist ein Lügner und Windbeutel ohne allen Inhalt. Er entschädigt nicht wie Falstaff für seine sittliche Hohlheit durch übermüthige Laune und Ueppigkeit der Erfindung, er ist vielmehr in seinen Lügen so trocken und hülflos, daß er Mitleid erregt. Dieses Mitleid hat der Dichter in der That geltend gemacht. Er läßt den hohlen Prahlhans glücklich werden, mit der Andeutung, daß die heiligsten Regungen des Menschenlebens zum Theil auf Einbildung beruhen, und daß man gegen die ausgesprochene Lügenhaftigkeit keine Ursache habe, den Trumpf sittlicher Entrüstung auszuspielen. — Noch seltsamer ist die Erfindung in der Novelle die Reisenden (1822). Die Scene spielt in einem Irrenhaus, in welchem zuletzt der Director gleichfalls verrückt wird und die sämmtlichen Kranken als geheilt entläßt. Nach der Vorstellung von der Welt, die man aus dieser Erzählung gewinnt, hat er nicht Unrecht, denn die angeblich Vernünftigen, die diesen befreiten und umherirrenden Tollen begegnen, sind eigentlich viel verrückter als diese; aus jedem Busch, aus jedem Fenster grinst uns das verzerrte Gesicht irgendeines Verrückten entgegen: ja es sieht so aus, als ob der gesunde Menschenverstand nur auf Unfruchtbarkeit der Phantasie beruhe. In dem allgemeinen Irrenhaus, welches die Welt genannt wird, scheinen die ausgesprochenen Tollen die legitimsten Bürger zu sein, und so erhebt sich in dieser unterschiedlosen Welt des Wahnsinns die romantische Ironie hohnlachend in die Lüfte. Glücklicher Weise vermeidet Tieck den schlimmsten Fehler, in den Hoffmann wahrscheinlich verfallen sein würde, nämlich den Wahnsinn auch noch von seiner tragischen Seite zu zeigen. Er bleibt stets in der Posse, gerade wie Kotzebue im Pachter Feldkümmel, wobei man freilich die Frage aufstellen kann, ob es erlaubt ist, den Wahnsinn von der komischen Seite zu zeigen. Eine volle und üppige Komik wird doch dadurch nicht hervorgebracht: denn bei der bloßen Absurdität fehlt uns der Maßstab, den wir bei einem unbefangenen Gelächter nicht entbehren können. — Die musikalischen Leiden und Freuden (1822) sind in der Anlage wie in der Ausführung ganz im Hoffmann'schen Geschmack, aber ungeschickter und unreinlicher erzählt. Tieck hatte keine Veranlassung, auf diesen Dichter, der zugleich sein Nachahmer und sein Vorbild war, mit Geringschätzung herabzublicken. — Die Gesellschaft auf dem Lande (1824) zeigt mehr Anklang an Jean Paul, als wir sonst bei Tieck gewohnt sind. Charakteristisch ist die Figur des ehrlichen Pommer, des Gutsverwalters, dessen ganzes Leben sich auf die Er-

innerungen an den siebenjährigen Krieg, den er als Husar mitgemacht, zusammenzieht. Er lebt mit einer rührenden Leidenschaftlichkeit in diesen Erinnerungen, und selbst der Stolz, mit dem er einen ungeheuren Zopf trägt, das Symbol jener großen Zeit, wird dadurch begreiflich. Nun schneidet ihm ein Spaßvogel heimlich diesen Zopf ab. Der ehrliche Husar wird davon so schmerzlich getroffen, daß er in eine Krankheit verfällt und stirbt. Nach seinem Tode ergibt sich, daß sein ganzes Leben eine Lüge war, daß er nie den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, nie Husar gewesen ist, sondern ein ehrlicher Schneider. Also wieder eine Flucht aus dem Reich der Wirklichkeit in das der Chimäre, weil in jenem die ideale Selbstlosigkeit der Figuren keine Stätte findet. Aller Glaube und aller Inhalt dieses Lebens ist Wind! Uebrigens zeigt sich die Manier auffallender, als in den frühern Novellen, namentlich in der Redeweise der einzelnen Personen, von denen keine so spricht, wie es ihrem Stand und ihrer Bildung angemessen wäre. — Glück gibt Verstand (1826). Wie früher die Lüge und der Wahnsinn, wird hier die Einfalt und Schwäche emancipirt. Ein auffallend unbedeutender Mensch, sowol seinem Verstand, als seinem Charakter nach, macht Glück und wird zu den höchsten Ehrenstellen des Landes befördert. Offenbar hat dem Dichter bei dieser Erfindung das Volksmärchen vorgeschwebt, in welchem in der Regel die treuherzige Einfalt den Preis über List und Gewalt davonträgt; aber was im Märchen das Natürliche ist, erscheint im Rahmen der Novelle, die uns in bestimmte gesellschaftliche Zustände einführen soll, sinnlos und abgeschmackt. — Im 15. November (1827) ist ein Wahnsinniger oder vielmehr Blödsinniger der Held, der aber nicht blos tiefer empfindet, sondern auch feiner begreift und einen consequentern Willen hat, als die vernünftigen Leute. So baut er z. B., ohne das Handwerk gelernt zu haben, ein kunstgerechtes Schiff, im bestimmten Vorgefühl einer Ueberschwemmung, die auch im richtigen Moment eintritt. Eine Erfindung, die durch einen Beischmack von Frömmelei nicht erträglicher wird. — Der Gelehrte (1827) hat einen vortrefflichen Grundgedanken, die Polemik gegen den Dilettantismus im Wissen. Diese Verherrlichung der Gelehrsamkeit von seiten der Romantik würde befremden, wenn sich dahinter nicht die alte Polemik gegen den Rationalismus versteckte, der an Stelle der Philologie in die Schulen die Naturwissenschaft oder vielmehr ein nützliches Allerlei einführen wollte. Die Novelle macht einen wohlthuenden Eindruck, obgleich das Märchen vom Aschenbrödel ungeschickt in das moderne Leben verwebt ist; überhaupt schrumpft beim genauern Zusehn der Realismus ziemlich stark zusammen: von dem Leben eines Gymnasialdirectors hat Tieck doch keine sehr bestimmten Vorstellungen. — Der Alte vom Berge (1828) erinnert lebhafter an die alte Weise

seines Schaffens; namentlich an den Runenberg und die Bergmannsgeschichte im Ofterdingen. Einige Male nimmt der Dichter einen ernsthaften Anlauf, den Grübeleien des tiefsinnigen alten Menschenfeindes mit seiner Empfindung nachzufolgen und sie wiederzugeben, und wir werden dann durch eine wirkliche Poesie des Gedankens überrascht. Aber diese Poesie wird bald durch Erfindungen überdeckt, die jede ernsthafte Theilnahme unmöglich machen. — Das Zauberschloß (1829), eine Gespenstergeschichte, dem Anschein nach bestimmt, zu erschrecken und zu beängstigen. Wer nicht genau auf den Stil achtet, würde versucht sein, die capriciöse Erfindung der gespenstischen Ernestine Hoffmann zuzuschreiben. — Die Wundersüchtigen (1829). Eine der besten Novellen. Die beiden Figuren des Cagliostro und Schrepfer sind nicht ohne Genialität angelegt, und der Wunderglaube des gebildeten Pöbels ist mit einem köstlichen Humor dargestellt. Man gönnt den modernen Mystikern die Schläge, die eine geschickte Hand ihnen austheilt, von Herzen, wenn man auch in der Virtuosität der Ausführung die Neigung des Dichters, alle Illusionen skeptisch aufzulösen, wiedererkennt. Nur hat die Novelle zwei Fehler. Einmal ist das Costüm der Zeit vergriffen, was hier, wo es sich um eine bestimmte Verirrung des Geistes handelt, nicht unwesentlich war; sodann ist der Geist des Dichters doch nicht ganz von den Thorheiten frei, die er verspottet. — Der Jahrmarkt (1831): eine phantastische Posse, in der eine Reihe glücklich geschilderter, komischer Figuren und Intriguen sich zusammendrängt, nur ist das Gedränge zu groß, um einen ruhigen Genuß zu erlauben, um so mehr, da die Sünden gegen die Naturwahrheit sich häufen. In dem Versuch, die Naivetät darzustellen, erinnert der Dichter nicht selten an Gurli. Die Satire gegen die Jean Paul'sche Empfindsamkeit, gegen die Jesuitenriecherei und ähnliche Thorheiten macht diesmal eine um so bessere Wirkung, da sie ziemlich harmlos ist. — Der Mondsüchtige (1831). Eine Apologie Göthe's gegen die Liberalen, fade und manierirt. — Die Ahnenprobe (1832). Die Tendenz, die socialen Gegensätze möglichst auszugleichen und die guten Seiten der gesellschaftlichen Unterschiede hervorzuheben, ist zu loben, aber die Ausführung läßt viel zu wünschen übrig. Die liberalen Gegner des Adels werden als lauter Elende und Tolle dargestellt; der Edelmann selbst ist in seinem Ahnenstolz zu doctrinär, zu wenig natürlich, zu sehr der Reflexion ausgesetzt, um als historisch berechtigte Erscheinung zu wirken. Er ist im Grunde doch nur veredelter Kotzebue. Der Ahnenstolz hat gewiß wie alle Einseitigkeit seine berechtigten Seiten: will man ihn aber schildern, so muß man sich aller modernen Empfindelei entschlagen. Man muß eine Leidenschaft und ein Vorurtheil, das als solches bedeutend in die Geschichte eingegriffen hat, nicht als eine bloße Reflexion des Ver-

standes oder gar als eine romantische Grille schildern. Man muß es ferner nicht durch Weichmüthigkeit abschwächen, man muß es vielmehr den andern historischen Kräften überlassen, die Einseitigkeit zu corrigiren. — Die Vogelscheuche (1834), eine der längsten unter den Novellen, enthält sämmtliche Ingredienzen der frühern romantischen Schule, und auch die Form gehört der alten Methode an, nach der Fortbildung derselben durch Arnim und Hoffmann; auf der einen Seite eine Reihe von Philistern, fratzenhafte Originale ohne alle Consistenz, ohne Sinn und Verstand, auf der andern das lustige Reich der Elfen; in der Mitte eine lederne Vogelscheuche, in deren Verfertigung einer jener Philister alle Poesie seiner Seele niedergelegt hat, die sich aber dann in einen wirklichen Philister verwandelt. Er wird später von jenem Philister als sein Kunstwerk reclamirt; es entspinnt sich ein Proceß, aus dem er siegreich hervorgeht, als Mensch und guter Bürger anerkannt wird und die Tochter seines Meisters heirathet, die ihn schon früher heimlich geliebt, als er noch eine Vogelscheuche war. Die Erfindung ist komisch genug, und Arnim hat aus ähnlichen Elementen ungleich poetischere Gebilde hervorgebracht. Bei Tieck sind es nicht Gestalten, die ineinander spielen, sondern bloße Einfälle, deren Widerspruch keinen komischen Eindruck hervorbringen kann, weil sie keines Widerstandes fähig sind; daneben ist ihre Geschichte, auch die der Elfen, mit einem so trocknen Pragmatismus erzählt, als ob sie aus jener Akademie der Ledernen selbst hervorgegangen sei. Die Satire ist zuweilen sehr gelungen; aber meistens trifft sie wieder die Literatur. Selbst der alte Böttiger muß noch einmal herhalten; Tieck kommt immer auf seine alten Probleme zurück. Menschgewordene Vogelscheuchen und lederne Akademien werden allerdings, wenn sie über literarische Gegenstände urtheilen, nicht viel Kluges zu Tage fördern, und es gelingt dem Dichter, ihnen die thörichtsten Ideen in den Mund zu legen; aber die Elfen reden nicht klüger, und man weiß nicht, wem man den Vorzug geben soll, der Pedanterie der einen oder dem Schwulst der andern. — Das alte Buch oder die Reise ins Blaue (1834) gibt wieder in der Form eines phantastischen Romans eine Reihe von Kritiken. Das Reich der Poesie wird mit dem Elfenreich identificirt, über welches eine Fee Gloriana herrscht. Ein Sterblicher, Namens Athelstan, gewinnt die Krone in diesem Reich der Poesie durch einen Kuß, und nach seinem Tode werden andre Sterbliche durch einen Kuß zu Dichtern geweiht; darunter Ludwig Tieck als Dichter der Genoveva und des Octavian. Dazwischen burleske Scenen aus dem wirklichen Leben, mittelalterliche Sagen, Hexenprocesse u. s. w.; vor allen spielt ein böser Kobold eine große Rolle, der die Lebendigen beschädigt und das Reich der Poesie verhöhnt und beschmutzt. Er tritt in mannichfachen Metarmorphosen wieder

auf, als Hoffmann, Heine, V. Hugo u. s. w. Im Grund ist das Buch nur eine Fortsetzung zum Zerbino und zum Phantasus, um den weitern Fortgang der Literaturgeschichte nachträglich zu erörtern; aber sie ist viel schwächer. Tieck will die Handschrift in den Papieren eines trocknen Menschen gefunden haben, der sich als ein Fanatiker für das Nichts herausstellt: eine Bezeichnung, die treffender war, als der Dichter ahnte. — Der Wassermensch (1834), eine Satire gegen die Liberalen, mit Anknüpfung an Schillers Taucher; sehr dürftig und unberechtigt. — Der Schutzgeist (1839), eine Reminiscenz an die Elfen aus dem Phantasus, an die Unterhaltungen der Ausgewanderten und an Hoffmann's fremdes Kind; Verherrlichung der katholischen Schönseeligkeit und Wunderthätigkeit aus Stilbedürfniß. — Des Lebens Ueberfluß (1839); ein liebendes Paar, welches in einer romantischen Armuth lebt und sich in der Weise des Jean Paul'schen Siebenkäs darüber tröstet, bis der Onkel aus Indien mit seiner Million kommt. Unerhört fade. — Waldeinsamkeit (1840); ein novellistisches Gerede nach dem Motiv des blonden Eckbert mit modernen Zuthaten, z. B. daß eine Reihe Verrückter sich ohne Aufsicht der Behörden herumtreiben. — Eigensinn und Laune (1835) erregte ungewöhnliches Aufsehn und rief eine bittere Stimmung gegen den Dichter hervor. Man sah eine Satire gegen das junge Deutschland darin und gegen die Emancipation der Frauen, die damals zu den unvermeidlichen Glaubensartikeln des liberalen Katechismus gerechnet wurde. Wenn es wirklich eine Satire sein soll, so ist sie sehr wunderlich, denn Ton und Haltung ist ganz in der frühern Manier, und wenn es der Heldin zum Schluß schlecht geht, so kann man doch nicht behaupten, daß sie sich mehr emancipirt habe, als eine der übrigen Tieck'schen Heldinnen, bei denen durchgehends das augenblickliche Gelüst die sittlichen Bedenken zurückdrängt. Tieck's Frauenbilder sind meist Reminiscenzen aus Wilhelm Meister, und zwar mit dem Bestreben, die entgegengesetzten Eigenschaften zu vereinigen. Eine Philine der guten Gesellschaft und noch dazu mit etwas Mignon-Romantik ausgestattet, ist eine widerwärtige Erscheinung; aber der Dichter durfte nicht erst auf das junge Deutschland warten, um die Verkehrtheit derselben zu empfinden, im Gegentheil knüpft sich die jungdeutsche Romantik direct an seine eignen Novellen. Wie im blonden Eckbert, ist auch in dieser Novelle die Tendenz, daß alles Leben ein Traum, eine Lüge sei; der Grund derselben aber die Unfähigkeit, lebendige Gestalten zu schaffen, und daher die Neigung zu Menschen ohne Inhalt des Lebens und ohne innern Zusammenhang, die als Charaden erscheinen. Die Heldin Emmeline ist ein launenhaftes Wesen, leichtsinnig, aber nicht böse, die ihre reichen Freier zurückstößt, weil sie ihr nicht imponiren, sich dann auf einer Reise in einen hübschen Kutscher verliebt, weil er den Eindruck kräf-

tiger Männlichkeit auf sie macht, und ihren schwachen Vater wirklich bestimmt, ihn ihr zum Mann zu geben. Vor der Hochzeit wird ihm eine gewisse äußere Politur angebildet, am Hochzeitstag aber läuft Emmeline, da er im modernen Frack aufhört, ihr zu imponiren, plötzlich davon. Auf einer Reise wird sie von einem Charlatan verführt und verlassen; ein alter Verehrer nimmt sich ihrer an und heirathet sie. Nach einiger Zeit wird ein verwundeter französischer Officier zu ihnen gebracht. Aus der Krankenpflege entspinnt sich ein Liebesverhältniß und sie läßt sich von ihm entführen. Als sie in eine einsame Schenke kommen, merkt sie aus einem Hunde, den ihr Entführer mit sich führt, daß es niemand anders ist, als ihr ehemaliger Bräutigam, der Kutscher. Wie ist es möglich, daß sie bei ihrem engen Zusammenleben einander nicht früher erkennen? Möglich nur dadurch, daß Tieck's Figuren physiognomielose Schemen sind. Da Tieck mit seinen Empfindungen immer hoch über seinen Gegenständen schwebt, so weiß er sie auch nicht zu meistern. Mit dem trostlosen Refrain des blonden Eckbert: unser Leben ist wie ein albernes Märchen, eigentlich ohne Inhalt, verläßt Emmeline ihren wiedergefundenen Gemahl. Sie tritt nachher noch in mehrern Metamorphosen auf, und durch Gift und Pistolen wird zum Schluß der nöthige Drucker gegeben, aber das alles erschüttert uns nicht, weil die Ereignisse schattenhaft ineinander laufen: die schrecklichsten Dinge werden so beiläufig erzählt, daß wir sie im nächsten Augenblick wieder vergessen haben. — Wunderlichkeiten (1837). Eine Räthin geht mit ihrer Tochter in den versteckten Winkeln der Stadt umher, weil ihr der Geist eingibt, das Gemälde irgendeines großen Meisters zu suchen. Auf diese Weise bringt sie eine stattliche Gemäldesammlung zusammen; der Ruf derselben verbreitet sich in der Stadt und veranlaßt schließlich die Behörde zu einer Untersuchung, wobei sich denn herausstellt, daß diese vermeintlichen Kunstwerke nichts Anderes sind, als werthlose Sudeleien. So werden eine ganze Reihe von Illusionen aufgelöst, und je ehrbarer sich eine Person zu Anfang präsentirt, um so sicherer kann man darauf rechnen, daß sich ein Narr, ein Schwindler oder ein Schurke dahinter versteckt. Wozu Tieck diese Masse von Monstrositäten zusammengebracht hat, von denen jede einzelne höchst unwahrscheinlich ist, wäre schwer zu sagen, denn von humoristischer Benutzung ist keine Rede; im Gegentheil ist der Ton der Novelle unangenehm verstimmt, fast weinerlich, und durch keine einzige versöhnende Erscheinung unterbrochen. — Im Liebeswerben (1838) ist die Satire gegen den modernen Stand der Literaten gerichtet, und Tieck hätte die traurige Unstetigkeit, die in der Regel damit verknüpft ist, auf das beste schildern können, da er sein ganzes Leben ein Literat im modernen Sinn des Worts gewesen war. Allein er hat dem Witz die Spitze abgebrochen, indem er in das Gebiet der Crimi-

naljustiz übergreift. Seine Literaten sind Helfershelfer von Spitzbuben, Gaunern und Räubern und werden dadurch in Verwicklungen gebracht, die der Stand der Literaten als solcher von sich zurückweisen darf. Ganz unerhört ist die Schlußwendung. Die vornehmen Damen interessiren sich für die Gauner, und diese Subjecte, die sammt und sonders das Zuchthaus verdient hätten, kommen in anständige bürgerliche Verhältnisse. Wen diese Satire eigentlich treffen soll, wäre schwer zu sagen, wenn nicht der alte Refrain: das Leben ist leer und ohne Inhalt, fortwährend dazwischen gesummt würde. Die Erfindungen sind mehr als jungdeutsch, die Voraussetzungen in Beziehung auf die sittlichen, gesellschaftlichen und selbst polizeilichen Zustände der Gegenwart unerhört, und das Merkwürdigste ist, daß der Dichter gar nicht merkt, wie seine Satire vorzugsweise seine eignen Glaubensgenossen trifft, die Journalisten des Athenäums und der Europa, die Dichter der Lucinde u. s. w. — Der junge Tischlermeister. Den Plan hatte Tieck bereits nach dem ersten Erscheinen des Wilhelm Meister gefaßt, als er noch mit Wackenroder gemeinschaftlich arbeitete. Er nahm ihn 1811 wieder auf, führte ihn aber erst 1836 durch. Der Roman hat also drei Umwandlungsperioden durchgemacht, und man merkt ihm das an. Vieles Einzelne gehört in die Periode der Lehrjahre, z. B. die Versuche der Inscenirung Shakspeare'scher und Göthe'scher Schauspiele. Dann spielen die Wanderjahre eine Rolle, namentlich in der symbolischen Verherrlichung des Handwerks. Hier wäre nun Tieck der beste Stoff geboten, allein er hat sich nicht die Mühe gegeben, von dem Handwerk ein klares Bild zu gewinnen. Es ist ihm mit der Verklärung des gewöhnlichen Lebens kein rechter Ernst. Die gute Gesellschaft, die sich über Kunst und Literatur unterhält, schwebt ihm doch immer als Ideal vor, und seine Handwerker sind Masken, hinter denen sich der feingebildete Dilettant versteckt. Sein Tischlermeister Leonhard hat studirt; er liest die griechischen Schriftsteller wie deutsch; er hat die feinsten Urtheile über Kunst und Literatur; er betreibt das Handwerk als grand seigneur, und findet keinen Anstand, sich in die adelige Gesellschaft als Professor der Architektur einführen zu lassen. Bei diesem lügenhaften Wesen wird nicht nur der Zweck, die Hervorhebung der interessanten Seiten des bürgerlichen Lebens, verfehlt, sondern es wird auch in die sittlichen Verhältnisse jener Geist der Lüge übertragen, der unser ganzes Leben unterhöhlt hat. Leonhard hat eine vortreffliche Frau; aber auf dem adeligen Schloß, das er als zweiter Wilhelm Meister besucht, verliebt er sich sofort in eine vornehme Philine, das frechste Weibsbild, das die Phantasie eines Dichters geschaffen, und nachdem er endlich mit dieser gebrochen, sucht er eine ehemalige Geliebte auf, mit der er mehrere Monate, bis an ihren Tod, zusammenlebt; nachher kehrt er wieder zu seiner Frau

zurück und es fällt niemand ein, an seinem Betragen Anstoß zu nehmen, dem Dichter am wenigsten. Außerdem tritt Göthe's Harfenspieler wieder auf, diesmal nicht allein, sondern in einer ganzen Gruppe von Wahnsinnigen; ja einer von diesen Wahnsinnigen hält sogar zuletzt im Irrenhaus Schule und erzieht die hoffnungsvollen Kinder des wackern Tischlermeisters, in der Ueberzeugung, daß diese durch den Ort, wo sie unterrichtet werden, zu einer nachdenklichern Betrachtung des Lebens geführt werden sollen. — Die Excurse sind von nicht geringem Werth, namentlich verdient die Auseinandersetzung von den Vorzügen geschlossener Standschaft Beachtung, wenn auch eine gewisse Ironie darin liegt, daß sie von einem alten Lakaien ausgeht, der in seinen Mußestunden einen Gentleman vorstellt. Die Vorzüge der Zünfte, insofern durch sie die Heimathlosigkeit des Handwerks aufgehoben und die Verbindung des Handwerks mit der Kunst angebahnt wurde, sind scharfsinnig, wenn auch einseitig, erörtert; und da Tieck's Gesammtthätigkeit darauf auszugehn schien, allen Ernst, alle Ehrbarkeit und allen Enthusiasmus lächerlich zu machen, so möge hier zum Schluß der sehr beherzigenswerthe Ausspruch des würdigen Domestiken seinen Platz finden: „Ueberhaupt, Herr Leonhard, es müssen andre Zeiten kommen; die Welt hat sich abgenutzt; sind Sie nicht auch der Meinung? Der Malvolio wird gehänselt und abgehetzt; aber der Narr, soviel hübsche Einfälle er auch hat, wird doch hoffentlich auch nicht zur Regierung kommen?" — — Die romantische Schule unterschied sich von der rationalistischen Bildung durch einen sehr feinen und eindringenden Sinn für die charakteristischen Züge und Wunderlichkeiten abgestorbener Zeitalter. Allein ihr ging die ebenso nothwendige Fähigkeit ab, die Zeitalter voneinander zu sondern und jedes einzelne in seiner richtigen Perspective anzuschauen. Faust bemerkt im Gespräch mit Wagner, der Geist der Zeiten, wie ihn die modernen Geschichtschreiber verständen, sei der Herren eigner Geist, die sich in den Zeiten bespiegeln. Dieser Tadel traf die romantische Geschichtschreibung nicht weniger als die aufgeklärte. Wenn die letztre jedem Zeitalter den Maßstab ihrer eignen unfertigen Bildung anlegte und als barbarisch beiseite warf, was sich nicht auf die Verbesserung der Polizei, die Einrichtung der Schulen, die Wohlfeilheit der Lebensmittel und die Dampfmaschinen bezog, so machte es die Romantik umgekehrt: sie sah in den verschiednen Zeitaltern eben nur die Wunderlichkeiten, die aller Analyse widerstanden, das Märchenhafte, das Excentrische; und diesen Mondscheinphantasien zu Liebe verwischte sie alle bestimmte Zeichnung, aus der ein wirkliches Verständniß des Zeitalters hätte hervorgehn können. — In allen historischen Novellen geht Tieck's Bestreben dahin, Züge aufzufinden, die ein psychisches oder culturhistorisches Problem enthalten, die nicht aus sich heraus begriffen werden können, nicht aus der menschlichen Natur im Allgemeinen, son-

dern nur aus ganz eigenthümlichen Voraussetzungen der Bildung. Aber es gelingt ihm nicht, diese Voraussetzungen zu charakterisiren. Daß er nicht den Versuch macht, den Stil der vergangenen Jahrhunderte in seiner nackten Ursprünglichkeit nachzubilden, daß er die übermäßige Anwendung des historischen Costüms und der Anekdote verschmäht, ist zu loben. Allein wenn sich der Dichter an die bedenkliche Aufgabe wagt, ein historisches Zeitalter zu schildern und so der Wissenschaft ins Handwerk zu greifen, so geht er damit die doppelte Verpflichtung ein, jeden Zug zu vermeiden, welcher der innern Einheit seiner Dichtung, der poetischen Wahrheit widersprechen könnte, und mit Beseitigung alles Unwesentlichen diejenigen Momente stark hervorzuheben, die dem geschilderten Zeitalter wesentlich waren, die seinen Unterschied von allen übrigen Zeitaltern bestimmen. Gegen beide Verpflichtungen versündigt sich Tieck auf eine unerhörte Weise. Er führt in den Gesprächen und Reden seiner Personen Gedankenverbindungen, Stimmungen, Schattirungen der Empfindung, Reflexionen und Ideale ein, die nicht nur mit der wirklichen Bildung des Zeitalters in schreiendem Widerspruch stehn, sondern die auch die Handlung, welche neben jenen Gesprächen hergeht, unmöglich machen. Mit einem Wort, und wir unternehmen es, diese Behauptung auf jeder einzelnen Seite zu belegen: die Ritter des 13., die Höflinge des 15., die Dichter des 16. und die Fanatiker des 18. Jahrhunderts empfinden, denken und reden genau auf dieselbe Weise, wie die feingebildete Theegesellschaft im Phantasus empfindet, denkt und redet, auf die Weise des Ofterdingen, Sternbald, des Klosterbruders, der Serapionsbrüder. In dieser Disharmonie des Denkens liegt zugleich der Schlüssel für die falschen Motive der Handlungen. Unter diesen Novellen hat den meisten Ruf der Aufruhr in den Cevennen (im ersten Entwurf 1806, angefangen 1820, bis auf seine gegenwärtige Gestalt vollendet 1826). — Die Composition eines größern Ganzen muß darauf ausgehn, die Knotenpunkte ans Licht zu stellen, aus denen die Fäden der Handlung hervorgehn, die sich zuletzt zur Katastrophe verknüpfen. Jeder Faden, den der Dichter später fallen läßt, jedes Motiv, das er ohne Zweck anwendet, ist ein Fehler. Ferner erschüttern uns die großen Momente nur dann, wenn sie uns in der richtigen Stimmung treffen: der Dichter muß die Seele erst spannen, wenn er einen Schlag auf sie beabsichtigt. Nun drängen sich in der Novelle eine so unerhörte Fülle schrecklicher und phantastischer Scenen zusammen, daß man glauben sollte, die Phantasie des Lesers müßte auf das lebhafteste angeregt werden; allein das geschieht keineswegs. Diese Scenen überraschen uns, ohne daß wir darauf vorbereitet sind, und wir finden so wenig innern Zusammenhang, daß wir die erste längst vergessen haben, wenn wir an die zweite kommen. Der „Aufruhr in den Cevennen“ bricht in der Mitte ab, er

hätte aber noch ins Unendliche fortgesetzt werden können, ohne einen Abschluß zu finden. Eine Menge Personen, die sich zuerst in den Vordergrund drängten, sind bereits beseitigt, theils getödtet, theils sonst in Vergessenheit gerathen; zahlreiche Intriguen sind angeknüpft und wieder aufgelöst, mehrere der Hauptpersonen haben in ihrer Ueberzeugung die wunderlichsten Metamorphosen erlebt, ohne dadurch in ihrer Entwickelung einen Schritt weiter zu kommen. Die zufällige Beobachtung zeigt die Charaktere in wesentlichen wie in unwesentlichen Momenten, ohne beides zu unterscheiden; die Natur nimmt häufig einen Anlauf, der zu nichts führt, sie wiederholt sich, sie läßt den einen Faden fallen, um den andern aufzunehmen u. s. w. Die Kunst dagegen soll die unwesentlichen Momente fallen lassen und ihre ganze Kraft auf die Punkte concentriren, in denen ein gewaltiger Umwandlungsproceß der Seele vorgeht; sie soll das Leben, das in der Wirklichkeit zu zerfließen scheint, durch reale Gestaltung in das Gebiet des Ideals überführen. Tieck thut das Gegentheil, er corrigirt nicht nur die Natur nicht, sondern er bestärkt sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, in ihren Sünden. Der Held seines Romans, der junge Edmund, erscheint zuerst als katholischer Fanatiker, dann geht er plötzlich zu den Rebellen über. Um uns auf diese Umwandlung vorzubereiten, war es nöthig, erst die Art und Weise seines frühern Fanatismus, dann den Moment der Wiedergeburt eindringlich zu schildern. Statt dessen skizzirt der Dichter diese entscheidenden Züge ganz flüchtig; Edmund könnte mit Eulalia Mainau ausrufen: „Sie stoßen da auf eine Unbegreiflichkeit in meiner Geschichte!“ Dagegen erzählt er die Conflicte, in welche der übereilte Uebertritt den jungen Mann mit seinem eignen Gefühl bringt, in unerquicklicher Breite und in erfolglosen Wiederholungen. Den convulsionären Fanatismus der wilden Sekte, die er zeichnen will, kann man verschiedenartig auslegen: man kann Betrug, Verrücktheit, einen geheimen Naturproceß, auch eine Vermischung von allen dreien darin finden, aber in allen Fällen muß man über das Verhältniß der Mischung ein bestimmtes Bewußtsein haben. Nun geht es aber dem Dichter wie seinem Helden: die verschiednen Möglichkeiten der Erklärung verwirren sich, und er weiß nie bestimmt, für welche Seite er sich entscheiden soll. Aberglaube und Ironie durchkreuzen sich in beständigem Wechsel, gerade wie tausend kleine Intriguen, die zur Hauptsache keine Beziehung haben. Einzelne Nebenfiguren auf beiden Seiten sind gelungen, aber wo es darauf ankommt, die beiden Extreme zu einer großen Gestalt zusammenzufassen, wie W. Scott in Claverhouse und Burley, da versiegt seine Kraft. Sein Rebellenoberst Cavalier ist eine der traurigsten Erfindungen der Romantik, eine Mischung von Kindlichkeit und Größe, für die man umsonst nach einem Leitton sucht. Derartige Erfindungen sind für den Idealismus der Ro-

mantiker charakteristisch, denen als Ideal erschien, was allen Bedingungen der Natur und Geschichte widersprach. Ein fernerer Fehler ist die schwache Zeichnung der bürgerlichen Gesellschaft, jener mittlern Schicht, an welcher der doppelte Fanatismus seinen Stoff, seinen Träger und später seinen Regulator findet. Excentricitäten erträgt man nur, wenn man durch eine feste Zeichnung dieser in der Mitte stehenden Masse an die bleibenden Eigenschaften der menschlichen Natur erinnert wird, wenn man neben der Ausnahme zugleich die Empfindung der Regel hat, des normalen Zustandes der Dinge. Wo sich die Grille als Regel geberdet, hört mit der Verwunderung auch das Interesse auf. W. Scott beobachtet dieses Gesetz stets, weil in ihm selbst der gesunde Menschenverstand um so kräftiger war, je empfänglicher sich seine Einbildungskraft dem Verständniß jeder Excentricität öffnete; bei Tieck dagegen stehn in der Mitte nur jene verschwommenen empfindsamen Personen ohne Fleisch und Blut, die der excentrischen Regung weder Stoff geben, noch ihr Widerstand leisten. Es liegt in diesem Fehler noch ein andrer. Tieck beobachtet zuweilen sehr fein, insofern er für excentrische Züge und für kleine Schwächen der menschlichen Natur ein scharfes Auge hat; aber er ist zu subjectiv in seiner Beobachtung; er gibt sich nicht unbefangen den Gegenständen hin, sondern er sieht sie durch das Medium eines poetischen Aethers, der Farbe und Umrisse doch sehr wesentlich verändert. Ungleich besser ist die Versinnlichung excentrischer Seelenzustände im Hexensabbath (1831) gelungen. Die Frage nach der Entstehung jener entsetzlichen Verblendung, die Analyse derselben sowol nach der dämonischen Seite, als nach ihren kleinlichen Motiven hin ist eine würdige Aufgabe für den Geschichtschreiber wie für den Dichter. Tieck hat die verschiednen Momente ziemlich scharf auseinandergehalten. Wie der Fanatismus eines bigotten Priesters, das weltliche Interesse eines Ehrgeizigen, das kleinliche Gewebe des Hasses und Neides vorbereitend ihr Wesen treiben, wie dann der in der menschlichen Natur verborgene Wahnsinn eine bestimmte Färbung annimmt, wie alle diese Momente ineinandergreifen, lawinenartig fortwachsen und zuletzt durch ihre Wucht, durch den Druck, den sie auf die Phantasie ausüben, Sinn und Verstand eines ganzen Zeitalters mit sich fortreißen, das ist mit großer Feinheit geschildert; und es macht einen tragischen Eindruck, wie zuletzt der Blödsinn, der nur geradeaus sieht, als höchste Weisheit über die Kleinmüthigen triumphirt, die von verschiednen Gesichtspunkten bestimmt werden. Die Novelle würde vortrefflich sein, wenn der Dichter statt der sentimentalen Grundstimmung eine kräftig historische gefunden, und wenn er dem Wahnsinn des Fanatismus statt der leichtsinnig frivolen Geselligkeit geschichtliche Zustände gegenübergestellt hätte. Der Dichter soll nie bloßes Grauen erregen, er soll sittliche Leiden-

schaften, Zorn und Haß gegen das Abscheuliche in uns erwecken, er soll unsre eigne Seele so frei machen von dem Dämon, den er schildert, wie es seine eigne ist. Freilich kann man nur die Freiheit geben, die man selbst hat, und Tieck war zu ungläubig, zu skeptisch, um nicht vor dem Glauben in jeder Form, auch der paradoxesten, insgeheim zu zittern. — Auch in den historischen Romanen schildert Tieck die Gegenstände am liebsten aus der zweiten Hand, indem er einen Dichter zu seinen Helden macht und sich bemüht, die Dinge durch das Organ einer ihm imponirenden Phantasie aufzufassen. Die meiste Anerkennung hat das Dichterleben erworben, welches in drei zusammenhängenden Novellen die Geschichte Shakspeare's behandelt (1826—30). Die Neigung unsrer Dichter, sich selbst oder ihres Gleichen zu porträtiren, ist eine krankhafte; man soll die Gegenstände darstellen, nicht die Reflexe derselben in einer andern Seele. Die Dichter geben ihr Bestes in ihren Werken; diese Werke noch einmal umzudichten und aus ihnen die Seele des Dichters zu analysiren, ist nicht blos darum mislich, weil der Versuch meist auf falscher Fährte geht, sondern im günstigsten Fall ein Abweg aus dem Idealen ins Zufällige. Alle andern Künstler lassen noch eher eine epische Bearbeitnng zu, denn sie haben mit dem Handwerk eine größere Verwandtschaft, und dieses hat einen sinnlichen Boden; aber die Werkstätte des Dichters ist geistiger Natur, man darf sie kritisch analysiren, aber man soll sie nicht abbilden wollen. Vielleicht am mislichsten ist der Versuch mit Shakspeare. Von seinem Leben ist wenig bekannt, und wenn dadurch der Phantasie ein weitrer Spielraum gegeben wird, so dürfte es schwer fallen, Schicksale zu erfinden, die dem idealen Gehalt Shakspeare's einigermaßen entsprechend wären. Will man den Dichter durch seine Gedanken und Empfindungen schildern, so hat man eine bedenkliche Concurrenz an den Werken des Dichters. Shakspeare hat fast von jeder Leidenschaft, von jeder Regung der Seele ein großes und ergreifendes Bild aufgestellt. Dem modernen Dichter bleibt nichts übrig, als ihn entweder zu copiren oder auf eigne Hand Shakspeare'sche Reflexionen zu empfinden. Indessen ließe sich doch noch eine Art denken, wenn man den hohen moralischen Sinn Shakspeare's bei irgendeinem bedeutenden Collisionsfall zum Ausbruch kommen ließe und in der Gewalt dieser Leidenschaft die Ueberlegenheit seines Geistes und Herzens über seine Zeitgenossen entwickelte. Eine so realistische Darstellung hat Tieck nicht versucht, er hat sich im Gegensatz gegen die gewöhnliche Tradition, die in Shakspeare's Jugend eine Reihe leidenschaftlicher Abenteuer sucht, den Dichter schon in seiner ersten Jugend als eine reife, fertige Persönlichkeit vorgestellt. Dieser Gedanke, die Größe in der Milde zu suchen, bietet der Darstellung keine Handhabe; die Ueberlegenheit des Dichters schmeckt öfters nach Altklugheit und Tieck ist genöthigt, zur Mystik zu greifen.

Ein unschuldiger Page wittert in dem unscheinbar dasitzenden Mann den königlichen Dichter; ein Gastwirth nennt den Verfasser von Macbeth, Lear und Othello eine stille Seele! — Noch schwächer ist die Fortsetzung, in welcher die leidigen Sonette zu Grunde gelegt sind. — In einer andern Novelle, der Tod des Dichters (1833), ist der Ton einem Schäferroman von Cervantes nachgebildet. Daß Camoëns, der beste Dichter der Portugiesen, für die Verherrlichung seines Vaterlandes einen schlechten Lohn empfing, daß er genöthigt war, von Almosen zu leben, ist ein Umstand, der in der Geschichte ebenso unsern Unwillen wie unser Mitleid rege macht. Allein wenn uns im Gedicht dargestellt wird, wie der Dichter als armer Cavalier sich in den Herbergen und Edelhöfen bewegt, und wie ihm sein treuer Sklave heimlich Geld und Speisen zusteckt, die er für ihn erbettelt hat, so können wir uns eines andern Gefühls nicht erwehren, des Gefühls der Unwürdigkeit, das unser Interesse an dem Helden auf eine bedenkliche Weise abstumpft. — Auch in der Novelle: Der griechische Kaiser (1830), (der falsche Balduin von Flandern), ist von dem eigentlichen Ton der Zeit keine Spur; die Hauptcharaktere sind flüchtig hingeworfen, und es drängen sich fortwährend sentimentale und burleske Gestalten dazwischen, die den historischen Voraussetzungen widersprechen, in der Weise V. Hugo's componirt, obgleich Tieck gegen diesen Dichter eine souveräne Verachtung an den Tag legt. — In seiner letzten Novelle, Victoria Accorombona (1839) hat der Dichter seinen alten Neigungen freien Zügel gelassen. Wir leben im Lande der Märchen und Charaden, die wahnsinnigsten Bösewichter treten einer nach dem andern auf, begehen eine Reihe von Scheußlichkeiten und verschwinden; der Dichter hat nicht einmal den Versuch gemacht, sie psychologisch zu erklären, im Gegentheil, er identificirt sich mit ihnen, er findet ihre Handlungsweise ganz natürlich, er hält sie für edle und würdige Männer. Und diese launenhafte Unbestimmtheit des Gewissens, diese Unfreiheit der Empfindung und des Urtheils gegen die eignen Einfälle ist in Tieck's Dichtungen der durchgehende Grundzug. Tieck erreichte ein hohes Alter (er starb 1853), und was damit in Deutschland fast unmittelbar zusammenhängt, die Geltung eines classischen Dichters. In den Augen der exclusiven Cirkel nahm er die Stellung Göthe's ein: ins eigentliche Volk ist er wenig gedrungen. Die jungdeutsche Poesie ist vorzugsweise durch ihn gebildet, der dem Anschein nach ihr erbittertster Feind war.*)

*) Von seiner Schule, den rechtgläubigen Aposteln seiner Kunstansicht, heben wir einige Namen hervor. Otto Graf von der Löben (Isidor Orientalis), geb. 1786 zu Dresden, Sohn eines Ministers, studirt seit 1804 in Wittenberg, hält sich 1807 abwechselnd in Heidelberg, Wien, Berlin und Nennhausen bei Fouqué auf, macht den Freiheitskrieg mit und lebt dann in Dresden mit Tieck

Joseph von Eichendorff, geb. März 1788 auf dem väterlichen Schloß Lubowitz in Oberschlesien, auf dem Gymnasium zu Breslau vorgebildet, studirte 1805—8 zu Halle und Heidelberg die Rechte, begab sich dann auf Reisen, verweilte einige Zeit in Paris, und wählte in der Absicht, in östreichische Dienste zu treten, Wien auf einige Jahre zu seinem Aufenthalt. Mit Görres, Arnim, Brentano und Fr. Schlegel war er in jener Zeit am innigsten vertraut; auch Fouqué und seinem Kreise stand er nahe. Schon 1808 erschienen die ersten jener Lieder, die dem Dichter in Deutschland mit Recht soviel Freunde verschafft haben. An den Freiheitskriegen nahm er 1813—15 als preußischer Lieutenant theil, wurde 1821 Regierungsrath in Danzig, 1824 in Königsberg, 1832 Ministerialrath in Berlin, 1844 schied er aus dem Staatsdienst und starb November 1857. — Noch in Wien, in jener „gewitterschwülen Zeit der Erwartung, Sehnsucht und Schmerzen" 1809—12 hatte er seinen ersten Roman geschrieben: Ahnung und Gegenwart*), der 1815 von Fouqué heraus-

bis an seinen Tod 1825. Guido, Roman, 1808. Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers 1808. Gedichte 1810. Arkadion, ein Schäfer- und Ritterroman, 1811. Lotos, Blätterfragmente, 1817. Ritterwesen und Minnedienst 1819. Die Irrsale Clothar's und der Gräfin Sigismunde 1821. — Eduard von Bülow, geb. 1803 auf einem Gut in Pr. Sachsen, studirt seit 1826 in Leipzig, seit 1828 mit Elise von der Recke und Tieck in Dresden. Dem letztern folgt er später nach Berlin. Starb 1852. Besonders thätig für Ausgaben: Schröder (1830); das Novellenbuch (1834); eine Auswahl aus classischen Werken verschiedener Sprachen; Simplicissimus (1836) u. s. w. — Wolf Graf von Baudissin, geb. 1789, dänischer Legationssekretär 1810—14; seit 1827 mit Tieck in Dresden, für dessen Ausgabe er seit 1819 mit Dorothea Tieck den Shakspeare übersetzt. „Vorschule Shakspeare's" und „Ben Johnson und seine Schule" (1836). — Ernst Freiherr von der Malsburg, geb. 1786, studirt seit 1802 in Marburg; kurhessischer Diplomat, in welcher Stellung er seit 1817 mit Tieck, Löben und Kalkreuth in Dresden lebt. Starb 1824. Uebersetzung Calderon's, 6 Bde. 1810—25. — Franz Horn, geb. 1781 zu Braunschweig, studirt seit 1799 in Jena und Leipzig, ging 1803 als Lehrer nach Berlin, wo er mit einer Unterbrechung (1805—9) bis an seinen Tod 1837 verblieb. Unter seinen zahllosen Romanen zeichnete er selber aus: Guiscardo 1801; die Dichter 1801; Kampf und Sieg 1811; Liebe und Ehre 1819. Am wirksamsten war er für die Propaganda der romantischen Schule durch seine Vorlesungen: Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands von 1790—1818, 1819. Geschichte und Kritik der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen von Luther bis zur Gegenwart, 1822. — Eine musterhafte Arbeit ist Tieck's Leben von Köpke.

*) Ueber den Titel gibt eine Stelle Auskunft, die zugleich als Stilprobe gelten mag. „Seine Seele befand sich in einer kräftigen Ruhe, in welcher allein sie, gleich dem unbewegten Spiegel eines Sees, im Stande ist, den Himmel in sich

gegeben wurde. Das Vorbild ist Franz Sternbald: die Abenteuer laufen ohne innern Zusammenhang ineinander; nur die erhöhte Stimmung gibt ihnen die gemeinsame Farbe. Was man sonst mit dem Begriff der Composition verbindet, eine fortgehende Spannung, Darlegung der Verhältnisse, welche die Verwickelung herbeiführen, Oekonomie in der Verwickelung der Charaktere, damit man sie zuletzt in ihren Motiven vollständig durchschaut, von allem diesem ist bei Eichendorff ebensowenig die Rede als bei Tieck. Alle Augenblicke verflüchtigt sich die Begebenheit in Stimmungen, die sich bald in landschaftlichen Naturschilderungen, bald in freier Lyrik ausdrücken, die Welt der Töne und der Farben überwuchert den epischen Inhalt. Die eingestreuten Lieder sind von einem wunderbaren Wohlklang; sie krystallisiren sich zwar nie zu einem geschlossenen Bild, aber sie werden von einem innigen Naturgefühl durchweht, und es spiegelt sich in ihnen ein warmes, funkelndes Sonnenlicht. So ist es auch in den einzelnen Scenen, die wirklich angeschaut sind, was freilich nicht von allen gilt. Sie treten hell und scharf vor das Auge und erregen für einen Augenblick die Phantasie auf das lebhafteste; freilich nur auf einen Augenblick, denn das Licht fällt nur auf einzelne Theile, und diese werden mit so übermüthiger Laune durcheinandergeworfen, daß man sich zuweilen an Arnim erinnern würde, wenn nicht der frische Ton einen vortheilhaften Contrast gegen die verdrießliche Stimmung dieses Dichters bildete. Dafür geht Eichendorff der historische Sinn ab, der Arnim so sehr auszeichnet. Zwar hat er vermieden, sich auf das historische Gebiet zu begeben, er bleibt in der Gegenwart; aber auch diese wird in einem unklaren Licht angeschaut, es sind romantische Bilder des Studenten- und Kriegslebens, der Maskenbälle und Sommerreisen nach abgelegenen Schlössern, kurz ein stoffloses poetisches Treiben, das in der Gegenwart zwar auch vorkommt, aber doch erst an dem bürgerlichen Ernst seine Grundlage gewinnt. Eichendorff's poetische Welt hat zu den vaterländischen Zuständen keine andre Beziehung, als das Misbehagen an der Prosa des Lebens. In dieser Beziehung ist Eichendorff ganz Romantiker: aber er unterscheidet sich da-

---

aufzunehmen. Das Rauschen des Waldes, der Vogelsang rings um ihn her, diese seit seiner Kindheit entbehrte grüne Abgeschiedenheit, alles rief in seiner Brust jenes ewige Gefühl wieder hervor, das uns wie in den Mittelpunkt alles Lebens versenkt, wo alle die Farbenstrahlen, gleich Radien, ausgehen und sich an der wechselnden Oberfläche zu dem schmerzlich schönen Spiel der Erscheinung gestalten. Alles Durchlebte und Vergangene geht noch einmal ernster und würdiger an uns vorüber, eine überschwengliche Zukunft legt sich, wie ein Morgenroth, blühend über die Bilder und so entsteht aus Ahnung und Erinnerung eine neue Welt in uns, und wir erkennen wol alle die Gegenden und Gestalten wieder, aber sie sind größer, schöner und gewaltiger und wandeln in einem andern, wunderbaren Lichte."

durch von der Schule, daß diese Trennung vom Leben ihm keineswegs als wünschenswerth erscheint, daß er eine tiefe Sehnsucht nach dem Leben empfindet. In den literarischen Satiren, die im Ganzen auf einen mäßigen Raum eingeengt sind, bekämpft er fast ebenso die Schönseeligkeit der selbstgenügsamen Kunst, als die Nüchternheit des Rationalismus. So bricht sein natürliches Gefühl einmal aus, als in einer Gesellschaft ein Gedicht auf die Jungfrau Maria im modernsten Stil vorgetragen wird: „Sind wir doch kaum des Vernünftelns in der Religion los, und fangen schon wieder an, ihre festen Glaubenssätze, Wunder und Wahrheiten zu verpoetisiren und zu verflüchtigen. In wem die Religion zum Leben gelangt, wer in allem Thun und Lassen von der Gnade wahrhaft durchdrungen ist, dessen Seele mag sich auch in Liedern ihrer Entzückung und des himmlischen Glanzes erfreuen. Wer aber hochmüthig und schlau diese Geheimnisse und einfältigen Wahrheiten als beliebigen Dichtungsstoff zu überschauen glaubt, wer die Religion, die nicht dem Glauben, dem Verstand oder der Poesie allein, sondern dem ganzen Menschen angehört, blos mit der Phantasie in ihren einzelnen Schönheiten willkürlich zusammenrafft, der wird ebenso gern an den griechischen Olymp glauben, als an das Christenthum, und eins mit dem andern verwechseln und zersetzen, bis der ganze Himmel furchtbar öde und leer wird.“ Diese Empörung der Sittlichkeit gegen das zwecklose Spiel der Poesie ist der Grundzug des Buchs. „Wie wollt ihr, daß die Menschen eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel, und es hilft euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Bis in den Tod verhaßt sind mir jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwinseln wollen, und wie ein Strohfeuer weder die Schlechten verbrennen, noch die Guten erleuchten und erwärmen. Habe ich nicht den Muth, besser zu sein, als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. — Die Menge, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenschein und langt rührend nach dem ewigen Licht, das sie niemals erblickt. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demuth und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt. Die Welt ist wirklich so bedeutsam, jung und schön, wie sie unser Gemüth in sich selber anschaut. Ihr Dichter seid alle eurer Unschuld über den Kopf gewachsen, und wie ihr eure Gedichte ausspendet, sagt ihr immer: da ist ein prächtiges Kunststück von meiner Kindlichkeit,

da ist ein wohleingerichtetes Stück von meinem Patriotismus und von meiner Ehre." — Tieck und seinen Freunden kommt es darauf an, die freie Kunst in ein Asyl zu retten, wohin der Wellenschlag des gemeinen Lebens nicht dringt; Eichendorff sehnt sich, das wirkliche Leben poetisch zu verklären. Er hat den Drang nach Wahrheit in seinem Herzen, aber er kennt den Ernst der Arbeit nicht, und darum zeigt ihm das Leben immer nur einen schönen aber inhaltlosen Schein. Das heitre Maskenspiel geht in trübe, verworrene Gestalten aus. Nicht blos der geniale Uebermuth, der mit frecher Willkür sich der Gesetze zu bemeistern strebt, wie die Gräfin Romana, das stolze Weib, das aus Ueberdruß im schmählichen Selbstmord endet, oder der finstre Rudolph, der nicht glauben kann, und der deshalb den sonderbaren Entschluß faßt, sich der Magie zu ergeben und nach Aegypten, dem Land aller Wunder, zu pilgern, sondern auch Friedrich, der edle ritterliche Held, wird von der scheinbaren Zusammenhangslosigkeit dieses Lebens niedergedrückt. Er geht in ein Kloster, also er flieht noch weiter als die Jünger der absoluten Kunst aus der Wirklichkeit. „Wir leben in einer weiten, ungewissen Dämmerung; Licht und Schatten ringen noch ungeschieden in wunderbaren Massen gewaltig miteinander, die Welt liegt unten in weiter, dumpf stiller Erwartung. Kometen zeigen sich wieder, Gespenster wandeln durch unsre Nächte, fabelhafte Sirenen tauchen wie vor nahen Gewittern von neuem über den Meeresspiegel und singen, alles weist wie mit blutigen Fingern warnend auf ein großes, unvermeidliches Unglück hin. Unsre Jugend erfreut kein sorglos leichtes Spiel, keine fröhliche Ruhe wie unsre Väter, uns hat früh der Ernst des Lebens gefaßt. Im Kampf sind wir geboren, im Kampf werden wir, überwunden oder triumphirend, untergehn. Denn aus dem Zauberreich unsrer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Todtengesicht und blutigen Haaren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und ungewaffnet trifft. Ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem wird beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, Recht und Unrecht beide Parteien in blinder Wuth miteinander verwechseln." — Diese Zeit abzuwarten und sich auf sie vorzubereiten, ist wol ein Kloster der ungeeignetste Ort; noch ungeeigneter als das Reich der Schatten, in welches die frühern Idealisten sich flüchteten. Diese unbewußte Ironie gegen sein eignes Princip ist Eichendorff niemals los geworden; und darum ist in den übrigen Novellen Flucht vor dem Kampf die Weisheit des Lebens: entweder der unbefangene „Taugenichts" oder der frei über dem Gewühl der Welt schwebende Dichter, der mit Bildung und Verstand sein Nichtsthun zu genießen weiß. Farbe und Stimmung ist fast überall poetisch: darin liegt ein großer Vorzug vor der

romantischen Schule. Bei ihr ist die poetische Welt eine gemachte, sie dient nur zur Folie gegen das verhaßte Wesen der aufgeklärten Philister; Eichendorff würde an seinen Stoffen Freude haben, auch wenn die Philister sich nicht darüber ärgerten. Kein Dichter weiß so gut zu schildern, wie die Brunnen rauschen und die Nachtigallen schlagen, wie die Sommerlüfte wehn und wie die Mondesstrahlen ein freundliches Grün bescheinen, wie hübsche Dirnen aus den Erkern des Morgens halb verschlafen auf die Wanderer grüßend herabblicken und sich dazu die Haare strählen. Einen Mangel aber theilt er mit den Romantikern: er kann keine bestimmten Gestalten abgrenzen, seine Romane sind ein unausgesetztes Stillleben, das nur in scheinbarer Bewegung zittert. Wir leben in einem beständigen Sonntag und beständig gutem Wetter. Auf die Länge wirkt das ermüdend, und wir sehnen uns lebhaft nach einer Zeit zweckmäßiger Beschäftigung; wir sehnen uns nach Regen, Staub, Nebel, wir sehnen uns nach hausbackener Prosa. Das Spiel wie der Feiertag sind nur zur Sammlung da, sie haben keinen Sinn, wenn sie nicht eine geordnete Thätigkeit unterbrechen. Zum Theil rührt diese fixirte sonntägliche Stimmung davon her, daß Eichendorff geborner Katholik ist. Die katholische Auffassung macht den Feiertag zum Hauptzweck und Mittelpunkt des Lebens: die Arbeit ist ihr eine Last, deren sie sich gern entledigt. Darum ist in katholischen Ländern das Leben, wo es nicht durch den Fanatismus verfinstert wird, im Ganzen von einer größern Heiterkeit; aber es entwickelt auch weniger Tiefe des Gemüths. Selten wird ein protestantischer Dichter einen so heitern Eindruck machen als Eichendorff, aber was man davonträgt, ist doch dürftiger, als bei irgendeinem protestantischen Dichter desselben Ranges. Das intensive, das ganze Herz durchdringende Gefühl des Feiertags ist eigentlich nur im Protestantismus möglich, wo es als Sammlung nach harter Arbeit eintritt: ein solches Gefühl macht z. B. Uhland's „Schäfers Sonntagslied“. In Eichendorff's Liedern quillt eine Fülle üppiger Natur, aber es fehlt aller Schatten, aller Gegensatz, und darum auch alle bestimmte Gestalt; selbst musikalisch sind sie nicht abgerundet, denn auch dazu gehört jene sinnige andachtsvolle Stimmung, die immer noch etwas zurückhält, in der man in den heitersten Bildern einen dunkeln Grund der Trauer herausempfindet. — Die Grundstimmung des Dichters versinnlicht am besten seine Novelle: Aus dem Leben eines Taugenichts (1824). Man könnte sich versucht fühlen, das Ideal, welches im Taugenichts geschildert wird, aus der Sehnsucht eines Bureaukraten nach einem Augenblick sorglosen Müßiggangs herzuleiten. Es ist begreiflich, daß der Beamte, der jeden Tag wie ein Uhrwerk seinen bestimmten Gang, einen ihm äußerlich gesetzten Zweck verfolgt, sich die Zwecklosigkeit als das Paradies des Lebens ausmalt und sich kein lieberes Genrebild ersinnen kann, als einen vergnügten Menschen, der auf der

Welt nichts zu thun hat, als träumerisch ins Blaue hinauszusehn, seine Pfeife zu rauchen, und höchstens einmal die Blumen zu begießen und der hübschen Nachbarstochter einen Strauß zuzuwerfen. Um dem tödtenden Mechanismus des bürgerlichen Lebens zu entgehn, würde der Edelmann, wenn er es nicht zum Künstler oder zum Tempelherrn bringt, allenfalls Lazzarone werden. Charakteristisch ist das häufig vorkommende Gähnen, nicht das verdrießliche Gähnen der Langeweile, sondern das glückliche Gähnen eines in seinem Innern zufriednen Müßiggängers, der eine unerhörte Anstrengung gemacht zu haben glaubt, wenn er die Kinnbacken voneinander zieht. Dieser träumerische Müßiggang im hellen muntern Sonnenschein, wo die Bäume im frischesten Grün prangen und man sich nicht die Mühe zu geben braucht, den Ofen zu heizen, wo man an das geschäftige Treiben der Welt nur durch herumziehende prager Musikanten erinnert wird, macht einen sehr behaglichen Eindruck. — In der kleinen Novelle: das Marmorbild (1823), wird die alte volksthümliche Sage vom Venusberg in eine angemessenere Localität verlegt. Ein deutscher Künstler kam in der Nähe von Rom in einen alten heidnischen Tempel, der sich nächtlich mit den Gestalten, die ihn früher belebt, wieder anfüllte. Die Säulen strahlten in der alten Pracht, phantastische Blumengewinde deuteten irgend ein Fest der alten Götter an, und diese selbst traten aus ihren Marmorbildern heraus, in aller Kraft der heidnischen Sinnlichkeit und all der jugendlichen Lebensfülle, wie sie die griechischen Dichter geträumt hatten. Es erfolgte eine jener wilden Orgien, die für den Christen ein Abscheu sein mußten. Berauscht schlief der Künstler ein, und als er erwachte, fand er sich unter zertrümmerten Säulen und Götterbildern, die von wildem Unkraut und von Giftpflanzen umrankt waren und welchen selbst das Morgenlicht ein gespenstisches Ansehn gab. Das kleine, sehr sauber ausgeführte Phantasiestück war ein Symbol für die lüsterne Sehnsucht unsrer Dichtkunst nach der antiken Kunst, Religion und Sitte, in die wir uns bis zur Selbstvergessenheit verloren, bis uns langvergessene und eben darum im Anfang fremdartig und unheimlich klingende Glocken- und Orgeltöne diesem Zauber entrissen. Mischte sich auch in diese christlich poetischen Stimmen viel Gehässiges, so waren sie doch nothwendig, um uns einer Schattenwelt zu entreißen, in der wir unser Leben verträumten. Eichendorff hat 1853 im Julian dasselbe Thema wieder aufgenommen; das Gedicht ist verfehlt, aber in einzelnen süßen Melodien klingt noch die ganze Fülle seiner jugendlichen Lyrik. „Hörst du nicht die Quellen gehen zwischen Stein und Blumen weit, nach den stillen Waldesseen? wo die Marmorbilder stehen in der schönen Einsamkeit. Von den Bergen sacht hernieder, weckend die uralten Lieder, steigt die wunderbare Nacht, und die Gründe glänzen wieder, wie du's oft im

Traum gedacht. . . . Und die Nachtigallen schlagen, und rings hebt es an zu klagen, ach von Liebe todeswund, von versunk'nen schönen Tagen — komm, o komm zum stillen Grund!" — Mit dem historischen Stoff springt Eichendorff ganz willkürlich um; er hat keinen Sinn für Geschichte; aus seiner rein phantastischen Welt treten keine lebendigen Wesen in scharfen Umrissen hervor; wir bewegen uns in der widerstandslosen Welt der Schatten. Das zeigt sich auch in seinen Trauerspielen Ezzelin da Romano (1828) und der letzte Held von Marienburg (1830); sie gehn über die Lyrik nicht hinaus. Wo es darauf ankommt, den Charakteren eine freie, durch ihr eignes Wesen bedingte Bewegung zu geben, erlahmt die Kraft des Dichters; er ist nur im Stande, über sie zu reflectiren. — Der alte Schüler Tieck's fühlte sich von Zeit zu Zeit versucht, aristophanisch gegen die Prosa der Gegenwart zu protestiren, u. a. 1824 in dem dramatischen Märchen Krieg den Philistern! und in der satirischen Novelle Viel Lärm um Nichts 1833, in welcher unter allegorischer Gestalt das Publicum und die romantischen Dichter gleichmäßig verspottet werden. Im Ganzen machen diese Ausfälle keinen sehr erfreulichen Eindruck. Eichendorff's polemische Neigungen wurden weder durch ein polemisches Talent, noch nur durch jenen übermüthigen Humor getragen, der nothwendig ist, wenn sich die Satire nicht in verdrießliche Stimmung verlaufen soll. Von dem Roman Dichter und ihre Gesellen 1834 kann man ungefähr dasselbe sagen, wie von Ahnung und Gegenwart. Einzelne Bilder und Scenen sind glänzend ausgeführt, das Ganze macht einen unerfreulichen Eindruck. Diesmal war der Dichter durch den modernen Liberalismus gereizt, in dem er nichts wahrzunehmen vermochte, als die leere Negation, die Zerstörung alles Heiligen und Schönen. Wol mag man ihm darin beipflichten, daß die damalige ungesunde Aufregung ohne greifbaren Stoff manchen wohlgesinnten Jüngling in schlimme Abwege verlockt und ihm für die Freuden des Lebens den Sinn verkümmert hat, aber das Ideal, welches er diesem Zerstörungstrieb entgegenstellt, ist doch zu farblos: es ist im Grund die alte Verherrlichung der Kunst, die sich doch als unfähig erwiesen hatte, der Träger der nationalen Existenz zu sein. — Wenn ein Theil der romantischen Schule, von einem falschen Idealismus getrieben, im Schoß des Katholicismus jenes harmonische Dasein suchte, das in den pietistischen Wirren der protestantischen Kirche verloren gegangen war, und durch diesen beständigen Widerspruch des Herzens gegen die anerzogene Bildung und Sitte den innern Halt einbüßte, so hatte Eichendorff den Vorzug, geborner und aufrichtiger Katholik zu sein. Er hatte nicht nöthig, wie es den meisten Renegaten geht, seinen Glauben durch Uebertreibungen zu belegen, er konnte in Nebendingen mit einer gewissen Liberalität ver-

fahren, ja er besaß Scharfsinn genug, in dem gewöhnlichen Motiv zum Uebertritt, in der artistischen Vorliebe, das Ungesunde und Frivole zu erkennen. Aber nur in Nebendingen war er tolerant, in der Hauptsache stand sein Glaube so fest, daß er jedes Zugeständniß verschmähte. Dies zeigte sich schon in seiner Vorliebe für die spanische Poesie, aus der er den Graf Lucanor 1840 und Calderons geistliche Schauspiele 1846 übersetzte, mehr aber noch in den prosaischen Schriften seiner letzten Jahre: über die religiöse und ethische Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland, 1847; der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum, 1851, und zur Geschichte des Dramas, 1854. Er setzt den Angriffen gegen die Romantik mit einem gewissen Selbstgefühl ein romantisches Glaubensbekenntniß entgegen, er greift aber zugleich die sogenannte romantische Schule und die ganze Kunstperiode, die mit ihr in Verbindung steht, mit fast ebenso großer Lebhaftigkeit an, nicht vom Standpunkt des Rationalismus, sondern vom Standpunkt der „wahren" Romantik. Eichendorff sucht für die Zerfahrenheit in der deutschen Literatur wie im deutschen Leben als erste Quelle den Protestantismus. Sobald man einmal angefangen habe, die alten Stützen des Glaubens umzustoßen und sie durch das eigne Gefühl zu ersetzen, sei die nothwendige Folge gewesen, daß jedes Individuum den Mittelpunkt der Welt in sich selber fand und daß im Denken wie im Empfinden sich eine chaotische Verwirrung über das glaubenlose Zeitalter verbreitete. Auf diese Weise findet er nicht blos die Extravaganzen der neuesten Literatur, sondern auch diejenigen Werke, die wir als die Blüte unsrer nationalen Kraft zu betrachten gewohnt sind, im innersten Kern faul und von einer bösen Krankheit angefressen. Vor allen Dingen ist es Göthe, an dem er die Verderbniß des Zeitalters nachzuweisen sucht. Vieles in seinen Vorwürfen stimmt mit Novalis und Pustkuchen überein: der eine hatte vom Standpunkt der supranaturalistischen Mystik den Dichter als Entheiliger angeklagt, weil er die tiefgeheimnißvolle Romantik des Herzens dem trivialen Weltlauf geopfert, der andre im Namen des natürlichen christlichen Gefühls gegen Göthe's Individualismus geeifert, der zu Gunsten einer selbstgefälligen Schönseeligkeit dem Gesetz und der Sitte Trotz geboten habe. So entgegengesetzt diese Standpunkte sind, so fallen sie doch in ihren Resultaten häufig zusammen, Eichendorff vereinigt beide. Bald greift er mit rationalistischen Gründen die Willkür des genialen Empfindens an, bald predigt er im Namen des unsichtbaren Heiligthums gegen eine in das Gesetz dieser Welt verstrickte Denkweise. Es wird den Verehrern Göthe's schwer werden, alle diese Vorwürfe zurückzuweisen, aber Eichendorff wie alle Gegner Göthe's haben eines übersehn, daß, so oft sich auch der Dichter in Verhältnisse eingelassen

hat, die er nicht befriedigend zu lösen im Stande war, doch überall sich eine gesunde und segenbringende Sittlichkeit ausspricht, die das Gefühl der Schönheit erregt, und daß, wenn er eine individuelle Krankheitsgeschichte darstellt, er sich sehr wohl darüber bewußt ist. Vollends thöricht ist, was man an Göthe misbilligt, aus dem Protestantismus herzuleiten. Zum Schluß gibt er an, wie wir uns aus der Verwirrung wieder herausarbeiten können. „Nicht durch Aesthetik, sondern einzig und allein durch das poetische Gewissen, das jede gleißende Lüge verabscheut, durch männliche Unterordnung jener zerfahrnen Elemente unter ein gemeinsames Princip, unter etwas, das höher liegt, als diese Zerfahrenheit und drückende Unruhe: und das kann kein andres sein, als das religiöse und zwar specifisch christliche Gefühl, wie es z. B. in Shakspeare'schen Schauspielen unsichtbar und doch unverkennbar waltet.“ Er will keineswegs die Rückkehr zu kirchlichen Stoffen, er spricht sich über die Amaranthen- und Siglindenpoesie mit der größten Verachtung aus. „Wir verlangen nichts als eine christliche Atmosphäre, die wir unbewußt athmen und die in ihrer Reinheit die verborgne höhere Bedeutsamkeit der irdischen Dinge von selbst hindurchscheinen läßt, gleichwie ja dieselbe Gegend nicht dieselbe ist in dickem Schmutzwetter oder bei scharfer Abendbeleuchtung. Wer fragt im Frühling, was der Frühling sei? Wir sehen die Luft nicht, die uns erfrischt, und sehen das Licht nicht, das doch ringsum Laub und Blumen färbt.“

Wenn Eichendorff auf dem Umweg der Romantik wieder in die Sittlichkeit zurückkehrte, so wurde nach einer andern Seite hin der Gegensatz gegen den Classicismus noch weiter ausgebildet: durch die Vertiefung in die Nachtseite der Natur, in welcher ein geheimnißvolles Licht waltet, so daß es uns durch keine Kunststücke der Perspective sichtbar gemacht werden kann. Die Naturphilosophie gab der Phantasie zur Darstellung des Fremdartigsten Muth. Im Begriff des Pantheismus durchkreuzen sich zwei entgegengesetzte Anschauungen. Der Pantheismus Spinoza's zerdrückt alle Individualität unter dem eisernen Gedanken der Nothwendigkeit; er gibt einem edlen Geist die Gewalt der Entsagung, aber er ist eher dazu geeignet, ihn gegen das individuelle Leben gleichgültig zu machen, als ihm Interesse dafür einzuflößen. Der indische Pantheismus dagegen — und dieser war es, der sich in der deutschen Mystik geltend machte — sieht in allem Lebendigen das Göttliche und läßt in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehn. Er belauscht die Thiere, die Pflanzen, ja selbst die Steine in ihrer geheimen und dem profanen Auge verschlossenen Geschichte, und dehnt Leben, Seele und Individualität, die man sonst nur im Menschen suchte, über den ganzen Himmel und die ganze Erde aus. — Unter diesen pantheistischen Dichtern nimmt Leopold Schefer den ersten Rang ein: ein sinniges, poetisches Gemüth, das in

seiner Andacht das Blut der Natur pulsiren hört, wo die gewöhnliche Betrachtung nur den Tod sieht. — Schefer wurde 1784 zu Muskau geboren. Sein Vater, ein Arzt, damals 52 Jahr alt, war ein Sonderling. Schon früh fühlte der Knabe Sehnsucht nach der Fremde, namentlich nach dem Orient; die Türken dachte er sich als ein höchst poetisches Volk. Noch als Kind, wo er in einer Maskerade den Amor spielte, verliebte er sich in eine schöne Gräfin und mit diesem Augenblick begann „die Welt sich für ihn in Gleichgültiges und Werthvolles zu trennen für alle Zeit." Er übertrug später diese Liebe auf die Tochter der Gefeierten. Sein erster Lehrer war ein Günstling des Grafen Zinzendorf. Seiner Begierde alles Lernbare zu lernen, wurde schon früh voller Spielraum eröffnet, aus den Büchern des väterlichen Arbeitstisches erfuhr er viel von den Geheimnissen der Natur, zu einer Zeit, wo andre Knaben noch über die Mirakel des Jahrmarkts erstaunen. Ehe er den Gymnasialunterricht erhielt, wußte er schon fertig Französisch, Englisch und Italienisch. Außerdem hatte er sich in die Mysterien der Musik vertieft. Von einem ungemessenen Lerntrieb angefeuert, grauste ihm doch vor einem Brotstudium, das ihm einer Entsagung seiner selbst, einer Verzichtleistung auf das heiße Verlangen, ein vollendeter Mensch zu werden, gleichzukommen schien. Im funfzehnten Jahr verlor er seinen Vater. Seine Studien in der Mythologie und in der Kunstgeschichte des Alterthums erregten in ihm die Sehnsucht, Aegypten aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und es war bereits ganz ernstlich von der Ausführung dieser Absicht die Rede, bis seine Mutter durch ihre Bitten das Unternehmen hintertrieb. Schon damals wurde Schefer, der beiläufig nie die Universität besucht hat, durch Novalis zu Dichtungen angeregt; doch war er zu scheu, sie irgendwem mitzutheilen. Die Mutter starb 1808, und er beabsichtigte zuerst, seiner Neigung zur Musik zu leben. Der Entwurf zur Oper Sakontala fällt in jenes Jahr. Da wurde seinem Leben eine neue Richtung gegeben durch die Ankunft des Fürsten Hermann Pückler (1809), der die Standesherrschaft übernahm und seine großartigen Parkanlagen begann. Zugleich wurde Muskau zum Sammelplatz einer vornehmen und geistvollen Gesellschaft, in die auch der junge Schefer eingeführt wurde. Man entlockte ihm 1811 ein Heft Gedichte, welches auch gedruckt wurde. Seine Stimmung kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man sich an Jean Paul's Gottwald erinnert, wie er zuerst einer jungen Gräfin seine schüchternen Huldigungen darbringt. Es fanden Correspondenzen statt, nach kurzem Wiedersehn starb die jüngere Geliebte auf ihren Gütern in der Provence, ihre Mutter aber, „des Knaben erster Stern", brachte dem Dichter, als ein theures Vermächtniß eine Sammlung von Gedichten, leise auf das letzte derselben hindeutend, welches also lautete: „Das, was wir vor der Welt verschweigen, verborgnes Glück, es bleibt

uns eigen, das löscht kein Tag aus unserm Herzen, das überwachsen keine Schmerzen. Durch unser Aug' kann's niemand sehn im Grund der Seele funkelnd stehn. Wir tragen's still von Port zu Port, und tragen's stumm zum Himmel fort." — Das ist nun freilich alles sehr ätherisch, und es wird uns klar, daß Schefer einen ganz andern Stil schreiben mußte, als Jeremias Gotthelf, der früh Hand an den Pflug legte und sich in der Käserei und im Kuhstall zu schaffen machte. Wir sind indeß doch froh, als wir ins praktische Leben wieder eingeführt werden. Schefer wurde bevollmächtigter Amtsverwalter der Standesherrschaft Muskau. 1812 entführte ihn eine Geschäftsreise nach Wien und Oberungarn. Diese erste große Ausflucht brachte ihn mit einem griechischen Mädchen in Berührung. Es erschien ihm wie ein unglaubliches Wunder, daß ein solches Mädchen überhaupt existire, und er widmete ihr, gleichsam als deutschen Nationaldank für ihre Existenz, ein Bändchen Gedichte, Früchte der letzten Jahre. Im folgenden Jahr dehnte sich die allgemeine Noth Deutschlands auf seine friedliche Landschaft aus, und er erlebte jene entsetzlichen Scenen des Kriegs, die er später in der Osternacht geschildert hat. Eine Reise nach England führte ihn in demselben Jahr zum ersten mal ins Theater, und der mächtige Eindruck desselben veranlaßte ihn zu einigen dramatischen Versuchen, die indeß ohne Erfolg blieben. Auch diese Dramen spielten im Süden, nach dem ihn noch immer eine heiße Sehnsucht zog. Der Fürst gab ihm endlich die Mittel, diese Sehnsucht zu befriedigen, und so reiste er 1815 über Wien, nachdem er vorher Neugriechisch gelernt und seine Studien des ägyptischen Alterthums vervollständigt, nach Italien ab, das er in seiner ganzen Ausdehnung durchzog. Schefer lernte arabisch und machte noch andre eigenthümliche Vorstudien: er benutzte nämlich die lange Seefahrt nach Sicilien zu Uebungen der Phantasie, von denen er gern seltsame Resultate erzählt, und mittelst welcher er es dahin brachte, mit geschlossenen Augen jede Landschaft in beliebiger Farbe zu sehn und Töne jedes Instruments zu hören. Durch diese Uebung, glaubte er, werde der Mensch erst völlig Herr seiner Sinne. Von Messina aus segelte er mit Miaulis nach Hydra, besuchte Eleusis, Aegina u. s. w. Sunion gegenüber wurde er acht Tage lang von Seeräubern festgehalten. Dann ging es nach Kleinasien, Konstantinopel, wo er einige mal in Gefahr gerieth, bis er endlich in Triest Gelegenheit hatte, eine zweimonatliche Quarantäne zu bestehn und so in sein Vaterland wieder einzutreten. Bald nach seiner Heimkehr 1821 verheirathete er sich, und die Romantik seines Lebens war nun zu Ende. Die orientalische Reise war das Material, von dem seine spätere Dichtung gezehrt hat. — 1825 beginnt die Reihe seiner Novellen, die seitdem in ununterbrochenem Fluß bleibt. — In diesen Novellen lernt man vielleicht am deutlichsten, was es mit dem Pantheismus auf sich hat. — Wie

die Metaphysik zwei gleich unwiderlegliche Thatsachen, die Thatsache des allgemeinen Causalgesetzes und die Thatsache der menschlichen Freiheit miteinander in Einklang bringt, mag für die Wissenschaft Interesse haben, die wirkliche Sittlichkeit wird dadurch nicht angefochten. Die Schwierigkeit liegt gar nicht in dem realen Gegensatz der beiden Begriffe Nothwendigkeit und Freiheit,, sondern nur darin, daß man aus der gewöhnlichen Vorstellung Momente hineinträgt, die ihnen eine falsche Farbe geben, nämlich in die Nothwendigkeit das Moment der Blindheit, in die Freiheit das Moment der Willkür oder des Wunders. Dagegen hat der Pantheismus einen eigenthümlichen Einfluß auf die poetische Gestaltungskraft. Der Zauber der modernen Poesie liegt hauptsächlich in der Virtuosität, mit der sie das Leben der Natur empfindet und wiedergibt. Schon in der unbeseelten Natur haben wir ein reich pulsirendes Leben und dadurch eine Poesie entdeckt, von der die Alten keine Ahnung hatten. Aber auch der Mensch hat sein Naturleben, und die Ausmalung der Leidenschaften, Stimmungen, Wünsche und Conflicte, deren Causalzusammenhang jeder nachfühlt, die sich also als einen innern Naturproceß darstellen, wird demjenigen Dichter am meisten gelingen, der sich durch Beobachtung und Analyse am gründlichsten in das Gesetz des Naturlebens vertieft hat. Allein diese Studien können nur die Farbe und Stimmung geben, sie können niemals die Zeichnung ersetzen. Wenn der Dichter sich ausschließlich nach dieser Richtung bewegt, verfällt er in zwei scheinbar entgegengesetzte Fehler: er löst durch zu weit getriebene Analyse die Individualität auf, und er macht durch Trennung des Einzelnen von dem organischen Ganzen, zu dem er gehört, die Individualität zu einer Anomalie. Wenn ich den Menschen lediglich in dem Naturproceß seiner Leidenschaften, Stimmungen, Gefühle betrachte, die nothwendig bei allen Naturwesen übereinstimmen, so vernichte ich damit den Kern seiner Persönlichkeit, den speciellen Lebensnerv, der ihn von andern Wesen unterscheidet. Wenn man es der Wissenschaft zum Vorwurf macht, daß sie, um das Leben zu begreifen, den lebendigen Organismus zerschneidet, so ist das ein thörichter Vorwurf, denn die Wissenschaft sucht nicht nach dem individuellen Leben, sondern nach dem allgemeinen, d. h. nach Regel und Gesetz, und dieses entdeckt sie nur durch Analyse. Die Kunst dagegen soll individuelle Gestaltung geben, und diese ist unmöglich, wenn sie bei der Farbe stehn bleibt. Der Pantheist kann nicht einmal eine starke durchgreifende Leidenschaft schildern, denn dazu gehört die Repulsion, das Bewußtsein der Freiheit, die Fähigkeit des Hasses: und der echte Pantheist hat diese Fähigkeit nicht. Diejenigen Stimmungen, die sich innerhalb des Naturprocesses bewegen, schildert Schefer mit einer wunderbaren Virtuosität; aber wo sie in die Welt der Freiheit, der sittlichen Folgen, der Zurechnung

übergehn, da erlahmt seine Kraft, seine Zeichnung wird verwaschen, und über seine Bilder breitet sich der trübe Flor eines halb melancholischen, halb ironischen Skepticismus. Wenn der Pantheist der Individualität Unrecht thut, indem er sie chemisch zersetzt, so übertreibt er sie wieder, indem er sie von dem Gattungsleben der Menschheit und der bestimmten Gesellschaft, zu der sie gehört, isolirt. Die Verblendung des Pantheismus tritt am klarsten hervor, wenn wir die Thiere mit den Menschen vergleichen. Die individuellen Beziehungen sind bis zu einer gewissen Grenze beiden gemein. Auch die Thiere kennen das Gefühl der Anhänglichkeit, der Abneigung, des Neides, der Großmuth; aber diese Gefühle beziehn sich immer nur auf Einzelnes, sie haben nicht das Gefühl der Gattung. Durch die Sprache gliedert sich der einzelne Mensch als integrirender Theil eines organischen Ganzen, dem er mit seinem ganzen Leben, mit seinen Begriffen, mit seinem Rechtsgefühl und Gewissen angehört. Diese nothwendige Stellung des Menschen innerhalb der Gesellschaft und der Geschichte läßt Schefer aus den Augen. Er kennt nur Individuen, bei denen das Allgemeingefühl höchstens im Keim vorhanden ist. Bis zur vollsten Consequenz läßt sich das freilich nicht treiben, man müßte denn dem Einzelnen auch die Sprache nehmen; aber Schefer hat es weit genug getrieben. Zum Theil wird das versteckt durch die unbestimmte, in fieberhafter Erregung zitternde Sprache, und so vergißt man zuweilen über der Ungenauigkeit der Erzählung die Ungenauigkeit der Charakteristik. — Es scheint auf den ersten Augenblick unglaublich, aus einer Weltanschauung, die den Causalnexus wenigstens in sittlichen Dingen aufhebt, eine fortschreitende Handlung zu entwickeln. Allein gerade diese unausgesetzte feindselige Beziehung auf die gewohnten Vorstellungen ist es, was jenen Novellen für den Gebildeten, wenn es ihm nur gelingt, sich durch die wüste Form durchzuarbeiten, einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht, denn man fühlt bei den unerhörtesten Einfällen heraus, daß der Dichter sich ein bestimmtes psychologisches oder naturphilosophisches Princip dabei denkt. Er entwickelt zuweilen eine so überraschende Kenntniß der geheimen Motive in den menschlichen Empfindungen, daß wir auch da, wo auf den ersten Augenblick alles barock und unmöglich erscheint, uns wenigstens die Mühe geben, nach einem versteckten Mittelglied zu suchen, welches die Sache erklären könnte. Bis auf den kleinsten Zug ist alles von jenem narkotischen Spiritualismus zersetzt, der die Welt in ein Reich der Wunder und Chimären verwandelt. Zwar wird Schefer durch die Nothwendigkeit, sich im Thatsächlichen zu bewegen, fortwährend darauf geführt, daß die Folgen der Schuld sich vom Menschen ablösen, ihn äußerlich umstricken, und dadurch allerdings objectiv werden; aber weil das Herz die Schuld nicht bekennen will, bleibt das Schicksal etwas Aeußerliches. Deshalb hat die wirklich vor-

handene Macht sittlicher Verhältnisse ein nicht minder finstres Aussehn; sie erscheint als ein gespenstischer Kreis, in dem der Fuß des Menschen sich verstrickt, obgleich er keinen Theil an den Wesen hat, die darin walten. Wir sollen uns fortwährend daran erinnern, daß alle Greuelthaten, die ein menschliches Herz verwüsten können, ebenso in das Gebiet des Scheins gehören, wie eigentlich das gesammte Leben. Aber dieser Gedanke hat nichts Tröstliches, im Gegentheil erscheinen uns die Greuelgeschichten, mit denen wir überhäuft werden, um so abscheulicher, da wir mit der Wahrheit des sittlichen Gesetzes allen festen Boden verlieren, da wir blind und ungeläutert in den Abgrund getaucht werden, ohne einen Blick auf den Himmel, der uns verdammt. „In dieser Welt ist Schuld und Ursache, ja nur Veranlassung nicht rein zu unterscheiden; wir haben daran soviel, als wir uns annehmen.“ Ein trauriger Trost, der sinnlichen Gewalt des Zufalls anheimzufallen, mag er sich auch Erbsünde nennen, anstatt dem rächenden, aber erhabnen Spruch des sittlichen Gottes. Im Traum hat man gesündigt, im Traum wird man erlöst, aber diese Erlösung hat keine versöhnende Kraft. Eine matte, an Blasirtheit grenzende Toleranz ist alles, was übrig bleibt. Bei diesem Traumleben der Seele verflüchtigt sich auch der Inhalt des wirklichen Lebens ins Phantastische. Die Bilder wechseln scharf, blendend, unvermittelt, wie bei dem Spiel einer ombre chinoise; man kann eine Novelle in die andre hineinlesen, es befremdet nicht, in jedem Augenblick kann man das Buch aus der Hand legen, man ist nie gespannt, und so bunt die Abenteuer sich aneinander drängen, sie verdichten sich nie zu einem Schicksal. Denn dazu gehört Ausdauer der Leidenschaft und ein festes sittliches Princip; der Taumel des indischen Blumenlebens bringt es nie zu einer verständlichen Gestalt. Wir sind auf einem Fasching, es entsetzt uns nicht, wenn unter der jugendlichen Harlequinmaske unversehens ein fahles Todtengesicht hervortaucht, wir werden nicht überrascht, wenn um das Haupt eines alten hartgesottnen Sünders plötzlich eine Heiligenglorie strahlt. Wem ist's nicht im Traum einmal vorgekommen, daß er selbst erstochen wurde, sich im Tode fühlte, dann sich in die Person seines Mörders verwandelte, und so ins Unendliche. Am besten schildert der Dichter, wie eine fieberhafte Aufregung der Nerven durch eine herandrohende Gefahr, durch einen Schrecken, oder auch durch eine wirkliche Folter herbeigeführt wird; den Reiz des Schwindels, des Grauens und der Angst. Grandios ist die Schilderung der Nacht, die ein kühner Waghals auf dem Kreuz der St. Peterskuppel zubringt; die Darstellung des Waldbrandes, das Abenteuer in einem Grottenlabyrinth. Diese Virtuosität hat etwas Krankhaftes, wie die Zustände, welche sie darstellt; aber der Dichter kennt die leise Empfänglichkeit der Nerven genau genug, um sie wirksam auf die Folter zu spannen. Er geräth bei der Darstellung

der verwirrten, phantastischen, wilden Scenen selbst in eine Art von Trunkenheit, er stürmt mit seinen fieberhaften Bildern rücksichtslos auf unsre Phantasie, wir müssen uns gleichfalls in den Zustand der Trunkenheit versetzen, um ihm zu folgen. Wenn eine solche Nervenspannung nicht vorwaltet, zerfließt die Erzählung ins Unbestimmte. In weit höherm Grade als Jean Paul sucht Schefer etwas darin, undeutlich zu erzählen, Andeutungen zu geben, wo man eine Schilderung erwartet, und unvorbereitet in das Entlegenste überzuspringen. Diese Verwirrung, für die wir als Beispiele „die Osternacht“ und „den Seelenmarkt“ anführen, erregt zuletzt eine unerträgliche Abspannung; man hat in kurzer Zeit vergessen, was man gelesen. — Wie der Anatom eine Vorliebe für Misgeburten hat, so legt Schefer sein Messer am liebsten an anomale Seelenzustände. Ein gefallenes Mädchen, das bei einem katholischen Fest die Mutter Gottes, die unbefleckte, darstellen muß und im Gefühl dieser Blasphemie stirbt; eine Nonne, die in der Revolution als Göttin der Freiheit gepreßt wird und darüber in Wahnsinn verfällt; ein Bauchredner, der seine innre Stimme als einen fremden Geist empfindet; ein Weib, das dreißig Jahre lang als Mann gekleidet geht; eine Blinde, die geheilt wird; Scheintodte, die im Grabgewölbe aufwachen; Gekreuzigte und Gepfählte, die längere Zeit zwischen Leben und Sterben schweben; vor allem aber Wahnsinnige von jedem Grad und jeder Beschaffenheit. Wenn der Dichter das Walten der sittlichen Ideen nicht zu verfolgen vermag, muß er sich wol in den dunklen Irrgängen einer Seele verlieren, die durch abnorme Zustände dem allgemeinen Leben entzogen ist. Daher die Vorliebe für die Zustände halben oder vollen Wahnsinns, der Trunkenheit, des magnetischen Schlafs, diese psychologischen Willkürlichkeiten, die deshalb reizen, weil man kein Gesetz für sie findet. Am liebsten wühlt Schefer in der Unergründlichkeit des weiblichen Herzens, wie ihm überhaupt das Weib als die eigentlichste Menschwerdung der namenlosen Naturgottheit erscheint. „Die Natur wird kaum wahrer empfunden, als in den Weibern. Sie leben lebendig, fühlen die traumähnlichsten, geheimnißvollsten Zustände klar und deutlich. Sie denken das Leben weniger, als sie es fühlen, und meist ohne Phantasie, versenken sie sich leicht in die Zauber der Natur, weil sie zeitlebens mehr Natur sind, darstellen und bleiben, als im beständigen, jungfräulichen, mütterlichen, bis zur Verkennung verwandten Verkehr mit ihr in allen entzückenden und schweren Stunden des Lebens, der Geburt und des Todes.“ — Diese weiblichen Zustände versteht der Dichter mit einer Virtuosität anschaulich zu machen, daß es zuweilen unbegreiflich wird, wo ein Mann diese Kenntniß hergenommen haben kann. Bei der Schilderung von Männern sind es mehr die weichen, die empfindsamen, gewissermaßen weiblichen Seiten ihrer Natur, die den Dichter anziehn, z. B. die

Finessen einer empfindsamen Künstlerseele. Auch unter den Verbrechen zieht Schefer diejenigen vor, bei denen die Natur der Unsittlichkeit in einer nebelhaften Dämmerung bleibt, so z. B. die Heirath in verbotnen Graden, die Bigamie u. s. w. Ueber solche Verbrechen wird in verschiednen Zonen und unter verschiednen Religionssystemen verschieden geurtheilt. Schefer forcirt daher die Romantik dieser Verbrechen dadurch, daß er einen Religionswechsel eintreten läßt, daß er also die That und das Urtheil an verschiedne Voraussetzungen knüpft. Ein sehr geläufiger Kunstgriff ist, daß er die Intention eines und desselben Verbrechens in die Seele verschiedner Personen legt, sie alle, ohne daß der eine vom andern weiß, an der Ausübung theilnehmen läßt und keine Aufklärung darüber gibt, wem der eigentliche Thatbestand der Schuld zufällt. So schwebt das Gespenst dieses einzigen Verbrechens über der Seele verschiedner Menschen und macht sie wahnsinnig. Am liebsten verlegt er seine Geschichten in solche Zeiten, wo die Phantasie über den Verstand und das Sittengesetz hinausgeht. Als Pantheist und Naturdiener sieht er in der Geschichte nur ein geistloses Gewebe vereinzelter Erscheinungen, einen unaufhörlichen fanatischen Kampf gegen die Natur, in den gewaltigen Erscheinungen der Geschichte nur die Zertrümmerung eines schönen Naturdaseins. Er ist unermüdlich, die Leiden und Greuelthaten des Krieges in häßlicher Ausführlichkeit darzustellen, das Christenthum erscheint ihm fast nur als ein boshafter Spuk, der unheimlich in das Leben greift und den Sinn bethört. In den großen Thaten, die aus einer Idee hervorgingen und darum rücksichtslos gegen alle sonstigen Empfindungen ausgeführt worden, sieht er etwas Willkürliches und Dämonisches, weil er nie einen sichern historischen Boden gewinnt, also auch das Walten historischer und logischer Nothwendigkeit nie begreift. Seine Lieblingshelden sind jene Pflanzenseelen, die viel zu ätherisch, um an dem wirklichen Leben theilzunehmen, sich nur in sinnigen Träumen bewegen und der Welt noch milde und freundlich zulächeln, wenn man sie schindet oder pfählt. Wenn aber der ideale Sinn der Geschichte dem Dichter fremd und feindselig bleibt, so versteht er sehr gut, aus ihr die Localfarben für seine Traumbilder zu entlehnen. Am liebsten bewegt er sich in solchen Gegenden, wo die Natur Gewalt über den Menschen hat, wo ihre Erscheinung so mächtig und das Blut des Menschen so erhitzt ist, daß eine freie Ausübung des Willens ein Wunder wäre, also vor allen in südlichen Gegenden, im Orient. Die Novelle: der Unsterblichkeitstrank (1831) spielt in China und umfaßt in ihrem in den wunderbarsten Farben ausgeführten Gemälde nicht blos die geschichtlichen und sittlichen Verhältnisse der Chinesen, sondern auch ihre Sagen und Märchen. Es ist eine chinesische Sage, daß die Dynastie des Fo an einem heimlichen Ort auf der Erde fortlebt. Der pantheistische Dichter,

der eigentliche Wunder nicht gelten läßt, hat das so erklärt, daß diese uralten Könige das Mittel besitzen, eine beliebige Zeit zu schlafen und während derselben nicht zu altern. So schlafen sie zuweilen Jahrhunderte lang und kommen dann unversehens als Jüngling wieder zum Vorschein. Je haushälterischer sie mit ihrer Zeit umgehn, desto länger bleiben sie jung. Daher kommt es, daß der Ahnherr und Fürst des Geschlechts Y erst vierzig Jahre zählt, sein Sohn Ly dagegen sechzig, der Enkel achtzig, der Urenkel Semakuang, der Held der Geschichte, einige dreißig. Wenn ein solcher Siebenschläfer einmal auf die Erde zurückkehrt, so findet er seine Gemahlin als ein uraltes Mütterchen wieder, und seinen Sohn so bejahrt, daß er schicklicher Weise sein Vater sein könnte. Neben dieser Wundergeschichte, die den leitenden Faden der Verwickelung bildet, werden wir noch durch alle möglichen andern magischen Mittel phantastisch angeregt; aber auch diese bestehn nur in dem ungewöhnlichen Gebrauch von Naturkräften. Noch seltsamer sind die Sitten, Gebräuche und Vorstellungen, die uns in dem angeblich wirklichen Leben begegnen. Sie sind mit einer Glut, mit einem Schmelz der Farben ausgeführt, der uns blendet; allein wir erwarten doch immer, in dem Dichter werde sich endlich das Gefühl des Widersinnigen regen und er werde plötzlich ins Possenhafte überspringen, um uns aus der halbtollen Stimmung, in die er uns versetzt hat, wieder zu befreien. Im Gegentheil, er bleibt ernsthaft, feierlich, gerührt, ja, er läßt nicht ab, über das, was geschieht, obgleich es auf den luftigsten Grundlagen aufgeführt ist, die weisesten Betrachtungen anzustellen. Die Lieblingsstätten seiner Phantasie sind die türkischen Inseln, die er aus eigner Anschauung kannte, und für die er eine glänzende Localfarbe gefunden hat. Wenn er sich darauf beschränkt hätte, rein türkische Sagen und Geschichten darzustellen, wie Lord Byron, so würde man an seiner Technik in materiellen Dingen unbefangne und objective Freude haben können; allein dabei bleibt er niemals stehn; er verwickelt Europäer in diese Fabelwelt und verstrickt sie in die Netze einer Sittlichkeit oder Unsittlichkeit, für die wir gar keinen Maßstab mehr haben. Wenn z. B. in seiner Novelle: „der Sklavenhändler", die in Beziehung auf die Details vortrefflich ist, ein reicher englischer Lord, bei dessen Zeichnung etwa Lord Byron als Vorbild vorgeleuchtet haben mag, sich künstlich in die Lebensweise eines Pascha versetzt, so wäre an sich dagegen nichts zu sagen; wenn aber nach der Reihe seine ganze englische Familie in diese Fiction eingeht, sich auf den Sklavenmarkt begibt, um sich dort an ihren Lord verkaufen zu lassen, und dadurch sowol der türkischen Polizei, als den Eunuchen des Pascha in die Hände fällt, so ist diese Voraussetzung zu abgeschmackt, als daß wir an den greuelvollen Verwickelungen, die daraus entspringen, irgendwie Antheil nehmen könnten. Etwas Aehnliches

ist es mit den Novellen: „der Zwerg", wo die türkische Vampyrsage auf eine unheimliche Weise in das Leben einer europäischen Familie eingreift; „Palmerio", wo die Religionsverwirrung auf den griechischen Inseln der Caprice einen ebenso breiten Spielraum gibt, wie in der Braut von Messina; „der Gekreuzigte", wo eine von jenen indischen Pflanzenseelen, die aus Scheu vor Blut nicht im Stande sind, einen Floh zu knicken, es unternimmt, den Communismus in der Türkei einzuführen, woraus sich natürlich ergibt, daß alle seine Anhänger auf die elendeste Weise umgebracht werden u. s. w. Nächst der Türkei ist Italien, namentlich die Zeit der Poeten und der Giftmischer die bevorzugte Periode, z. B. die Geschichte der Virginia Accaromboni. Auch im Norden hat er einige Ausbeute gefunden; die Zeit, wo Liebe und Haß am dänischen Hofe etwa an das Verhältniß der Brunhilde und Fredegunde erinnerten, ist von ihm in zwei Novellen: „Düveke" und „die Gräfin Ulfeld" behandelt. In den Novellen, die in Deutschland spielen, muß sich Schefer mehr in die innerliche Welt vertiefen, um seinen verwirrten Farben Raum zu verschaffen, wenn ihm nicht ein Krieg zu Hülfe kommt, wie in der „Osternacht", wo ziemlich auf jeder dritten Seite einem Kinde der Schädel eingedrückt und einer Jungfrau die Ehre geraubt wird, und die damit schließt, daß die Heldin, nachdem ihr Vater sich vergiftet und alle ihre Freunde und Bekannte sich untereinander umgebracht haben, wahnsinnig wird und sich für die Jungfrau Maria hält, sich übrigens in diesem Zustand ganz behaglich fühlt und alle weitern Greuel gleichgültig an sich vorübergehn läßt.*) Was sich ein so sinnvoller Dichter wie Schefer bei diesem Schluß gedacht hat, würde schwer zu sagen sein; aber bei manchen der übrigen Novellen liegt die Absurdität bereits in der Voraussetzung. So ist z. B. die Novelle: „die Lebensversicherung" auf folgende Fabel gegründet. Ein reicher Bäcker, der früher Schauspieler gewesen, verliert seine geliebte Frau durch die Schuld eines ungeschickten Arztes. Um diesen zu bestrafen,

---

*) Am meisten hat ihn darin Max Waldau nachgeahmt, der seine Rahab (1854) nach den furchtbarsten Greueln, die sie verübt und gelitten, zum Schluß folgendermaßen schildert: „Sie sondert sich selbst von den Greueln im Traum und betrachtet theilnehmenden Blicks, doch als Fremde, das riesige Unheil; sie beseufzt das vernichtende Schreiten des waltenden Schicksals und könnte mit allen den Jammernden selber auch jammern, und könnte geliebte Gestorbne mit Thränen begießen. Ihr kommt ein Gefühl wie bewegtest gewährte Verzeihung, ein dämmernd Vergessen unsühnbar grauser Verwüstung, ein Schuldentsagen, ein Schauer von menschlicher Andacht, der wieder — zum Leiden, zur Sühne Verlornes heiligt: — denn immer an Wahnwitz wandert vorüber das Schicksal, geduldig erharrt das Verhängniß die passende Stunde, und nur in bereite Gemüther, in waches Verständniß, um voll auch empfunden zu sein, loht nieder der Blitzstrahl."

nimmt er ihn heimlich fest und sperrt ihn in ein unterirdisches Gewölbe ein, wo er ihn verurtheilt, so lange zu bleiben, bis seine Frau, wenn sie am Leben geblieben wäre, ein Alter von siebzig Jahren erreicht hätte. Zur Entschädigung für diese schlechte Behandlung bestimmt er ihm nach Ablauf dieser Zeit ein ziemlich bedeutendes Capital. Achtundvierzig Jahre bleibt der arme Mann auch wirklich in seinem Kerker, bis er endlich durch einen Zufall befreit wird. Sofort erheben sich um jenes Capital sehr verwickelte Erbstreitigkeiten, in die sich soviel Mohren und Türken mischen (die Scene spielt in London), daß wir zuletzt nicht mehr im Stande sind, die einzelnen Personen voneinander zu unterscheiden. — Eine andre Novelle: „der Seelenmarkt“ enthält die schrecklichen Mysterien aus dem Leben eines armen Buchhändlers. — Nicht uninteressant ist „die Künstlerehe“. Der würdige Maler Albrecht Dürer erregt zwar mit seiner christlichen Ergebenheit fast unausgesetzt den Wunsch in uns, ihn anzuspeien, aber seine Frau ist desto glänzender geschildert, der Satan in den Tiefen des weiblichen Herzens ist mit einer wahrhaft dämonischen Kraft ans Licht getrieben. — Und so finden wir fast in jeder Novelle irgendwelche Einzelheiten, die durch Bildung, oder durch plastisches Talent, oder durch Feinheit der Empfindung unsre Aufmerksamkeit rege machen; aber wir finden keine einzige, aus der wir einen befriedigenden Eindruck mitnehmen. Abgesehn von der Verwirrung in den Gegenständen, ist auch die Form incorrect. Schefer weiß nie die Prosa von der Poesie zu unterscheiden; alle Augenblicke verliert er sich in jambische Rhythmen; zuweilen sagt er damit wirklich etwas Treffendes, zuweilen schraubt er auch nur das Alltägliche zu einer künstlichen Bedeutsamkeit herauf. Wo er versucht, humoristisch zu sein, wird er unerträglich, eine bloße Copie von Jean Paul. Natürlich ist seine Sprache nie, und in der Prosa wird aus der poetischen Erhebung zu leicht leerer Schwulst. — Noch gründlicher als in den Novellen wird im Laienbrevier (1834) der Pantheismus entwickelt. „Die Welt ist schaffbar, ein Kind mit großen Anlagen, eine große Anlage in Kindeshänden.“ Trotz dieses embryonischen Zustandes sieht der Dichter viel Sinniges und Schönes in ihr. Zwar hat die Fülle exotischer, wildglühender Blumen, die er in seine Kränze verwebt, etwas Berauschendes; der Duft ist süß narkotisch, aber in der Kunst lassen wir uns so etwas doch eher gefallen, als in der Philosophie. Es sind Blüten aus einem Traumreich, die bei Nachtzeit ihre Berechtigung haben, wenn sie auch den Schein des Tageslichts nicht aushalten. Die sich in ihnen abschattenden Gedanken erinnern an Novalis. „Nichts ist als Gott, und außer ihm ist nichts. Er ist allein, und alles kommt aus ihm und geht in ihn zurück, und war auch kein Athemzug ihm fern. Er macht sich selbst zu Staub, um jeden Staub zu sich emporzuheben. Sowie vom ungeheuren Gewölbe der

Tropfsteinhöhle die ungezählten Tropfen niederregnen und drunten mit den Silberstimmen singen, so strahlt und glänzt und blitzt und strömt und säuselt, der alles ist, aus seinen Himmeln nieder, wird alles und ist alles. Er ist das All, alles ist neben-, miteinander göttlich, sogar der Staub auf Sommervögelschwingen." — Auch der Mensch erhebt sich im Wesen nicht über den Stein. — „Denn mehr als göttlich kann nicht etwas sein, und was da ist, ist selber die Natur, und als sie selbst, vollkommen ist ein jedes, sonst wär das All ein tausendfacher Frevel." „Wir werden gelebt: die Natur gibt in fortwährender Verwandlung den Einschlag in das Gewebe unsers Lebens, und durch die eiserne Bestimmung, was wir in unsre Empfindungen aufnehmen, bestimmt sie auch, wie wir empfinden sollen, indem sie geheim in unserm Innern auch die Kette der Geister hält." — In diesem sinnigen Pantheismus, diesem Ineinandergreifen wechselnder Lebenskräfte verschwindet nur gar zu leicht das lebendige Einzelne. Je aufmerksamer der Poet auf die geheimen Töne der befreundeten Natur lauscht, desto mehr klingt eins in das andre über; in dem Fluß des Lebens löst sich die Gestalt. Die Unendlichkeit des Lebens verfließt in die geheimnißvolle Nacht, wo alle Unterschiede schwinden. In der träumerischen Auffassung des Naturzusammenhangs hört die Unterscheidung des Guten und Bösen auf; wenn das Göttliche sich in allem offenbart, so gibt es keine Entwicklung, keine Geschichte. Eine Schale Opium und die Menschheit ist erlöst; Novalis' blaue Blume verbreitet ihren magisch berauschenden Duft, schwarz wird weiß, böse wird gut und es taumelt die Welt, ein lieblicher Traum, halb nur vernommen, um die schlaftrunkenen Sinne. „Derselbe Tag ist auch nur eine Nacht, die eine heilige große Nacht im All; die Sonne aber ist die Lampe nur, aus Noth der Nacht zu steuern aufgehangen. Nicht dauerhafter ist das Netz der Spinne, als dieses Tages hellleuchtendes Gespinnst, leicht hingehangen, leicht hinweggenommen wie ein Schleier! In solcher Wunderhöhle dieses Tages nun sitzen wir, sowie in einem Märchen, hervorgegangen, niemand weiß woher? Unleugbare Märchenwesen; Märchenhäuser, die Königsschlösser und die Göttertempel u. s. w., selbst jene Sonne, die da sinkt, ist Märchen! Das Wunderbare schadet nicht dem Leben, es hält nicht an, ich bin ein Wunder auch — der Stein, das Grab, das Unglück und das Leid sind lieblich für die stille Götterseele, die wie auf goldner Flut emporgetragen, als Göttermond am Götterhimmel steht." — „Aus Träumen weben Götter die Menschen, darum verschweben sie auch wie Träume. Heim in den Aether streben die freien uralten Stoffe, jegliche schöne Fassung zerstörend, und in den Himmel kehren die Träume." — „Kann der Gott zum Menschen werden? kann sterblich der Unsterbliche erscheinen? Das ist des alten Meisters Kunst, sich selber zu verwandeln, zu verkleinern, in

Splitter stiebend wie ein Diamant, sterblich zu scheinen, gleich unsterblich bleibend." „Mit dir geboren wird der Gott. Er lebt in dir, mit dir, liebt, thut aus dir das Gute; wenn du stirbst, stirbt der Gott mit dir." — „Die eine Wehmuth theilst du mit dem Himmel, dem Frühling, ja du theilst sie mit dem Gott, auf den sie als der Wiederschein der Welt von allem, was da lebt, zurückfällt: daß sich die reine frohe Himmelsseele hier an die alte Erde knüpfen muß und an den alten Tod." — „Was ich denken kann, das bin ich selbst auch, oder hab' ich selbst geschaffen, wären's auch die schönen Götter. — Ein jeder Mensch hat soviel Freuden und ist so groß, als er den Gott begreift: und Gott ist das — was wir nicht fassen können! — Die Menschenherzen gleichen Diamanten; sie werfen gern das Göttliche aus sich hinaus und hängen es dann einem an, und nur draußen als Farben schauen sie fröhlich ihren Strahl, und was an Zauber ringsum wirklich lebt, das lassen sie sich in dem Schein erscheinen." — „Wenn dich das beruhigt, daß nicht ein Böses ist in diesem All, dem Werke der vollkommen reinen Liebe — dann lebe ruhig, erlöst vom Wahn der Schrecken um dich her. — Du kannst nach jeder Schuld der reinste Mensch sein, wenn du sie alt, dich selber jung empfindest, als diesen Guten, der du heut' nun bist. Du bist die frische Kraft, die Kinderreinheit, das Götterzürnen eben bist du selbst. So tief und schwer du meinest zu bereuen, so tief bescheiden ja auch freust du dich, daß in dir ein so reines Wollen lebt und solche Macht, daß du sowie die Sonne zu jeder Stunde neu und göttlich bist. Versteh' das Wort nur: Gott vergibt die Sünde." — „Ein Natursüß hat das Laster selbst." — „Könnte eines Morgens je die Menschheit vergessen, was sie an den vorigen Tagen geträumt zu sein, dann wär' ihr wohl. So wird es leis' allmählich: was sie voreinst gewesen, hat die Menschheit fürwahr schon halb vergessen; alle Träume der alten geistbeschränkten schweren Tage, und was sie alle Nächte ihres Daseins gelebt, das fängt sie an am hellen Tag zu träumen! — Und nicht der Tag wird bald die Welt beherrschen, nein, herrschen wird die Nacht, die große, freie, gleichmachende, die Mutter aller Götter. Und wer schon jetzt im hellen Licht der Sonne das Große denkt, das Heilige empfindet, dem ist die Sonne, ist die Zeit verschwunden, und göttlich steht er in der alten Nacht, im Zauberglanz der Geister." — „Verliere die Persönlichkeit an Gottes größte, heilige Person! Und schäme dich deß nicht, daß du dahin bist als Tropfen in das Meer; denn Göttlichkeit ist unsre Natur, wie jede Blume Himmelsthau genießt." — „Der Athem stockt mir vor Bewunderung, die Augen weinen, die Gedanken fliehn, ich bin gefangen, bin erstickt in Blumen, bin wie ein Ton in tausend Melodien!" — — — Es ist wunderbar, wie wenig sich Schefer in seinem Schaffen geändert hat. In

seinen neuesten Werken: Vigilien (1843), Hafis in Hellas, von einem Hadschi (1850); Koran der Liebe nebst kleiner Sunna (1853), und Hausreden (1854) hängt der greise Dichter mit der ganzen Innigkeit der Jugend seinen alten Träumen nach und weiß für die Melodien, die ihn früher bewegten, noch immer die anmuthigsten Variationen zu finden. Wir finden kaum auch nur den Versuch, individuelles Leben darzustellen; es ist bewußte und gewollte Poesie des Gedankens, in der Weise Schiller's, Aber im Inhalt liegt ein Gegensatz: Schiller schreibt das Evangelium der Freiheit, Schefer das Evangelium der Natur. — Die pantheistische Dichtung begreift wie die Chemie nur Beziehungen, nur Werden und Vergehen begreift; wenn Schefer es dennoch zu einer gewissen Physiognomie bringt, so liegt das lediglich in seinem sehr energisch hervortretenden Cultus der Schönheit, der freilich mit dem Princip des Pantheismus im weitesten Sinn auch nicht zu vereinbaren ist. Das Gefühl der Schönheit ist ein interesseloses, das verkennen unsre Poeten aus der Schule Mahomed's. Die wahre Liebe geht über den Sinnenreiz hinaus, sie ist anbetend, aber nicht, wie der Orientale, den der Wahnsinn des Sinnenrausches unter die Füße des geliebten Gegenstandes niederstreckt, sondern in dem Sinn, daß sie in dem eignen Gefühl etwas Heiliges, etwas über den Wechsel des Sinneneindrucks Erhabnes erkennt. So unsinnige Formen diese Liebesvergötterung annimmt, um so unsinniger, je unechter die Liebe ist, so liegt ihr doch stets ursprünglich eine richtige Empfindung zu Grunde, und das Christenthum, das die sanctionirte Liebe, die Ehe, zu einer heiligen Handlung macht, hat darin einen tiefern Blick bewiesen, als der Koran, der die Frauen zu sinnlichen Reizmitteln herabsetzt und sie aus dem Paradiese ausschließt. Bei den Orientalen ist die Vergötterung noch viel ausschweifender, als bei den tollsten Ausgeburten unsrer eignen Phantasie. Es gibt keine Beschimpfung, welche die persischen Dichter und ihre deutschen Nachahmer sich nicht selbst zufügten, um sich vor dem geliebten Gegenstand recht tief zu demüthigen: es ist derselbe Taumel der Wollust, der die indischen Fanatiker unter den Wagen des Jaggernaut wirft, um sich von seinen Rädern zermalmen zu lassen. Dies fieberhafte Zittern der Lust ist nicht die Stimmung, welcher das Schöne aufgeht. Hat uns doch das geistige Raffinement in den Briefen der Rahel gelehrt, daß man auch *schönen Ekel* empfinden könne; und wie wir das Gefühl bezeichnen sollen, das uns bei der Lectüre der folgenden Stelle beschleicht, dafür bietet uns die deutsche Sprache keine Worte: „Inwendig an des Himmels Thor zur Erde, für jeden Engel weithin schaubar, hängt die ausgespannte, weißgegerbte Haut des Wunderwerkes Allahs, der *Suleika*; ihr Angesicht, das schönste von der Welt, mit seinen sieben Löchern starrt dich an, das Hauptthaar hängt ihr schwarz

bis zu den Füßen, anschauend jeden, der zur Erde wollte, und ihn bethränt zurücke scheuchend, so daß er, bang die Hände faltend, stutzt, doch dann zum Himmel rasch sich wieder umkehrt." Diese abscheulichen Bilder, die noch weiter ausgeführt werden, sind ein Erzeugniß jenes Naturtaumels, in welchem das wahre Gefühl für Schönheit erstickt wird. In dem Symposion im Himmel werden des Dichters menschliche Sinne durch Götterfähigkeit verstärkt. „Ich roch der Musen Cytherklänge noch zugleich! ich sah gestaltenschön und klar ein jed' Gefühl! ich schmeckte noch die schönen Göttinnen zugleich auf meiner Zunge köstlich; ach, ich hörte laut das Strahlen der Gestirne hoch am Himmelssaal, und ich genoß unsäglich reich die schöne Welt zugleich in fünfundzwanzigfachem Wonnestrahl. Auch meine Eßkunst war vergöttlicht hier: ich aß das Sonnenlicht, das Himmelsblau, den Glanz, ich trank das mir im großen Becher schmelzende, bildschöne Mädchen, voll von süßen Schauern, aus." Nachher fängt er an zu singen, und alle Gegenstände, die er besingt, treten in sinnlicher Wahrheit aus seinem Mund heraus. Zuletzt erinnert ihn Hera an die Liebe. „Da sang ich ihr im Liede meine Liebste, ach, und augenblicklich stand sie vor den Göttern schön und herrlich . . aber hocherröthet! zürnend mir! dann auch von unsern Kindern sang ich noch bethört — und plötzlich sprangen sie im Saale laut und froh! doch da mein künftig Weib ja doch noch Jungfrau war — erbleichte sie vor Scham und sank gestorben hin. Da zürnt ich Hera, zürnte allen Göttern schwer, die, mich an ihre Tafel ladend, nur verhöhnt, und nach dem Tode meiner Frau ich selbst wie todt, und keine Götter achtend, sang ich stolz ein Lied, worin die Götter sterben und sie Nacht bedeckt. Und so geschah's vor meinen Augen: jeder Gott erbleichte, jede Göttin starb. Und alle todt umhüllte Finsterniß, daß Grausen mich ergriff. Da tappt ich noch nach Weib und Kindern angsterstickt, umsonst! Nur todte, kalte Götter faßt ich an! Laut schreiend nach den Meinen, weckt ich selbst mich auf und schrie erwacht den Himmelsschrei erst drunten aus. — — So geht es jedem, den die selber arme Schaar der Götter willenlos an ihre Tafel zieht — den gold'nen Lebenstisch! Gesang erschafft umher uns unsern Traum lebendig; und die Liebe schafft ihn süß. — Du, liebe heut; und lebst du morgen noch, so liebe morgen, frei und treu, nie menschenscheu; denn morgen sind sie . . . . bist du . . . sind die Götter todt." — Diese Poesie ist ein geistiger Opiumrausch, dessen glänzend schimmernde Bewegung aus dem Fieber einer krankhaft erregten Sinnlichkeit hervorgeht. Liebe und Schlaf sind die beiden Güter, nach denen sich Hafis in seinen Irrfahrten sehnt, die ihn von dem verhaßten Licht befreien sollen, welches ihm harte, bestimmte Gestalten entgegenführt. Für den ausübenden Künstler ist diese Stimmung gefährlich,

denn in seine Zeichnung kommt dadurch etwas Verwaschenes. Weil sich alle Realität in den Nebelduft des Traums einhüllt, weil Ursache und Wirkung, Schuld und Schicksal nie in einen bestimmten Gegensatz treten, fehlt seinen Gemälden jene organische Gruppirung, welche die Phantasie zwingend mit sich fortführt. Wenn nach seinem Lieblingsbild die Memnonssäule, von den Strahlen der Sonne angehaucht, plötzlich in Töne ausbricht, um den Sinn der Gestirne zu erfüllen, so ist das nicht eine von innen heraustönende Stimme, nicht ein Ausdruck des Geistes, sondern eine mystische Naturbeziehung, die vom Traum ausgeht und wieder zum Traum zurückführt. Wenn sich der Dichter gegen die Personification des Heiligen auflehnt, so liegt das nicht blos in dem übertriebenen Glauben an die Erde und ihre Mächte, sondern auch in dem Unglauben an die wirkliche Existenz. Es genügt nicht, wenn Hafis versichert, kein Bilderstürmer sein zu wollen; unsre Ideale sind keine bloßen Bilder, sie sind das wahrhaft Existirende auf dieser Welt. Hafis bleibt in Hellas ebenso fremd, trotz seiner Bemühung, die Ruinen der alten Tempel und Säulen zu durchforschen, als im Christenthum. Nur den arabischen Propheten versteht er, und auch von diesem nur eine Seite, die träumerisch phantastische; die Größe des Sehers, die seine Religion zu einer geschichtlichen gemacht hat, bleibt ihm fremd, weil er mit Schrecken eine Macht des Geistes in ihr wahrnehmen würde. Die griechischen Götterbilder treten ihm nur ironisch und klagend gegenüber, weil er in der Geschichte wie in der Natur gleich Heine nur den bacchantischen Taumel sieht, nicht das Ideal, welches dem Zeitstrom entrissen, gerettet auf den Höhen der Menschheit bleibt. Bei der Gleichgültigkeit des Schönheitsgefühls gegen alle Unterschiede von Raum und Zeit können ihm die Bilder aus der Gegenwart, wo sie Zustände versinnlichen sollen, nicht gelingen; wenn es aber gilt, den bacchantischen Zauber der Sinne zu schildern, so findet er oft Farben und Lichter, die keinem andern Poeten zu Gebote stehen. So ist die Schilderung der Bajadere trotz des lächerlichen Schlusses ein reizendes Bild, und selbst das abscheuliche Gedicht: das Mädchen von Sunem, ist mit einem bewundernswürdigen Talent durchgeführt; aber wie kann ein Dichter, der auf dem Altar der Schönheit opfert, einen solchen Gegenstand wählen? Dem alten David wird ein junges frisches Mädchen ins Bett gelegt, um seine schlaffen und kalten Glieder zu wärmen, und der gekrönte Cyniker strengt seine Phantasie an, um sich vorzustellen, was die Sinne ihm versagen. Wenn das ihm wirklich die Rosen von Jerusalem vorgesungen haben, wie es uns der Dichter versichert, so muß ein fremder böser Geist in sie gefahren sein, derselbe Geist, der Heine die bekannte Vision zeigte, als er durchnäßt und fieberhaft in der schmutzigen Hexenhütte lag. „So sangen die Rosen im Thal,

die Luft und die Trümmer, die trümmerbegrabenen Trümmer von David's Stadt, beim ruhigen Niederrollen der heiligen Sonne das traurige Hochzeitslied des Mädchens von Sunem, den trotzigen Todespsalm des Königs David. Und ich stand gelehnt an des Daches Bord und sah die Schleier der Sonne verflattern im Abendroth, versiechen gemach an den Kuppeln die funkelnden Thränen, und die Sonne selber versinken, strahlenlos', als hätte der Wind ihr die Krone vom Haupte geblasen, wie Knaben im Herbst den flockigen Bart von der Distel." — Und doch blickt uns aus diesem wilden Sinnentaumel zuweilen ein frommes, schwermüthig dunkles Auge an, mit einer Innigkeit, die uns räthselhaft bleibt, weil wir den Zusammenhang mit dem Princip des Dichters nicht verstehn. In den Hausreden, von denen viele freilich ganz prosaisch sind, finden sich zuweilen die zartesten Blicke in die Geheimnisse der menschlichen, namentlich der weiblichen Natur, und gewiß werden alle Leser mit Rührung und Theilnahme dem greisen Dichter zuhören, wie er von den Mächten des Lebens, als deren vorübergehende Erscheinung er sich ansieht, Abschied nimmt: — „Und nun entlaß ich euch aus meinem Dienst, ihr guten Geister alle dieses Alls! Ihr habt mir immer alle wohlgedient, wie einem Kinde seine Mutter dient. Schweigend freudig sterbt ihr selbst in jedem, — denn inniges Verwandeln ist der Tod — wie ihr ihn sterben könnt, ihr Ewigen, um immerfort zum Opfer ihn zu sterben! Der Mensch, der einmal lebt, nur stirbt einmal, denn Er ist eures Opfers heil'ge Wirkung, das süße Kraftgedüft des ganzen Himmels! Noch voll Empfindung bin ich eures Webens, und was ich alles war und alles hatte, es ward mir sanfte Thräne in den Augen. Die Sonne ist mir immer pünktlich an jedem Morgen auf-, an jedem Abend hinabgegangen, und der Mond gekommen, der Schlaf zum rechten müden Augenblick. Am rechten Abend stand die Jungfrau mir zum Weibe da! — Am rechten Morgen richtig lag ihr ein Kind im Schoß; zur rechten Zeit war ihm die Erdbeer, war die Kirsche reif. So wurden uns die Monde reif zusammen, die Jahre wurden nacheinander reif. Zur rechten Stunde ward das erste Haar mir weiß. Zum rechten Augenblicke starb — nach eurer himmlisch-treu gewissenhaften und wundervollen höchsten Kunst — mein Weib. Dies schwere Lob versetzt mir meinen Athem — für alles seid bedankt mit tausend Thränen! Zur rechten Stunde werdet ihr mir nahen und mich verwandeln, wie den Todten ziemt, auf daß ihr Ehre habt bei euren Menschen. Ich hab' euch wohl gelebt. Nun lebt ihr mir wohl. Ich nehme selbst mir meinen Schatten mit, und so entlaß ich euch aus meinem Dienst." —

Je schneller die Kunst von ihrer idealen Höhe herabstieg, desto umfangreicher wurde das Gebiet der Wissenschaft. Das Bemühen, durch schnelle Construction wissenschaftliche Resultate zu gewinnen, hatte sich als eitel erwiesen, die Wissenschaft betrat wieder den Weg der methodischen Forschung. Aber die Gelehrten standen nicht mehr, wie früher, den Künstlern und Schöngeistern als Pedanten gegenüber, sie hatten alle die ästhetische Schule durchgemacht, die classische oder die romantische, und waren an Geschmack und Verständniß der Literatur dem poetischen Nachwuchs ebenso überlegen, als an Wissen im Allgemeinen. Es war, als ob die schöpferische Kraft sich mehr und mehr von der Kunst zurückzog und der Wissenschaft zuströmte. Die Wissenschaft hatte zunächst die Aufgabe, durch geordnete methodische Sammlung des ungeheuern Materials Herr zu werden, sodann durch Kritik das Wirkliche vom Unwirklichen zu scheiden. Daher der sorgfältige Ausbau der Hülfswissenschaften. Die Archäologie, Münzkunde, Statistik, Volkswirthschaftslehre haben jede für sich eine Ausdehnung gewonnen, daß sie allein das Leben eines Menschen in Anspruch nehmen. Durch die Naturwissenschaften war man auf die physikalische Grundlage der Geschichte aufmerksam geworden, und nachdem Humboldt die Anregung gegeben, drangen zahlreiche deutsche Forscher in alle Gegenden der Erde ein, die Spuren des innern Zusammenhangs zu verfolgen. Die Concentration fanden diese Forschungen in Ritter's (geb. 1779 zu Quedlinburg, seit 1820 Professor in Berlin) „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geschichte des Menschen“ (erste Ausgabe 1817). Die vergleichende Erdkunde wurde einerseits gestützt durch die Fortschritte der Geologie und Physiologie, andrerseits durch die vergleichende Sprachforschung, welche den geschichtlichen Zusammenhang der Urvölker vermittelte. Die Feindschaft zwischen der classischen und der vergleichenden Philologie wich bald der gegenseitigen Anerkennung. Die neue Wissenschaft nahm von der alten die Methode auf, die alte gewöhnte sich an die blendenden Perspectiven des jüngern Geschlechts. Noch immer hatte die classische Schule den Vorzug, auf Schulen und Universitäten Träger der allgemeinen Bildung zu sein, und wenn sie bei ihrer pädagogischen Thätigkeit nicht mehr den gesammten Umfang ihres neuen Erwerbs geltend machen konnte, so übte sie doch auf ihre Schüler in sittlicher wie in intellectueller Beziehung den segensreichsten Einfluß aus. Gottfried Hermann suchte in der Philologie nicht die empirische Erforschung des Einzelnen, sondern die Auffindung des Denkgesetzes, das die Spracherscheinungen in sich faßt. Seine Bildung innerhalb der Kantischen Schule gab ihm zwar nicht die Methode, aber das Ideal. An der durch Wolf angeregten Untersuchung über den Homer nahm er lebhaften Antheil; aber auf die historischen vorbereitenden Untersuchungen ließ er sich kaum ein: er faßte sogleich die innern Gründe ins Auge.

In der Mythologie suchte er nur allgemeine rationelle Vorstellungen, wobei er der Phantasie fast gar kein Recht einräumte. Gegen die Trennung der historischen Alterthumsforschung von der grammatischen legte er Protest ein, und sein Interesse wandte sich fast ausschließlich auf die künstlerische Seite des Alterthums. So hatte auch seine Kritik der Texte einen künstlerischen Charakter; er versetzte sich in die Seele des Schriftstellers und schuf ihm nach. — Eine neue Schicht der Bildung vertritt Lachmann (1793—1851). Die jedesmalige Entwickelungsstufe einer Wissenschaft ruft anders angelegte Talente hervor: für die erste Begründung der deutschen Philologie war ein synthetischer Kopf wie Jacob Grimm nothwendig; die Analyse im strengern Sinn konnte erst Raum gewinnen, als hinlängliches Material vorhanden war. Lachmann's Natur war eigens für die Kritik geschaffen; unter allen deutschen Gelehrten war er am meisten gefürchtet wegen seines unbarmherzigen Spottes und seiner wegwerfenden Verachtung gegen allen vorlauten Dilettantismus. Allem unfertigen und zweifelhaften Wesen unnahbar machte er auf Fremde den Eindruck der Herbigkeit und Härte; wo er aber achten konnte, war sein Gemüth warm und hingebend. Für eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten war sein Urtheil maßgebend; er war in einem würdigern Sinn, als man es gewöhnlich meint, das Haupt einer Schule. Der Umfang seiner Gelehrsamkeit wurde nur durch eine eiserne Concentration des Geistes und durch eine niemals zweifelnde Methode möglich. Daher der spröde Stolz in seinen Arbeiten, die nur demjenigen zugänglich sind, der mit ihm auf gleicher Höhe steht. Lachmann hat die Wolf'sche Hypothese über die Entstehung der Ilias mit wissenschaftlicher Strenge durchgeführt; er hat dieselbe auf das Nibelungenlied angewandt schon 1816. Ueber diese kritischen Werke ist nach seinem Tod heftiger Streit ausgebrochen, dessen Entscheidung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Seine Ausgaben des Lucrez, des Wolfram von Eschenbach, des Gajus, des Neuen Testaments, der römischen Feldmesser u. s. w., sind allgemein als Meisterstücke der Kritik anerkannt. Bei ihm und einer großen Zahl gleichstrebender Schüler der Griechen finden wir ein hingebendes Zusammenwirken, dem es nur um die Sache zu thun ist; eine freie, fast scrupulöse sittliche Empfindlichkeit, eine Wärme der Begeisterung und einen frischen, zuweilen etwas ungeschickten Humor, eine tiefe Frömmigkeit ohne Aberglauben und Gefühlsschwelgerei, eine Festigkeit des Strebens und zugleich eine Weichheit des Gemüths, die uns über die fortdauernde Integrität unsers innersten Wesens beruhigen kann, wenn wir über die Zerrbilder desselben in den Wahngebilden unsrer sogenannten Dichter erschrecken. — Die Philologie, die sich bisher vorzugsweise mit den griechischen Dichtern, Philosophen und Grammatikern beschäftigt hatte, ging nun auf die griechischen Alterthümer überhaupt und namentlich auf

die politische Geschichte ein und suchte durch mühsames Studium sich von den innern Verhältnissen der Staaten und ihrem allmählichen Werden ein klares Bild zu machen, wovon in den griechischen Historikern bei ihrer vorwiegend künstlerischen Bildung keine Spur zu finden war. Der Begründer dieser Richtung wurde Böckh, geb. 1785 zu Karlsruhe, in Halle 1803 Schüler F. A. Wolf's, seit 1811 Professor in Berlin, durch die „Staatshaushaltung der Athener" (1817). Der Bau der alten Geschichte, der unter den Händen des Werkmeisters von tüchtigen Schülern unermüdlich fortgeführt wurde, gewann mit seiner wachsenden Ausdehnung auch eine immer größere Festigkeit, und bei dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft haben wir alle Ursache, den Mann zu verehren, durch dessen unerhörte Anstrengung sie ins Leben gerufen ist. — Unter den Nachfolgern Niebuhr's und Böckh's in der historischen Kritik ist Ottfried Müller*) der bemerkenswertheste. Wie Niebuhr kam es ihm darauf an, den Mythus von den entstellenden Einflüssen der Geschichte und die Geschichte von den entstellenden Einflüssen der Sage zu reinigen. In der griechischen Geschichte war der spartanische Staat die auffallendste Anomalie, vor allem seiner Entstehung wegen, die nach der Tradition in den Entschluß eines einzelnen Mannes gelegt wurde. Wie es möglich war, daß eine anscheinend der Natur so widersprechende Staatseinrichtung, wie die Lykurgische, nicht blos in einer Zeit der allgemeinen Rathlosigkeit vom Volk angenommen, sondern eine ganze Reihe von Jahrhunderten hindurch mit der größten Zähigkeit festgehalten und zu der Gründung eines mächtigen, selbst den Fall Griechenlands überdauernden Staats benutzt werden konnte, diese Frage hatten sich die bisherigen Geschichtschreiber gar nicht vorgelegt. Müller ging mit der größten Kühnheit der Tradition zu Leibe, er verfolgte sie in ihrem ersten Auftreten und suchte sie aus dem Vorstellungskreise einer spätern Zeit herzuleiten. Er wies nach, daß diese mit so eiserner Consequenz durchgeführte Verfassung nicht unwillkürlich in einem bestimmten Zeitpunkt gemacht, sondern durch die alten sittlichen Einrichtungen eines historischen Volks und durch die eigenthümlichen Verhältnisse, die aus der Eroberung des Peloponnes hervorgingen, bedingt ward. So zerfloß die Person des Staatenschöpfers Lykurg, an dessen Namen die spätere Zeit der bequemern Uebersicht wegen alle im Lauf der Jahrhunderte gewordnen Einrichtungen angeknüpft hatte, in Nebel, dagegen trat ein solider, in allen Punkten zusammenhängender,

*) Geb. 1797 in Schlesien, studirt seit 1815 unter Böckh in Berlin; seit 1819 Professor in Göttingen, starb 1840 auf einer Reise in Griechenland. Orchomenos und die Minyer 1820; die Dorier 1824; die Macedonier 1825; die Etrusker 1828, Archäologie 1830.

stattlicher Bau aus dem Schutt der alten Tradition hervor. — Wenn der frühere Rationalismus darauf ausgegangen war, das Unbestimmte und Verwaschene seiner Zeit in allen Perioden der Geschichte wiederzufinden, so bemühte sich im Gegentheil die historische Kritik, in den Grundlagen der alten Vorzeit überall geschlossene, gegliederte und in ihrer harten Eigenthümlichkeit doch auch einigermaßen verwandte Organismen aufzusuchen. Wenn jene mit ihrer nivellirenden Logik dem Naturproceß Unrecht that, so wurde jetzt der schöpferischen Kraft der bewußtlos waltenden Natur ein zu großer Raum verstattet. Das Interesse wandte sich einseitig den vorhistorischen Zeiten zu, jenen Zeiten des Instincts, der Autorität und der Tradition, in denen das Culturleben sich noch ohne Gegensatz, also ohne eigentlich geschichtliche Kraft entwickelte, und darüber versäumte man die wirklich historischen Zeiten. Weil man mit vollem Recht die Aufklärung darüber getadelt hatte, daß sie für existirende Empfindungen, z. B. den Adelsstolz, die Lehnstreue, den Glauben, die Phantasie u. s. w. kein Verständniß habe und darum einseitig und unfertig sei, ging man zuletzt soweit, jene irrationellen Empfindungen, die man zuerst nur im Interesse der Freiheit vertheidigt, aus Trotz gegen den Zeitgeist sich selber anzueignen. Man vergaß ferner, daß in jeder historischen Individualität, wie sehr sie sich auch der künstlichen Regel entzieht, das allgemein Menschliche sich doch geltend machen muß, daß barbarische unaufgelöste Culturformen nur als Uebergangsstufen Interesse haben. Endlich wurde man sentimental, man betete mit den alten Christen in den Katakomben, mit den alten Heiden auf dem Blocksberg; man fluchte mit dem Sohn der Urwälder der Axt und dem Pflug des Pflanzers, der das widerspenstige Erdreich dem menschlichen Willen unterwarf. — Wir haben von den Juristen wie von den Philosophen gelernt, daß uns in der Geschichte noch vieles andere interessiren muß, als die hervorstechenden Thatsachen und Persönlichkeiten. Allein vorläufig verwirrt es die Darstellung, da einseitige Gesichtspunkte sich hart aneinander drängen und umsonst nach der rechten Mitte suchen. Die Einen sehn in der ganzen griechischen Entwickelung den abgeschwächten Ausfluß einer frühern, höhern und reinern Bildung, die Andern stellen die naturwüchsige, d. h. pedantische und einseitige Entwicklung des dorischen Stammes, von dem man früher nur die Heldenthaten der Thermopylen beachtungswerth gefunden hatte, als die reinste Entfaltung des griechischen Wesens dar und würden die Demagogen und Philosophen von Athen gern aus der Geschichte entfernen; die Hegelianer endlich erblicken in der griechischen Cultur nur ein leuchtendes Meteor, welches wesentlich keine andre Bestimmung gehabt habe, als unsrer Zeit als poetisches Ideal überliefert zu werden, während es in der Wirklichkeit seinem Verhängniß zuerst in der macedonischen, dann in der römischen

Knechtschaft anheimfallen mußte. Die Sympathien der historischen Schule waren conservativer Natur und hatten eine gewisse Verwandtschaft mit dem Legitimitätsprincip; aber die Methode ihrer Untersuchung war ein zweischneidiges Schwert. Wenn man die traditionelle Staatenschöpfung des Lykurg, des Solon, des Servius Tullius und der Decemvirn in einen organischen Naturproceß aufgelöst hatte, so konnte der Gedanke nicht fern liegen, auf dieselbe Weise die größte Revolution in der Geschichte zu analysiren, und was man bisher für einen einzelnen Act des göttlichen Willens gehalten, gleichfalls in einen Naturproceß aufzulösen, nämlich das Christenthum.

Indem sich die Philologie in das einsame Gebiet der strengen Wissenschaft zurückzog, bekannte sie damit, daß ihr idealer Lebensinhalt, die zum Humanismus abgeklärte griechisch-heidnische Bildung nicht mehr der Leitstern der neuen Zeit sein konnte. Das Volk hatte in den Zeiten der Noth erkannt, daß die epikureische Philosophie keinen Trost gewähre. Seine Sänger hatten ihm das Lied vom deutschen Gott ins Gedächtniß gerufen, und bei genauerem Zusehn fand es, daß dieser Gott der christliche war. Aber man wollte nicht dem Glauben zu Liebe der Bildung entsagen. Es mußte also der Versuch gemacht werden, die historische Religion der modernen Bildung verständlich zu machen. Dieser Versuch ist im großen Stil durch Schleiermacher und Hegel unternommen worden. Der eine knüpfte an den historischen Pietismus, der andre an die historische Rechtgläubigkeit an; jener suchte die christliche Ethik mit dem gebildeten Gefühl zu vermitteln, dieser die christliche Dogmatik zur Speculation zu verklären. Wir haben Schleiermacher in seiner Jugend als Verbündeten der Romantik, als pantheistischen Denker beobachtet, der die religiöse Stimmung im Interesse des Gemüths und der Kunst wiederzugewinnen suchte. Die Zeit des französischen Drucks erweckte auch in ihm jene ernste sittliche Gesinnung, die über die bloße Gefühlsseligkeit hinausging und das wirkliche Leben mit religiösem Ernst zu durchdringen strebte. Er trat zur praktischen Theologie zurück und wurde, indem er die innige Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen zum Inhalt des positiven Christenthums machte, der Reformator der neuen Theologie. Ende 1807 kam er nach Berlin, wo er bis an seinen Tod 1834 als akademischer Lehrer und Prediger in gesegneter Wirksamkeit verblieb. Sein Hauptwerk: die Darstellung des christlichen Glaubens nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche (1821 – 22) hat dem aufgeklärten Christenthum ein neues Lebensprincip erweckt, welches den Verstandesmechanismus der Denkgläubigen, wie die Verknöcherung der kirchlichen Glaubensformen gleichmäßig überwand. Der Stil hat freilich nicht mehr die alte Kraft und Fülle. „Da wir das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl als ein solches haben, welches einen Moment erfüllen kann sowohl in Ver-

bindung mit dem theilweisen und bedingten Abhängigkeitsgefühl als mit dem theilweisen und bedingten Freiheitsgefühl; da in diesem Ineinander von bedingter Abhängigkeit und bedingter Freiheit, oder theilweiser Ursächlichkeit und Leidentlichkeit, unser Selbstbewußtsein das endliche Dasein überhaupt repräsentirt; immer aber, wenn irgendwo Abhängigkeit oder Leidentlichkeit gesetzt ist in einem Theil des endlichen Seins, dann in einem andern Selbstthätigkeit und Ursächlichkeit gesetzt ist, worauf jene bezogen wird, und dies gegenseitig aufeinander Bezogensein von verschieden vertheilter Ursächlichkeit und Leidentlichkeit den Naturzusammenhang bildet: so folgt nothwendig, daß das unser schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl begründende, d. h. die göttliche Ursächlichkeit, sich auch soweit erstreckt, als der Naturzusammenhang und die darin enthaltene endliche Ursächlichkeit, mithin dieser dem Umfang nach gleich gesetzt ist. Da sich ferner das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl zu dem partiellen Abhängigkeitsgefühl grade ebenso verhält, wie zu partiellem Freiheitsgefühl; mithin der zwischen diesen beiden bestehende Gegensatz in Beziehung auf jenes verschwindet; die endliche Ursächlichkeit aber nur vermittelst ihres Gegensatzes zu der endlichen Leidentlichkeit das ist, was sie ist: so ist folglich auch die göttliche Ursächlichkeit der endlichen entgegengesetzt." — Man sieht aus dieser Stilprobe, wie schreiendes Unrecht man Hegel thut, wenn man ihn ausschließlich für die Scholastik der Sprache verantwortlich macht. — Schleiermacher hielt innerhalb seiner kirchlichen Stellung, namentlich in Bezug auf die Wunder, an seiner alten gebildeten Ueberzeugung fest: aus dem Interesse der Frömmigkeit könne nie ein Bedürfniß entstehn, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben werde; und die Meinung sei widersinnig, als ob die Allmacht sich größer zeigen sollte in den Unterbrechungen des Naturzusammenhangs, als in dem der ursprünglichen, aber ja auch göttlicher Anordnung gemäßen Verlauf derselben. — Auch in seinen Predigten wird der subjective Standpunkt festgehalten. „Um unsers Gebets willen wird in dem von Gott angeordneten Lauf der Dinge nichts geändert; die Wirkung des Bittgebets ist nur, daß wir aufhören, mit Heftigkeit nach dem Besitz des irdischen Guts zu verlangen, oder die Abwendung eines Uebels zu wünschen; daß wir Muth bekommen, wenn es Gott beschlossen hat, zu entbehren und zu dulden. Ueberhaupt ist das Bittgebet nur eine untergeordnete Form des Gebets, und bestimmt, in jenes Beten ohne Unterlaß, d. h. die Gegenwart des Gedankens an Gott auf allen Gebieten unsers geistigen Lebens, überzugehn." — Die Glaubenslehre solle nicht argumentiren, sondern nur Thatsachen dem Bewußtsein bloslegen, hauptsächlich die innere Erfahrung von der Erlösung durch Christus, d. h. von der durch die Lebensgemeinschaft

mit Christus im Glauben ihm zu Theil gewordene Leichtigkeit, alle Regungen seines sinnlichen Bewußtseins mit dem Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott zu durchdringen. — Schleiermachers Wirksamkeit war nicht geräuschvoll, aber desto dauerhafter. Der zahlreiche Kreis seiner Schüler pflanzte seine Lehren fort, und die entgegengesetzten Richtungen entlehnten aus ihm ihre Stichwörter. Schleiermacher, erzählt Schwarz, war im Leben wie in der Wissenschaft der Mann der rastlosesten Beweglichkeit, des beißendsten Witzes wie des erregbarsten Gefühls. Es war in ihm eine wunderbare Federkraft und Agilität des Geistes. Eine dialektische Virtuosität nicht allein des Wissens, sondern auch des Wollens, nicht allein intellectueller, sondern ebenso sehr ethischer Art. Aber bei dieser immer Funken sprühenden Dialektik, bei dieser rastlosen Beweglichkeit seines sittlichen Strebens und Arbeitens offenbarte sich zugleich — und eben in diesem Contrast lag die unwiderstehliche Gewalt seiner Persönlichkeit — eine tiefe Innerlichkeit des zartesten Gemüthslebens, in welche das freie dialektische Spiel immer wieder zurückgelenkt wurde, in der die Unruhe seines Geistes zur Ruhe und Versöhnung einkehrte, in der alle Gegensätze sich wieder auflösten, alle flutenden Zweifel ihren festen Ankergrund fanden. Es war in ihm eine seltene Vereinigung von tiefer und sublimer Religiosität und unendlich beweglicher Verstandesreflexion. Auf die eigentliche Metaphysik des Christenthums, die für Hegel die Hauptsache war, ging er nur flüchtig ein; es kam ihm nur darauf an, das religiöse Gefühl in seiner Reinheit darzustellen. Ein großer Theil des alten dogmatischen Materials wurde über Bord geworfen und der übrigbleibende Kern aus der äußerlichen supranaturalistischen Hülle ausgeschält. Mit sicherm Takt hob das religiöse Gefühl alles für den Glauben Wesentliche hervor, während die dürren Aeste der Dogmatik mit dem scharfen Messer der Kritik weggeschnitten wurden. Den Mittelpunkt des Glaubens fand Schleiermacher nicht, wie Hegel, in der Dreieinigkeit, sondern in der Erlösung, die er aus der alten juristischen Stellvertretungslehre zu einer geistigen Lebensgemeinschaft mit Christus läuterte. Nicht weniger bedeutend waren seine kritisch-historischen Leistungen. Eichhorn hatte durch seine Hypothese eines schriftlichen, aramäisch verfaßten Urevangeliums, das durch verschiedne Abschriften und Uebersetzungen hindurchgegangen, die auffallende Erscheinung sowol der vielfachen, oft wörtlichen Uebereinstimmung der Synoptiker, als ihrer öftern Verschiedenheiten zu erklären versucht. Eine Umbildung und Verbesserung hatte diese Hypothese durch Gieseler erfahren, welcher an Stelle des schriftlichen Urevangeliums ein mündliches setzte, eine Annahme, die um so größern Anklang fand, als sie mit der Wolf'schen Erklärung der Genesis der Homerischen Gesänge sich berührte. Auch Schleiermacher geht von einer mündlichen Tradition aus, die aber nicht durch apostolische Leitung, sondern

absicht- und reflexionslos entstand. Sie bildete sich gleich zu Anfang in zwei Hauptmassen, als ein galiläischer und ein hierosolymitanischer Traditionskreis. Diese mündliche Ueberlieferung wurde bald schriftlich fixirt durch Aufzeichnung einzelner Theile der evangelischen Ueberlieferung. Diese kleinern Schriftstücke, welche Schleiermacher Diegesen nennt, standen gleichsam in der Mitte zwischen der mündlichen Verkündigung des Evangeliums und den spätern größern evangelischen Compositionen. Aus der verschiedenartigen Verbindung dieser kleinen Schriftstücke und der Benutzung verschiedner Quellen ist die Differenz zwischen unsern gegenwärtigen Evangelien zu erklären. Die Synoptiker sind nur Sammler und Bearbeiter des vorgefundnen Materials; keiner von ihnen hat aus eigner Anschauung geschöpft. Sie gehören sämmtlich der nachapostolischen Zeit an. Thatsächliches liegt ihren Erzählungen zu Grunde, aber manches ist aus trüben Quellen hinzugeflossen, wo theils das mangelnde Gedächtniß, theils die Befangenheit der Vorstellungen, theils die Wundersucht Alteration hervorbrachte. Dagegen enthält das vierte Evangelium Selbsterlebtes. Der Augenzeuge tritt uns überall in klarer Lebendigkeit entgegen. Gegen die Episteln wandte Schleiermacher eine ebenso scharfe Kritik als gegen die Platonischen Dialoge. Ein großer Theil derselben wurde als unecht verworfen.*) — Wenn Schleiermacher vorzugsweise die bildungsbedürftigen

*) Alle Hauptsätze des ersten Theils der Schleiermacher'schen Glaubenslehre werden erst dann recht verständlich, wenn man sie in die Formeln Spinoza's zurückübersetzt, aus welchen sie ursprünglich geflossen sind. — Im einfachen wissenschaftlichen Ausdruck ist Schleiermacher's Denken immer von höchster Anschaulichkeit. Es ist ein geistiges Linienziehen und inneres Zeichnen: es werden äußerste Punkte angenommen, zwischen welchen sofort das mittlere Feld vermessen wird; Eintheilungen gefunden, die sich schneiden; ein geschichtlicher Verlauf sowol der Länge als der Breite nach getheilt, mit einem Netz von Knotenpunkten überzogen; Reihen aufgestellt, die sich vom Größten und Kleinsten und umgekehrt ins Unendliche verlaufen u. s. w. Namentlich die Eintheilungen Schleiermacher's lassen sich zum Theil wirklich zeichnen: z. B. die der Religionen nach ihren Stufen und Arten, die der Ketzereien, der Tugenden, Pflichten u. s. w. — Schleiermacher ist der Kant der protestantischen Theologie; er hat die gleiche kritische, alte Formen zerbrechende reformatorische Stellung. Wie jener das Gebäude der alten Metaphysik, so zertrümmerte dieser das der theologischen Scholastik; und wie jener gleicherweise den Dogmatismus wie den Empirismus und Skepticismus, so brachte dieser mit dem Supranaturalismus zugleich den Rationalismus zu Fall. Endlich wie Kant diesem negativen Geschäft gegenüber in dem sittlichen Bewußtsein der praktischen Vernunft einen positiven Boden gewann, so war für Schleiermacher das religiöse Bewußtsein oder das fromme Gefühl der feste Punkt, von welchem aus er ebenso seinen Christus, wie von jenem aus Kant seinen Gott postulirte. — Schleiermacher ist als Bollwerk hingestellt gegen die Wiederkehr der Glaubenstyrannei und der Barbarei im Denken,

und bildungsfähigen Theologen um sich schaarte, so sammelte Neander die Massen. Es lag, erzählt Schwarz, ein eigner Zauber in der äußerlich durchaus komischen Persönlichkeit dieses Mannes: eine Reinheit und Einfalt, eine Kindlichkeit in allem, was die äußere Welt angeht, eine Hingebung an die heilige Sache ohne Vorbehalt; er lebte wirklich und ausschließlich in der Welt des Geistes, so daß er wie mit geschlossnen Augen hindurchging durch das Getümmel der Hauptstadt und durch die Leidenschaft der theologischen Parteien. Die schöpferische Kraft ersetzte er durch eine tiefe Innigkeit. In seiner Geschichte des Christenthums wird man in die Innenwelt des christlichen Lebens zurückgeführt; aber es fehlt die charakteristische Bewegung, die ausgeprägte Persönlichkeit. Vor dem einen heiligenden Geist verblassen die menschlichen Persönlichkeiten; vor dem hellstrahlenden göttlichen Leben tritt das natürliche in Dunkel. Seine Figuren haben alle dieselbe Physiognomie, den Typus milder, inniger, weltentsagender, fast mönchischer Frömmigkeit. Bei dem Vorherrschen des innern Sinnes über die äußere Wahrnehmung gab er nicht eine Geschichte der Kirche, sondern eine Geschichte der Frömmigkeit. Für ihn waren die scharfen Zuspitzungen und Gegensätze in der Lehre, ebenso sehr wie die kunstvollen Gliederungen in der Verfassung abstoßend und fremdartig. Er hatte keine Neigung, sie in ihre Einzelheiten zu verfolgen, sie erschienen ihm vielmehr als Auswüchse und Abirrungen von dem Centrum des Christenthums. Dagegen wurde das Erbauliche überall und mit innerster Herzensbefriedigung in den Mittelpunkt gestellt, alles, was von hier aus sich entfernte nach der Peripherie des wirklichen Lebens hin, wenn auch mit Milde, doch mit Abwendung und stiller Misbilligung beurtheilt. Sein leitender Grundsatz, pectus est, quod facit theologum, zeigt die Stärke wie die Schwäche seiner Wirksamkeit.

Wie die Ansichten, die sich zunächst stehn, den Gegensatz am lebhaftesten empfinden, so treffen wir auf dem Gebiet der Religionsphilosophie die bittersten Kämpfe zwischen der Schule Schleiermacher's und Hegel's an. Das System des letztern reifte in Nürnberg, wo er 1808—16 das

gegen rohen Positivismus in der Religion und Theologie; Daub schloß die Pforten der theologischen Wissenschaft gegen das Jahrhundert der Aufklärung, gegen die leichtfertige oder seichte Negativität. — Das gläubige Gefühl war bei Schleiermacher, von frommer Erziehung her, der mütterliche Boden gewesen, aus welchem alle, auch die scheinbar verschiedenartigsten Thätigkeiten und Erzeugnisse seines Geistes ihre Nahrung zogen; nach der erkältenden Verstandesarbeit der Woche pflegte er sich Sonntags durch die Belebung des gemüthlichen Zusammenhangs mit der Gemeinde wieder zu erwärmen: so ließ auch der Tod ihm, ehe er ihm die Augen zudrückte, noch den Moment erhaschen, wo er, mit seiner Familie wenigstens, das Mahl der christlichen Gemeinschaft begehen konnte. (Strauß).

Rectorat über das Gymnasium führte und sich 1811 verheirathete. Hier erschien die Logik (1812—16). 1816 wurde er als Professor nach Heidelberg berufen; hier schrieb er die Encyklopädie. Endlich kam er 1818 nach Berlin an die bisher unbesetzte Stelle Fichte's und gewann hier den Einfluß über Deutschland, der bis 1843 in stetigem Wachsthum blieb. — Hegel's Geist war ganz in der classischen Schule gebildet, er nahm die Philosophie in griechischem Sinn. Wie bei den Griechen, deren Leben und Denken überhaupt Totalität war, Philosophie nichts Anderes sagen wollte, als Wissenschaft überhaupt, so faßte Hegel die auseinanderstrebenden Kräfte des Geistes, die durch die Theilung der Arbeit in verschiedne Kanäle geleitet waren, in einer gemeinschaftlichen, zugleich wissenschaftlichen und künstlerischen Richtung zusammen. Er entführte das Princip der classischen Dichtung, von dem er ganz erfüllt war, seinem isolirten Kunstleben, um das gesammte Gebiet der Erkenntniß wie des praktischen Lebens damit zu durchdringen. In diesem Sinn ist er der Abschluß der Göthe'schen Kunstperiode, und man findet in seinen Werken alles beisammen, was Großes und Schönes in jener Periode gedacht und empfunden ist. Freilich haben diese Gedanken in der individuellen Frische der Dichter ein lebensvolleres Aussehen, als in dem trüben Ernst des Philosophen, bei dem man immer erst bestimmte Beziehungen hinzudenken muß, um den geheimen Sinn zu verstehn: aber diese Umwandlung war nur ein neues Moment jenes Läuterungsprocesses, den die deutsche Bildung durchmachen mußte, und von dem wir eine andre Seite in der historischen Schule verfolgt haben. Hegel's Philosophie war das letzte Resultat einer reichen und glänzenden, aber unfertigen Bildung; einer Periode des Werdens, die sich zuerst in einzelnen Blüten ausprägte, die aber endlich in einen allgemeinen Gährungsproceß ausging. Als Ausdruck dieses Gährungsprocesses, in dem die Elemente wieder ihr Recht gewinnen und sich der bisherigen organischen Bildungen bemächtigen, um eine neue Schöpfung möglich zu machen, ist die Hegel'sche Philosophie zugleich ein Ferment der neuen Zeit. Sie hat den ganzen Gewinn einer glänzenden Entwickelungsperiode zusammengeführt und ihn als ewigen Erwerb dem Gedanken überliefert; sie hat einen Reichthum an Ideen, Anschauungen und Vorstellungen entwickelt, daß ihr kein System des Alterthums oder der neuen Zeit an die Seite zu stellen ist; sie hat die Religion, Geschichte, die Staatswissenschaft, die schönen Künste, das Recht, die Natur in ihr Bereich gezogen; aber sie hat sie nicht in der unbefangnen Form gelassen, in der sie ihr überliefert waren, sondern sie mit einer ganz unerhörten Kraft vergeistigt und dadurch zugleich einen Zersetzungsproceß an ihnen vollzogen. Die Göthe'sche Kunstperiode hatte die Formvollendung durch Beschränkung auf einen kleinen idealen Kreis erreicht. Hegel ging aus diesem Kreise heraus und strebte

nach Universalität in den Gedanken wie in den Vorstellungen. Wie die Romantiker bemühte er sich, die verschiedenartigsten Bildungsformen in ihrer Berechtigung zu begreifen; er führte aus, was bei jenen Tendenz geblieben war. Aber er ging an die Erscheinungen nicht mit jenem unpersönlichen Wohlgefallen, das jede Abnormität widerstandlos aufnimmt, sondern mit einer festen und ernsten sittlichen Durchbildung. Sein Wohlgefallen war nicht ein unterschiedloses, weil sein Urtheil nicht auf ästhetischen, sondern auf historischen Gründen beruhte; er ließ die Erscheinungen gelten, aber nur im Verhältniß zum Raum und zur Zeit, der sie angehörten. Die classischen und romantischen Dichter hatten das Ideal von der Wirklichkeit, den Inhalt der Kunst vom Inhalt des Lebens getrennt. Statt diesen thatsächlichen Zwiespalt zwischen dem Gemüth und der Bildung, zwischen der poetischen und der prosaischen Welt spielend zu umgehn, hob ihn Hegel durch historische Perspective und Gliederung auf. Die Romantiker hatten sich gegen die Macht der Idee durch Ironie schützen müssen, weil sie keinen Sinn für geschichtliche Architektonik hatten, weil die Göttergestalten der verschiednen weltgeschichtlichen Perioden sie in bunter, gestaltloser Verwirrung umdrängten. Hegel wußte in dieses Reich des Uebersinnlichen, in diese Welt der Ideale Ordnung und Gesetz zu bringen. Sowie in dem Leben des einzelnen Menschen verschiedne Ideale einander ablösen, ohne daß eins das andre widerlegt, da jedes aus einem bestimmten Alter des Herzens naturgemäß hervorgeht, so wies er es im Leben der Menschheit nach. In seiner Aesthetik finden wir viele Anklänge an die romantische Schule, ebenso weite Aussichten, dieselbe Vielseitigkeit der Bildung; aber die Romantiker suchten im Genius wie in der Religion das Incommensurable, Unnahbare, Unbegreifliche, Jenseitige; Hegel will den Künstler ebenso begreifen wie den Schöpfer der Welt. Im Princip ist das richtig. Mit einem Kunstwerk ist es nicht wie mit einer Taschenspielerei, daß die Bewunderung aufhört, sobald man dahinter kommt, wie es zugegangen; die Bewunderung wird um so größer, je klarer wir erkennen, daß der Genius in seinem instinctiven Schaffen gesetzlich verfährt, daß seine scheinbare Freiheit mit der Naturnothwendigkeit zusammenfällt. Aber in der Anwendung dieses richtigen Princips ist häufig ein Misverständniß eingetreten, da man vergaß, dem begreifenden Nachschaffen ein analytisches Urtheil vorausgehn zu lassen. Ueberall ging Hegel darauf aus, das Behagen am Contrast zwischen dem göttlichen und menschlichen Recht als unberechtigt zurückzuweisen, und das Räthsel des Lebens harmonisch zu lösen; nur war ihm diese Harmonie nicht ein abgeschlossener fertiger Zustand, sondern ein ewiger Proceß, der sich in stets neuen Wandlungen verjüngt. Es gehn in diesem Proceß eine Reihe ideeller Formen hervor — und das unterscheidet Hegel von seinen pessimistischen Nachfol-

gern, die nur noch den gegenstandlosen Proceß im Auge haben — aber keine dieser Bildungsformen ist ewig im wörtlichen Sinn: sie leben fort im Reich der Ideen, aber die Mächte der fortflutenden Geschichte kennen keine Schonung gegen sie. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." — Der Gegenstand der Hegel'schen Philosophie war der menschliche Geist, den er in dem ganzen Umfang seiner historischen Erscheinung sich als eine Individualität dachte, welche mit derselben innern Nothwendigkeit, wie die Pflanze ihre Keime und Blüten, organisch ihre Logik und ihre Geschichte aus sich selbst herausarbeitet. Der menschliche Geist war ihm ein Ganzes, seine Geschichte eine stetige Evolution, deren letztes Product immer die frühern Keime in sich enthält. Alle seine Schriften stellen Evolutionen dar, gleichviel ob er die Thätigkeit des Geistes in dem reinen Begriff (Logik), oder im Ideal (Religion und Kunst), oder in der praktischen Thätigkeit verfolgte. Den Inhalt dieser Evolutionen nahm er aus der wirklichen Geschichte; da er aber die reale Seite der geistigen Thätigkeit stets auf die ideale bezog, so gewann seine historische Darstellung den Anschein einer Deduction a priori. — Unsre classischen Dichter hatten die seligen Göttergestalten ihrer Ideale von dem Weltverkehr isolirt, die kritischen Philosophen hatten das Reich des Guten dem Weltlauf nur verneinend und schreckend gegenübergestellt. Bei Hegel verwandelt sich dieser Gott des Schreckens in den ewig schaffenden und zugleich zerstörenden Weltgeist, der unermüdlich seine alten Formen abstreift, um sich in immer edlern, immer bedeutendern Formen zu entwickeln. Er hat kein Mitleid mit der schwächlichen Pietät guter kleiner Seelen; er läßt in seinem rastlosen Schaffen der Gemüthlichkeit keinen Spielraum, aber alles, was er erzeugt, ist groß und gut, und er widerlegt sich selber nur durch noch Größeres und Besseres. So hat Hegel dem Zerrbild der romantischen Ironie seinen richtigen Ausdruck gegeben. Die Methode, in der er seine Ideen ausführt, ist fast überall die nämliche; was auch sein Gegenstand sein mag, die Philosophie selbst, oder die Geschichte, die Kunst, die Religion, das Recht, ja das Reich der allgemeinen Begriffe oder das Bewußtsein überhaupt, überall geht er von den elementaren Grundstoffen aus, die in ihrer spröden Einseitigkeit unfertig und gestaltlos, den Trieb haben, sich miteinander zu vermischen, um höhere Bildungsformen hervorzubringen. — In der **Logik** (1812 bis 1816) wird mit einem Tiefsinn ohne Gleichen, mit einem Verständniß, das die Fülle aller frühern Metaphysik in sich zusammendrängt, die Verwandtschaft der Grundbegriffe und der Uebergang des einen in den andern ausgemittelt; aber die Form, in der es geschieht, ist fast mythisch: es wird die Geschichte der Begriffe erzählt, als ob sie individuelle Wesen wären, die man von ihren Beziehungen ablösen könnte. — Die Geschichte der Menschheit, wie das Leben der Menschen überhaupt, ist das Streben

nach dem Absoluten. Der Sinn der Hegel'schen Philosophie im Gegensatz gegen den frühern Idealismus ist, das Absolute nicht als ein Jenseitiges, sondern als das Wirkliche aufzufassen. Die Menschen streben nach dem Himmel, und merken nicht, daß sie mitten darin stehn. Zu dieser Erkenntniß führt das Streben nach dem Absoluten in allen Formen, in der Philosophie, in der Religion, im praktischen Leben, aber die Geschichte der Philosophie ist das Kriterium für alle übrigen, denn sie stellt das Streben nach dem Absoluten in der Form des reinen Begriffs dar. Hegel betrachtet mit Recht die Philosophie der Orientalen und der ältesten Griechen als blos substantielles Denken, welches noch nicht die Form des reinen Begriffs hatte: sie enthielt entweder moralische Maximen oder physikalische Speculationen; erst mit Anaxagoras und den Eleaten lernte man den Begriff als das Höchste auffassen. Indem die Eleaten jenen Grundbegriff, den man sich bei allen Gegenständen der Vorstellung hinzudenken muß, den Begriff des Seins, dialektisch bearbeiteten, wurden sie die Begründer der Philosophie. — Halten wir hier einen Augenblick inne. Wer ist nicht schon durch den Anfang der Hegel'schen Logik verwirrt worden? in welchem behauptet wird, das Sein und das Nichtsein sei identisch, und die Identität beider sei das Werden. Wie geistvoll die weitere Auseinandersetzung ist, der gesunde Menschenverstand wird nie darüber hinauskommen, und jene Freude am Dialektischen wird im Grunde nichts Andres sein, als ein grammatisches Spiel. Denn es beruht darauf, daß das Verbum sein zwei Bedeutungen hat; die Bedeutung der Copula und die Bedeutung des Existirens, von denen zwar die erste inhaltlos ist, die zweite aber nicht. Fassen wir aber die Hegel'sche Logik nicht als das, was sie in der That nicht ist, als eine Denklehre, sondern als eine idealisirte Geschichte des Denkprocesses, welchen die Menschheit durchgemacht, so würde die mit jenem Spiel der Begriffe verbundene Vorstellung folgende sein: als die Menschen sich das Absolute zuerst in der Form des Begriffs dachten, konnten sie sich dieses nur in der reinsten Abstraction als das Sein denken. Ein tieferes Nachdenken zeigte, daß dieser einfachste Begriff keineswegs der höchste und wahrste sei, vielmehr das Dürftigste und Widerspruchvollste von der Welt, daß, wenn man sich die Welt als ein Werden vorstelle, darin eine höhere Idee liege, als wenn man sie sich als ein Sein vorstellte. Der erste Paragraph der Logik ist nichts als eine Rechtfertigung des Fortschritts in der Erkenntniß, den Heraklit gegen die Eleaten machte. Um den historischen Sinn dieser Deduction zu verstehn, muß man bedenken, daß erst auf einer viel spätern Stufe das Absolute als Person vorgestellt wird. Man ist jetzt so daran gewöhnt, sich das Absolute oder Gott als Person vorzustellen, daß man im Stillen immer annimmt, das sei zu allen Zeiten so geschehn; es ist aber eine

schon sehr hoch entwickelte Stufe des Bewußtseins, wenn die Philosophie zu diesem concreten Begriff kommt, und in Folge dessen mit der Vorstellung, d. h. hier mit der Religion, Hand in Hand gehen kann. — Die Darstellung der griechischen Philosophie ist von einer unübertroffenen Schönheit. Unsre eigne classische Dichtung war ganz in Nachbildung des griechischen Wesens aufgegangen. So Glänzendes sie im Einzelnen leistete, so konnte ihre Gesammtthätigkeit doch nicht mit der griechischen wetteifern, weil ihre Empfindung nicht aus ihren innersten Lebensmotiven hervorgegangen war, sondern um der Kunst willen sich an einem fremden Feuer gewärmt hatte. Hegel's Philosophie ging aus der Mitte dieses schönen Dichterkreises hervor, aber da sie nur zu analysiren und zu begreifen, nicht zu schaffen hatte, stand sie gegen die Dichter in großem Vortheil. Der in seiner allgemeinen Form zu weit ausgedehnte Grundsatz, daß in der Geschichte nichts verloren geht, daß jedes neue Zeitalter auf der Höhe aller frühern steht, war für das gegenwärtige Zeitalter vollkommen richtig, denn uns hatte sich die Bildung der ganzen frühern Welt aufgeschlossen, wir standen in einem reichen, märchenhaften Bildersaal, und es kam nur darauf an, diese Ueberfülle von Erscheinungen in ihrem Zusammenhang zu begreifen. Hegel ging an die Darstellung der Griechen mit der ganzen Wärme und Innigkeit unsrer Dichter, aber er brachte einen umfassendern Blick mit. Er ist nicht frei von Irrthümern und Willkürlichkeiten, denn an das methodische Arbeiten der Wissenschaft, die keinen Schritt weiter thut, bevor sie das gewonnene Terrain vollkommen beherrscht, war er nicht gewöhnt, aber die Grundzüge des Gemäldes hat er festgestellt für alle Zeiten. Er faßte die Geschichte der griechischen Philosophie nicht als eine Reihenfolge einzelner Leistungen auf, die möglicherweise auch anders hätte erfolgen können, sondern als die innere nothwendige Entwicklung des griechischen Geistes, der in der folgerichtigen Durcharbeitung des Begriffs endlich dahin kommen mußte, seine eigentliche Heimat, die Welt der Vorstellungen und Erscheinungen, zu zerstören. Es wäre falsch, diesen Begriff der Nothwendigkeit in allen Theilen der Geschichte der Philosophie zu suchen; aber der griechische Geist war von einer so individuellen Lebendigkeit, daß er sich in der That aus sich selbst heraus entwickelte, aus sich selbst heraus zerstörte. Da nun für Hegel das Streben nach dem Absoluten in der Form des reinen Begriffs der innere Kern der geistigen Entwicklung war, so ist bei seinem Urtheil über die allgemeine Geschichte dasjenige maßgebend, was die verschiedenen Völker in dieser Richtung geleistet haben. Die Römer hatten keine Philosophie, und die Philosophie des Kaiserreichs war lediglich eine Herabziehung des griechischen Denkens zum Dienst praktischer Lebenszwecke. Auch das Mittelalter hatte keine, die größten Denker desselben quälten sich damit ab, die Aristotelischen

Ueberlieferungen mit den Vorstellungen des Christenthums in Einklang zu bringen. Sie erhoben sich daher niemals zu der Form des reinen Begriffs, und erst nachdem die Reformation mit den theologischen und philosophischen Ueberlieferungen gebrochen hatte, wurde der Geist wieder soweit frei, um sich zunächst unbefangen die gegenständliche Welt zu betrachten (Bacon), in seiner eignen Thätigkeit die Quelle des Begriffs zu finden (Cartesius) und die Bildung endlich soweit vorzubereiten, daß die deutsche speculative Philosophie das unterbrochene Werk der Griechen wieder aufnahm, da, wo diese es gelassen hatten. Schon aus dieser Darstellung ergibt sich, daß Hegel, so eifrig er sich bemühte, jedem einzelnen Zeitalter gerecht zu werden, weil in jedem der menschliche Geist, wenn auch in einer neuen Metamorphose, zur wirklichen Erscheinung kommt, dennoch mit unmittelbarem Interesse nur an zwei Perioden hing, an der griechischen und an der modernen Geschichte. Was dazwischen liegt, würde bei ihm noch dürftiger aussehn, als es in der That der Fall ist, wenn nicht die Religion der Philosophie zu Hülfe gekommen wäre. — In der Religion wie in der Kunst sucht der Mensch das Absolute, das er in der Philosophie zu begreifen strebt, sich vorzustellen. Die Kunst unterscheidet sich von der Religion dadurch, daß in der ersten der Mensch durch bewußte Thätigkeit seine Ideale hervorbringt, während er sie sich in der Religion durch Inspiration und Offenbarung erscheinen läßt. Durch diese Begriffsbestimmung machte Hegel der Verwirrung der Romantiker ein Ende, welche Religion, Kunst und Philosophie identificiren wollten; aber er ging damit keineswegs auf die Nüchternheit des alten Rationalismus zurück, welcher die höchste Thätigkeit der Seele praktischen Zwecken dienstbar macht. Hegel verfiel leicht in den Fehler, zu sehr ins Einzelne zu systematisiren, so daß seine Uebersetzung namentlich der christlichen Dogmatik in Begriffsbestimmungen von Willkür nicht freizusprechen ist. Außerdem veranlaßte ihn die Rücksicht auf äußere Umstände zuweilen, absichtlich dunkel zu sein. Der frivole Nachwuchs der Hegel'schen Schule hatte Unrecht, in seiner Auffassung des Christenthums nur die negative Seite zu sehn; im Gegentheil war es ihm mit seiner Verehrung des Christenthums vollkommen Ernst, wie denn auch wol jedes Gemüth, welches überhaupt Sinn für das Große hat, vor der größten Erscheinung der Weltgeschichte sich wird beugen müssen. Aber ein Punkt trennt ihn allerdings von den specifischen Christen. Den letztern ist die Offenbarung ein Wunder, das heißt das Hereintreten einer fremden Macht, die sich bisher an dem Fortgang der Weltgeschichte nicht betheiligt hat, in den Kreis derselben, die absolute Unterbrechung des natürlichen Zusammenhanges der Welt: für Hegel dagegen ist das Christenthum, die Offenbarung, die Menschwerdung Gottes u. s. w. eine ebenso nothwendige Evolution des

menschlichen Geistes in seinem Streben nach dem Absoluten, als jede andre Evolution in der Weltgeschichte. — Jede Philosophie wird bedingt durch Beziehungen auf Gegensätze, die in der Zeit liegen. Hegel's Philosophie bestimmte der doppelte Gegensatz gegen die Rationalisten und Gefühlsphilosophen einerseits, gegen die Romantiker andrerseits. Die erstern stellten in der Geschichte eine allmähliche Fortbildung der Menschen bis zu der Höhe des gegenwärtigen Zeitalters dar, in welchem man Spitäler, Arbeitshäuser und Baumwollenmaschinen anlegte, nebenbei den guten Gott im Himmel walten ließ, damit nicht die Erde eines Morgens aus ihren Angeln fiele, und sich mit der Hoffnung auf eine weitere Fortsetzung der irdischen Bestrebungen in einem Jenseits vertröstete, wo man weniger dem Schnupfen ausgesetzt wäre und sich schneller von einem Ort zum andern bewegen könnte, um die Mechanik des Himmels näher in Augenschein zu nehmen. Was in diesen Zusammenhang nicht passen wollte, wurde als Irrthum, Betrug oder Leidenschaft beklagt und Alexander der Große nicht weniger aus dem normalen Lauf der Geschichte ausgestrichen, als Christus oder Mahomed. Die Romantiker machten es umgekehrt. Für sie war der paradiesische Zustand der Menschheit, wo der Mensch noch mit den Göttern verkehrte, der ursprüngliche, und der weitere Verlauf der Geschichte ein fortgesetzter Sündenfall, mit Ausnahme des Christenthums, welches in die Welt kam, sie zu erlösen, ohne in dieser Absicht sehr glücklich zu sein, da augenblicklich der Krebsgang wieder anging und namentlich seit der Reformation die Menschheit dem Abgrund entgegenstürmte. Hegel's Polemik gegen den Rationalismus war schärfer, als die Polemik gegen die Romantik, weil die Trivialität der deutschen Aufklärer nicht nur das philosophische Princip, sondern auch den guten Geschmack beleidigte. Das dürfen wir nicht vergessen: die Träger der Aufklärung in Deutschland machten eine recht traurige Gesellschaft aus, die sich an dem höhern Begriff des Lebens ebenso versündigte, wie an der Kunst. Aber Hegel hat ebensowenig seinen Gegensatz gegen die Romantik in Zweifel gelassen. Die Romantiker hatten sich ihren Glauben durch Bildung und Reflexion vermittelt, und ihr Witz hatte sich so wenig gefangen gegeben, daß er sich alle Augenblicke durch Spott für seinen freiwilligen Dienst rächte. Diese innere Haltlosigkeit des Gemüths zeigt, daß nichts entgegengesetzter sein kann, als die Romantik und das echte Christenthum. Das Christenthum war der Romantik unverständlich, weil sie keinen Begriff von der geschichtlichen Evolution hatte, sondern es nur ästhetisch auffaßte. Hegel bekämpfte den Rationalismus wegen der Dürftigkeit und Roheit der Abstraction, mit denen derselbe in dem reichen Leben des Christenthums aufgeräumt hatte. Er bekämpfte die Schleiermacher'sche Schule, welche die Religion in Stimmung und Empfindung auflöste,

ebenso entschieden, wie die Kantische, die nur das Sittengesetz des Christenthums wollte gelten lassen und von den höchsten Angelegenheiten der Menschheit das Denken ausschloß. Er fand in dem Christenthum der Kirchenväter und Scholastiker ein tiefsinniges System des Gedankens, und brachte dasselbe, seiner endlichen Beziehungen entkleidet und auf seine metaphysische Form zurückgeführt, in einen innern Zusammenhang; wobei ihm freilich begegnete, was bei keinem theologischen System zu vermeiden ist, daß zwar in dieser **Concordia discordantium canonum** alle Stichwörter vorkamen, die sich irgendeinmal in der christlichen Entwicklung geltend gemacht, daß aber eben daraus ein Durcheinander entstand, welches den Kern keiner der christlichen Entwicklungsphasen traf. Dieses moderne Christenthum schwebte über Zeit und Raum im Aether der reinen Gedanken: was eigentlich die religiöse Entwicklung bestimmt hatte, Liebe, Haß, Furcht, Leidenschaft, fand in diesem Grau in Grau gemalten Bild keine Stelle. Niemand war über diese Entdeckung des speculativen Inhalts im Christenthum mehr betroffen, als die Theologen. Zwar kam es ihnen ganz gelegen, wenn ihre Gegner, welche sie bis dahin nur der Gemüthlosigkeit hatten zeihen können, von einem hochgebildeten Geist auch als flach und trivial verspottet wurden. Aber es wurde ihnen auch unheimlich dabei. Das Mystische ihrer Dogmen war ihnen nicht unbequem, denn sie sollten ja eben über die menschliche Vernunft hinausgehn; aber das Mystische in den neuen Erläuterungen setzte sie in Verwirrung. Es war ihnen ganz recht, wenn sich Hegel der Dreieinigkeit annahm, aber daß er sie durch die Identität des Ansichseins, des Fürsichseins und des Anundfürsichseins erklärte — die alten Herren schüttelten die Köpfe, sie konnten sich nicht hineinfinden. Hegel's christliche Ideen verwandelten sich in allgemeine Ideen, in Speculationen von geistigem Gehalt, die nichts Jenseitiges, nichts Uebernatürliches mehr an sich trugen, und während in der Theologie das Christenthum die Widerlegung der heidnischen Weltanschauung war, mußte es jetzt die idealen Vorstellungen auch des Heidenthums in sich aufnehmen, um jene Totalität des Geistes darzustellen, die es zur absoluten Religion stempeln sollte. Das Verderbniß der Natur und die Erlösung durch ein Wunder, die Grundzüge des Christenthums, wurden aufgegeben oder in einem neuen Sinn aufgefaßt. Das Schwert der Bildung, mit dem Hegel den Rationalismus bekämpfte, war ein zweischneidiges, es war ebenso gegen die Orthodoxie gerichtet, die darauf verzichtete, Gott in der ganzen Fülle seiner Weisheit zu begreifen. Am unvergänglichsten ist Hegel's Verdienst um die historische Analyse des Christenthums. Alle frühern Religionen, unter den später entstandenen auch die muhamedanische, sind Bejahungen des natürlichen Lebens; es wird in ihnen als göttlich aufgestellt, was der Mensch mit unmittelbarer

Lust umfängt. Im Gegensatz dazu ist das Christenthum die absolute Verleugnung des natürlichen Lebens, die Zerknirschung der unmittelbaren Wünsche, die tiefste Demüthigung des Geistes, der sich als sündhaft und unselig erkennt. Hegel ging freilich nicht so abstract zu Werke, daß er nur diese eine Seite des Christenthums hervorgehoben hätte, aber sie war es, die er mit Recht für die Zeit seiner Erscheinung in der Welt als die charakteristische bezeichnete. Von Seiten neuerer Philosophen, wie früher von Seiten unsrer classischen Dichter, ist nun dieser Gegensatz so aufgefaßt worden, als ob die andern Religionen, insofern sie das natürliche Leben bestätigten, dem Christenthum vorzuziehn seien. Hegel hat anders entschieden, und mit Recht. Alle andern Religionen waren durch ihre Natürlichkeit an die Volksindividualität, der sie angehörten, gebunden, sie lebten mit ihr in einseitiger Blüte und gingen mit ihr unter; das Christenthum allein, weil es das individuelle natürliche Leben verleugnete, war die Macht, die zur Zucht der gesammten Welt berufen und befähigt war. Es war dem tiefen Blick Hegel's angemessen, daß er diese welthistorische Macht nicht aus dem Judenthum herleitete, sondern aus dem weltbeherrschenden Römerreich. Das Judenthum lieferte den Stoff, aber erst indem das Römerthum sich desselben bemächtigte, erhob es diesen Stoff zur treibenden Kraft der gesammten Weltentwicklung. Die römische Welt in ihrer Rathlosigkeit und in dem Schmerz des von Gott Verlassenseins hat den Bruch mit der Wirklichkeit und die Sehnsucht nach einer Befriedigung, die nur im Geist innerlich erreicht werden kann, hervorgetrieben und den Boden für die geistige Welt bereitet. Sie war das Fatum, welches die Götter und das heitere Leben in ihrem Dienst erdrückte, und die Macht, welche das menschliche Gemüth von aller Besonderheit reinigte; sie hat die besondern Freiheiten und die beschränkten Volksgeister unterdrückt, so daß die Völker den Göttern abtrünnig wurden und zum Bewußtsein ihrer Schwäche und Ohnmacht kamen, indem ihr politisches Leben von der einen allgemeinen Macht vernichtet wurde. Im römischen Pantheon werden die Götter aller Völker versammelt und vernichten einander dadurch gegenseitig, daß sie vereinigt werden. Diese abstracte Macht brachte ungeheures Unglück und einen allgemeinen Schmerz hervor, einen Schmerz, der die Geburtswehe des Christenthums sein sollte. Die Unterschiede von freien Menschen und Sklaven verschwinden durch die Allmacht des Kaisers, innerlich und äußerlich ist aller Bestand zerstört und ein Tod der Endlichkeit eingetreten, indem die Fortuna des einen Reiches selbst auch unterliegt. Die Buße der Welt, das Abthun der Endlichkeit und die im Geist der Welt überhandnehmende Verzweiflung, in der Zeitlichkeit und Endlichkeit Befriedigung zu finden, — das alles diente zur Bereitung des Bodens für die wahrhafte, geistige Religion, einer Bereitung, die von Seiten

der Menschen vollbracht werden mußte, damit „die Zeit erfüllt werde." — Indem nun Hegel dieses große Princip mit eiserner Consequenz in die Construction der Weltgeschichte einführte, mußte ihm begegnen, was bei der philosophischen Auffassung der Geschichte überhaupt schwer zu vermeiden sein wird, daß er von der endlichen Erscheinung nur diejenigen Seiten hervorkehrte, die seinem Gedankengang entsprachen. Daher bei seiner Darstellung der römischen Geschichte die heftige Opposition gegen die historische Schule. Niebuhr wies aus historischen Analogien die Unmöglichkeit nach, daß ein welterobernder Staat auf künstliche Weise entstanden sein könnte; er ging von der Tradition ab. Für Hegel war gerade die künstliche Entstehung und Fortbildung des Staats die sicherste Bürgschaft für seine welthistorische Bedeutung; er nahm die Tradition wieder auf. In gleicher Weise bildet Hegel in seiner Geschichte des Mittelalters einen Gegensatz gegen die Germanisten und Romantiker. Die letztern hatten das Mittelalter verherrlicht um seiner einzelnen glänzenden Erscheinungen halber; die Germanisten hatten das Innere des deutschen Gemüths in sinnlicher Klarheit zur Erscheinung gebracht. Hegel legte auf diese Forschungen wenig Gewicht, weil es ihm nur darauf ankam, im Mittelalter den Fortbildungsproceß von der alten zur neuen Zeit darzustellen; und so dürftig sein Abriß des Mittelalters ist, so hat er doch einen Umstand glänzend und mit vollkommner Wahrheit hervorgehoben, daß das Mittelalter in seinem innersten Wesen ein Reich der Lüge war. Als die Barbaren das Christenthum annahmen, setzten sie sich damit ein Ideal, das nicht aus ihrem Gemüth hervorgequollen war, sondern ihnen als etwas Fremdes gegenüberstand. Das Ideal machte nicht den wirklichen Inhalt des Lebens aus, sondern verklärte es nur mit einem unheimlichen Schimmer, in welchem der Geist ein Grauen vor sich selbst empfand. Erst im allmählichen Durchbildungsproceß haben die beiden Gegensätze sich ineinander eingebildet, bis endlich in der Reformation die Einheit des Lebens und des Ideals, wenn auch in einer noch nicht begriffsmäßigen Form wiederhergestellt wurde. Was Hegel über die Bedeutung der Reformation sagt, ist allseitig und erschöpfend. Hier wird er nicht durch einseitige Begriffsbestimmung verwirrt, das Leben geht ihm als Totalität auf. Er hat sich nicht gescheut, die Aufklärung und den positiven Inhalt der Revolution als Consequenzen im Princip der Reformation anzuerkennen und zu feiern, wenn er auch die scheußlichen Formen ihrer Erscheinung aus andern Umständen herleitet.*) Gegen den souveränen

*) Das Substantielle der Aufklärung war der Angriff des vernünftigen Instincts gegen den Zustand einer Ausartung, ja allgemeinen, vollkommenen Lüge, z. B. gegen das Positive der verhölzerten Religion. Man muß das Gefühl vor

Unverstand, der das Faustrecht als permanentes Gesetz proclamirt und der blinden Masse das Heft in die Hände geben will, hat keiner so energisch die Waffen der Logik und des Witzes geltend gemacht, als Hegel. Zwar üben in endlichen Fragen äußere Umstände auf das Denken ihre Gewalt aus, so daß in der Auffassung der neuesten Geschichte bei Hegel sich manche streitige Punkte finden; hätte er aber unser Zeitalter erlebt, hätte er erlebt, daß noch einmal principmäßig das rohe positive Recht als das höchste Recht proclamirt und die Idee der Freiheit verleugnet wurde, so würde er gegen diese Epigonen der Romantik ebenso scharf zu Felde gezogen sein, als gegen die unklaren Visionen der Gefühlsschwärmer, der Burschenschafter, welche die Excentricitäten ihres Gefühls gegen das Allgemeine und Vernünftige, gegen die Bildung geltend machten. Die Bildung steht jetzt auf Seiten der Freiheit, und daß Hegel, wo sein Gemüth mit seinem Verstand einig war, sehr laut und verständlich, was er für recht hielt, aussprechen konnte, das wird man schon aus dieser kurzen Skizze entnommen haben. — Es mußte Erstaunen erregen, als er in seinen Vorlesungen über die **Philosophie der Geschichte**, die ursprünglich nur den Zweck hatten, die allgemeinen Grundsätze fest-

Augen haben, das diese Schriftsteller zeigen, man erblickt Empörung über Unsittlichkeit. Ihre Angriffe gingen nicht gegen das, was wir Religion nennen; sie zerstörten nur das in sich Zerstörte. Wir haben den Franzosen gut Vorwürfe machen über ihre Angriffe der Religion und des Staats, welche Religion! welcher Staat!.... Sie haben nur allgemeine Gedanken haben können, eine abstracte Idee, Gedanken dessen, wie es sein soll, nicht die Weise der Ausführung angeben können. Was sie gegen diese greuliche Zerrüttung setzten und behaupteten, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht Laien sein sollen, Laien weder in Bezug auf Religion noch auf Recht, so daß es im Religiösen nicht eine Hierarchie, geschlossene auserwählte Anzahl von Priestern, und ebenso im Rechtlichen nicht eine ausschließende Kaste und Gesellschaft sei, in der die Erkenntniß dessen liege und eingeschränkt sei, das ewig, göttlich, wahr und recht ist, und den andern Menschen von dieser anbefohlen und angeordnet werden könne... Der Gedanke, der Begriff des Rechts machte sich mit einem Male geltend, und dagegen konnte das alte Gerüste des Unrechts keinen Widerstand leisten. Im Gedanken des Rechts ist also jetzt eine Verfassung errichtet worden, und auf diesem Grund sollte nunmehr alles basirt sein. So lange die Sonne am Firmament steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehn worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, d. i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem anbaut. Anaxagoras hatte zuerst gesagt, daß die Vernunft die Welt regiert; nun aber ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Welt regieren solle. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Alle denkenden Wesen haben diese Epoche mit gefeiert. Eine erhabene Rührung hat in jener Zeit geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung des Göttlichen mit der Welt nun erst gekommen.

zustellen und durch einzelne Beispiele zu erläutern, als Beispiel das am wenigsten historische Volk der Erde, die Chinesen, erwählte. Noch in der spätern Bearbeitung, wo die gesammte Weltgeschichte in mehr oder minder ausgeführten Umrissen hinzutritt, nimmt die chinesische Geschichte einen überwiegenden Raum ein. Allein trotz des mangelhaften Verhältnisses in der Vertheilung des Materials, trotz der einseitigen Polemik gegen strenghistorische Forschungen, und trotz der zuweilen hervortretenden, völlig ungerechtfertigten Prätension, es sei dieses historische Gemälde, das er durch geistreiche Auffassung der Geschichte und durch scharfsinnige Beobachtung der Wirklichkeit gewonnen, ein Resultat metaphysischer Speculation, stellt es Gesichtspunkte fest, die kein späterer Geschichtschreiber vernachlässigen darf. Die einseitige Beschäftigung mit der reinen Wissenschaft, die immer nur den nächsten Zweck ins Auge faßt, verleitet leicht zu mechanischer Arbeit, und wer zu viel das Mikroskop anwendet, verliert den Blick für die großen Verhältnisse. Ein geistvoller Mann, der von dem Ganzen der Wissenschaft eine übersichtliche Anschauung hat, wird manches schärfer und größer auffassen, als der in Detailstudien vertiefte Gelehrte. Die Philosophie betrachtet den Lauf der Weltgeschichte wie den Kosmos, als ein gegliedertes Ganze, in welchem die Unterschiede der Zeit wie vor dem Auge Gottes, so vor dem Blick der Wissenschaft verschwinden. Das Bild der Menschheit vollendet sich — nicht in einem zukünftigen Reiche Gottes, nicht in einem Jenseits, nicht in einem verlornen Paradies, nicht in einem Ideal des Fortschritts, nicht in einer einzelnen göttlichen Erscheinung, sondern in der Totalität der Weltgeschichte, die alle Bildungsformen hervorbringt, deren der Geist fähig ist, und sie durcheinander ergänzt. Diese Einheit, die der höhere Blick des Wissenden erkennt, vorzugsweise erkennt in den reinen Schöpfungen des Geistes, der Poesie, der Philosophie, der Religion, ist nur in der Vollständigkeit der individuellen Gestaltungen vorhanden, und die höhere Form der Religion, der Philosophie und der Kunst besteht nicht darin, daß sie die frühern weniger vollkommenen Bildungsformen des religiösen Bewußtseins widerlegt, sondern daß sie dieselben alle, jede in ihrer bedingten Berechtigung, in sich vereinigt. Von dieser Idee ausgehend, gibt die Philosophie ihre Ansicht von der Geschichte in weiten Perspectiven, die etwas Dämmerhaftes haben, weil das, worin man früher das Feste suchte, die empirische Thatsache, zu etwas Unwesentlichem herabgesetzt wird. Dagegen läßt sie auf die charakteristischen Unterschiede der Völker und Zeiten, auf ihre verschiednen Ideale ein schärferes Licht fallen, als der Pragmatismus; sie hält die individuellen Formen des Geistes streng auseinander. Sie geht, um den Geist einer bestimmten Zeit in concreter Vollständigkeit zu fassen, auf seine sämmtlichen Aeußerungen ein, auf Politik, Religion, Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, auf die Sitte,

die Convenienz, zuletzt auch auf die Trachten und das locale Colorit. Und wenn sie in einem gewissen Sinn die Individualitäten herabdrückt, als bloße Phänomene des zeitlich bedingten Weltgeistes, so erhöht sie dieselben wieder, indem sie ihnen die historische Stellung im Reich der Ideen anweist. Hegel hat öfters scharf hervorgehoben, daß die Helden und Märtyrer der Menschheit schuldig gelitten haben, d. h., daß ihre That, insofern sie wirklich einen historischen Fortschritt enthielt, einen Riß in den alten Bau der Sittlichkeit machte: aber ihre Schuld war ihre Größe, und man muß bei der Beurtheilung der Geschichte auch die Principien modificiren, indem immer höhere sich aus der Widerlegung der alten Einseitigkeit entwickeln, und indem jede ernste Negation zugleich den Keim einer neuen Schöpfung vorbereitet. Diese Anschauung der Weltgeschichte, als einer Continuität, die vom Abstracten zum Concreten fortschreitet, aber in jeder ihrer Gliederungen sich befriedigt, für jede ihrer Gliederungen ein eignes Verständniß erheischt, hat er in sehr großem Sinn durchgeführt, und dadurch sowol die alte Pragmatik, die den Katechismus ihrer moralischen Ansichten bereits Adam in die Hände gab und sich nur nach materiellen Fortschritten umsah, als die Mystik widerlegt, die, von phantastischen Erscheinungen der Vorzeit angeregt, entweder einen Fortschritt überhaupt verleugnete, oder einen Fortschritt zum Schlechtern annahm. Daß es höhere Kräfte gibt, und die gewaltiger auf die Geschichte einwirken, als was der gemeine Verstand sich ausklügelt, daß aber keine Kraft so hoch, so gewaltig, so göttlich ist, um nicht in der menschlichen Natur, dem einzigen Ebenbild des göttlichen Wesens, ihre Quelle und zugleich ihre höchste Erfüllung zu finden, das hat Hegel mit dem ganzen Enthusiasmus und der ganzen Bildung seiner edlen Natur dargestellt. Mit seinem weiten Blick übersah er die Höhepunkte der Geschichte, und entschied sich stets für die neue, lebensvolle Idee, für den großen historischen Entschluß gegen die Befangenheit der herkömmlichen allmählichen Fortentwickelung, sodaß er zuweilen über der Begeisterung für die Heroen, welche ein neues Princip und eine neue Zeit ankündeten und durchsetzten, die Berechtigung ihres Gegensatzes übersah. Diese Rechtfertigung aus dem Erfolg ist eine bedenkliche Stimme für eine Zeit, deren Wille nicht ganz gesund ist. Wenn man des Demosthenes lachte, der sich gegen die welthistorische Mission Alexander's auflehnte, so konnte man leicht die deutschen Männer zu gering anschlagen, welche den Beruf des genialsten aller Eroberer nicht gelten lassen wollten. Die Kunst, nachträglich jedes historische Ereigniß zu rechtfertigen, scheitert an den ernsten Fragen der Gegenwart. Die Widersacher geriethen in die entgegengesetzte Einseitigkeit; sie behaupteten, jede wahrhaft historische That, d. h. jede That, die nicht nach den Regeln des Herkommens sich fügte, sondern aus einem freien

Entschluß, aus einer Vorausnahme der Zukunft entspringt, sei ein Frevel an den heiligen Mächten der Geschichte. Derselbe Gegensatz war in der Form: die philosophische Schule ging auf große Perspectiven, auf ideelle bedeutende Umrisse aus, die historische auf Detailforschungen; sie „kräuselte Schnitzel". In der Polemik kehrt man nur diejenigen Seiten hervor, die für das augenblickliche Bedürfniß geeignet sind, und so geschah es denn, daß Hegel, der zunächst und am dringendsten gegen die Abstractionen des Liberalismus anzukämpfen hatte, es zuweilen verschwieg oder wenigstens nicht deutlich hervortreten ließ, daß seine Philosophie mit dem System des achtzehnten Jahrhunderts auf derselben Basis beruhte, nämlich auf der Ueberzeugung von der Einheit der Vernunft im Weltall. Während die Aufklärung ein allgemeines Vernunftideal dem individuellen, geschichtlichen Leben feindselig entgegenstellte, bemühte sich die historische Schule, die Continuität der vernünftigen Entwickelung, die Uebereinstimmung des Naturgesetzes mit der Idee und die individuelle Entwickelung und Vervielfältigung derselben nachzuweisen. Soweit sie in dieser Beziehung consequent war, ging Hegel mit ihr Hand in Hand. Aber sie suchte den Naturproceß nur in dem gegensatzlosen Walten des Volksinstincts, während in der Einwirkung der verschiednen Völker und ihrer Ideen aufeinander, in dem Untergang der einen Weltanschauung durch die andre, kurz in jeder Revolution größern Stils ein ähnliches Naturgesetz nachzuweisen ist: es gibt in der Geschichte keine Wunder, d. h. keine Unterbrechungen des Naturlaufs, weder durch Engel noch durch Teufel. Sie vergaß ferner, daß es Zeiten gibt, wo die schöpferische Kraft einer Nation sich in einer genialen, dämonischen Individualität zusammendrängt, und daß dann allerdings eine That eintritt, ein mit Bewußtsein beschleunigtes Weiterführen des Naturlaufs. Endlich machte sie zu Gunsten einer einzelnen Erscheinung, einer Revolution im höchsten Stil, eine Ausnahme: sie erkannte nämlich die Berechtigung der Christenthums an, und da dieses nicht nur aus den Naturgesetzen der nationalen Entwickelung nicht herzuleiten war, sondern während der ganzen neuern Geschichte den Naturproceß des Völkerlebens unausgesetzt auf das gewaltsamste unterbrochen hatte, so war sie genöthigt, eine doppelte geschichtliche Vernunft anzunehmen, eine irdische und eine überirdische, und während sie der erstern die Bedingung der Naturbeschränkung mit einer fast pedantischen Strenge vorschrieb, der letztern das absolute Recht des Wunders, d. h. der fortwährenden Unterbrechung der natürlichen und geschichtlichen Continuität, beizumessen. Auf diese Weise wird das Princip der historischen Schule zur Illusion; denn es hat in den größten Fragen der Geschichte nicht mitzusprechen. Hegel hat das Gesetz des Naturlebens über die Einseitigkeit der bloßen Stammbestimmung herausgehoben, und er hat das Christenthum, obgleich er ihm die höchste Ver-

ehrung zollte, demselben Naturgesetz unterworfen, wie das übrige Leben: mit soviel Klarheit und Bestimmtheit, daß keiner seiner Schüler über ihn herausgegangen ist; sie haben nur einzelne Seiten seiner Polemik schärfer betont und ihnen eine paradoxe Form gegeben. Daß die Philosophie der Geschichte von den meisten Gelehrten scheel angesehn wird, liegt hauptsächlich in der leichtsinnigen Art und Weise, mit der sie die Thatsachen behandelte. Gegen den einseitigen Empirismus, der nur nach Thatsachen ruft, noch anzukämpfen, ist überflüssig; denn abgesehn davon, daß die bloße Feststellung von historischen Thatsachen für die Bildung der Menschheit nicht den geringsten Werth hat, so läßt sich auch bei der Ermittelung der Thatsachen die Anwendung der Philosophie nicht vermeiden. Die naturhistorischen Thatsachen stellen fest, was wirklich da ist, und haben also für die Bereicherung unsers Geistes einen unmittelbaren Werth, auch wenn sie sich nur auf eine neue Classe von Infusorien beziehn; die sogenannte historische Thatsache dagegen hat längst aufgehört, Thatsache zu sein, wenn man sie als solche feststellt. Wenn man aus alten Inschriften herausfindet, daß irgendein ägyptischer König mit unaussprechlichem Namen irgendeinen assyrischen König mit gleichfalls unaussprechlichem Namen geschlagen hat, und daß dies bemerkenswerthe Factum zu einer Zeit stattfand, als die Sonne zur Erde diese oder jene Constellation zeigte, so bleibt die Thatsache solange ein bloßes Spiel, als man nicht hoffen darf, mit Hülfe derselben Mittel und Wege zu finden, auf die Culturentwickelung der Menschen Schlüsse zu ziehn. In den wichtigsten Entwickelungsperioden können die Thatsachen nicht ohne weiteres durch philologische Kritik festgestellt werden. So ist die Entstehung jeder neuen Religion, auch wenn sie, wie das Christenthum, in eine Zeit fällt, die in andrer Beziehung hinlänglich aufgehellt ist, in tiefes Dunkel gehüllt, und die Quellen derselben werden philosophisch, d. h. mit sorgfältigem Studium über die Natur des menschlichen Geistes durchforscht werden müssen, wenn man überhaupt aus ihnen etwas machen, sie zur Feststellung einer sogenannten Thatsache benutzen will. Wenn man früher die Evangelien miteinander verglich und in einzelnen wesentlichen und unwesentlichen Punkten Abweichungen und Widersprüche antraf, so war diese Entdeckung wol insofern von Wichtigkeit, als dadurch die Meinung widerlegt wurde, der heilige Geist habe den Evangelisten ihre Geschichten in die Feder dictirt. Aber wenn man mit dieser Methode über den negativen Zweck hinausgehn und positive Thatsachen feststellen wollte, so kam man in der Regel zu sehr einfältigen Resultaten. Um die Thatsachen der Urgeschichte des Christenthums festzustellen (nicht für die Kirche, sondern für die Wissenschaft), ist es viel wichtiger, die Natur der menschlichen Religiosität überhaupt, den Zustand der religiösen Entwickelung zu Christi Zeit und ähnliches, was ins philo-

sophische Gebiet gehört, festzustellen, als Thatsachen aus dem einen Evangelisten in den andern einzuschalten, anderes auszumerzen u. s. w. Uebrigens hat die historische Schule, so eifrig sie gegen die philosophische zu Felde zog, sich im Ganzen derselben Mittel bedient und denselben Zwecken nachgestrebt. Es kam ihr ebenso darauf an, durch die Combination der einzelnen Thatsachen und durch Herbeiziehung der Regeln, die theils aus Analogien, theils aus dem Studium des menschlichen Geistes überhaupt entsprangen, ein zusammenhängendes Bild von Zuständen und ihrer Entwickelung zu entwerfen. Daß sie auf die Analogie ein größeres Gewicht legt, als Hegel, war an sich noch kein qualitativer Unterschied, denn die Analogie konnte ihr doch nicht als bloße Thatsache etwas gelten, sondern nur insofern sich in ihr ein nothwendiges und bleibendes Gesetz der menschlichen Natur aufschloß. Heute wird es wol keinen Gebildeten mehr geben, der jene Idee einer Construction der Geschichte a priori, d. h. eines Raisonnements über Thatsachen ohne Kenntniß dieser Thatsachen zu vertreten wagte; sowenig es in der Mathematik für die Könige, sowenig gibt es in der Geschichte für die Philosophen einen besondern Weg. Ob man nun die Fähigkeit, die geschichtlichen Bilder in großen und richtigen Perspectiven zu umfassen, philosophisch oder historisch nennt, darauf kommt nicht viel an; wenn man nur zugesteht, daß ohne sie alle historische Gelehrsamkeit Spreu ist. — Ein ernsteres Bedenken mußte die spielende Leichtigkeit erregen, mit welcher die Philosophie der Geschichte die sittlichen Ideen zersetzte. In dem löblichen Bemühn, die Vorsehung zu rechtfertigen und in dem Gang der Weltgeschichte Vernunft nachzuweisen, verfiel sie leicht in den Fehler, den Werth der Dinge nach dem Erfolg zu beurtheilen. Insofern der Erfolg auf der richtigen Erkenntniß der Umstände und der zweckmäßigen Wahl der Mittel beruht, gehört er wesentlich zum Inhalt einer Handlung, allein bei jeder That tritt ein incommensurables Moment ein, dessen Conflict mit der Freiheit die tragischen Geschicke hervorbringt. In der Siegesgewißheit der Idee verkennt der Philosoph jene Poesie des Erhabenen, daß der Geist sich als frei empfindet, auch wo er unterliegt. — Mit eiserner Hand beugt Hegel alle Individualitäten unter das Joch des Geistes und es ist das ein um so stolzerer Triumph, da er es nicht mit kränklichen Schattenbildern zu thun hat, sondern mit den Göttern und Halbgöttern. Das Zauberschloß, in welches er die Erscheinungen einführt, ist reich und unabsehbar weit, aber seine Mauern sind unübersteiglich; wen er eingefangen hat, der sieht nicht wieder das Tageslicht. — Kein künstlerischer oder politischer Gesichtspunkt, von dem aus er den Erscheinungen eine neue Seite abgewinnen konnte, ist ihm fremd geblieben. Wie Aristoteles war Hegel der gebildetste Mann seines Jahrhunderts. Eben darum war er der Abschluß unsrer classischen Literatur, deren Hauptstreben

auf allgemeine Bildung gerichtet war, und dieser Gesichtspunkt ist es, den er am hartnäckigsten nach allen Seiten hin vertheidigt. Seine Bildung war das Gegentheil von der Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, die mit ein paar Stichwörtern die ganze Mannichfaltigkeit der Erscheinungen beseitigte. Ja, die Abneigung gegen die Armuth dieses aufgeklärten Zeitalters hat ihn häufig zu weit getrieben. Es mußte ihm begegnen, daß bei der unendlichen Fülle von Gesichtspunkten, aus denen er die objective Welt übersah, der eine zuweilen den andern durchkreuzte; noch mehr, daß er misverstanden wurde, denn eine so universelle encyklopädistische Bildung ist nicht für jedermann. Selbst diejenigen Schüler, die aus seiner Philosophie ein Lebensstudium machten, konnten an den Umfang und die Vielseitigkeit seiner Bildung nicht hinan, noch viel weniger der jüngere Nachwuchs. — In der classischen Zeit suchte die Metaphysik im Verein mit der Dichtung dem Gefühl und der Einbildungskraft Recht gegen die Anmaßungen des gesunden Menschenverstandes zu verschaffen. Sie erging sich in Predigten und Weissagungen, ließ sich in Monologen, Reden und Gesprächen vernehmen; ein jedes Individuum, welches auf die Stärke und Tiefe seines Gefühls etwas hielt, glaubte sich in Aphorismen über das Wesen Gottes und der Natur aussprechen zu müssen. Wenn diese Reden und Weissagungen im Anfang nur den Eingeweihten verständlich waren, so gab das Unglück Deutschlands in den französischen Kriegen Veranlassung, die visionäre Stimmung in die gesammte Jugend einzuführen. Diese Periode hat einen ziemlich bestimmten Abschluß. Seit der Ermordung Kotzebue's fuhr in die herrschenden Kreise ein gewaltiger Schreck über die dämonischen Kräfte des souveränen Gefühls. Es begann jene Reaction, die sich nicht blos gegen den Liberalismus und die Aufklärung, sondern ebensowol gegen die Mystik des romantischen Zeitalters richtete. Ein Ausdruck dieser Reaction ist die Stellung, welche Hegel seit 1818 in Berlin einnahm. Die Philosophie begriff die Unpopularität als ihre erste Pflicht, sie gab die Ansprüche an das Gefühl und an die Willenskraft auf, sie drückte das Recht der Subjectivität zu Boden. Früher hatte man sich in ihre dunkeln Formen hineinphantasiren können, man stand mit andachtsvollem Schauder vor dem Dreifuß der Pythia; damit war es nun vorbei. Die Philosophie hatte mit dem Gemeinleben der Nation nichts mehr zu thun. Man hörte, daß sie im Gegensatz gegen die Aufklärung alles Wirkliche zu begreifen und zu rechtfertigen behaupte, daß sie die Dreieinigkeit und die absolute Monarchie in Schutz nehme, daß sie deshalb von der Regierung begünstigt werde, und der wieder auftauchende Liberalismus misbilligte sie, ohne sie zu kennen. Zwar trat von Zeit zu Zeit einer der Eingeweihten auf, um das Publicum über das Wesen der Hegel'schen Lehre zu unterrichten, aber jener Mythus, daß Hegel nur von einem ver-

standen worden sei, und von diesem misverstanden, war bereits populär geworden. Indeß wirkte die Philosophie auf den Universitäten im Stillen fort, und zur allgemeinen Ueberraschung trat plötzlich ein neues Geschlecht an die Spitze der Bewegung, das sich nur in Hegel'schen Formen verständlich zu machen wußte. So ziemlich die ganze Generation, die sich in unsern Tagen unter die literarisch Gebildeten rechnet, hat bis zu einem gewissen Grad die philosophische Schule durchgemacht, die Einflüsse derselben liegen in der Atmosphäre. Ebenso allgemein ist die Erfahrung, daß bei einem gewissenhaften Studium allmählich eine starke Reaction eintritt, wenn man sieht, mit welcher Gedankenlosigkeit halbgebildete Menschen mit den philosophischen Sätzen umgehn, und wie wenig durch dieselben die Sicherheit und Integrität des Urtheils gefördert wird. Gleich der Redekunst des Gorgias verspricht die Philosophie ihren Schülern, ihrem Geist Macht zu geben über alle Dinge, ohne daß sie den gewöhnlichen Weg der Erkenntniß nöthig hätten. Ein geordneter Geist, der das Bedürfniß hat, sich über sein Denken genaue Rechenschaft zu geben, wird immer mit einem gewissen Misbehagen an die Lectüre der Hegel'schen Schriften gehn. Denn sie verschweigen uns die eigentliche Methode ihrer Entstehung und suchen uns dagegen eine Methode einzureden, von deren Unfruchtbarkeit wir uns beim ersten Blick überzeugen. Hegel bemüht sich so eifrig, seine Methode als die Hauptsache seines Systems darzustellen, und man hat die Methode so vielfach als die absolute bewundert, daß die Gegner ihn vollständig widerlegt zu haben glaubten, wenn sie die Methode widerlegten. Schon Göthe bemerkt in seinen Briefen an Schiller, daß Hegel, den er übrigens sehr hoch stellt, an einer großen Unbehülflichkeit des Ausdrucks leide. Diese Wahrheit wird der wärmste Verehrer Hegel's nicht ableugnen. Zwar gelingt es ihm an einzelnen Stellen, wo er den Gegenstand vollkommen beherrscht und wo zugleich, denn das ist wesentlich bei ihm, eine Erregung des Gefühls hinzutritt, sich zu einer Schönheit des Stils aufzuschwingen, wie sie wenig deutsche Schriftsteller erreicht haben; aber das sind Ausnahmen. Vieles, was sich vollkommen einfach in dem correctesten Deutsch ausdrücken ließe, ist bei ihm breit, weitschweifig und durch verworrene Construction und Ausdrücke dunkel geworden; bei vielem, wo wir eine nähere Auseinandersetzung erwarten, ist die Erläuterung der Beziehungsbegriffe weggeblieben, und wir wissen nicht, woran wir uns halten sollen. Alle Augenblicke verwandeln sich die Begriffe in Individualitäten und umgekehrt, und nicht selten wird die steife scholastische Form durch ungenirte leichtfertige Wendungen unterbrochen, die uns vollends alle Fassung rauben. Das Mislichste ist die grammatische Incorrectheit. Hegel's Periodenbau ist schwerfällig; die Constructionen sind oft so bunt ineinander verstrickt, daß man erst mit einiger Mühe Subject und Prädicat herausfindet. Sein

Bestreben, die lateinischen und griechischen Kunstausdrücke der bisherigen Scholastik durch deutsche zu ersetzen, war an sich durchaus gerechtfertigt; aber er vergaß dabei, daß, wenn man die Kunstausdrücke aus der eignen Sprache nimmt, man diese nur so nehmen kann, wie sie die Sprache gibt. Fremden Kunstausdrücken kann man eine beliebige Bedeutung beilegen, wenn man diese nur durch eine bleibende Definition erklärt. Bei deutschen Worten ist das nicht erlaubt; man kann bei Begriffen, wie Wesen, Dasein, Wirklichkeit u. s. w. hundert und aberhundertmal erklären, man verstehe darunter etwas ganz Andres, als was die gewöhnliche Sprache darunter verstehe, diese Erklärung reicht nicht aus, dem Wort ein neues Gepräge aufzudrücken. Die Autorität eines römischen Kaisers war nicht genügend, die rechtmäßige Declination von Schisma zu verändern, und die Autorität des größten Denkers wird nicht ausreichen, den Worten, die nicht gemacht, sondern organisch geworden sind, einen neuen Sinn unterzuschieben. Das Schlimmste ist, daß er sich selbst täuscht, denn er ist von der Sprache ebenso abhängig wie das Volk; der populäre Begriff spielt bei ihm fortwährend in den künstlich gemachten hinein, und er ist in solchen Fällen nicht blos für den Leser verworren, sondern er ist es an sich selbst. Wenn nun gar die sprachliche Revolution soweit geht, daß man sich eine dem Genius der Sprache widersprechende Wortbildung erlaubt, so hört mit der Grammatik auch alle Logik auf. Bei seinen Vorgängern fand er diesen Fehler sehr gut heraus, wie eine seiner frühern Einleitungen zeigt.*) Die Philosophie hat sich häufig darüber beschwert,

---

*) Es hat vor 10 bis 20 Jahren auch sehr schwer geschienen, sich in die Kantische Terminologie hineinzuarbeiten und die Terminologie von synthetischen Urtheilen a priori, synthetischer Einheit der Apperception, transscendent und transscendental u. s. w. zu gebrauchen; allein ein solcher Schwall rauscht so schnell vorüber, als er gekommen. Es bemächtigen sich dieser Sprache mehrere, und das Geheimniß kommt an den Tag, daß sich sehr gemeine Gedanken hinter solchem Popanz von Ausdruck verstecken. — Ich bemerke dies hauptsächlich wegen des jetzigen Aussehens der Philosophie, namentlich der Naturphilosophie, welcher Unfug mit der Schelling'schen Terminologie getrieben wird. Schelling hat freilich einen guten Sinn und philosophische Gedanken in diesen Formen ausgedrückt, aber dies dadurch, daß er selbst von dieser Terminologie sich in der That frei zeigte, denn fast in jeder folgenden Darstellung seiner Philosophie hat er eine neue gebraucht. Allein sowie im Publicum jetzt von dieser Philosophie gesprochen wird, ist es eigentlich nur die Oberflächlichkeit der Gedanken, welche sich darunter verbirgt. In die Tiefe der Philosophie, wie wir sie in sovielen Schriften sehn, kann ich Sie nicht einführen, denn sie hat keine Tiefe, und ich sage dies, daß Sie sich nicht imponiren lassen, als ob hinter diesen krausen, centnerschweren Worten nothwendig ein Sinn stecken müsse. Was allein interessiren kann, ist, das Staunen anzusehn, worin es die

daß sie die einzige Wissenschaft sei, über die sich der erste Beste ein Urtheil anmaßt, ohne sie vorher studirt zu haben. Aber sie vergißt, daß sie auch die einzige ist, die ein solches Urtheil provocirt; sie spricht über Natur und Geschichte mit, und kann es dem Natur- und Geschichtsforscher nicht verargen, wenn er sie zurechtweist, auch ohne in die Mysterien des „absoluten Denkens“ eingeweiht zu sein. Sie kann es nicht lassen, ihr System jeden Augenblick durch Entlehnung aus fremden Wissenschaften zu ergänzen, und doch ist sie zu stolz es zu gestehn. Die gemeinschaftliche Reaction aller Wissenschaften gegen die Hegel'sche Philosophie ist unter diesen Umständen wol zu begreifen und zu rechtfertigen. Daß sie darüber vergessen, wie sehr sie selber durch eben jene Philosophie befruchtet sind, ist eine im Reich des Denkens vollkommen gerechtfertigte Undankbarkeit. — Die Philosophie hat ihre vornehmste Bedeutung darin, daß sie den Ideen der Zeit einen concentrirten und energischen Ausdruck gibt. Man hat sich häufig die Mühe gegeben, aus philosophischen Lehrgebäuden wie aus den Religionsformen alles zu entfernen, worin man Einflüsse und Beziehungen auf die Zeit wahrnahm, um nach Ausmerzung desselben die sogenannten reinen Gedanken zu behalten; allein man hat damit in der Regel das Größte und Bedeutendste verwischt. Ohne die Philosophie, die von Zeit zu Zeit das allgemeine Gewebe der wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit in großen kühnen Zügen zusammenfaßt, ihm Gestalt und Physiognomie gibt, würde sich das Wissen wie das Handeln bald in stoffliche Geschäftigkeit verlieren. Nur sind philosophische Naturen dieser Art fast noch seltner, als künstlerische, und finden sich am wenigsten unter den zahlreichen Schülern, die ein neues philosophisches System hervorzurufen pflegt. — Wie sehr die Hegel'sche Philosophie von den Zeitumständen abhängig war, erkennt man aus der Zeitfolge. Den berüchtigten Satz: Was wirklich ist, ist vernünftig, und das Vernünftige ist das Wirkliche, findet man zuerst in der Vorrede zur Rechtsphilosophie (1821). In dem Zusammenhang ist dieser Satz nicht blos bedenklichen Misverständnissen ausgesetzt, sondern er enthält bereits etwas Falsches. In der ursprünglichen Fassung heißt er nichts weiter, als daß die Idee sich nicht außerhalb, sondern innerhalb des wirklichen Lebens zu

---

unwissende Menge versetzt. In der That läßt sich aber dieser jetzige halbe Formalismus in einer halben Stunde beibringen. Sagen Sie z. B. statt, es sei etwas lang, es gehe in die Länge und diese Länge sei der Magnetismus; statt breit, es gehe in die Breite und sei die Elektricität; statt dick, körperlich, es stehe in die dritte Dimension; statt spitzig, es sei der Pol der Concentration; statt der Fisch sei lang, er stehe unter dem Schema des Magnetismus u. s. w.

realisiren habe; allein hier ist unter dem wirklichen Leben in der That nichts Andres verstanden, als man gewöhnlich darunter versteht, nämlich die bestehende Ordnung der Dinge. Hegel hatte sich als Beamter in das preußische Staatsleben eingelebt und bekämpfte aufs leidenschaftlichste die gedankenlose Begeisterung der subjectiven Politiker, die ihre Wünsche an Stelle der Dinge setzten. Aber mit jenem Satz gab er den Gegnern eine gefährliche Waffe in die Hände, denn im Zusammenhang heißt er in der That nichts Andres als: la force c'est la loi. Einen andern Anstoß gab sein Vorwort zu der Schrift seines Schülers Hinrichs: die Religion im Verhältniß zur Wissenschaft. Er ging in der Polemik gegen den Gefühlsglauben Schleiermacher's soweit, daß es in der That schien, als verwechselte er die Theologie, die Dogmatik, die religiöse Speculation mit der Religion. Es war zweckmäßig, der Unbestimmtheit des subjectiven Gefühls ein festes, concretes Moment entgegenzustellen; aber es fehlte ihm jene Ruhe in der Polemik, die sich durch den Gegner nicht in die umgekehrte Einseitigkeit treiben läßt. — Durch die Gründung der Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (1827) erhielt die Schule ein einflußreiches Organ, an welchem auch andre Gelehrte, z. B. Böckh und Bopp, mitarbeiteten, und welches noch einige Zeit nach Hegel's Tod (14. November 1832) die Einheit der Schule festhielt. Die strengern Gelehrten und das größere Publicum hatten sich scheu und zum Theil feindselig von dem System fern gehalten, aber strebsame Gemüther werden gerade durch den Reiz des Geheimnißvollen angelockt, und da sämmtliche Universitäten des preußischen Staats, sowie einige süddeutsche, namentlich Heidelberg und Tübingen, Philosophen in sich zählten, die entweder directe Schüler und Anhänger Hegel's waren, oder wenigstens mit seiner Lehre in unmittelbarem Zusammenhang standen, so waren einige Jahre hinreichend, um der ganzen jüngern Generation ein Interesse an den Problemen der neuen Philosophie und eine gewisse Gewandtheit in den Formen einzuflößen. Im Anfang behauptete die Schule auch nach dem Tod Hegel's einen innigen Zusammenhang. Zur Herausgabe der Hegel'schen Vorlesungen vereinigten sich Johannes Schulze, Marheineke, Gabler, Gans, von Henning, Hotho, Michelet und Förster, zum Theil sehr geachtete Namen; Rosenkranz in Königsberg, Erdmann und Schaller in Halle, Werder, Vatke, Benary und viele andere in Berlin, Vischer in Tübingen rc. bildeten eine geschlossene Phalanx, an die sich noch eine Reihe jüngerer Gelehrten anschlossen.*) — Hegel hat den einzigen Weg verlas-

---

*) Johannes Schulze, 1786 geboren, studirte in Halle und Leipzig Philologie und Theologie und kam 1808 als Professor an das Gymnasium zu Weimar. Hier hielt er Reden über die christliche Religion 1811 und nahm an den

sen, auf dem die Wissenschaft weiter geht, den Weg der analytischen Kritik, und ihn durch die Construction ersetzt, die doch ihren letzten Zweck nicht erreicht, ein Kunstwerk des Erkennens hervorzubringen. Er hat sich gegen die objective Welt, namentlich gegen die Geschichte dadurch versündigt, daß er

---

ästhetischen Bestrebungen der Dichterschule von Weimar lebhaften Antheil, wie seine kleinen Schriften über Iffland 1810 und über den standhaften Prinzen 1811 bekunden. Nach mehrmaligem Wechsel seiner Stellung trat er 1816 in preußischen Dienst und wurde 1818 vortragender Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Was seit dieser Zeit namentlich unter dem Ministerium Altenstein der preußische Staat für die Verbesserung des Unterrichtswesens gethan hat, ist zum großen Theil sein Verdienst. Er war der thätigste und einsichtvollste Anwalt der humanistischen Studien, der vertrauteste Freund Hegel's und äußerlich die Hauptstütze seiner Philosophie, die durch ihn ihren Mittelpunkt auf den preußischen Universitäten fand. Als sich die Reaction des preußischen Staats bemächtigte, hat er wenigstens in seinem Fach gerettet, was zu retten war. — Auch Marheineke, 1811 als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche nach Berlin berufen, wo er 1846 starb, schloß sich der Hegel'schen Schule an und wandte sie auf die Theologie an. Seine Hauptwerke sind die Grundlehren der christlichen Dogmatik, 1819, und die Geschichte der deutschen Reformation, 4 Bde, 1816—34. — Gabler, geb. 1786, studirte 1804—7 zu Jena Philosophie und Jurisprudenz, und war Hegel's ältester und eifrigster Schüler. Nachdem er eine Reihe von Jahren im Schulfach wirksam gewesen war, wurde er 1835 an Hegel's Stelle nach Berlin berufen, wo er 1853 starb. — Gans, geb. zu Berlin 1798, studirte zu Berlin, Göttingen und Heidelberg die Rechtswissenschaft unter Thibaut's und Hegel's unmittelbaren Einflüssen. Schon 1820 begann er in Berlin die Opposition gegen die historische Schule, die er dann immer von neuem wieder aufnahm, auch nachdem er 1825 in Berlin Professor geworden war. Dazwischen machte er vielfältige Reisen nach Wien, Paris, London u. s. w. Seine Stellung in der Wissenschaft begründete er durch seine Scholien zum Gajus, 1820. Sein Hauptwerk ist „das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung", 4 Bde., 1824—35. Die Gründung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" ist vorzüglich sein Werk. Sein früher Tod 1839 schnitt schöne Hoffnungen ab. — Gans war ein Lebemann im vollsten Sinn des Worts, geistreich, von sprühendem Witz und in den Salons ebenso zu Hause wie auf dem Katheder. Er gehörte zu den genauesten Freunden der Rahel und gab häufig im Varnhagen'schen Hause den Ton an. Man kann ihn als einen der ersten deutschen Gelehrten bezeichnen, in welchen sich die französische Leichtigkeit und Grazie nicht ohne eine Spur von Frivolität geltend machte. Die französischen Philosophen verdankten ihm ihre hauptsächlichsten Inspirationen über die deutsche Philosophie, und der jungdeutsche Stil ist zum Theil durch ihn angeregt worden. — Göschel, geb. 1784, studirte 1803—6 zu Leipzig die Rechte und trat seit 1811 in den preußischen Staatsdienst, wo er allmählich zu hohen Würden aufstieg. Seine Richtung war streng kirchlich und conservativ. Hegel und Göthe waren die beiden Pole seines Denkens und Empfindens und das Bestreben, sie als vereinbar mit der kirchlichen Gesinnung darzustellen, die Aufgabe seines literarischen Lebens.

in dem Reich des absoluten Seins die wesentlichen Momente der Zeit und des Raums verflüchtigt. Er hat in die sogenannten reinen Begriffe dadurch eine schwer auflösbare Verwirrung gebracht, daß er sie mit concreten Vorstellungen sättigte und bei der jedesmaligen Anwendung den Leser in Zweifel ließ, was er eigentlich meine: den sprachlich fixirten Begriff oder seine eigne auf dem Wege der Anschauung und der Dialektik gewonnene Umwandlung desselben. Er ist ungenau in der Darstellung des

---

Diese Aufgabe verfolgten zunächst zwei anonym erschienene Schriften: „Ueber Goethe's Faust und dessen Fortsetzung", 1824, und „Aphorismen über Nichtwissen und absolutes Wissen im Verhältniß zum christlichen Glaubensbekenntniß," 1829. Wider Erwarten erklärte sich Hegel mit der letzten Schrift vollkommen einverstanden. Sie war lebhaft und eindringend geschrieben und zog zum ersten Mal die Mysterien des absoluten Wissens vor das Forum der öffentlichen Meinung: der erste Stein des Anstoßes, der zwar noch nicht zu einer unmittelbaren Trennung führte, wol aber die Schule veranlaßte, in sich zu gehn und was sie bisher nur in farblosen Abstractionen ausgedrückt, der Phantasie und dem Gemüth vorstellig zu machen. Drei spätere Schriften: „Der Monismus des Gedankens, zur Apologie der gegenwärtigen Philosophie am Grabe ihres Stifters," 1832; „Hegel und seine Zeit mit Rückblick auf Göthe", 1832, und „Unterhaltungen zur Schilderung Göthischer Denk- und Dichtweise", 1834, gehn auf einen ähnlichen Zweck aus. — Erdmann, geb. 1805 in Livland in einer Pastorfamilie, studirte seit 1823 erst in Dorpat, dann in Berlin unter Schleiermacher und Hegel Theologie. 1828—32 wirkte er als Geistlicher in seinem Vaterland, habilitirte sich 1834 in Halle und wurde 1839 zum ordentlichen Professor daselbst ernannt. Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie, 5 Bde., 1834—51. Außerdem populäre Vorlesungen, nicht ohne Witz aber auch nicht frei von einer unangenehmen Ziererei. — Erdmann stellt sich auf die äußerste Rechte der Hegel'schen Schule. Er steht mit Leo und Tholuck in Verbindung und ist der entschiedenste Widersacher der Junghegelianer; allein sein Verhältniß zum Christenthum und zum conservativen Princip ist kein unbefangenes, man merkt die Reflexion heraus. — Hotho, geb. zu Berlin 1802, studirte daselbst anfangs die Rechte, später Philosophie. Frühe Kunstliebe, sowie verschiedene Reisen bestimmten ihn, die Kunstgeschichte zum Hauptstudium zu wählen. Er habilitirte sich 1827 in Berlin. Herausgeber der Hegel'schen Aesthetik, 1835. Gleichzeitig erschienen seine Vorstudien für Leben und Kunst. Von seiner Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei sind seit 1840 zwei Bände erschienen. — Hinrichs, geb. 1794 im Oldenburg'schen, studirte erst Theologie, dann zu Heidelberg 1814 unter Thibaut die Rechte, nebenbei Naturwissenschaften und Philosophie. Er trat seit 1818 zu Hegel in näheres Verhältniß, habilirte sich 1819 in Heidelberg und wurde 1822 als Professor nach Breslau, 1824 nach Halle berufen. Seine Schriften beziehen sich theils auf die Aesthetik (Faust, 1825, die antike Tragödie, 1827, Schiller's Dichtungen, 1837), theils auf die Politik, wo namentlich seine politischen Vorlesungen 1844 in den Regierungskreisen Anstoß erregten; sie sind wohlgemeint, aber der speculative Formalismus herrscht über die sachgemäße Darstellung vor.

historischen Materials, beweglich in seinem Urtheil, weil er nicht, wie die Wissenschaft soll, mit fest determinirten Kategorien, sondern mit flüssigen operirt, sodaß die Begriffe, wenn er sie zu fassen sucht, ihm unter den Händen entgleiten. Aber seine Arbeit ist nicht umsonst gewesen. Freilich wird für die Stufenleiter der Begriffe in der Logik niemand mehr in die Schranken treten; aber lassen wir diese taumelnde Kreisbewegung der Begriffe bei Seite, gebieten diesem schwindelnden Tanz der Horen einen Augenblick Halt, und untersuchen gründlich, wen wir eigentlich vor uns haben, so erkennen wir es sehr wohl heraus, und lernen bekannte Vorstellungen in einem neuen tieferen und in der Regel wahren Sinn begreifen. Hegel, der die Schätze aller frühern Philosophen in einem nach wunderlichen Rubriken geordneten Magazin aufspeicherte, war auch bei der Sammlung fortwährend thätig, er producirte, indem er nachbildete, und producirte einen bleibenden Kern, den man freilich erst mühsam aus der harten Schale herausschälen muß. Hegel's Methode, anscheinend constructiv und erhaltend, war in ihrem innersten Kern analytisch, denn sie machte die Begriffe flüssig und suchte durch Allseitigkeit der Gesichtspunkte jedem Existirenden gerecht zu werden. Wenn Hegel auch viel gebildeter war, als die griechischen Sophisten, so ging er doch insofern mit ihnen Hand in Hand, als er seinen Schülern Schnellfertigkeit in den Gesichtspunkten und Motiven beibrachte. Diese dialektische Gewandtheit wurde zuerst im Sinn des Meisters zur Rechtfertigung des Bestehenden angewandt; sobald aber die Zeit umschlug und die Bildung nicht mehr von den Demagogen, sondern von den Reactionärs bedroht wurde, wurde die Kunst der Dialektik nach der entgegengesetzten Seite hin benutzt. Hegel ist der letzte gewaltige Repräsentant einer großen Zeit, in dem sich energisch die ganze frühere poetische, religiöse und dialektische Bildung zusammenfaßt, und der insofern auch die neue Richtung des Lebens vermittelt; in der Geschichte der Wissenschaft kann er nur das Verdienst der Anregung, nicht des Abschlusses in Anspruch nehmen.

Eine Reaction konnte nicht ausbleiben. Für Naturen, welche scharfe Bestimmungen und einfache Consequenzen liebten, war es unmöglich, in dieser Wolkenschicht zwischen Himmel und Erde auszuhalten; sie wollten festen Boden unter den Füßen, und so stellten sie sich auf den festen Rechtsboden unsrer Kirche, auf die Symbole mit ihren scharf artikulirten Formeln.*) Das volksthümliche Bedürfniß wurde von theologischer Beschränktheit ausgebeutet, die, um die Massen mit Religion zu erfüllen, ein

*) Schwarz, Geschichte der neuesten Theologie.

recht derbes, volksthümliches Christenthum wieder aufzurichten versuchten. Die neue Orthodoxie ist so voll von Sündenbewußtsein und Sündengenuß wie der frühere Pietismus; sie hält andrerseits so hohe Stücke auf die Erhaltung der Symbole wie die alte Orthodoxie. Freilich ist sie gar nicht so altgläubig, wie sie gern sein möchte; sie ist vielmehr überall durchzogen von den Anschauungen und Gedanken der Gegenwart, angefressen vom Gift der Philosophie, welche sie bekämpft und verabscheut, deren Phrasen sie aber gegen den verschollenen Rationalismus mit großer Genugthuung anwendet. Alle classischen Producte der Kunst und Wissenschaft, an denen sich der deutsche Geist seit einem halben Jahrhundert erhoben, sollten in den Staub getreten werden. Die kirchliche Lehre von der Erbsünde wurde der Mittelpunkt des neuen Glaubens, die Lehre von der völligen Verderbniß der menschlichen Natur, von der völligen Verfinsterung der menschlichen Vernunft. Daher die Wiederaufnahme der mechanischen Inspirationslehre, die Vergötterung des Buchstabens, der Haß und die Proscription aller historischen Kritik. Der Mittelpunkt der Partei war seit 1827 Hengstenberg's Kirchenzeitung, die in ihrer Vertheidigung des Glaubens sich mit den oberflächlichsten Gründen der Zweckmäßigkeit und des gemeinen Parteiinteresses begnügte. Ihr ausgesprochner Zweck war die Ausrottung der Ketzerei um jeden Preis, nicht blos innerhalb der Theologie, sondern im Leben und in der Schule. Das Mittel waren fortgesetzte Denunciationen. Die Würze erhielten dieselben durch das Hereinziehn aller literarischen, socialen und politischen Fragen in den Bereich der Anklagen. Was irgend die öffentliche Stimmung beschäftigte, wurde ausgebeutet, die angstvollen Gemüther aus den Schrecken der Revolution in den Schafstall der alleinseligmachenden Kirche zu treiben. Hengstenberg hat sowenig Sinn für das Wirkliche, sowenig Verständniß für geschichtliche Entwickelung, daß er die Zeit der jüdischen oder christlichen Hierarchie, der römischen Kaiser oder des neunzehnten Jahrhunderts mit demselben Maße mißt. Er hat sich ein Schema gemacht, nach welchem er denkt, fühlt, liebt, haßt, verherrlicht oder verdammt. Er klammert sich an den Buchstaben und verketzert jede Regung des lebendigen Geistes als menschlichen Hochmuth, Philosophie oder Pantheismus. Hätte er in Athen zu den Richtern des Sokrates gehört, aus innerster Ueberzeugung würde er den Neuerer, der die althergebrachte Volksreligion zu erschüttern und eine neue geistige Macht zu lehren gewagt hatte, zum Giftbecher verdammt haben; ein Zeitgenosse Christi hätte er mit dem Hohenpriester und den Pharisäern das Todesurtheil über ihn ausgesprochen, der sich über das mosaische Gesetz zu stellen und sich einen Sohn Gottes zu nennen gewagt hatte; ein Zeitgenosse Luther's wäre er über die Anmaßung des Bettelmönchs empört gewesen, der das Recht des Lebens gegen den Tod, des Geistes gegen den

Buchstaben, der lebendigen Gegenwart gegen die todte Vergangenheit zu vertreten sich unterstanden. Er will die lutherische Kirche, und zwar genau so, wie sie sich im Katechismus und in der augsburgischen Bekenntnißschrift ausspricht, wiederherstellen, er ist aller Entwickelung so sehr feind, daß er die Reformatoren selbst schon an ihren eignen Buchstaben fesselt und dem lebenden Luther keine geistige Entfaltung, kein Wachsthum in der Schriftauslegung gestattet. Er verlangt von den Geistlichen nicht, daß sie eine durch den geistigen Standpunkt des Gemeindegliedes bedingte Seelsorge üben, er fordert Seelenleitung, die blos den Glaubensinhalt rectificirt, ohne Rücksicht auf die Beseligung des Gemüths. Er will ein mächtiges Kirchenthum, durch ein formulirtes Glaubensbekenntniß geregelt, durch Satzungen, wo möglich durch die Entscheidungen der Evangelischen Kirchenzeitung selbst zur Einheit zusammengeschlossen. — So ungesunde Erscheinungen sich aber an die Wiederaufnahme dieses naturfeindlichen Princips knüpfen, so war sie ein Zeugniß dafür, daß der Versuch unsrer Dichter und Philosophen, die classische Bildung mit dem christlichen Glauben zu versöhnen, nicht gelungen sei. Das ideale Bild, das sie vom Christenthum entwarfen, war geistvoll gedacht aber es war nicht historisch correct. Die Lehre von der vollständigen Verderbniß der Natur, wie sie von der neuen Rechtgläubigkeit mit einem krankhaften Behagen wiederaufgenommen wurde, gehört in der That der Geschichte an. Auch der Anklang, den die Schule fand, war zu begreifen. Die Noth hatte das Volk beten gelehrt, und man hatte empfunden und erkannt, daß eine Philosophie, die den Schmerz und den Tod ignorirt, über das Leben keine hinlängliche Aufklärung gibt. Aber wenn man untersuchen will, wie viel von jenen Ideen noch im Bewußtsein der Menschen lebe, so muß man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen. Die Zahl der Bekenner ist groß, aber die Zahl der Gläubigen, die im innersten Herzen und rückhaltslos empfinden, daß die Natur von Grund aus verderbt und böse sei und daß alles böse sei, was nicht der Natur widerspreche, dürfte nicht die gleiche Ausdehnung haben. Wo die classische Bildung eingedrungen ist, findet das naturfeindliche Princip keinen Boden. Der classischen Weltanschauung in all ihren Phasen galt die Natur als gut; die Aufgabe des Künstlers, des Gesetzgebers war nur, dem Zufall abzuhelfen und die Natur so zur Erscheinung zu bringen, wie es in ihrer Intention lag. Die mit sich selbst übereinstimmende sinnliche Natur war die Schönheit; die zur vollsten Entfaltung gekommene Kraft, die ihr eignes Maß an sich selbst trug, war die Tugend; das Gesetz und die Sitte sollte nicht den Naturtrieb in seinem Lebensmotiv ersticken, sondern nur das Uebermaß abschneiden, das sowol der individuellen Schönheit als der Harmonie des Allgemeinen widerstrebte. Was die Stimme der Natur in dem Herzen

der Menschen aussagt, war heilig; darum war der Cultus der Alten die Freude; sie flohen den Schmerz und scheuchten den Gedanken des Todes von sich. Wol erkannten sie Widersprüche in dem Leben der Menschen und in ihrem Willen an, aber sie glaubten an die Wahrheit der Natur, und ihre Frömmigkeit bestand darin, sich in das Walten der allgemeinen Mächte zu ergeben, wo sie ihnen nicht entfliehn konnten. Was das historische Christenthum als die schwerste Sünde auffaßt, den Trotz auf die eigne Gerechtigkeit und die Zufriedenheit mit sich selbst, galt im Heidenthum als einzige Tugend. Das ist ein harter Widerspruch, und er bezieht sich auf das Symbol unsers innersten Lebens. Die Anklage mehrerer neugläubigen Geistlichen gegen das ganze moderne Erziehungssystem, welches den Knaben vom zartesten Alter bis zum Schluß seiner Entwicklung in den heidnischen Vorstellungen der griechischen und römischen Schriftsteller aufwachsen läßt, ist wol zu begreifen. Freilich fühlt man auch innerhalb der Reaction das Bedürfniß der Bildung so lebhaft, daß diese Anklage wenig Eideshelfer gefunden hat. — Trotz aller Bemühungen einer reichen Literatur, das größte aller Wunder, die Erscheinung des Christenthums, dem Verstand begreiflich zu machen, stand am Schluß dieser Periode diese Erscheinung noch immer wie eine räthselhafte Sphinx dem Menschen gegenüber. Sie gering zu achten, oder gar zu leugnen, hatte Keiner mehr den Muth, aber die Bewunderung, die sie erregte, war mit Entsetzen gepaart. Es war vorauszusehn, daß der Kampf noch einmal, und zwar viel leidenschaftlicher ausbrechen würde. Zu früh hatte man den Weg des alten Kant verlassen, die Versöhnung der Gegensätze innerhalb des Gewissens zu vollziehn. Man hatte sich durch die Bildung in trügerische Sicherheit einwiegen lassen, und während des Streites war es schwer, jenen Weg wiederzufinden. Auf dem Boden des reinen Gedankens wird es schwierig sein eine Vermittlung zu finden; aber die Mächte des wirklichen Lebens, die Liebe und der Glaube, fragen nach keiner Metaphysik, und hier wird dem Idealismus noch einmal eine wichtige Aufgabe bleiben. Für die Griechen ist das Bild Gottes oder der Götter die Heiligung der Natur, wie sie in den zufälligen Individualitäten gegeben ist. Die moderne Orthodoxie betrachtet in dem Bilde Gottes den furchtbaren Gegensatz der menschlichen Natur, der dieser nur Schrecken, aber niemals Verständniß, niemals Liebe einflößen könne. Der in der doppelten Schule der Griechen und des Christenthums aufgewachsene Idealismus dagegen faßt die menschliche Natur als ein Ideal, ein strenges Ideal, welches der Wirklichkeit richtend gegenübersteht, und wenn er im Lärm der Parteien gegenwärtig zum Schweigen gebracht ist, so ist er doch zu tief in unsrer Entwicklung begründet, um sich nicht wiederum Geltung zu verschaffen. Es handelt sich hier nicht um den egoistischen Trieb momentaner Freiheit,

sondern um das ernste Gefühl der Nothwendigkeit, den sittlichen Zusammenhang unsrer Nachkommenschaft mit der Vorzeit festzuhalten. Nicht im Interesse des gegenwärtigen Geschlechts, sondern im Interesse unsrer Zukunft tritt man dem Kirchenregiment entgegen. Der alte Rationalismus mit seinen bequemen unbestimmten Formen verwischte die Gegensätze, der neue Supranaturalismus fordert sie heraus. Das Kirchenregiment hat seine Sache noch nicht gewonnen, wenn es alle Pfarren und Lehrerstellen mit Orthodoxen besetzt. Es möge sich in unsrer naturwissenschaftlichen Literatur umsehn, um die Festigkeit des Fundaments zu prüfen, auf dem es seinen Bau aufzurichten gedenkt. Lichtfreundliche Gemeinden kann man schließen, ketzerische Bücher kann man verbieten, aber was wird man mit einer Wissenschaft thun, die im schlimmsten Fall die Religion ganz ignorirt und um so eindringlicher auf die Ueberzeugung der Menschen wirkt? Das Gegengewicht gegen den Materialismus kann nur der Idealismus bilden, und wenn man diesem alle Thore verschließt, außer dem einen alleinseligmachenden, so wird sich seine Kraft allmählich auf Seite des Materialismus werfen, und dann dürfte das Spiel doch ein gefährliches sein. Die Aufgabe unsrer Zeit, die Wirklichkeit mit dem Licht der Idee zu durchdringen, wurzelt in der allgemeinen Ueberzeugung des Volks; keine äußere Maßregel wird sie hintertreiben.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt.

I. Die deutsche Literatur bis zu den Freiheitskriegen.

